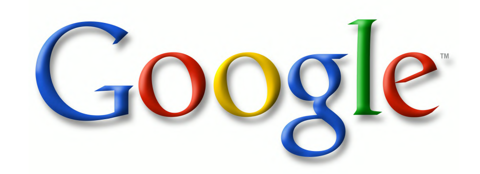
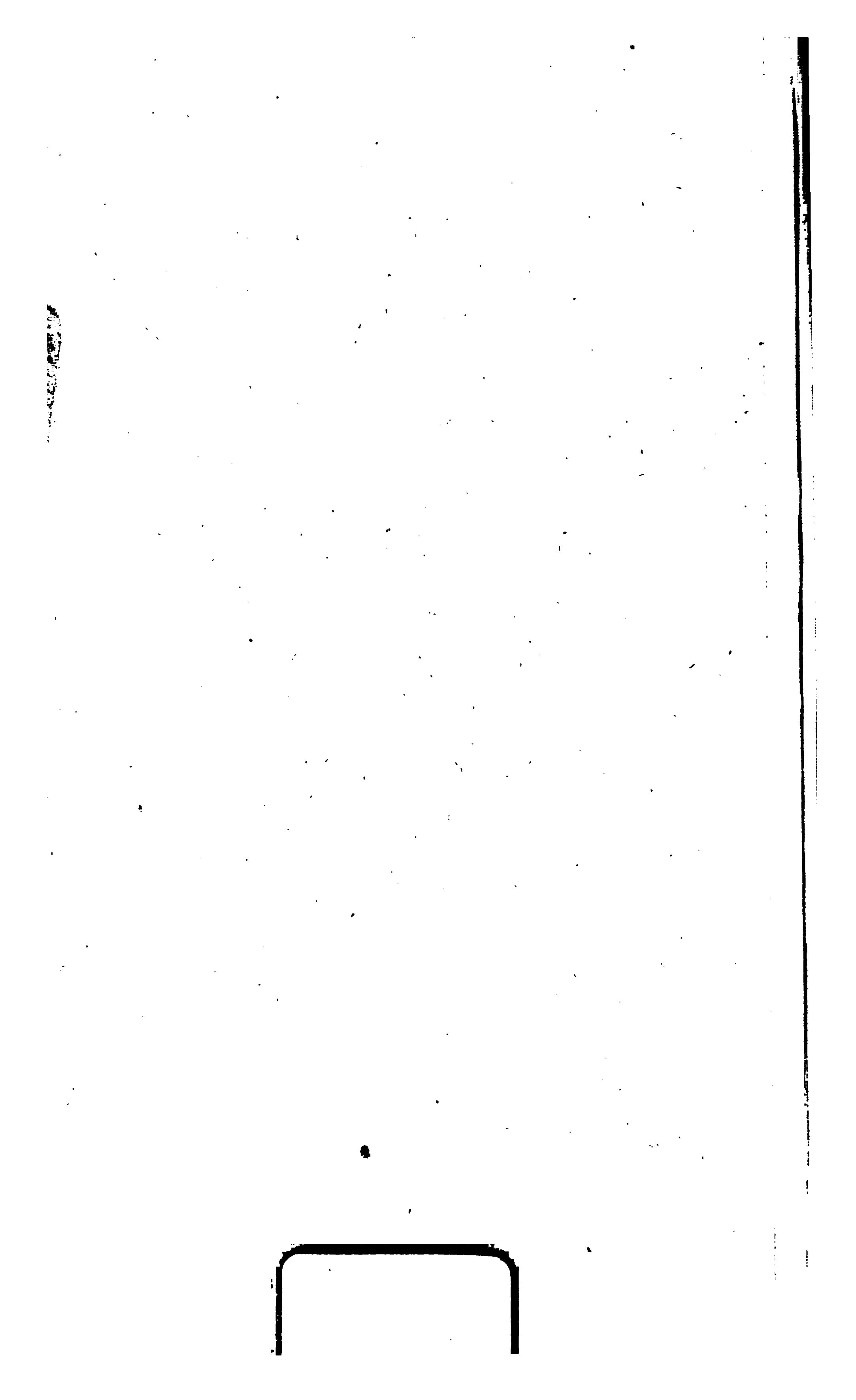
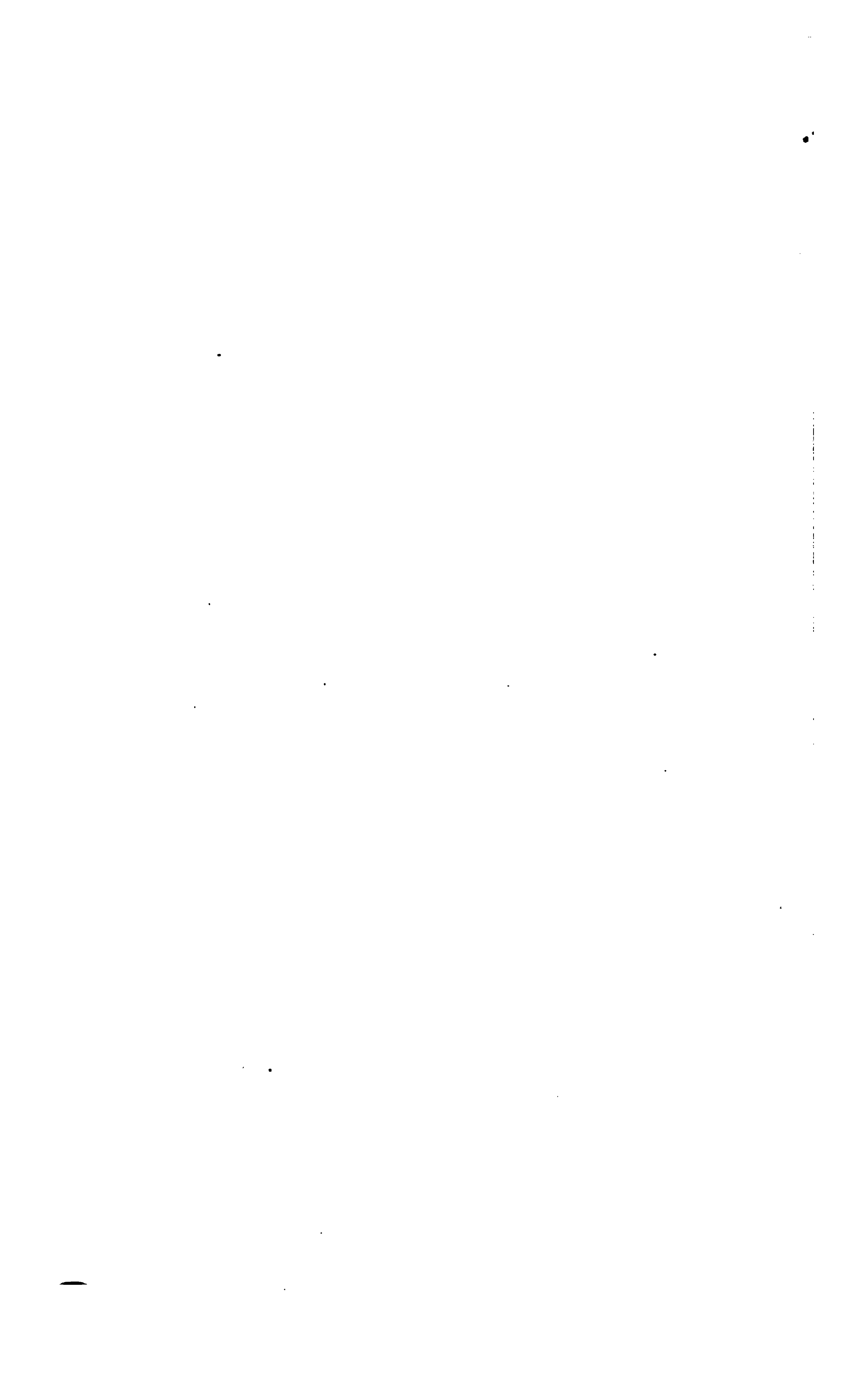
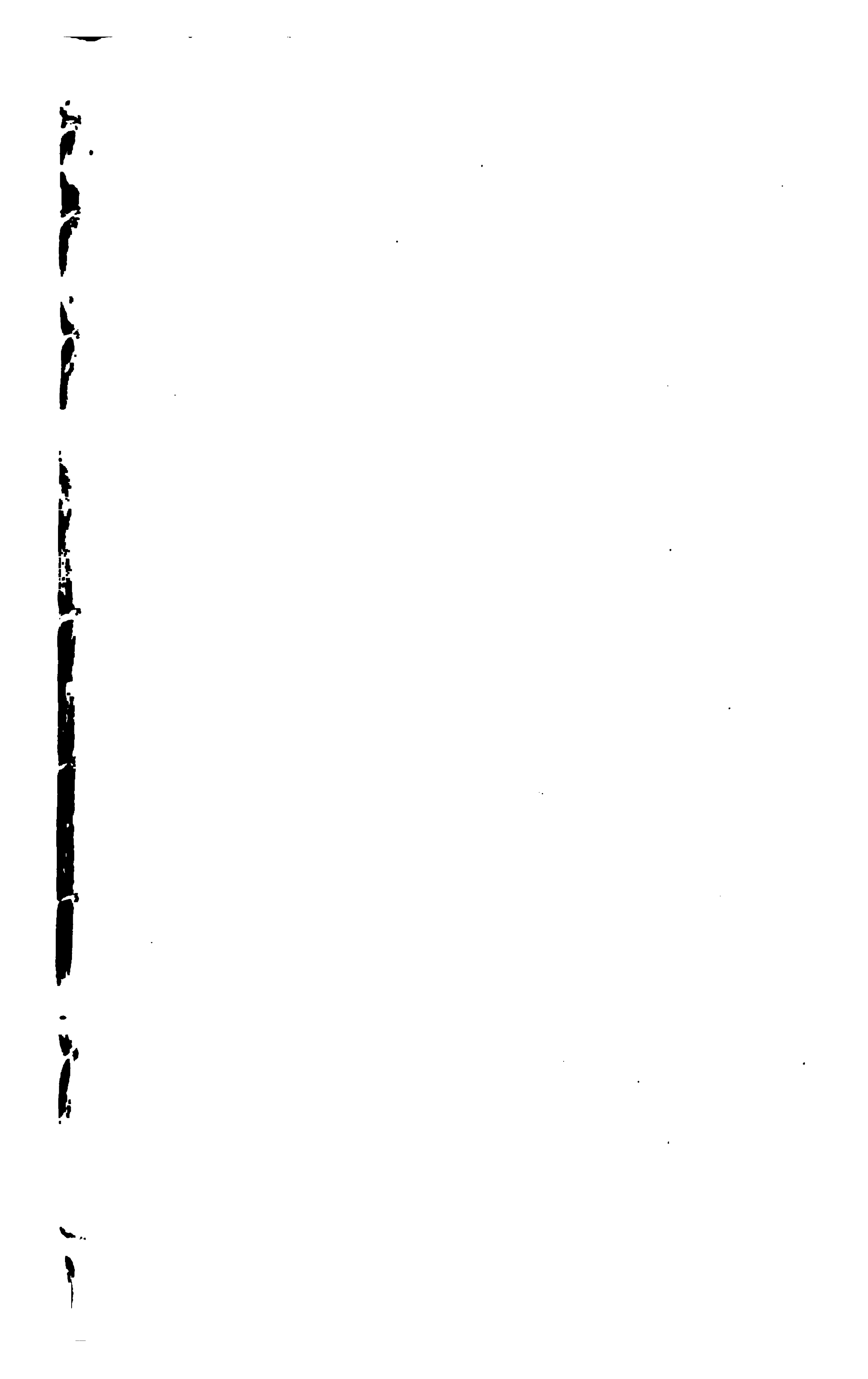














Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Winckell's Handbuch für Jäger

bearbeitet

von

J. J. von Tschudi.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Von

George Franz Dietrich aus dem Winckell.

Vierte Auflage,

bearbeitet und herausgegeben

von

Johann Jakob von Tschudi,

Dr. der Philosophie, Medicin und Chirurgie, Großcommandeur des kais. brasil. Ordens der Rose, Ritter des Rothen Adler-Ordens 3. Klasse, Mitglied der kais. Leopold. Carol. Akademie der Naturforscher, der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien und der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften in München corr. Mitgliede, corr. Ehrenmitglied der königl. geograph. Gesellschaft in London, der Gesellschaft für Erdkunde und der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin auswärtigem Mitgliede, 2c. 2c. 2c.

Mit 20 Thierbildern

und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

Zweiter Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Dritter Abschnitt.

iedere Jagd.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Vierzehntes Kapitel.

Küsten- und Uferlaufvögel.

Funfzehntes Kapitel.

Die Kibitze.

Seite

Sechzehntes Kapitel.

Die zur niedern Jagd gehörigen Reiher.

Siebzehntes Kapitel.

Die Knellen. Tringae *L.*

Achtzehntes Kapitel.

Die Wasserläufer. Totanus *Briss.*

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die wilden Enten. Anates.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Säger. Mergi *L.*

Dreißigstes Kapitel.

Die Seetaucher. Colymbi *L.*

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Erstes Kapitel.

Der Dachs. Meles taxus *Schreb.*

Zweites Kapitel.

Die Fischotter. Lutra vulgaris *Erxleben.*

Drittes Kapitel.

Die Sumpfotter. Foetorius lutreola *Keys. Blas.*

Viertes Kapitel.

Der Fuchs. Canis vulpes *L.*

Fünftes Kapitel.

Die wilde Katze. Felis catus ferus *L.*

Sechstes Kapitel.

Die Marder. Mustelae.

A. Der Steinmarder. Mustela foina *L.*

B. Der Baummarder. Mustela martes *L.*

Siebentes Kapitel.

Der Iltis. Foetorius putorius *Keys. Blas.*

Achtes Kapitel.

Die Wiesel. Foetorii.

Vierte Abtheilung.

Raubvögel.

Erstes Kapitel.

Die Geier. Vulturidae.

Zweites Kapitel.

Die Aasgeier. Neophron *Sav.*

Drittes Kapitel.

Der Bartgeier. Gypaëtos *Storr.*

Viertes Kapitel.

Die Adler. Aquilae.

Fünftes Kapitel.

Die Milanen. Milvus *Briss.*

Seite

Elftes Kapitel.

Die raben- und krähenartigen Vögel. Coraces.

Anhang.

Erstes Kapitel.

Das zur hohen und Mitteljagd gehörige Jagdzeug.

Zweites Kapitel.

Der Wild- oder Thiergarten.

Drittes Kapitel.

Das Schießgewehr und das Schießen.

1. Das Schießgewehr.

Seite

2. Das Schießen.

Viertes Kapitel.

Die am öftersten vorkommenden Krankheiten der Hunde und die dagegen anzuwendenden Mittel.

Verzeichniß der Abbildungen.

Thierbilder in Holzschnitt.



Dritter Abschnitt.

Niedere Jagd.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Vierzehntes Kapitel.

Die Küsten- und Uferlaufvögel.

§. 1. Diese Federwildarten gehören alle zu den Sumpfvögeln (Grallatores). In Deutschland sind sie nur Zugvögel. Hier kommen folgende Gruppen in Betracht:

A. Regenpfeifer.

§. 2. Der Gold-Regenpfeifer (Saatvogel, mittler Brachvogel, Charadrius pluvialis *L.*) [1]) wird in eben den Farbenkleidern, die wir in Europa an ihm kennen, auch in Asien und Amerika, selbst auf den Südsee-inseln angetroffen. Den Sommer bringt er in nördlichen Gegenden zu, wo er auch sein Geheck macht, den Winter in südlichen, und kommt dann besonders in Sardinien sehr häufig vor. Deutschland durchstreift er auf dem Herbst-zug vom September an bis zum November, in weniger oder mehr theils sehr zahlreichen Flügen, auf den großen Heiden um Offenbach (nach Meyer) zu Tausenden, gewöhnlich bei Nordostwind und 1—2 Grad Kälte, einfallend.

---

[1]) Meyer und Wolf, Taschenbuch, II, 318. v. Wildungen, Taschenbuch, 1809—12, S. 45. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 395; Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, Kap. 25. Temminck, Man. d'ornith., S. 324. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 589, §. 2 (Saatvogel). Alle im Verfolg dieses Kapitels vorkommende Federwildarten werden von den Jägern kleine Brachvögel genannt. W.

Bei gelindem Winter wird er, jedoch einzelner, bis in den Januar angetroffen. Süddeutschland besucht er auf dem Wiederzug, bei günstiger Witterung zuweilen schon im März, in der Regel aber zu Anfang des April, eilt jedoch dann, allerwärts nur kurze Zeit verweilend und in geringzähligen Flügen von höchstens 16—20 Stück, dem Sommeraufenthalt zu.

Beschreibung. Schnabel schwärzlich; Iris dunkelbraun; Füße dunkelaschgrau.

Winterkleid (vollkommenes, nach überstandener Herbstmauser): Scheitel, ganzer Oberkörper nebst Flügel- und Schwanzdeckfedern rußschwarz, mit großen, auf den Federbarträndern vertheilten, goldgelben Flecken; Kopfseiten, Vorderhals und Brust aschfarbig, braun und gelblich gefleckt; übrige Untertheile nebst Kehle weiß; Schwungfedern schwarz, mit an der Spitze weißen Schäften. Männchen und Weibchen nicht wesentlich unterschieden. Länge $10^3/_4$—11″.

Junge des Jahres an den Obertheilen schwarzgrau, graugelb gefleckt.

Sommerkleid (vollkommenes, hochzeitliches, im Frühling): Obere Theile tiefschwarz, alle Federbarträander mit kleinen goldgelben, sehr lebhaften Flecken; an der Stirn und über den Augen rein weiß; am Seitenhalse große schwarze und gelbe Flecken wechselnd; Kehle, Vorderhals und ganzer Unterleib schwarz. In der Frühlingsmauser bei alten und jungen Vögeln, nach derselben nur bei letztern am Unterleib die schwarzen Federn mit weißen untermengt, und dies ist Ch. apricarius *Gmel.*, *L.*

Wie alle mit Lauffüßen versehene Vögel bewegt sich auch der Gold-Regenpfeifer im Lauf sehr schnell. Sein Flug ist ziemlich rasch, aber regelmäßig.

Er äuget, vernimmt und windet außerordentlich scharf. Mit so glücklich organisirten Sinneswerkzeugen ausgestattet, gewahrt er alles, was in bedeutender Ferne um ihn her vorgeht und sich bewegt; daher wol seine Scheu vor dem Menschen, die er im Herbst nie, im Frühling selten und nur dann je zuweilen verleugnet, wenn er mit wenigen seinesgleichen vergesellschaftet in einer Saatfurche, wahrscheinlich von einer kurz vorher gemachten Reise aufs höchste ermüdet, sorgloser als sonst der Ruhe pflegt. In diesem Fall, welcher vorzüglich dann sich ereignet, wenn an einem schönen Morgen die Sonne warm und mild den Ort bescheint, wo der Flug dicht gedrängt beisammenliegt, bedarf es keiner weitern Vorsichtsmaßregel von seiten des Jägers, als daß er nicht gerade in der Furche, wo er die geschlossene Gesellschaft von fern erblickt, gerade darauf zugeht, sondern in ununterbrochenem, nach und nach verengertem Kreisgang, bis auf gehörige Flintenschußweite (35—40 Schritt) sich nähert, dann unter dem Winde und schußfertig in der Furche stehen bleibt. Zaudert er hier nicht allzu lange

so wird es ihm öfters glücken, sechs bis acht Stück auf einen Schuß im Sitzen zu erlegen. Führt er eine Doppelflinte mit Schrot Nr. 4 geladen, so gibt die allen Vögelarten dieser Gattung eigene Anhänglichkeit der einzelnen Individuen eines Flugs aneinander Gelegenheit, von den unverletzt gebliebenen, ängstlich in der Nähe der erlegten herumflatternden Vögeln einen, zufällig auch wol zwei noch zu schießen.

Soviel bisjetzt bekannt, macht der Gold-Regenpfeifer nirgends in Deutschland, selbst im nördlichsten nicht, sein Geheck, wol aber in England, meistentheils jedoch im höhern Norden.

Dieser in unsern Gegenden auf dem Zug und Wiederzug in feuchten Saatackerfurchen, auf etwas sumpfigen Heiden und an wüsten, vom stehenden Wasser nicht weit entfernten Orten zu suchende Vogel soll (nach Bechstein) da, wo er den Sommer zubringt und sein Geheck macht, unbebaute, sandige, unfruchtbare Hügel zu seinem Aufenthalt wählen, daselbst das Weibchen eine Vertiefung in den Boden scharren, in dieselbe drei bis fünf längliche, stark zugespitzte, graulich-olivengrüne, mit schwärzlichen Flecken besäete Eier legen und sie binnen drei Wochen ausbrüten.

Die Aesung der Gold-Regenpfeifer besteht, nach der Angabe der meisten Ornithologen, mit welcher des Verfassers neuere, eigene und öftere Wahrnehmungen übereinstimmen, einzig in Würmern, kleinen Schnecken, Insekten und deren Larven; nach Bechstein hat man aber auch im Frühling und Herbst in dem Magen grüne Saat und Kieselsteinchen gefunden. [1])

Den Laut bezeichnet Bechstein durch Tia. Er besteht in einem, gegen Abend und wenn der Vogel fliegt, oft, bei bevorstehendem Unwetter fast unaufhörlich, höchst kreischend ertönenden, anfänglich in höherm Ton lang gezogenen, am Schlusse bedeutend herunterfallenden und hiermit schnell abbrechenden Pfeifen. So könnte man diesen Regenpfeifer Schreihals heißen — mit ebenso vielem Recht, als Temminck den lerchengrauen Steinwälzer auf lateinisch Oedicnemus crepitans, auf französisch Oedicnème criard benennt; denn jener steht diesem im Geschrei nicht im mindesten nach.

Zum Vergnügen wird ihn, eben dieses unleidlichen Geschreies wegen, auch der erklärteste Vogelliebhaber im Zimmer wol schwerlich erhalten; dem Jäger aber, welcher Gelegenheit hat, den Brachvogelherd zu stellen, und Zeit, denselben fleißig (d. h. mit Erfolg) zu besorgen, ist der Gold-Regenpfeifer als Lockvogel unentbehrlich. Naumann schreibt für ihn, wie für

---

1) In der ersten Auflage wurde, ohne davon durch Erfahrung überzeugt zu sein, mit Unrecht gesagt, der Gold-Regenpfeifer nehme im Frühling und Herbst einzig grüne Saat und junge Grasspitzen an. W.

den lerchengrauen Steinwälzer und für alle übrige in diesem Kapitel vorkommende Vögel, folgendes Universalfutter vor: Milch, gequellte Semmel und Grütze (Heidemehl) zu gleichen Theilen gemischt; doch müssen, bis die Vögel dieses Futter anzunehmen gewohnt sind, Regen- und Mehlwürmer, nebst kleinwürfelig geschnittenem, gekochtem Fleisch beigemengt werden.

Das Wildpret des Gold-Regenpfeifers kann der Verfasser aus Erfahrung als zu dem leckersten und feinsten gehörig empfehlen. Das Gescheide pflegt man bei dieser und bei allen folgenden Arten so wenig wie bei den Schnepfen auszuziehen.

§. 3. Der Mornell-Regenpfeifer (Eudromias morinellus *Boje*, Morinell, Possenreißer, dummer Regenpfeifer)[1]) bringt den Sommer am häufigsten im nördlichen Asien, geringerntheils in den mitternächtlichsten Gegenden von Europa zu. Dort macht er auch sein Geheck. Gegen Ende des Monats August und im September besucht er auf dem Herbstzug, in starkzähligen Flügen, mehrere Gegenden Deutschlands, ziemlich häufig das Anhaltische und das Angrenzende des Herzogthums Sachsen, seltener und später die Rhein- und Maingegenden, bringt den Winter in mittäglichen Ländern, z. B. in Italien, im Archipelagus und in der Levante zu, und durchstreift auf dem Frühlingszug, mehr vereinzelt und eilig, Deutschland wieder.

Beschreibung. Schnabel hornfarbig schwarz; Augenstern braun; Füße graugrünlich.

Winterkleid: Scheitel und Hinterkopf schwärzlichgrau; über den Augen ein breiter, weißgelbbräunlicher, im Nacken zusammenlaufender Streifen; Gesicht weiß, schwarz punktirt; Oberkörper schwarzgrau, grünlich überflogen, alle Federn rostfarbig eingefaßt; Brust und Flanken graubräunlich, erstere mit einem breiten, weißen Band; Unterleib weiß; erste Schwungfeder mit bis gegen die Spitze weißem Schafte; Schwanz am Ende weiß. Länge $8^3/_4$—9″.

An Jungen die Grundfarben mehr aschgrau; der Scheitel rostbraun, mit schwärzlichen Längsflecken; die rostfarbige Einfassung der Federn weniger lebhaft; Unterleib rostgelb, weiß gefleckt; Schwanz am Ende rostgelb.

Sommerkleid: Gesicht und Streifen über den Augen reinweiß; Scheitel und Hinterkopf schwärzlich; Genick und Seitenhals aschfarbig; Gefieder am Oberrücken und an den Flügeldeckfedern dunkelrostfarbig eingefaßt; Brust mit geradem braunen Band, darunter ein breites, weißes, etwas gebogtes;

1) Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 406; Taschenbuch, II, 322, Nr. 3. Meyer, Taschenbuch, II, 320, Nr. 3. Temminck, Man. d'ornith., S. 326. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 541, §. 3.

Vorderbauch und Seiten lebhaft rostfarbig; Bauchmitte tiefschwarz; After braunröthlichweiß (*sehr altes Männchen*).

Am *Weibchen* das Rostfarbige an den Flanken oft mit Aschgrau überflogen; der schwarze Fleck am Bauch undeutlich, oder mit weißen Federn durchsprengt.

In Hinsicht der Sinnenorganisation und der Beweglichkeit im Lauf und Flug hat der Morinell mit dem Gold-Regenpfeifer alles gemein. Scheu gegen den Menschen äußert er nicht nur nicht, sondern sucht vielmehr, wie es scheint, dessen Nähe.

Auf eine auszeichnende und für den Beobachter belustigende Weise soll dieser Vogel einen hohen Grad von Nachäffungstrieb und Neugier zu Tage legen. Aus Erfahrung kann darüber der Verfasser nicht sprechen; auch erwähnt weder Meyer noch Temminck etwas davon. Andere höchst achtbare Schriftsteller erzählen von ihm: er bestrebe sich, jede körperliche Bewegung des annähernden Menschen auf *seine* Weise nachzumachen. Erhebe der Mensch einen Arm, so lüfte der Vogel einen Flügel; gehe jener einige Schritte seitwärts, so thue dieser dasselbe und zwar recht pathetisch; gewahre er einen Jäger mit der Aufstellung des Brachvogelherdes beschäftigt, so fliege er unbesorgt näher hinzu, sehe komisch sich geberdend der Arbeit zu, laufe nach Beendigung derselben, um von dem was geschehen näher sich zu unterrichten, ohne alle Furcht, gerade über die zurückgeschlagenen Wände hin, und könne dann ohne weitere Vorsichtsanwendung gedeckt werden, was indessen fabelhaft klingt.

Soviel ist gewiß, großer Behutsamkeit bedarf es für den Jäger bei der Annäherung selbst an einen beisammenliegenden Morinellflug bis auf Flintenschußweite nicht. Wird ein einzeln sitzender Vogel erlegt, so eilen alle in der Nachbarschaft befindliche Kameraden hinzu und bleiben, verwundert oder leidtragend, in einen dichten Haufen zusammengedrängt, an Ort und Stelle, bis die durch einen zweiten Schuß nicht getödteten endlich doch bemerken, daß nur in der Flucht Rettung sei.

Der Laut des Morinells ähnelt dem des Gold-Regenpfeifers, nur sind dessen pfeifende Töne weniger kreischend und höher; der höchste ist länger gezogen, der tiefere Schlußton weniger sinkend. Auch vernimmt man diesen Laut weniger häufig als beim Goldregenpfeifer.

Ueber den Betrieb des Fortpflanzungsgeschäfts ist bisjetzt nur soviel bekannt, daß der Morinell im Sommer sumpfige Gegenden des nördlichen Rußlands bewohne. Dort also mag er auch wol sein Geheck machen.

Bei uns wird diese Regenpfeiferart im September und im April auf Sturz- und Brachäckern, feuchten Lehden und Hutungen, auch (nach Bechstein) in Weinbergen angetroffen. Ihr Geäse besteht aus Würmern, Raupen, Insekten und deren Larven.

Ihr Wildbret übertrifft das des Gold-Regenpfeifers noch an Zartheit. [1]

§. 4. Der Halsband-Regenpfeifer (buntschnäbeliger Regenpfeifer, Strandpfeifer, Aegialites hiaticula *Boje*)[2]), wird in den meisten europäischen Ländern, in den nördlichen Theilen von Asien und Amerika, auch nach der Versicherung mehrerer Reisenden auf einigen Südseeinseln gefunden. Als Zugvogel kommt er, in geringzähligen Flügen von sechs bis zwölf Stück, zuweilen schon mit Ende des Monats März, gewöhnlich aber im April nach Deutschland. Verspätete bleiben auch mitunter den Sommer und machen ihr Geheck bei uns. Gewöhnlich bringt jedoch auch diese Regenpfeiferart den Sommer in nördlichen Gegenden zu und heckt dort. Der Herbstzug beginnt hier zu Lande gegen das Ende des August und dauert bis gegen das Ende des October. Dann verläßt uns dieser Vogel ganz und überwintert in wärmern Ländern, wol schon im südlichen Frankreich und in Italien, wo er (nach Temminck) sehr gemein sein soll.

Die Beschreibung des Halsband-Regenpfeifers, der allerdings (nach Bechstein's Taschenbuch, S. 577) besser buntschnäbeliger Regenpfeifer heißen möchte, ist folgende: Schnabel an der Spitze schwarz, sonst, wie der nackte Augenliderrand und die Füße, orangegelb; Augenstern nußbraun; Stirnband, Gegend zwischen Schnabel und Auge, ein über den Augen hin bis in den Nacken sich ziehender, breiter Kranz, auf der Brust eine breite Binde, deren Enden im Genick sich vereinigen, dies alles tiefschwarz; ein zweites breiteres, weißes Stirnband unter dem schwarzen sich ausdehnend; Kehle, Halsband und Unterbrust, Bauch, Seiten, After und Schenkel rein weiß; Hinterkopf und alle nicht bekränzte und bebänderte, oberwärtsgekehrte Körpertheile aschgraubraun; äußerste Steuerfeder weiß, die folgenden, bis auf die zwei mittelsten, in der Mitte mit dunkelbraunem Fleck, sonst weiß; alle Schwungfederschäfte gegen die Spitze hin reinweiß, auf den innern Schwungfedern ein weißer Fleck. Länge 7″ (Männchen).

Am Weibchen der Kopf schmäler, schwarz bekränzt, die Brustbinde schwarzbraun.

Inwiefern zwischen dem Sommer- und Winterkleid ein Unterschied bemerkbar sei, darüber hat sogar Temminck nichts gesagt. Dem Verfasser ist dieser Vogel nur einmal, im September, in die Hände gefallen. Er war so gezeichnet, wie a. a. O. Junge vor der ersten Mauser beschrieben werden.

Die von Temminck entlehnte Beschreibung der Alten beiderlei Geschlechts

---

1) Der Thl. 2, S. 544, §. 4, der ersten Auflage dieses Handbuchs beschriebene Kildihr (schreiende Regenpfeifer, Charadrius vociferus *L.*) findet diesmal keine Stelle, da ihn Meyer nicht unter den deutschen und Temminck nicht einmal unter den europäischen Vögeln aufführt. W.

2) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 26; Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 414; Taschenbuch, S. 323 und 577. Meyer, Taschenbuch, II, 322, Nr. 4. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 545, §. 5. W.

scheint vom hochzeitlichen oder Sommerkleid hergenommen, das Winterkleid noch nicht bekannt zu sein.

Der buntschnäbelige Regenpfeifer fliegt schnell und ruckweise; sein Lauf ist rasch; im Sitzen schnippt er wie die Bachstelze öfters mit dem Schwänzchen. Er ist sehr scheu. Der Laut, welchen der Verfasser im Herbst von ihm vernahm, war hoch und eintönig pfeifend, nicht gar lang gezogen und wurde oft wiederholt. Bechstein sagt, er klinge wie Küh, küh! und wechsele in der Paarzeit mit Thüll, thüll! ab.

Das Weibchen legt gegen das Ende des Monats Mai oder zu Anfang des Juni an sandigen Seeküsten oder Stromufern — gern auf kleinen Inseln — zwischen Muschelwerk oder in den nackten Sand, oder zwischen mit Grashalmen spärlich verwachsenem Kies drei bis vier, selten fünf Eier. Diese haben fast die Größe der Wachteleier und sind auf gelblichem Grund mit vielen schwarzen Strichen und Punkten gezeichnet, die am stumpfern Ende sich ineinander verlaufen. Die Brütezeit soll fast drei Wochen dauern, wie man (nach Bechstein) an der Ost- und Nordsee öfters, auch an der Werra bemerkt haben will.

Wie es bei allen Vögeln der Fall ist, die nicht in eigentlichen Nestern unterkommen, laufen auch die Jungen dieser Art ohne Zweifel sehr bald der Mutter nach. Sie sollen (nach Bechstein) vor andern Regenpfeifern das eigene haben, daß sie, wahrscheinlich zur Sicherung gegen Ueberfälle vom Iltis und von der Wasserratte, auf Klippen und andere erhabene Stellen am Ufer sich setzen und dahin von den Alten das Futter sich zutragen lassen.

In unsern Gegenden liegt der alte buntschnäbelige Regenpfeifer meist den ganzen Tag unter hohen, überhängenden, ausgewaschenen Ufern der Flüsse und Seen. Nur in der Morgen- und Abenddämmerung besucht er der Aesung, welche aus Würmern, kleinen Insekten und deren Larven besteht, und der Tränke wegen, seicht ins Wasser verlaufende Stellen der Sandheger.

Sein Wildbret hat einen schnepfenartigen Geschmack und gehört deshalb zu den Leckerbissen.

§. 5. Der weißstirnige Regenpfeifer (Aegialites cantianicus *Boje*, dunkelbrüstiger Regenpfeifer, Regenpfeifer mit unterbrochenem Halsband)[1]) kommt sehr häufig in Holland und England vor. Deutschland besucht er auf dem Zug im Frühling weniger häufig als im Herbst, den südlichsten Theil desselben überhaupt nur selten und zufällig.

---

1) Charadrius albifrons: Meyer, Taschenbuch, II, 323, Nr. 5. Charadrius littoralis: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, IV, 430, Tafel 23, Figur 1 und 2; Taschenbuch, III, 578, Nr. 5. Charadrius cantianus: Latham, Gen. synops. supl., S. 316, Nr. 3. Pluvier à collier interrompu: Temminck, Man. d'ornith., S. 331. W.

Meyer hat ihn im August 1806 ziemlich häufig am Mainufer angetroffen. Sein Geheck soll er (nach Bechstein und Meyer) in Ungarn an den Ufern mehrerer Seen machen; bei uns nicht.

Beschreibung. Schnabel schwarz; Augenstern nußbraun; Füße dunkelbleifarbig; Stirn, breite Augenbrauen, ein Band im Nacken und alle unterwärtsgekehrte Körpertheile rein weiß; Raum zwischen Schnabel und Auge, ein großer dreieckiger Fleck auf dem Kopf, ein großer Fleck an jeder Seite der Brust tief schwarz; ein großer, schwarzgrauer Fleck hinter dem Auge; Scheitel und Genick sehr hellrostfarbig; weitere Theile des Oberkörpers aschgraubraun; alle Schwungfedern mit weißen Schäften; zwei äußere Steuerfedern weiß, die dritte weißlich, die übrigen braun. Länge $6^1/_2$" (Männchen).

Am Weibchen der dreieckige Fleck auf dem Kopf fehlend; Raum zwischen Schnabel und Auge und Fleck hinter dem Auge braungrau; das Rostfarbige am Kopf und Nacken mit grauem Anflug.

An den Jungen vor der Mauser nichts Schwarzes; Stirn, Augenbrauen und Nackenband nur weißlich angedeutet; großer brauner Fleck an den Seiten der Brust hellbraun angedeutet; alles Gefieder am Oberkörper braungrau, hellaschfarbig gerändert.

Er ist sehr scheu und sein Flug schnell. Das Weibchen macht sein Gelege an flachen sandigen Ufern in kleine Vertiefungen oder zwischen Muschelwerk. Es besteht aus drei bis fünf Eiern, welche auf olivenfarbengelblichem Grund mit großen und kleinen schwarzbraunen Flecken unregelmäßig besetzt sind.

Die Aesung beschränkt sich auf Wasserinsekten und deren Larven und auf kleines Gewürm.

Von der Feinheit und Leckerheit des Wildbrets kann der Verfasser aus Erfahrung nicht urtheilen.

§. 6. Der kleine Regenpfeifer (Aegialites curonicus *Bes.*, schwarzbindige Regenpfeifer) [1]) bringt den Winter in mittäglichen Gegenden zu, kommt im April und Mai fast an alle Flüsse Deutschlands, und zieht im August und September, nachdem er sein Geheck gemacht hat und die Jungen flugbar geworden sind, wieder fort. Er gehört bei uns nicht zu den seltenen Vögeln.

Beschreibung. Schnabel schwarz; Augenstern dunkelbraun; Augenliderrand hochcitronengelb; Füße bräunlich-fleischfarben. Sehr schmale, schwarze Binde an der Stirn, unter derselben eine breitere weiße; Gegend zwischen

---

1) Charadrius minor: Meyer, Taschenbuch, II, 324, Nr. 6. Charadrius curonicus: Gmelin, Syst. Linn., I, 692, sp. 29. Charadrius fluviatilis: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 422; Taschenbuch, III, 579, Nr. 6. Petit pluvier à collier: Temminck, Man. d'ornith., S. 330. B.

Schnabel und Auge, breiter Streifen über den Augen in senkrechter Linie durch dieselben herabwallend, unten verlaufend; breite Binde auf der Brust, deren Enden im Nacken zusammenstoßen, tiefschwarz; Kehle, Halsband, Unterbrust und übrige untere Theile weiß; Hinterkopf, Unterhals und alle übrige oberwärtsgekehrte Körpertheile braungrau; zwei äußerste Schwanzfedern weiß, mit rautenförmigem dunkelbraunen Fleck an der innern Fahne, dritte zum Theil weiß, übrige, die zwei mittelsten ausgenommen, mit weißer Spitze; erste Schwungfeder allein mit weißem Schaft. Länge 5″ 8—10‴ (Männchen).

Am Weibchen die Stirnbinde schmaler; der schwarze Streifen über den Augen weniger hervorstechend.

Im Naturell ist er der vorhergehenden Art gleich. Er hält sich lieber an flachen sandigen, mit etwas Gras bewachsenen Ufern der Flüsse, Seen und Teiche auf, als am Gestade des Meeres; dort macht er auch sein Geheck, und zwar in den Maingegenden (nach Meyer) häufig auf eben die Weise, wie der weißstirnige Regenpfeifer. Das Weibchen legt drei bis fünf längliche Eier, die auf etwas gelblichweißem Grund mit undeutlichen aschfarbenen Flecken und vielen tiefbraunen Punkten und Strichelchen gezeichnet sind.

Auch in Rücksicht der Aesung hat die gegenwärtige Art mit der vorhergehenden alles gemein. Das Wildbret ist womöglich noch zarter und leckerer.

B. Sanderling.[1])

§. 7. Der graue Sanderling (Callidris arenaria *Ill.*; Arenaria calidris *Meyeri*[2]); Arenaria vulgaris *Bechst.* et *Temm.*[3]); Tringa arenaria *Gm.*, *Linn.* et *Leisleri*[4]); Arenaria grisea *Bechst.*)[5]), der unter dem deutschen Namen Sandläufer, auch Sonderling, im nördlichen Deutschland, welches er auf dem Herbstzug in Menge durchstreift, bekannt genug ist, charakterisirt sich folgendermaßen: Schnabel und Füße schwärzlich, Augenstern braun.

Federkleid des Männchens und des Weibchens nach der Herbstmauser und im Winter: Alle obere Theile nebst den Seiten des Halses aschgrauweißlich, auf dem Mittelpunkt jeder Feder ein kleiner, etwas

---

1) Obige deutsche Benennung des hierhergehörigen Vogels, wie die von Temminck ihm beigelegte französische: Variable, führt er deshalb, weil sein Gefieder, sowol dem Geschlecht als dem Alter nach, nicht weniger bei der alljährlich zweimaligen Mauser, wesentlichern Abänderungen unterliegt, als dies bei andern Ufer-, Sumpf- und Schwimmvögeln — mit Ausschluß der Tringa subarquata, der Tringa variabilis und der Tringa canutus — der Fall ist. W.

2) Meyer, Taschenbuch der Vögelkunde, II, 326.

3) Bechstein, Ornithologisches Taschenbuch, II, 462 a). Temminck, Man. d'ornith., S. 334.

4) Gmelin, Syst. Linn., I, 680, sp. 16. Leisler, Nachtrag zu Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, Heft 1, S. 30 fg.

5) Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 368.

dunklerer Strich; Gesicht, Kehle, Vorderhals und alle untere Theile reinweiß; Mittelgelenk und Rand am Flügel, ingleichen die Schwungfedern schwarz, Ursprung und Schäfte der letztern reinweiß; Flügeldeckfedern weiß gerandet; Steuerfedern aschgrau, weiß eingefaßt. Länge $7^1/_4$″.

C. Strandreiter.

§. 8. Dieser schon von Plinius als Himantopus [1]) beschriebene Vogel ist in Deutschland immer nur selten und vereinzelt. Er wird auch Strandreiter, Stelzenvogel, Riemenfuß genannt und bildet eine eigene Gattung (Hypsibates himantopus *Nitzsch.*) unter den Sumpfvögeln.

Beschreibung. Schnabel schwarz; Augenstern karmoisinroth; Füße blutroth; Stirn und ganzer Unterkörper weiß, an Brust und Bauch ins Röthliche fallend; Hinterkopf und Nacken schwarz oder schwärzlich mit weißen Flecken — bei sehr Alten ersterer zuweilen, letzterer öfters ganz weiß; Oberrücken und Flügel schwarz mit grünlichem Schiller; Schwanz aschgrau. Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 1′ 2″, bis an die Nägel beinahe 1′ 7″ (altes Männchen).

Am kleinern Weibchen fällt das Schwarze des Oberrückens und der Flügel mehr ins Braune, der grünliche Schiller fehlt.

Die gleichfalls kleinern Jungen haben orangefarbige Füße mit unförmlich dicken Knien, gelbbraunen Augenstern; Rücken und Flügeldeckfedern lichtbraun, mit weißlichen Federsäumen; Scheitel, Hinterkopf und Oberhals grauschwärzlich, mit weißlichen Federrändern.

Sein Geheck macht er in Ungarn am Neusiedlersee, an der Donau, am Kaspischen Meer, in Nordafrika; auch in Amerika kommt er vor.

Sein Locklaut besteht nach Naumann in einem heisern Gacksen und hellen Pfeifen. Nach den Angaben Naumann's, Bechstein's und anderer achtungswerther Schriftsteller läuft der Stelzenvogel sehr schnell. Was die von den meisten Schriftstellern als außerordentlich beschriebene Scheu desselben anbelangt, so kann darüber der Verfasser aus Erfahrung nicht urtheilen. Deshalb führt er an, daß, nach Naumann, dieser Vogel allerdings schüchtern sei, doch nicht so sehr, daß man ihm unter gehöriger Vorsicht bis auf ziemliche Schußweite nicht sollte ankommen können.

Der nämliche Schriftsteller sagt ferner, sein Wildbret sei zwar wohlschmeckend, im Frühling jedoch mager und zähe; nach Fischer hingegen

---

1) Meyer, Taschenbuch, II, 315. **Himantopus vulgaris:** Bechstein, Taschenbuch, S. 325, Nr. 1. **Himantopus rufipes:** Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 440, Nr. 1, Tafel 25, Figur 1. **Charadrius himantopus:** Gmelin, Syst. Linn., I, 690, Nr. 11; Meisner und Schinz, Vögel der Schweiz, S. 171; Naumann's Vögel, III, S. 52, Tafel 12, Figur 12; Sylvan v. Laurop und Fischer (1819), S. 77, Tafel V; Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 554. W.

sollen die Wiener, welche sonst wol wissen, was zu den Leckerbissen gehört, dieselbe sehr schätzen, und die in Wien öfters zu Markt gebrachten Stelzenvögel gesucht und gut bezahlt werden.

D. Austernfischer (Lyv, Meerelster).

§. 9. Auch hier kommt für uns wieder nur eine Art in Betracht, nämlich der rothfüßige Austernfischer, auch Austernmann, Mondheister, Seeschnepfe genannt (geschäckter Lyv, geschäckte Meerelster, Haematopus ostralegus *L.*). [1] Er bewohnt fast alle Meeresküsten von Europa, sehr häufig die Inseln der Nord- und Ostsee. An der Flutmark wird er zu Hunderten angetroffen. Auch den Winter soll er an unseren Küsten zubringen. Im Frühling und Herbst besucht er auf dem Zug einzeln die Ufer des Rhein, Main und anderer deutschen Flüsse und Seen. An den mittäglichen Küsten wird er am spärlichsten wahrgenommen.



Austernfischer.

Am 2. September 1810 wurde bei Offenbach ein junger Vogel dieser Art geschossen, welchen Meyer in den Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 2, Heft 2, S. 351, folgendermaßen beschreibt:

„Länge 15½″ pariser Maß, Breite 30″, Gewicht ¾ Pfund. Der Schnabel an der Wurzel orangegelb, in der Mitte grüngelb, an der Spitze dunkeloliven; der Augenstern braun, der Augenliderrand schmuzigorangen; die Füße röthlichgrau, die Schienbeine hellgrau; unter dem Auge ein ganz weißes Fleckchen; an der Wurzel des Unterschnabels ein weißer Flecken; an der Kehle ein schmuzigweißer, halbmondförmiger Querflecken, welcher mit

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 694, sp. 1. Bechstein, Taschenbuch, II, 324; Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), I, 439. Meyer, Taschenbuch, S. 313; Annalen der Wett. Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 50; Bd. 2, S. 351. Temminck, Man. d'ornith., S. 330. Oken, Zoologie, Abth. 2, S. 602. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), S. 767. W.

schwarzen Federn untermengt ist; Kopf und Hals mattschwarz; Rücken und Flügeldeckfedern braun mit rostfarbenen Rändern; die vordern Schwungfedern braun mit rostfarbenem Saum; die obern Schwanzdeckfedern an der Spitze mit rostfarbenem Anflug." Nach Temminck sollen die weißen Flecken hinter den Augen, ebenso der halbmondförmige Querflecken an der Kehle als zufällige Abänderung, bei andern Exemplaren auch ganz weiße oder weißgescheckte Vögel dieser Art aber nur sehr selten vorkommen.

Rücksichtlich der Aesung dieses Vogels stimmen die Ornithologen nicht überein. Oken nämlich sagt, es sei falsch, daß die vorzügliche Nahrung des Haematopus aus Austern und Tellermuscheln bestehe, indem er, bei dem Unvermögen zu schwimmen und zu tauchen, diese sich nicht immer verschaffen könne. Nur zur Zeit der Noth setze er sich auf dergleichen. Vorzugsweise nehme er den gemeinen Sandwurm (Lumbricus marinus *L.*, Arenicola piscatorum *Lamark*) und Nereiden (Nereïs versicolor *L.*; auch Seeskolopender genannt) u. s. w. an. Temminck scheint gleichfalls nicht der Meinung zu sein, daß dieser Vogel Schalthiere angehe, denn er sagt: die Nahrung desselben bestehe aus kleinen Wasserinsekten, die er zwischen den Felsspalten und zwischen dem an das flache sandige Ufer geworfenen Muschelwerk aufsuche. Selbst Bechstein, welcher in der ersten Ausgabe seiner „Naturgeschichte Deutschlands" dem Haematopus Austern und andere Schalthiere zur Hauptnahrung anwies, gibt in seinem Ornithologischen Taschenbuch, S. 325, als solche nur Insekten, Würmer und Schnecken an, erwähnt aber weder der Austern und Tellermuscheln, noch des an das Ufer geworfenen Aases, welches der Haematopus (nach Meyer, Taschenbuch der Vögelkunde, II, 314) auch nicht verachten soll.

Sonach dürfte Abänderung nicht nur der deutschen Gattungsbenennung Austernfischer in Lyv (nach Oken), oder in Meerelster (nach Bechstein), sondern auch der Linné'schen Artbenennung: Haematopus ostralegus (vielleicht in Haematopus versicolor) [1]) und der deutschen in gescheckter [2]) Lyv oder gescheckte Meerelster, nicht mit Unrecht in Vorschlag zu bringen sein.

Unser Vogel ist nicht weniger scheu, läuft und fliegt auch nicht weniger schnell als die meisten übrigen Küsten- und Uferlaufvögel. Wo er eigentlich einheimisch ist, lebt er außer der Heckzeit gesellig, in sehr zahlreichen Flügen vereinigt. Bei dem Anschein irgendeiner Gefahr entflieht der ganze Flug auf einmal, fällt aber bald wieder ein.

---

1) Zum Unterschied von der exotischen ganz schwarzen Art, welche dann Haematopus ater benannt werden könnte. W.

2) An die Stelle des Beiworts rothfüßig dürfte „gescheckt" zu setzen sein, weil die Füße bei den Jungen nicht roth sind, wol aber der Vogel gescheckt erscheint. W.

Sein Laut besteht in einem hellen, langgezogenen Pfeifen, welches Man durch Guyy! bezeichnet.

Das Weibchen legt seine zwei, selten drei, hell olivenfarbenen, mit großen und kleinen schwarzbraunen Flecken überall, vorzüglich in der Mitte häufig besetzten Eier in eine kleine Vertiefung auf den bloßen Sand, oder auf erhabenere Stellen mooriger Wiesen oder Hutungen, und soll in drei Wochen sie ausbrüten.

Das Wildbret wird nicht sehr geschätzt; doch soll es nach vorgängiger Abhäutung recht gut eßbar sein.

§. 10. Diesen naturgeschichtlichen Bemerkungen soll hier das Nöthige über Jagd- und Fangbetrieb dieser Federwildarten folgen.

Hierher gehört zuvörderst alles, was über die Jagd und den Fang beim Steinwälzer (lerchengrauen Regenpfeifer) erörtert worden ist. Nächstdem ist es erfahrungsmäßig, daß sämmtliche im Vorherigen beschriebene Vögel ihre Schen verleugnen und meist außerordentlich gut aushalten, wenn man in einem Kahn (Schellig) sitzend stromaufwärts in schußrechter Entfernung vom Ufer hinfährt. Es gehört dann nächst einem guten Auge nur einige Uebung dazu, den Vogel während langsamen Fortruderns des Kahnführers aufs Korn zu nehmen; denn selten wird er, stets an den Anblick des Fischers gewöhnt, aufstehen, wol aber oft sich drücken und dann, besonders die kleinern Arten, leicht übersehen werden.

Vorzüglichen Vortheil gewähren bei diesem Jagdbetrieb für jede im Vorherigen beschriebene Federwildart eigens abgestimmte Lockpfeifen, welche bei den Wildrufsdrehern besser zu haben sind, als man sie selbst verfertigen kann. Wer es vermag, das Gelock aller dieser Vögel mit dem Munde pfeifend recht genau nachzuahmen, kann der künstlichen Pfeifen entbehren.

Bei der Anhänglichkeit fast aller hierhergehörigen Federwildarten an ihresgleichen glaubt der Verfasser, jedoch ohne bisher eigene Versuche darüber angestellt zu haben, daß folgende Methode, welche sich auf die nach Cetti in Sardinien übliche[1]) gründet, dem beabsichtigten Zweck, selbige schußrecht heranzuziehen, entsprechen müsse.

Man suche sich nämlich einen lebenden Regenpfeifer, vorzüglich einen Gold-Regenpfeifer (Saatvogel), dessen Gelock am besten ist, im Nothfall auch nur einen ausgestopften zu verschaffen. Dann richte man in Gegenden, wo Zug und Einfall gut ist, eine Hütte so ein, wie die im folgenden Paragraph beim Herd zu beschreibende. Etwa 30—40 Schritt von derselben entfernt bringe man ein Klipprohr an, welches dem gleichfalls im nächsten Paragraph näher zu erwähnenden gleich ist. An diesem

1) Dessen Naturgeschichte von Sardinien, II, 264 (in der Uebersetzung).

befestige man früh vor Anbruch des Tages den Lockvogel und verberge sich, mit richtig gestimmten Lockpfeifen versehen, im Hüttchen. Wenn die auf dem Zug befindlichen, oder in der Nachbarschaft liegenden Uferlaufvögel laut werden, fange man, wenn der Rohrvogel nicht antworten will oder kann, mit der Pfeife zu locken an und bewege vermittels der Zugleine von Zeit zu Zeit das Rohr.

Sobald andere Regenpfeifer, besonders Saatvögel und Morinellen, dies hören und sehen, werden sie heraneilen und flugweise in so gedrängten Haufen in der Nähe des Rohrvogels einfallen, daß man oft, jedoch unter nöthiger Vorsicht gegen Verletzung des Lockvogels, mehrere Stück auf einen Schuß im Sitzen wird erlegen können. Ein zweiter ist hiernächst vom geübten Schützen gewiß noch mit gutem Erfolg auf die die todten und verwundeten umschwärmenden anzubringen.

§. 11. In Gegenden, wo der Regenpfeiferzug und Einfall besonders stark ist, lohnt es die Mühe, einen eigenen Herd zum Fang einzurichten.

Gleich im Frühling oder doch zu Anfang des Sommers werden hierzu mehrere Plätze von dem zur Anlage des Herdes erforderlichen Umfang auf Brachäckern oder nässigen Lehden umgepflügt, wenn der Boden schlecht ist, mit guter Erde überfahren, dann tüchtig gemistet und der Mist untergegraben. So oft Grünes aufsproßt, wird das Umgraben wiederholt. Gegen die Stellzeit aber, welche im September anfängt und bis Frost eintritt fortdauert, läßt man alles ruhen, auch wol die Herdstellen zu verschiedenen Zeiten mit Johannisroggen (Staudenkorn, Secale cereale multicaule) besäen, damit Regenwürmer und Insekten nach dem verfaulten Mist sich hinziehen und damit das Grüne aufsprossen kann.

Während der Stellzeit muß man ein Stück Land um diese Herdplätze herum oft frisch umpflügen lassen; denn dadurch werden die Brachvögel zum Einfall auf den grünen Fangstellen desto mehr gereizt, weil sie auf frischbestellten Feldern nicht gern sich aufhalten.

Noch bemerke man, daß die Herdstätten in verschiedenen Richtungen anzulegen sind, um, der Wind mag aus einer Himmelsgegend herkommen aus welcher er will, immer auf einem stellen zu können, wo die Luft nicht von der Seite, sondern von hinten oder von vorn auf die Schlagwände hinweht, indem diese außerdem weniger rasch zuschlagen. Am besten ist es, wenn einer gegen Abend, der andere gegen Mitternacht und ein dritter gegen Ostsüd gerichtet liegt.

Vierzig Fuß von den Herdplätzen entfernt werden hierauf so tiefe Hüttenlöcher ausgegraben, daß der Vogelsteller, wenn er auf dem unten ringsherum stehenbleibenden Rand sich niedersetzt, bis über den Kopf bedeckt ist, ihnen auch so viel Weite gegeben, daß der Fänger beim Rucken sich hinlänglich und mit erforderlicher Kraft bewegen kann.

Oben über diesen Löchern steckt man flachgekrümmte, genugsam starke Sprigel ein, überdeckt sie mit leichtem Mist und bestreut diesen mit Erde. Der Eingang wird hinten, das 8″ breite und hohe Rucklochvorn, auch an jeder Seite eine kleine Oeffnung zum Beobachten angebracht. Um den Eingang zu verbergen, mache man ein Vorsetzthürchen von leichten Bretern, nagle an allen vier Seiten etwa 1″ hohe verwitterte Leisten an und schlage die dadurch entstehende Vertiefung mit nassem Lehm aus, welcher mit etwas Hammerschlag vermischt ist.

Mit Schlagwänden, welche aus gutem, möglichst fein gesponnenem, erdgrau gefärbtem Hanfzwirn spiegelig gestrickt werden, deren Gemäsch so eng ist, daß die kleinern Brachvögel nicht durchfahren können, welche vierecig ausgezogen, 30′ lang und 6′ breit, auch, ohne Busen, an 6′ langen Schlagstäben angebunden, an denen ferner genugsam starke 44′ lange Oberleinen und 34′ lange Unterleinen eingezogen sind; ingleichen mit den zur Einrichtung jedes Herdes erforderlichen Lorven, Hefteln und übrigem Zubehör versehen, begibt man sich, sobald der Herbstzug angeht, auf die Stellplätze und bringt alle so weit in Stand, daß man in der Folge stellen kann, auf welchem man will. Eben dasselbe Verfahren, welches Kapitel 13 dieser Abtheilung bei Verfertigung des Lerchenspiegelherdes vorgeschrieben ward, findet auch hier statt.

Soll nun der Fang vorgenommen werden, so verfügt sich der Jäger früh vor Tage, unter gehöriger Berücksichtigung des Windstandes, auf den schicklichsten Herdplatz, stellt da die Garne auf, zieht die Ruckleine auf dem Erdboden hin durch die im Vordertheil der Hütte befindliche Oeffnung und schleift innerhalb derselben den Knebel ein.

Auch hier sind alte Gold-Regenpfeifer (Saatvögel) zum Gelock vorzüglich anzuwenden; doch ist es besser, wenn man von jeder Art der sich zeigenden Brachvögel einen guten Lockvogel hat, wozu sich nicht jedes Individuum eignet. Von diesen werden dann auf jeder Seite des Herdplatzes zwischen den Wänden, nicht weit von der Unterleine und gleichweit voneinander entfernt, zwei bis drei Stück als Läufer durch 12″ lange Schnuren, die vermittels eines Pflöckchens an der Erde zu befestigen sind, an dem Faden, mit welchem die Flügelspitzen und der Schwanz der Vögel vorher zusammengebunden wurden, angefesselt.

Das Klipprohr [1]) wird ebenso gestellt, der Rohrvogel und die Zugleine auch ebenso daran befestigt, wie dazu früher beim Lerchenspiegelfang Anleitung gegeben worden ist.

---

1) Das Klipprohr wird so wie das am angezeigten Ort beschriebene, nur etwas stärker verfertigt, und damit es sich beim Anziehen oder beim willkürlichen Flattern des Rohrvogels nicht überschlage, vermittels einer 9″ langen, etwa 2″ vor dem Bügel am Rohr angebundenen Schnur in der Erde angepflöckt. W.

Bis man in Besitz von lebenden Lock- und Rohrvögeln kommt, muß die Stelle derselben durch ausgestopfte ersetzt werden.

Sollte der Fall eintreten, daß starker Windzug von einer Seite des Herdes her die dem Wind mit der Oberleine entgegenliegende Wand beim Rucken zu schnell aufhöbe, die andere aber zurückhielte, so wird an jedem obern Knopf der an ersterer befindlichen Schlagstäbe ein 1½ Pfund schwerer, mit einem Netz umgebener Stein angebunden, an dem vordern Schlagstabe der letztern hingegen das daran befestigte Ende der Ruckleine mit ganzen und halben Schleifen so oft am Knopf umgeschlungen, bis beide in einem und demselben Augenblick beim Rucken zusammenschlagen.

Ist alles zum Fang vorbereitet, so lockt der in der Hütte verborgene Jäger, wenn er Brachvögel sieht oder hört, ihren Laut mit der Pfeife nachahmend, zuerst. Hat er schon lebendige Läufer, so werden diese zugleich mit laut werden.

Sobald hierauf Gäste im Fluge sich nahen, wird das Klipprohr durch die Zugleine gehoben, der daran flatternde Vogel dann langsam wieder niedergelassen und sobald etwas auf dem Herde einfällt, rasch geruckt.

Genau müssen übrigens die Lockvögel und der Rohrvogel vor den Ueberfällen der nach ihnen immer sehr lüsternen Raubvögel bewacht werden. Deshalb ist es nöthig, daß der Jäger stets eine geladene Flinte neben sich stehen habe.

Auf den Regenpfeifer(Brachvogel-)herd geht der Steinwälzer nur selten, von den §. 5—10 angeführten Uferlaufvögeln, welche das gebaute Feld nicht besuchen, keiner. Nach Fischer's freundlicher Mittheilung sind Säbelschnäbler, Austernfischer und Strandreiter im Badischen öfter schon auf den Entenherden gefangen worden.

Zum Fang des Strandreiters und des Austernfischers (gescheckten Lyvs) brachte der Verfasser in der ersten Auflage dieses Handbuchs kleine Tellereisen und Trittschlingen in Vorschlag. Rücksichtlich des Strandreiters bemerkt Fischer im „Sylvan" (1819) a. a. O. mit Recht, daß die genannten Fangmethoden wol kaum mit Erfolg anwendbar sein möchten. Der Verfasser fügt hinzu, daß dies vielleicht auch nur selten beim gescheckten Lyv der Fall sein dürfte.

Was jedoch die von Fischer für den Strandreiter an die Stelle der Tellereisen und Trittschlingen gesetzten Schlagnetzapparate anbelangt, so wird, da dieser Vogel zu früh fortzieht, um unter Entenschlagnetzen zufällig mitgefangen werden zu können, die Anwendung derselben kaum der Mühe lohnen.

Schußerlegung vom Kahn aus (s. oben) und vorsichtiges Beschleichen mit der Flinte wird sonach bei diesem wie bei allen, und besonders bei den seltenen Uferlaufvögeln, allein dem Jäger übrigbleiben.

Funfzehntes Kapitel.

Die Kiebitze.

§. 1. Die Kiebitze, die wir hier näher zu betrachten haben, wurden von ältern Naturforschern unter eine Gattung, Vanellus, vereinigt; die neuern haben sie, und zwar mit Recht, getrennt. Sie gehören zur Familie der Regenpfeifer (Charadridae), der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores).

§. 2. Der schwarzbunte Kiebitz (Squatarola helvetica *Cuv.*, Vanellus melanogaster *Meyeri* [1]), Tringa squatarola *Gm. L.* [2]), Tringa helvetica *Gm. L.*) [3]) besucht als Zugvogel die gemäßigten Erdstriche von Europa, Frankreich, besonders das mittägliche, häufiger als Deutschland, und hier wieder das mittägliche und mittlere öfter als das nördliche, doch fast immer nur im Herbst. Er hält sich mit seinesgleichen flugweise zusammen, scheint auch die Gesellschaft des Gold-Regenpfeifers zu lieben.

Beschreibung. Schnabel dunkelolivenbraun, fast schwarz; Augenstern tief braunschwarz; Füße aschgrauschwarz.

Beide Geschlechter im Winterkleid: Stirn, Augenbrauen, Kehle, Mitte des Bauches, After und Schenkel rein weiß; Vorderhals und Seiten der Brust weiß, mit aschfarbigen und braunen Flecken; Oberkörper braunschwärzlich mit gelbgrünlichen Flecken, die einzelnen Federn aschfarbig und weißlich endend; untere Schwanzdeckfedern mit schmalen braunen Querbändern; Schwanz von der Wurzel an weiß, gegen das Ende rostfarbig mit braunen Querstreifen, die an den äußern Federn blaß und geringzählig sind. Länge 10″ 6—7‴.

Junge vor der Mauser sind den Alten oder Jungen im Winterkleid mehr oder weniger ähnlich; Stirn, Augenbrauen, Brust- und Bauchseiten mit größern, aber blassern Flecken; Oberkörper mit schwachem Anflug von hellgrau und schmuzigweiß; an den Enden der Schwungfedern etwas weiß; Querstreifen am Schwanz grau.

Sommerkleid (vollkommenes): Gegend zwischen Schnabel und Augen, Kehle, Vorderhals, nebst Grenze an den Seiten desselben, Mitte der Brust, Bauch und Seiten tiefschwarz; Stirn und breites Band über den Augen, übrige Seitentheile des Halses, Seiten der Brust, After und Schenkel reinweiß; Nacken braun, schwarz und weiß untereinander; Hinterkopf, Rücken, Schulterfedern und Flügeldeckfedern tiefschwarz, alle Federn

1) Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 356. Meyer, Taschenbuch, II, 401, Nr. 2. Temminck, Man. d'ornith., S. 345.
2) Gmelin, Syst. Linn., I, 682, sp. 23.
3) Gmelin, Syst. Linn., I, 676, sp. 12.

dieser Theile mit weißen Endflecken, die an den Deck- und Schulterfedern am größten sind; von der Flügelwurzel bis ans erste Gelenk, die untern Deckfedern schwarz; untere Schwanzdeckfedern mit schrägen schwarzen Bändern; mittelste Schwanzfedern schwarz und weiß gestreift.

In der Mauserzeit sind an manchen Exemplaren von Alten die schwarzen Untertheile mit weißen Federn, die weißen Untertheile mit schwarzen Federn einzeln untermengt.

Rücksichtlich des Jugendkleides ist zu bemerken, daß am 30. September 1810 ein junger Vogel dieser Art bei Offenbach am Main geschossen und von Meyer untersucht wurde, an welchem die ganze Brust rostgelb überflogen war (Annalen der Wett. Gesellschaft, Bd. 2, Heft 2, S. 352).

Dieser Kiebitz soll, nach Meyer, sein Geheck in den südlichen Gegenden Rußlands, nach Temminck und Oken im hohen Norden machen.

In Deutschland fällt er auf der Wanderung an morastigen Rändern der Flüsse, Seen und großen Teiche (Weiher), auch auf nässigen Wiesen und Brachäckern auf und nährt sich von Regenwürmern, Land- und Wasserinsekten. Sein Laut klingt wie Glüäi! Er ist sehr scheu und fliegt äußerst schnell, auch unregelmäßig.

Ueber den Geschmack des Wildbrets weiß der Verfasser aus eigener Erfahrung nichts zu sagen; doch ist zu vermuthen, daß das von jungen Vögeln dieser Art nicht weniger gut sein wird als das des jungen gehäubten Kiebitzes.

§. 3. Der gehäubte Kiebitz (gemeiner Kiebitz, Vanellus cristatus *Meyeri*[1]), Tringa vanellus *L.*)[2]) ist im südlichen Europa, von wo ihn anhaltender Winter nicht vertreibt, wenn nicht Standvogel, doch nur Strichvogel. Im südlichen Frankreich schon und in Italien wird er das ganze Jahr hindurch gefunden; in Aegypten, Persien, China und in andern heißen Ländern ist er nur während der Wintermonate einheimisch. In Deutschland und in allen nördlichern europäischen Ländern kommt er schon im März, erst einzeln, später in nicht sehr starkzähligen Flügen, als Zugvogel an, bringt den Sommer daselbst zu, macht sein Geheck und zieht, nachdem er, schon vom August an scharenweise vergesellschaftet, von einem Ort zum andern herumgeschwärmt ist, im October dem Winterwohnsitze wieder zu. Ist die Sommerhitze ausgezeichnet groß, so geht er noch höher nordwärts als gewöhnlich, bis in die Gegend von Archangel, selbst bis Island hinauf.

---

1) Meyer, Taschenbuch, II, 400, Nr. 1. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 346. Temminck, Man. d'ornith., S. 347.

2) Gmelin, Syst. Linn., S. 760, sp. 2. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 19. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 584, §. 11.

Im Frühling machen wahrscheinlich diejenigen Vögel dieser Art, welche im südlichen Europa überwintern, durch eine nordwärts gerichtete Wanderung denen Platz, welche die Winterszeit unter heißern Himmelsstrichen anderer Welttheile zubrachten; diese hingegen ersetzen die Stelle jener und verbreiten sich in den Mittelländern.

Beschreibung. Schnabel schwarzbraun; Augenstern nußbraun; Füße im Sommer fleischroth, im Herbst rothbraun; Federbusch am Hinterkopf lang, dünnfederig, von der Wurzel an wagerecht liegend, an der Spitze aufwärts gekrümmt; dieser nebst Scheitel, Vorderhals und Brust schwarz mit Schiller; Oberkörper dunkel stahlgrün mit Purpurschiller; Seitenhals, Bauch, After und Schwanzfedern von der Wurzel an weiß; letztere, mit Ausnahme der äußersten, schwarz endend; untere Deckfedern rostfarbig. Länge 12½—13″ (**Männchen**).

Am **Weibchen** Kehle und Brust weniger tiefschwarz.

An flugbaren **Jungen vor der ersten Mauser** die Füße schmuzig olivengrün; der Federbusch kürzer; die Gegend über den Augen schwärzlich; Kehle und Brust — was auch bei Alten während der Mauser der Fall ist — weiß und aschfarbig gefleckt, das gesammte Gefieder an Ober- und Untertheilen mit gelbröthlichen Spitzen.

Zu bemerken sind folgende zufällige Abänderungen in der Gefiederfärbung. Man findet nämlich zuweilen Vögel dieser Art, welche reinweiß sich darstellen; andere, bei welchen auf weißgelblichem Grund alle in der a. a. O. gegebenen Beschreibung bemerklich gemachten Farben nur schwach angedeutet sind; öfter noch solche, an welchen ein oder der andere Körpertheil durch mehr oder weniger weiß ausgezeichnet erscheint.

Der Flug des gehäubten Kiebitzes ist äußerst rasch; nie zieht er beträchtliche Strecken gerade aus, sondern schlägt fast unaufhörlich Haken nach allen Seiten, steigt und sinkt auch ebenso oft ungemein behende. Er läuft schnell, aber nur ruckweise, indem er dabei oft mit dem Kopf nickt.

Wahrscheinlich durch die öftere Beunruhigung beim Aufsuchen der Kiebitzeier noch mehr vorsichtig und scheu gemacht, als er es von Natur ist, gelingt es im Freien dem Jäger höchst selten, und selbst wenn er, von einer Anhöhe oder in einem Graben gedeckt, sich nähern kann, nur bei größter Behutsamkeit, ihn im Sitzen zu beschleichen. Desto dreister und unbesonnener umschwärmt er den vor dem Jäger suchenden Hühnerhund und sticht nicht selten auf denselben herab, besonders im Frühling, wenn er vom Nest oder von den noch nicht flugbaren Jungen verjagt wird. Um Hund und Jäger irre zu führen, bedient er sich dann der mehrern Federwildgattungen eigenen List, dicht vor beiden herumfliegend, von dem Ort sich zu entfernen, wo sein Geheck verborgen ist.

Durch öftere Aeußerung des ihm eigenen Lautes, der seinen Namen ausspricht und zuweilen von einem kurzen heisern Quarren unterbrochen wird, gibt er seinen Kameraden, vorzüglich aber seinen Jungen, ein Warnungszeichen, sich zu entfernen oder zu verstecken, und letztere verstehen selbiges, selbst in der frühesten Jugend, so genau, daß sie augenblicklich sich zu verkriechen suchen, auch nicht eher wieder hervorkommen, bis die Gefahr vorüber ist. Dies bemerken sie daran, wenn die Alten ruhig neben ihnen einfallen und herumlaufen.

Der Sinn des Gesichts ist an dem Kiebitz äußerst fein organisirt, und mit großem Vortheil sucht er ihn zu benutzen, um vor Nachstellungen sich zu sichern. Fast nie verwendet er, selbst im Fluge, das Auge von dem sich nähernden Gegenstand, und dies wird desto eher möglich, da die Natur ihm mehr als andern Vögeln das Vermögen verlieh, Hals und Kopf nach allen Richtungen zu drehen und zu wenden.

Bei allem, was über dessen Scheu und List gesagt worden, läßt er sich doch, von klein auf eingeschränkt und in der Nähe der Menschen erzogen, leicht zähmen. Sein Hang zur Geselligkeit erhellt nicht nur daraus, daß er vom August an bis zur folgenden Paar- und Brütezeit stets in starken Flügen mit seinesgleichen sich zusammenhält, sondern daß auch während der letztern mehrere Paare ihr Geheck auf einem kleinen Bezirk machen.

Gegen Ende des Monats März wird schon das Erwachen des Begattungstriebes bemerkbar. Männchen und Weibchen treiben sich dann in den verschiedenartigsten Schwenkungen miteinander tändelnd herum; doch scheint es dabei unter erstern nie oder doch nur selten zu eifersüchtigen Kämpfen zu kommen. Bald darauf legt das Weibchen in Moorgegenden oder nassen Wiesen, auf Binsenhügel, Kaupen und Maulwurfshaufen, in eine kleine mit Grashalmen umlegte Vertiefung drei bis vier schmuzig olivenfarbene, häufig dunkelbraun und schwarzblau gefleckte Eier und brütet sie in 18—20 Tagen aus.

Alte Vögel dieser Art machen gewöhnlich zwei Gehecke; alle aber legen mehreremal, wenn ihnen, was oft geschieht, die Eier von Menschen weggenommen oder durch Wiesel, Iltisse, Sumpfottern, Raben und Krähen vernichtet und geraubt werden.

Als wahre Sumpfvögel halten sich die gehäubten Kiebitze meist immer auf Moorlehden, oder Moorheiden und senkigen Wiesen, an den nicht völlig überwässerten Teichrändern und auf nassen Aeckern auf. In Waldungen, im dichtstehenden Gebüsch und in gebirgigen Gegenden, welche kein Sumpfvogel liebt, darf man sie eigentlich nicht suchen; nur dann, wenn im März während ihres Zuges noch starker Frost und Schnee einfällt, trifft man sie, sei es in platten Gegenden oder Gebirgen, auf bruchigen Waldwiesen an, insofern warme Quellen daselbst befindlich sind.

Ihre Aesung besteht vorzüglich in Regen- und andern Würmern, doch nehmen sie auch Wasserschnecken, Käfer und verschiedene andere Insekten an; zur Zeit ihrer Ankunft sollen sie sich (nach Bechstein) auch mit Bagbungen, Brunnenkresse und andern ähnlichen Wasserpflanzen begnügen. [1]) Eingeschränkt müssen sie, anfänglich vorzüglich, mit Regenwürmern erhalten, auch nur nach und nach, wie die Brachvögel, zu dem Futter gewöhnt werden, welches Kap. 15, §. 3, der gegenwärtigen Abtheilung angegeben worden ist.

Außer dem Nutzen, welchen diese auf keine Weise schädlichen Vögel durch Minderung schädlicher Würmer und Insekten im Naturhaushalt stiften, gewähren vorzüglich ihre aufgesuchten Eier, welche von den Leckermäulern sehr geschätzt und gut bezahlt werden, manchem Armen im Frühling einen nicht unbeträchtlichen Geldzugang, der noch bedeutender sein könnte, wenn man immer ein Nestei liegen ließe und nach einigen Tagen die Nester wieder besuchte, weil der Vogel gewiß wieder dazu legen würde.

Die Lothringer haben so unrecht nicht, wenn sie sagen: „Wer keinen Kiebitz gegessen hat, weiß nicht, was guter Wildbretsgeschmack ist.“ In der That steht es dem der Waldschnepfen, besonders im Herbst, wo sie sehr fett zu sein pflegen, wenig nach. Woher mag es wol kommen, daß der Deutsche, bei aller seiner Nachahmungssucht, von den Italienern und Franzosen noch nicht gelernt hat, diese gesunde und wohlschmeckende Speise gehörig zu schätzen?

Und unsere jungen Greise, die so oft ihre Zuflucht zu den in Zeitungen ausposaunten Confortativis nehmen, unsere mit Rheumatismen und Podagra geplagten Männer, die in ihrer Noth selbst zu Hirten und alten Weibern ihre Zuflucht nehmen, und unsere mit Krämpfen und Hysterie geplagten Dämchen, die vergebens nach Mitteln haschen, sich Kraft und Stärke zu verschaffen, um, den gesündern Frauen der alten Griechen gleich, in Gewändern, welche das Schöne oder Nicht-Schöne der fast ganzen Körperform mehr als errathen lassen, erscheinen zu können, warum machen sie nicht Versuche mit öfterm Genusse des Wildbrets und der Eier vom Kiebitz? Ich wette darauf, daß, wenn sie auch durch beides nicht hergestellt werden, ihnen doch weniger Nachtheile und nicht mehr Kosten von dem Gebrauch dieses einfachen Hausmittels erwachsen, als wenn sie täglich den vielleicht sehr braven Arzt um Recepte quälen und die für schweres Geld erkaufte Medicin mit Widerwillen verschlucken! [2]) Doch, im Ernst, Kiebitzwildbret und Kiebitzeier sollen in den vorher genannten Krankheiten zur gesündesten Kost gehören, sogar Heilkräfte besitzen.

---

[1]) Meyer hat Sumpfkräuter in dem Magen derselben nicht gefunden, wol aber kleine Quarzkörner, was bei allen Sumpf- und Wasservögeln vorkommt. W.

[2]) Gilt heute noch wie vor funfzig Jahren. T.

§. 4. Wenn der treffliche Bechstein in seinem „Handbuch der Jagdwissenschaft“ sagt: „sie sind leicht aus der Luft zu schießen, wenn sie sich kreisförmig um den Jäger herumschwenken“, so halte er nachstehende Abänderung der Worte zugute, die der nicht ganz geübte Schütze gewiß unterschreibt: es ist leicht, nach ihnen zu schießen, wenn u. s. w.; aber sie sind schwer zu treffen.

Schon die beschriebene Unregelmäßigkeit und Schnelligkeit ihres Flugs läßt das ahnen; aber unendlich oft wird man diesen Erfahrungssatz bestätigt finden, wenn, wäre auch die Flinte der Regel nach mit Schrot Nr. 5 geladen, in irgendeiner andern Richtung als von hinten zu nach dem Vogel geschossen wird.

Ich habe es unzähligemal gesehen, daß sehr brave Schützen Feuer gaben, wenn der Kiebitz so flog, daß er den Kopf dabei nach ihnen hinrichten konnte, und fast jedesmal fehlten sie, weil, indem sie abdrückten, der Vogel eine schnelle Wendung machte.

In den Gegenden, wo das Wildbret der Kiebitze nach Würden geschätzt wird, fängt man sie im Herbst auf eigenen Herden, deren Wände ebenso beschaffen sind wie die beim Regenpfeiferherd, und die auch ebenso gestellt werden, nur müssen die Garne und Leinen so gefärbt sein wie der Boden, auf dem sie ausgeschlagen werden.

Die schicklichste Gegend zur Anlage des Kiebitzherdes ist die, in deren Nachbarschaft diese Vögel im Herbst flugweise einfallen, um Geäse zu suchen.

Hat man alles früh morgens fangbar eingerichtet, einen lebenden Kiebitz als Rohrvogel und zwei bis vier als Läufer — im Nothfall kann man hierzu auch ausgestopfte (Bälge) nehmen — angebunden, so bestreut man den Herdplatz zwischen den Wänden mit Regenwürmern. Dann begibt sich der Fänger in die so weit als möglich entfernte Hütte; ein paar Gehülfen aber gehen in der Gegend umher und treiben sehr behutsam und ohne Uebereilung die dort liegenden Kiebitze dem Herd zu. Erst wenn eine hinlängliche Anzahl auf dem Futterplatz beisammen sind, muß gerückt werden; denn alle Mühe, die, welche in der Nähe sich befanden und das Schicksal ihrer Kameraden wahrnahmen, wieder heranzutreiben, ist nicht nur an diesem Tage, sondern auch an mehrern folgenden vergeblich.

Aus diesem Grunde müssen mehrere Herdplätze eingerichtet werden, um abwechseln zu können.

In Frankreich soll man sie auch, wie die Lerchen, durch das Drehen eines Spiegels in die Schlaggarne locken.

Laufdohnen, die man in den Moorgegenden, wo viele Kiebitze zu liegen pflegen, zwischen den Kaupen herumstellt, können dazu dienen, dann und wann einen oder einige zu fangen, lohnen aber sicher der Mühe und

Beschwerde, die mit der Anlage und dem täglichen Besuchen verbunden ist, um so weniger, da, wenn auch etwas eingeht, der Fuchs und Raubvogel dem Jäger gewiß meistentheils das Ausnehmen ersparen.

Zweckmäßig, lucrativ und nachahmungswerth, insofern vorher auf Vertilgung der Raubthiere und Raubvögel gehörige Sorgfalt verwendet worden, ist die Fangart, die ein Hirte zu Emleben im Gothaischen, Namens Pfasdorf, ausübte. Bechstein sagt darüber in seinem „Handbuch der Jagdwissenschaft", a. a. O., Folgendes: „Er hatte seinen Hund so abgerichtet, daß er alle junge halbflügge Kiebitze in der Gegend aufsuchte und unbeschädigt ihm zutrug. Jedem einzelnen wurde das erste Flügelgelenk abgelöst, die wunde Stelle mit Schwamm gebrannt und der Vogel da, wo er gefangen war, in Freiheit gesetzt. Nach der Ernte suchte der industriöse Hirte die an den Flügeln gelähmten Kiebitze mit seinem Hund wieder auf, ließ sie abermals fangen, trug sie getödtet zur Stadt und bekam solche, da sie nun recht fett waren, gut bezahlt."

Alles, was in gegenwärtigem Paragraph über die Jagd und den Fang des gehäubten Kiebitzes eigentlich nur hat gesagt werden können, wird vermuthlich auch auf den schwarzbunten anwendbar sein.

Sechzehntes Kapitel.

Die zur niedern Jagd gehörigen Reiher.

§. 1. Die Vogelgattung Reiher (Ardea), mit Einschluß der nach dem ursprünglichen Plan des vorliegenden Werks, als zur hohen Jagd gehörig, im ersten Theil bereits abgehandelten Art: Focke (Nachtreiher, Ardea nycticorax), steht in allen systematischen Eintheilungen in der Ordnung der Sumpfvögel.

Die Altvordern der Jägerzunft machten einen Misgriff, wenn sie, bei der Eintheilung der Jagd in hohe und niedere, sämmtliche Reiher nicht allein zur hohen Jagd, sondern sogar zu dem edeln Wild zählten; denn so arge Raubmörder, wie diese, verdienen das gewiß nicht. Doch der Fehler ist nicht minder groß, welchen der in vielfacher anderer Rücksicht ehrwürdige, verewigte Burgsdorf bei dem Entwurf einer unsere Wildarten umfassenden Eintheilungsmethode sich zu Schulden kommen ließ, indem er unter den Reihern, von denen keine einzige Art für die Küche ganz unbenutzbar ist, das Wildbret mehrerer Arten aber sogar zu den Leckerbissen gerechnet zu werden verdient, den aschgrauen Reiher (Ardea cinerea *Lath.*),

welcher kaum zum gutesbaren Wild gehört, allein auf die Stufe der eßbaren stellte, dagegen aber nicht nur den Nachtreiher (Ard. nycticorax *L.*), bei welchem der Wohlgeschmack des Wildbrets von einigen behauptet, von andern dieser zwar, aber keineswegs die Eßbarkeit überhaupt abgeleugnet wird, sondern auch den großen Rohrdommelreiher (Ard. stellaris *L.*) und den kleinen Rohrdommelreiher (Ard. minuta *L.*), deren Wildbret von ausgezeichnet gutem Geschmack und bei Jungen besonders höchst zart ist, auf die Stufe der uneßbaren Vögel herabsetzte.

Uebrigens kommen hier noch acht Reiherarten als deutsche Vögel in Betracht.

A. Dünnhalsige Reiher.

§. 2. Der aschgraue Reiher (gemeine Reiher, Ardea cinerea)[1]) ist ein Zugvogel, der fast in allen bekannten Ländern der Erde, bis zum arktischen Kreise hinauf angetroffen wird. Im mittlern und nördlichen Deutschland schlagen sich Alte und Junge in mehr oder weniger zahlreiche Flüge schon im September zusammen. Diese ziehen mit Eintritt der ersten bedeutenden Nachtfröste, meist im October, wärmern Gegenden zu, von wo aus sie, auf dem Wiederzug, im März oder April, je nachdem anhaltend milde Frühlingswitterung früher oder später eintritt, zu ihrem Sommerstand zurückkehren. Einzelwesen dieser Art überwintern bisweilen, die Winter mögen streng oder mild sein, an offenbleibenden Stellen unserer fließenden und stehenden Gewässer. Vermuthlich haben diese den Sommer über in den nördlichern Gegenden zugebracht und dort krankheitshalber oder zufällig sich verspätet.

Beschreibung der über drei Jahre Alten beiderlei Geschlechts.[2]) Ganze Länge 3′ 1—2″, wovon beinahe 6″ auf den Schwanz kommen; Breite von einer Flügelspitze bis zur andern 5′; die zusammengelegten Flügel reichen bis an die Schwanzspitze. Der 5″ lange Schnabel, die hornfarbene Spitze ausgenommen, welche nur bei sehr Alten die Farbe des übrigen Schnabels auch annimmt, wie die nackten Zügel und der Augenstern, goldgelb. Die Ständer bis zum Knie vorn geschildert, hinten netzförmig behäutet und nebst den Zehen dunkelbraun oder dunkelbraun röthlich überflogen, der 3″ hoch nackte Theil der Schenkel oberhalb des Knies ziegelroth von Farbe. Die Stirn weiß befiedert, ebenso der Vorderkopf, auf

---

1) Latham, Ind. ornith., II, 691, sp. 54. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 94; Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 10. Meyer, Taschenbuch, II, 332, Nr. 1. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 597.

2) Bei allen Reihern findet zwischen dem Männchen und Weibchen kein wesentliches und standhaftes Unterscheidungszeichen sich vor. W.

welchem die Federn sich hollenartig verlängern; Hinterkopf und ein über den Augen sich hinziehender Streifen schwarz. Am Nacken herab liegen die aus dem Hinterkopfsgefieder hervorgehenden, zugespitzten, schwärzlichen, langen Straußfedern, von denen bei sehr Alten die zwei längsten oft 6″ messen. Der Hinterhals erscheint weiß in grau schillernd, der Rücken aschblau. Vom Mittelrücken und von den Schultern legen sich, als schönste Zierde, silberweiße lange, schmale, vorn spitzzulaufende Federn, von denen die längsten 5—6″ Länge, aber nur 4‴ Breite halten, über die Flügel herab. Die Schwanzdeckfedern nebst den Steuerfedern sind dunkel aschgrau; etwas dunkler noch die obern Flügeldeckfedern. Von den Schwungfedern die vordern schwarzblau, die ersten an der äußern schmalen Fahne weiß; die hintern den Steuerfedern gleichgefärbt. Die sackartig erweiterte Kehle reinweiß; von der Gurgel bis zur Hälfte der Brust fallen verlängerte, scharf gespitzte silberweiße, mit seitwärtsgekehrten spitzwinkeligen schwarzen Flecken gezeichnete Federn herab. Der ganze Unterleib, mit Einschluß der Afterfedern, erscheint weiß, bis auf einen von den Brustseiten über die Flanken sich hinziehenden, hinterwärts immer schmaler werdenden sammtschwarzen Streifen. Die untern Flügeldeckfedern sind grau, weiß verwaschen; die Schenkel, soweit sie Federbedeckung haben, auf der Vorderseite weiß, auf der Hinterseite grau.[1])

Jugendkleid bis zur dritten Mauser: Ganze Länge 3′, Breite 4′ 9—10″; Oberschnabel schwärzlichbraun, mit bräunlichgelben Flecken, Unterschnabel gelb; nackte Zügel grünlichgelb; Augenstern gelb; Ständer bis zum Knie schwarzgrau (dunkel schieferfarben); nackter Theil der Schenkel gelbbräunlich.

Die Straußfedern am Hinterkopf bei einjährigen fast noch gar nicht merklich, bei zwei- und dreijährigen verhältnißmäßig verlängert, doch stets noch bei weitem kürzer als bei den Alten; die langen, schmalen, silberweißen Federn am Mittelrücken und an den Schultern gänzlich fehlend.

Rücken, Schulter- und obere Flügeldeckfedern aschgrau, weiß und bläulich im Gemenge; Schwingen und Afterschwingen bläulichschwarz; Flügelränder weiß mit zimmtbraunen Federsäumen; Stirn und Vorderkopf aschgrau; Kehle weißlich; Vorderhals und Brust hell aschgrau, mit vielen blauschwarzen Flecken.[2])

Zufällige Abänderung. Ueberall weißlich, fast ganz weiß. Verwechselung dieser höchst seltenen Spielart mit dem jungen großen Silber-

---

[1]) Dies ist der früherhin von Linné bis auf Naumann, von den meisten Ornithologen, auch vom Verfasser für eine besondere Art gehaltene große Reiher: Naumann's Vögel, III, 120, Tafel 25, Figur 34: Ardea major: Gmelin, Syst. Linn., I, 627, sp. 12. Großer weißer Reiher: Bindell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 623, §. 4. W.

[2]) Dies ist Ardea cinerea: Gmelin, Syst. Linn., I, 627, sp. 11. Der (gemeine) graue Reiher: Naumann's Vögel, III, 110, Tafel 24, Figur 33. W.

reiher (Ardea egretta) wird leicht vermieden werden können, wenn man auf die bei letzterm an den Schenkeln viel höher hinaufgehende nackte Haut aufmerksam ist.

Der lange Hals besteht aus vielen Wirbeln. Zur Erleichterung des Flugs, als Vertheidigungswerkzeug, vielleicht auch deshalb, damit der Reiher den Thieren, welchen er nachstellt, unkenntlicher werde, erhielt er das Vermögen, den Hals auf eine nur diesem Vogel eigene Weise zusammenzulegen. Indem nämlich aus den untern Wirbeln ein vorn kropfähnlich hervortretender Bogen gebildet wird, stützen die folgenden hinter der Schultergegend sich auf den Rücken. Von hier aus erfolgt die zweite Biegung nach vorn zu, sodaß der Kopf, welchen der Vogel nach den Seiten auch schräg und senkrecht aufwärts richten kann, auf dem untern, rückwärtsgeschlagenen Theil ruht. In dieser Lage befindet sich der Hals, wenn der Reiher fliegt, schläft oder sonst in voller Ruhe ist, immer; dabei aber besitzt er das Vermögen, den Hals höchst schnell auszustrecken und gleichsam hervorschießen zu lassen, und er benutzt dieses Vermögen mit ebenso vieler Gewandtheit als Kraft, wenn es auf Rauberhaschung oder Selbstvertheidigung ankommt. In letzterm Fall hat Mensch und Thier Ursache, seine Augen zu wahren. Gefahr ahnend, und insofern der Reiher derselben durch die Flucht nicht mehr zu entgehen vermag, mitunter auch dann, wenn es darauf ankommt, seinem Raube sich unkenntlich zu machen, steht er, mit senkrecht aufgestrecktem ganzen Halse, Kopfe und Schnabel, unbeweglich still und erscheint so einem kegelförmig zugespitzten Pfahl oder Ast nicht unähnlich. In dieser Stellung gewahrt das gehörig aufmerksame und geübte Jägerauge den Reiher — ebenso oft und öfter noch wird er übersehen —, wenn er, die ihm sonst in vorzüglichem Grade eigene Scheu verleugnend, des Morgens bei Sonnenaufgang, aber auch nur dann, auf dem obern Seitenast ganz in der Nähe des Schaftes einer nicht weit von fischreichem Gewässer entfernten alten Eiche, der Ruhe pflegend, angetroffen wird.

Das Rumpfskelet des Reihers ist zusammengedrückt und bei weitem kleiner, als es bei seiner ziemlich starken Wildbrets- und noch stärkern Gefiederbedeckung zu sein scheint.

Im Gang bewegt sich dieser Vogel langsam, sozusagen bedächtig; im Flug wegen seiner großen und breiten Flügel nicht schnell und schwerfällig. Wenn er sich von seinem Standort in die Luft erheben will, so nimmt er mit zwei oder drei Sprüngen Anlauf. Ist große Gefahr bei einigem Verzuge für ihn nicht vorhanden, so streicht er selten gleich gerade fort, sondern beschreibt meist erst einen Kreis. Oefters, besonders im Frühling, steigt er in einer sich fortwährend verengernden Schneckenlinie immer höher und höher bis zu den Wolken hinauf. Indem er beim Flug den Hals, so

wie oben gesagt, zusammenlegt, streckt er die Ständer in fast horizontaler Richtung nach hinten aus. Durch einen Schuß oder durch ein anderes Getöse erschreckt, läßt er sie auf Augenblicke weniger oder mehr sinken, wobei der Körper das Gleichgewicht zu verlieren scheint und jedesmal eine nicht geringe Menge von dünnflüssigen, weißgefärbten Excrementen dem Thier entfällt.

Der Reiher *äuget* und *vernimmt* sehr scharf und ist höchst aufmerksam auf alles, was um ihn her vorgeht. Daher kommt es, daß er seinen abgesagtesten Feind, den Jäger, wenn dieser die Kunst des Anschleichens nicht mit größter Um- und Vorsicht übt, oder den obenerwähnten kurzen Zeitpunkt bei Sonnenaufgang und die dort angeführten übrigen Verhältnisse nicht gehörig benutzt, in großer Ferne schon gewahrt und ihm dann viel früher entflieht, als dessen Geschoß ihm gefährlich werden kann. Bösen Muth und Kühnheit zeigt der Verwundete bei der Selbstvertheidigung gegen Menschen, Hunde und Falken, indem er, auf dem Rücken liegend, seines Schnabels mit vieler Gewandtheit sich bedient, um dem Feind besonders an den Augen Schaden zu thun. Uebrigens ist ihm — menschlich vom Vogel zu reden — ein stilles, leidenschaftsloses, fast trauriges Temperament, bei dem allen aber ein nicht geringer Hang zur Geselligkeit mit seinesgleichen, in höherm Grad noch Liebe zu den Jungen eigen.

Schlauheit beweist er vorzüglich dadurch, daß er, am Gewässer nach Raub auf der Lauer, am Tage der Sonne, zur Nachtzeit dem Monde sich gegenüberstellt, damit sein Schatten rückwärts fallen muß, weil sonst die Fische diesen schon ebenso fliehen würden, wie der Reiher selbst, den Schatten des Menschen gewahrend, der oft nur scheinbaren Gefahr zu entrinnen nicht säumt.

Er äußert eine besondere Furchtsamkeit beim Gewitter — ganz gegen das Naturell anderer Ufer-, Sumpf- und Wasservögel, die dessen sich vielmehr zu freuen scheinen —, indem er bei jedem Blitz und Donner, auf seinem Standort springend, mit den Flügeln schlagend und schreiend sich einige Schuh über den Boden erhebt, sogleich aber wieder einfällt, bei mehrerer Annäherung des Gewitters unaufhörlich schreiend, in der Luft und über dem Gewässer kreisend, herumschwebt.

Sein Laut ist widrig kreischend. Er ertönt nur, wenn der Vogel im Flug begriffen ist, und am häufigsten zur Abendzeit. Aehnlicher, als der Laut vieler anderer Vögel durch Worte bezeichnet werden kann, sind dem des Reihers die Worte *Kräik!* und mitunter *Krüth!* Genauer versinnlichen ihn jedoch die nichts weniger als angenehmen Töne, welche Kinder hervorbringen, wenn sie auf einer Gänsegurgel blasen; mindestens kann derselbe vermittels dieses kunstlosen Instruments sehr täuschend nachgeahmt werden.

Der Reiher erreicht ein ungewöhnlich hohes Alter. Man nahm dieses, als die Reiherbeize noch eine der Hauptbelustigungen vieler großen und kleinen Herren ausmachte, an Ringen wahr, auf welchen das Datum sich eingegraben fand, wenn sie oft ein halbes Jahrhundert früher schon einmal in die Hände der Falkoniere gefallen waren.

Der aschgraue Reiher wird in Gebirgsgegenden häufiger angetroffen als in ebenen Landschaften. Am liebsten hält er überall da sich auf, wo in der Nachbarschaft großer Seen, Teiche (Weiher) und Flüsse Baumwaldungen und in diesen besonders sehr alte, durch sogenannte Hornzacken (gänzlich entblätterte und entrindete Kronenäste) Abständigkeit oder doch Rückgängigkeit bezeichnende Eichen und Buchen befindlich sind.

Bald nach der Ankunft auf dem Sommerstand erfolgt die Paarung, dann der Horstbau, oder auch das Gelege des Weibchens in einen alten Horst. Dieser steht auf hohen Eichen, Buchen, Erlen, Kiefern, Fichten u. s. w.; meist jedoch auf Laubholzbäumen, an sumpfigen Orten. Er ist groß und flach, hat einen Rand und eine Grundlage von starken und dünnen Reisern, und wird inwendig mit trockenem Schilf, Wassergras, Wolle und mit Federn ausgefüttert. Da hinein legt das Weibchen drei bis vier schön meergrüne Eier, welche denen der Haushühner an Größe gleich sind, und nach Bechstein in 25 Tagen, nach Naumann in drei Wochen ausgebrütet werden. Beide Alte tragen den Jungen kleine Fische in dem Kehlsack zu und speien ihnen diese bis zur Flugbarkeit zum Futter vor. Dann streifen die Jungen vereinzelt an benachbarten fischreichen Gewässern umher, bis sie im September mit Alten in Flüge sich zusammenschlagen, um so in Gesellschaft die Herbstwanderung zu machen. Lieblingsfraß ist und bleibt für den Reiher zu jeder Jahreszeit und in jedem Alter Fischbrut aller Art, vorzüglich die von Karpfen und Forellen; doch verschmäht er auch kleine Hechte und Aale nicht.

Sowol in mondhellen Nächten als am Tage betreibt er das Räuberhandwerk an seichten Ufern fließender und stehender Gewässer auf folgende Weise: Er watet höchst geräuschlos bis an den befiederten Theil der Schenkel in das Wasser. Auf einer und derselben Stelle bleibt er da, mit zusammengelegtem Halse und so gerichtetem Kopf, daß nichts von dem, was um ihn herum im Wasser sich regt, seinem gierigen Blick entgehen kann, unbeweglich stehen, bis mehrere kleine Fischchen zufällig, oder durch öfteres Fallenlassen der Excremente von seiten des Fischreihers gelockt [1]), ihm hinreichend nahe

1) Der alten Fischer- und Jägersage, daß durch den Glanz und die Witterung (den Geruch) der Reiherständer die Fische angelockt werden sollen, wird ja wol jetzt niemand mehr Glauben beimessen. Jedermann weiß, daß die Fische Excremente jeder Art gern verschlucken; wo aber ein so natürlicher Köder vorhanden ist, bedarf es der Annahme eines fabelhaften nicht. W.

kommen. Stehen diese hoch im Wasser, so läßt der Reiher blitzschnell und ohne daß ein Geräusch dadurch entsteht, seinen Schnabel auf eines derselben hinschießen; stehen sie tiefer, so lüftet er die Flügel ein wenig, fährt im Moment des Hals- und Schnabelhervorschießens und mit vernehmlichem Plumplaut bis an die Flügel ins Wasser und erhascht so seine Beute. Selten sein Ziel verfehlend, bringt er das Fischchen, in der Mitte gefaßt, heraus, wendet es dann sehr behende vermittels der Zunge so, daß der Fischkopf nach dem Reiherrachen hin sich richtet, und verschlingt, ohne von den Flossen behindert zu werden, seinen Raub ganz. Es scheint sogar als scheuten die beim ersten Fang verschont gebliebenen Fische ihren Feind nur wenig, denn oft vergehen kaum Minuten bis zur Wiederholung desselben. In Ermangelung dieses Lieblingsfraßes nimmt der aschgraue Reiher mit Wasserinsekten, Fröschen, Froschlaich, Feld- und Wassermäusen, kleinen Muscheln und Schnecken vorlieb, verschmäht auch selbst, wie es scheint, im wilden Zustand kleine, besonders junge Vögel nicht. Im Nothfall kann er ungemein lange der Nahrung entbehren, ohne zu verhungern.

Jung aus dem Horst genommen lassen sie sich leicht zähmen und mit Fleischabgängen, Hasengescheide, Gedärm von zahmem und wildem Geflügel erhalten. Auch sorgen sie auf dem Hofe bald selbst mit für ihren Unterhalt durch das Wegfangen von Mäusen, Sperlingen und Ammern, denen sie, an Reisighaufen mit zusammengelegtem Halse unbeweglich stillsitzend, auflauern.

Alte und Junge sind im September sehr fett, das Wildbret aber hat, auch bei Jungen, selbst mit Essig gebeizt und in Pastetenform, einen fast unausstehlich thranigen Geschmack. Für oder wider den von andern gepriesenen Wohlgeschmack der Eier kann der Verfasser aus Erfahrung nicht sprechen.

Die langen Kopf-, Hals- und Brustfedern finden zuweilen zu Putzgegenständen Verwendung.

Einen vorzüglich guten Köder an die Fischangel soll man erhalten können, wenn ein ganzer Reiher dieser Art, sammt Gefieder und Gescheide in kleine Stücken gehackt, in Wasser gekocht, das Fett abgeschöpft und mit Semmelkrumen und Rindsblut zu einem Teig zusammengeknetet wird.

Seitdem die Reiherbeize fast gänzlich aus der Reihe der Jagdvergnügen verschwunden ist, werden die überwiegend schädlichen Reiher nicht mehr gehegt; im Gegentheil wird in manchen Revieren dem Jäger bei Ablieferung der Ständer ein Schußgeld verabfolgt.

§. 3. Der Purpurreiher (Bergreiher, Ardea purpurea *L.*) ist, soviel hierüber bisjetzt bekannt, am Schwarzen und Kaspischen Meer, an den Seen der großen Tatarei und am Flusse Irtisch einheimisch, und wird dort allerwärts in Menge angetroffen. Immer selten, einzeln und fast einzig

im August und September, kommt er an der Donau, Theis, am Rhein und Main, zuweilen auch an Landseen des südlichen und mittlern Deutschlands vor. Er wurde sogar auf den höchsten Bergen des Thüringerwaldes, an sumpfigen Stellen, angetroffen.

Sehr alte beiderlei Geschlechts[1]): Länge 2′ 9—10″; Breite 4′ 2—3″. Schnabel und nackte Zügel schön gelb; Augenstern orangegelb; Hintertheil der Fußwurzel, Seiten und unterwärtsgekehrter Theil der Zehen und nackter Theil der Schenkel gelb; Vordertheil der Fußwurzel und Zehenrücken grünlich-schwarzbraun.

Am Hinterkopf ein aus langen, schmalen, schwarzgrünen Federn bestehender Federbusch; weiße, purpurfarbig überflogene lange Federn am Unterhalse; von den Schultern gleichfalls verlängerte, schwanke, hellgelbrothe Federn herabhängend.

Scheitel schwarz mit grünlichem Schiller; Kehle und Vorderhals weiß; Seitenhals schön rostroth, mit drei sehr schmalen schwarzen Längsstreifen; Vorderhals mit rostfarbenen, schwarzen und purpurfarbigen Längsflecken; Rücken, Flügel und Schwanz rostbraungrau mit olivengrünem Schiller; Brust und Flanken lebhaft purpurfarbig; Bauch, After und Schenkel rothbraun.

Junge bis zum dritten Jahre[2]): Oberschnabel großentheils schwarzbraun, übrigens, wie der Unterschnabel, die Wangen und der Augenstern, sehr hellgelb. Federbusch am Kopf fehlend, oder nur durch wenig verlängertes rostfarbiges Gefieder angedeutet; weder am Unterhalse, noch an den Schultern lange, schmale Federn bemerkbar.

Stirn schwarz; Nacken und Wangen hellrostfarben; Kehle weiß; Vorderhals weißgelblich mit vielen schwarzen Längsstrichen; Rücken, Schultern, Flügel und Schwanz schwarzbraun, mit hellrostfarbiger Einfassung; Bauch und Schenkel weißlich.

Nahrung und Lebensweise wie beim aschgrauen Reiher, doch hält sich der Purpurreiher meistentheils in Sümpfen, die mit Rohr und Gebüsch bewachsen sind, auf. An solchen Orten macht er auch sein Geheck, stellt aber den Horst nicht auf Bäume, sondern in das dichteste Rohr und Gebüsch. Ueber die sonderbare Construction des Horstes theilt Bechstein in seinem „Taschenbuch" folgende von Hrn. G. Becker ihm zugekommene Beschreibung mit:

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 626, sp. 10. Bechstein's Taschenbuch, II, 257; Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 27, Tafel 2. Borkhausen's u. s. w. Deutsche Ornithologie, Heft 1, Tafel 4. Meyer's Taschenbuch, II, 334, Nr. 2. Temminck, Man. d'ornith., S. 364. Winckell's Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 619.

2) Dies ist Ardea purpurata: Gmelin, Syst. Linn., I, 641, sp. 63. Ardea rufa: Gmelin, Syst. Linn., I, 642, sp. 67. Ardea caspica: S. G. Gmelin, Reisen, II, 193, Tafel 24. Purple Heron: Latham, Syn., Uebers., V, 66. African Heron: Latham, Ind., II, 698, sp. 73; Suppl., I, 237. W.

Auf einer Fläche von 8—9′ ins Gevierte werden von den Alten alle Rohrstengel und Reiser mit ihren Spitzen nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt hingebogen, sodaß sie eine außerordentlich feste Grundlage ausmachen, welche einen darauf tretenden Menschen kaum einsinken läßt, und unter der eine fast manneshohe Halle sich bildet. Gegen die Mitte hin erscheint jene Grundlage mäßig vertieft, und diese mit dürrem Schilf ausgefütterte Vertiefung macht das eigentliche Nest aus.

Das Gelege besteht aus drei bis vier (nach Temminck) aschfarben-grünlichen Eiern.

Naht sich ein Mensch dem Nest, in welchem fast flugbare Junge sich befinden, so suchen diese durch Eingreifen mit ihren langen, plumpen Zehen und Nägeln in und durch die Rohrdecke nicht ohne Gewandtheit zu entschlüpfen. Von vier Jungen, welche Hr. Becker in einem Horst fand, entkamen auf gedachte Weise zwei; an den beiden andern erhaschten war der Hals schon, obwol unvollkommen, gestrichelt, und bei einem zeigte sich schon eine Andeutung des Federbusches am Kopf, beim andern nahm man dergleichen nicht wahr. Der Laut, welchen diese Jungen ausgaben, ähnelte einigermaßen dem Geschnatter der Hausenten.[1])

Alle dünnhalsigen Reiher nähren sich vorzüglich von Fischen; bei allen muß daher das Wildbret auch von gleich thranigem Geschmack sein. Darüber wird demnach bei den folgenden hierhergehörigen Arten nichts angemerkt werden.

§. 4. Der große Silberreiher (Federbuschreiher, Ardea egretta *L.*) ist in Asien und Afrika sehr häufig, in mehrern Gegenden von Südamerika[2]), desgleichen auf den Falklandsinseln, aber nur einzeln von Reisenden angetroffen worden. Auch in der Türkei, in Dalmatien, Sardinien, Rußland, Polen und Ungarn soll er nicht selten sein und dort ebenfalls sein Geheck machen. Nur auf dem Durchzug besucht er zufällig deutsche Flüsse und Seen. Bechstein war meines Wissens der erste, der diesen Reiher, nach einem am Schwanensee geschossenen Exemplare, als deutschen Vogel in seiner Naturgeschichte Deutschlands (1. Aufl., III, 41, Tafel 4) beschrieb.

Von ihm entlehnte der Verfasser des gegenwärtigen Werks alles, was er über diesen Vogel in der ersten Auflage desselben (II, 620) beibrachte. Hier liefert er die Beschreibung, nach den Werken der gefeiertsten Ornithologen neuester Zeit, wie folgt:

---

1) Bechstein's Taschenbuch, a. a. O., Anmerk., und dessen Diana, oder Gesellschaftsschrift, II, 39, Tafel 4, woselbst ein junger, nicht völlig ausgemauserter Purpurreiher beschrieben wird. W.

2) Ich habe in Peru diesen Reiher, sowol an den Seen der Cordilleren als auch bei Brackwasserlagunen an der Küste des Stillen Oceans oft geschossen. T.

Ständer lang (Schienbeinlänge $8\frac{1}{2}''$); nackte Haut über dem Knie sehr breit ($4\frac{1}{2}''$); Zehen sehr lang. Ganze Länge des Vogels 3′ 2—4″; Breite 5′ 4—6″.

Sehr Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel hellgelb ($5\frac{1}{4}''$ lang); Zügel und nackte Augenhaut glänzend dunkelgrün; Augenstern goldgelb; Ständer schwarzbraun oder grünlichbraun; Gefieder allenthalben rein silberweiß; dasselbe am Ober- und Hinterkopf weniger hollenartig verlängert als bei den vorhergehenden Arten; Schulterfedern lang schmal, sichelförmig über die Flügel sich schlagend; an den Seiten des Rückens einige bis 18″ lange, stark und gerade schäftige, schmale, seidenartig zerschlissen bebärtete Federn, welche, wenn der Vogel in Ruhe ist, auf den am Ende des Schwanzes sich kreuzenden Flügelspitzen ruhen und bis zu 8″ über die Steuerfedern hinausreichen, wenn derselbe hingegen sich gereizt fühlt, aufgespreizt erscheinen. [1])

Alte in der Mauser und Junge, ehe sie das dritte Jahr erreicht haben: Schnabel bei einjährigen überall schwarzgelblich; späterhin der Oberkiefer an der Spitze und an den Seitenrändern hornfarbenschwarz, übrigens, wie der Augenstern, hellgelb; Ständer grünlich; weder hollenartig verlängerte Federn am Kopf, noch gerade, lange, schmale auf den Schultern. [2])

Dieser, besonders wenn er in dem obenbeschriebenen Gewand des über drei Jahr alten und ausgemauserten sich darstellt, prächtigste aller Reiher soll sich nie an den Meeresküsten, überhaupt an salzigen Gewässern nicht aufhalten, sondern meist in großen Morästen und an süßen Landseen, die mit Gesträuch und Schilf resp. besetzt oder berandet sind, daselbst an schwer zugänglichen Stellen auch sein Geheck machen, und das Gelege des Weibchens aus vier bis sechs graugrünlichen Eiern bestehen, sein Laut aber dem Wolfsgeheul ähneln.

Hinsichtlich der Nahrung und der Lebensweise stimmt auch dieser Reiher mit den vorherbeschriebenen überein.

Sein Wildbret hat einen widerlichen Thrangeschmack und ist kaum genießbar. Die langen Schulterfedern werden zu geschätztem und theuerm Federschmuck verwendet.

§. 5. Der kleine Silberreiher (kleiner Straußreiher, Seidenreiher, Ardea garzetta *L.*)[3]) ist in Asien, Afrika und Amerika sehr

---

1) Ardea egretta: Gmelin, Syst. Linn., I, 629, sp. 54; Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 38; Meyer's Taschenbuch, II, 335; Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), S. 620. W.

2) Dies ist Ardea alba: Gmelin, Syst. Linn., I, 639, sp. 34. Ardea Egrettoides: Gmelin, Reisen, II, 193, Tafel 24. (Ein das Gewand des mannbaren Silberreihers anlegendes Exemplar.) Weißer Reiher: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, 1. Aufl., III, 23; 2. Aufl., IV, 35. Großer weißer Reiher: Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 620. W.

3) Gmelin, Syst. Linn., I, 623, sp. 13. Ardea candidissima: ebend., S. 633, sp. 45. Ardea nivea:

...ig, in der europäischen Türkei, im Archipel, Sicilien, Sardinien und in einigen Gegenden Italiens, in Ungarn nicht selten. Deutschland besucht er auf dem Zuge nur zufällig und einzeln. So fand und erlegte man ihn z. B. in Oesterreich, Baiern, Schlesien, auch, wiewol selten, in Thüringen, an Flüssen und Seen.

Die Länge des kleinen Silberreihers beträgt 2′ 10″, wovon der Schnabel 3¼″ wegnimmt. Die Ständer sind über dem Knie 3¾″ hoch nackt, die Zehen gelbgrün behäutet. Die stattliche dicke Holle am Hinterkopf besteht aus stufig verkürzten schmalen, schmiegsamen, nicht dicht, aber fein bebarteten herabhängenden Federn, von denen einige, gewöhnlich zwei, bis 6″ lang sind. Ein aus ähnlichen Federn gebildeter ziemlich starker Büschel tritt am Unterhalse hervor. Einige schwachschäftige, schmale, dünn und seidenartig beposte, an den Spitzen etwas emporgerichtete, 6—8″ lange Federn treten in der hintern Schultergegend aus dem übrigen Gefieder hervor und legen sich, von außen nach innen sanft gekrümmt, nach dem Steiß hin.

Junge, bevor sie drei Jahre alt sind, und ältere in der Mauser begriffene haben weder am Hinterkopf, noch am Unterhalse, noch auf den Schultern lange, schmale Federn. In der frühesten Jugend erscheinen Schnabel, Zügel, Augenstern und Füße schwarz oder tief schwarzbraun und mit mattweißem Gefieder bekleidet. Dies ist dann die Garzette blanche: Buffon, Ois., VII, 371; Gerard, Tab. elem., II, 131, Nr. 5.

Dieser Reiher hält sich, wie alle, vorzüglich in sumpfigen Gegenden auf, besucht aber auch die Ufer der Meere, Ströme und Flüsse. Er tritt, nach Art des aschgrauen Reihers, gern zu Baume.

Sein Geheck macht er in schilfreichen Sümpfen, und das Gelege des Weibchens besteht aus vier bis fünf weißen Eiern.

Er soll vorzüglich kleinen Aalen und Krebsen nachstellen, wird aber vermuthlich auch Forellen nicht verschmähen, überhaupt rücksichtlich des Fraßes die Natur und im allgemeinen die Gewohnheiten der dünnhalsigen Reiher nicht verleugnen.

Sträuße aus den langen Schulterfedern dieses Reihers sind die köstlichsten und theuersten von allen. Mag dann sein Wildbret immerhin nicht zu den schmackhaftesten gehören, der Jäger wird doch schon wissen, warum er, wenn einer ihm vorkommt, alle Mühe anzuwenden hat, seiner habhaft zu werden.

...tham, Ind. ornith., II, 696, sp. 67. Kleiner Silberreiher: Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 44; Meyer's Taschenbuch, II, 337, Nr. 4; Temminck, Man. d'ornith., S. 368; Winckell's Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 622. W.

b. Dickhalsige Reiher.

§. 6. Der **Rohrdommelreiher** (große Rohrdommel, Ardea stellaris *L.*) [1]) wird im südlichen Europa häufiger, als im nördlichen, und höher als bis Schweden hinauf gar nicht gefunden. Auch in Asien hat man ihn angetroffen, und zwar nordwärts noch an den Ufern der Lena in Sibirien. In Amerika soll er auf dem ganzen Erdstrich von Carolina bis zur Hudsonsbai vorgekommen sein. In Deutschland erscheint er im März gewöhnlich schon und zieht im September oder zu Anfang des October in der Regel wieder fort; doch soll er, nach Meyer, mitunter auch bei uns überwintern. Häufig wird er hier zu Lande nirgends angetroffen.

Beschreibung. Ganze Länge 2′ 2—4″; Breite 3′ 10—11″; Schnabel bei Alten 3½″, beim Jungen 3″ lang; Oberschnabel auf dem Rücken und an der Spitze hornbraun, gegen die Ränder abwärts diese Farbe ins Grünliche übergehend, die Ränder selbst grüngelb; die nackten Zügel schwarzgrau-grünlich, an den Rändern grüngelblich; Augenstern rothgelb, am Außenrand ins Braune sich ziehend beim Jungen vom Jahre braun); die Ständer 1½″ hoch über dem Knie nackt, an der 4″ hohen Fußwurzel geschildert behäutet, grüngelblich — beim Jungen graugelblich — gefärbt; Zehen etwas weniger dick als bei den dünnhalsigen Reihern, mittlere 3¾″, hintere 2″ lang, die fast ganz gerade Kralle an letzterer 1½″, an den übrigen Zehen nur 1″ lang, hornbraun von Farbe; Hals 12″ lang, wie bei den dünnhalsigen Reihern, zusammenlegbar [2]), überall, besonders vorn am Unterhalse mit langen, beim Männchen dichter als beim Weibchen stehenden Federn umhüllt.

Die bartartig befiederte Schnabelumgebung und der Oberkopf dunkel schwarzbraun; Hinterkopfs- und Nackengefieder etwas, doch kaum hollenartig, verlängert, schwarz mit hellbraunen Spitzen. Wangen, Hinter- und Seitenhals blaßrostgelb, mit schmalen, unterbrochenen Zickzacks in die Quere gestreift; von den Mundwinkeln ein schwarzbrauner Streifen — beim Weibchen tiefer als beim Männchen — am Seitenhalse sich herabziehend. Die langen Schulterfedern, der Rücken und die großen Flügeldeckfedern rostgelb mit rostroth im Gemisch, schwarzbraun gefleckt in die Quere gestreift, hellbraun gekantet; die kleinen Deckfedern am Flügelwinkel rostfarbig, gleichfarbig dunkelbraun durchwellt; die Steißfedern mittelmäßig, rostgelb, mit schwärzlichen

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 635, sp. 21. Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 63; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, Kap. 144. Meyer's Taschenbuch, II, 338, Nr. 5. Naumann's Vögel, III, 120, Tafel 27, Figur 36. Wildungen's Taschenbuch (1808), S. 25. Winckell's Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 610. W.

2) Der Hals verlängert sich, wenn man den Vogel beim Schnabel faßt und frei herabhängen läßt, durch Ausdehnung bis zu 14″ und darüber. Hat der Hals eine solche Länge bei Cabinetsexemplaren, so zeugt dieses für die Ungeschicklichkeit des Ausstopfers. W.

Zickzacks unregelmäßig gebändert. Die großen Schwungfedern oben dunkelbraun, blaugrau und schön rostroth unregelmäßig in die Quere gestreift, die hintern den großen Flügeldeckfedern gleich gezeichnet; die beiden mittelsten Schwanzfedern schwärzlich, braunröthlich gerändert, die übrigen roströthlich, mit unordentlich vertheilten Längsflecken und winkeligen Querstreifen. Die Kehle beim Männchen reinweiß, beim Weibchen und beim Jungen weißlich; der hellrostgelbe Vorderhals mit zwei Reihen großer, schwarzbrauner Flecken; die Brustfedern bräunlichweiß, in der Mitte dunkelbraun gestreift; der Bauch sehr blaß rostgelb, mit großen dunkelbraunen Längsstreifen; der After weiß, bräunlichgelb überflogen; untere kleine Flügeldeckfedern gelblich, an dem Flügelwinkel schwarz, sonst dunkelgrau bespritzt, die großen wie die untere Kehrseite der Schwungfedern dunkelgrau gebändert.

Das Bauchskelet des Rohrdommelreihers ist sehr zusammengedrückt und besonders das Rückgrat so scharf, gleichsam schneidig gekantet, daß derselbe sich, wenn der Vogel noch unversehrt ist, fast ebenso wie der pflugschartig aufgerichtete Ansatz des Brustknochens, der sogenannte Hüppauf, anfühlt.

Im Fluge bewegt sich dieser Reiher, obwol mit langsamen Flügelschlägen, doch ziemlich leicht. Ehe er sich vom Boden erheben kann, muß auch er, wie alle Vögel dieser Gattung, erst einige Sprünge thun. Wie der aschgraue Reiher legt er im Fluge den Hals mit zwei Kniebiegungen zusammen. Aufgescheucht, streicht er eine ziemliche Strecke weit und in gerader Richtung in geringer Höhe über dem Boden hin. Ruhig und ohne Veranlassung von außen her aufstehend, beschreibt er gewöhnlich in der niedern Region einige Kreise, dann aber schwingt er sich nach und nach, obwol nicht ohne sichtliche Anstrengung, spiralförmig bis hoch in die Lüfte, wo er dann seinen Weg leichter in geradem Zug fortsetzen zu können scheint. Der Gang des dickhalsigen Reiher ist dem des dünnhalsigen ganz ähnlich.

Seinen Sommerstand, auch auf dem Zug den momentanen Aufenthalt, nimmt er in dicht mit Schilf, Rohr, Binsen und Gesträuch bewachsenen Sümpfen und Seen oder Teichen.

Wol nicht ganz mit Unrecht wird der Rohrdommel der Trägheit beschuldigt, da er nur ungern und außer der Wanderzeit selten seinen Aufenthaltsort freiwillig verläßt, an demselben den ganzen Tag unbeweglich still sitzt und, wenn ein Mensch oder Hund ihm unerwartet auf den Hals kommt, zwar einmal Rettung in der Flucht sucht, dann aber den ersten besten schicklichen Ort zum Einfall benutzt und von diesem selten, fast nie sich wieder vertreiben läßt. In diesem Fall beweist er, daß auch der Träge muthig sein kann, wenn er muß; denn mit aufgesträubtem Gefieder, zusammengelegtem Halse erwartet er, stehenden Fußes, den nahe gekommenen Feind, schaut dreist ihm ins Gesicht und weiß seines scharfen spitzigen

Schnabels mit ebenso vieler Kraft als Beharrlichkeit zur hartnäckigsten Vertheidigung sich zu bedienen, indem er fast immer auf das Auge des Feindes zielend und nicht leicht das Ziel verfehlend, ungemein schnell Hals und Schnabel hervorschießen läßt.

So, und vorzüglich verwundet, macht er nicht nur dem starken Hühnerhund, sei er auch noch so herzhaft und gewandt, sondern auch anhaltender als der aschgraue und andere dünnhalsige Reiher, dem in der Luft daran geworfenen Falken vollauf zu schaffen und verletzt einen wie den andern nicht selten gefährlich.

Aber nicht allein muthig, sondern auch schlau ist der Rohrdommel; denn gewahrt er zeitig genug die Annäherung eines Menschen, so streckt er den Rumpf, den möglichst verkürzt zusammengezogenen Hals, den Kopf und Schnabel senkrecht in die Höhe, lehnt sich auch wol an einen dürren Rohr- oder Schilfstengel an, und erreicht so den wahrscheinlich beabsichtigten Zweck, der Gestalt nach für einen zugespitzten Pfahl, oder der Farbe nach für dürres Rohr und Schilf angesehen und als das, was er ist, übersehen zu werden.

Bei bevorstehender Wetterveränderung, sonst nur während der Begattungs- und Brütezeit, vernimmt man zur Nachtzeit, meist blos vor Mitternacht, an entlegenen, ganz ruhigen Orten, nach Naumann auch zuweilen am Tage, den gleichsam brüllenden Laut des Männchens — denn dieses allein gibt ihn aus —, von welchem Naumann, der emsige Forscher und unverdrossene Beobachter, folgende Beschreibung macht: „Dem Gebrüll geht ein zwei- bis dreimaliges Klatschen voraus, welches so klingt, als wenn man mit einem Rohrstengel ziemlich stark aufs Wasser schlägt. Dann folgen, als wenn der Vogel — stark und angestrengt — den Athem an sich zöge, zwei bis drei langgedehnte Töne, die wie Ui, ui! erklingen, und daran schließt sich ein tiefes Prumb! an. Hierauf vernimmt man zwei- bis sechsmal, mehr oder weniger schnell hintereinander, beide Silben im Zusammenhang wie Ui, prumb!“[1])

Man ist über die Art noch nicht im Klaren, auf welche dieser stundenweit hörbare Laut hervorgebracht werden mag; darin aber stimmt der Verfasser Freund Wildungen bei, daß die alte Jägersage, nach welcher dessen Urheber dabei den Schnabel in das Wasser oder in den Sumpf stecke, keinen Grund hat. Sollten jene Töne auf die gedachte Weise entstehen, so scheint

1) Auszugsweise aus Naumann's oben angeführtem Werk, am angezeigten Ort.

Der Verfasser des vorliegenden Werks fand, nach dem ersten Erscheinen desselben, Gelegenheit, über obigen Gegenstand zu wiederholten malen Beobachtungen ganz in der Nähe des Vogels anzustellen. Rücksichtlich der Lautbezeichnung muß er bezeugen, daß sie so genau ist, als sie durch Worte gegeben werden kann; dagegen darf er nicht verhehlen, daß er das Vorspiel des Klatschens nie gehört hat; ebenso wenig vernahm er, wie Naumann's Freund gethan haben will, beim niedrigern Wasserstand ein Gestotter im Laut. W.

es dem Verfasser, als müßten sie gurgelnd — quakernd — lauten, durch das Hervortreiben von Blasen auf dem Wasser. Eher könnte es vielleicht möglich sein — dies ist indessen eine gewagte Conjectur, durch welche das von Naumann vernommene Klatschen einigermaßen erklärbar würde —, daß der Vogel den Schnabel bis in das Hohle eines Schilfstengels einschlüge, wobei allerdings ein Klappen (Klatschen) hörbar werden möchte, dann durch tiefes Athmen — Ui! — die Gurgel mit Luft füllte und entweder bei geschlossenem Schnabel durch die Nasenlöcher, oder bei geschlossenen Nasenlöchern durch den Schnabel in die Hohlung des Schilfstengels auspreßte. Im ersten, wahrscheinlichern Fall verträte die Gurgel selbst, im zweiten der Schilfstengel die Stelle eines Sprachrohrs, und auf diese Weise möchte vielleicht der brüllende Schlußsatz Prumb! erschallen können.

Das Vorstehende sagte der Verfasser nur mit Vorbehalt des Bessern. Als das Bessere erkennt derselbe ohne weiteres die Annahme, daß bei diesem Vogel, wie bei allen andern, der Laut desselben vom Organismus der Luftröhre, der Zunge und der Nasenlöcher abhängig sei, daß es vielleicht der einzige Fall in seiner Art wäre, wenn die Natur beim Rohrdommelreiher ein äußeres Hülfsmittel mit hätte in Anwendung bringen müssen, um das Ausgeben des ihm eigenen Lautes zu bewirken. Allerdings hat zeither die vergleichende Anatomie an den vorhergenannten Organen noch keine hinlänglich wesentliche Abweichung von denen der übrigen Reiherarten entdeckt, um daraus die Entstehung jener sonderbaren Töne befriedigend erklären zu können; dürfen wir aber darum zweifeln, daß dies über kurz oder lang noch geschehen werde?

Uebrigens sind diese Töne, welche Plinius schon und Willughby [1]) dem Gebrüll des Ochsen verglichen, und welche die ältern Jäger veranlaßten, den Laut des Rohrdommelreihers in ihrer Kunstsprache durch Brüllen zu bezeichnen, wenn sie, meist nur in tiefer Nacht, das Ohr des einsamen, damit noch nicht bekannten, vielleicht ohnedies furchtsamen Wanderers berühren, hinlänglich dazu geeignet, ihm Schrecken einzuflößen.

Weniger schauerlich, obwol auch nicht ohrschmeichelnd, ist ein anderer Laut dieses Vogels, welchen sowol das Weibchen als das Männchen auch zur Nachtzeit, aber nur auf der Wanderschaft und hoch in den Lüften ausgibt. Er ähnelt dem bekannten Gekrächz des Kolkraben (Corvus corax *L.*).

Nach dem einstimmigen Zeugniß aller Schriftsteller ist auch der Rohrdommelreiher ein arger Fischbruträuber [2]), verschmäht aber auch Frösche,

---

[1]) Est qui boum mugitus imitatur. *(Plinius.)* — Botaurus, quod boatum tauri edat. *(Willughby.)* Vgl. v. Wildungen's Taschenbuch, a. a. O. W.

[2]) In Sardinien heißt er Aalrabe, weil er vorzüglich den Aalen nachstreben soll (v. Wildungen, a. a. O.). In dem Magen der drei Exemplare, welche der Verfasser untersuchte, fand er keine Fisch-

Muscheln, Schnecken, Eidechsen, Blutegel, Wasserinsekten und Wassermäuse nicht. Um dies alles zu erhaschen, steht er mit zusammengelegtem Halse und vorgestrecktem Schnabel in seichtem klaren Wasser unbeweglich still auf der Lauer. Wenn eins der genannten Thiere ihm sorglos sich naht, schießt Hals und Schnabel blitzschnell wie aus einer Scheide hervor und fast unfehlbar genau auf den Gegenstand hin, nach welchem dem Raubmörder gelüstet. Wenige Stiche mit der scharfen Schnabelspitze fördern das Thier zu Tode, worauf es, wie es ist, ganz verschluckt wird.

An seinem Aufenthaltsort baut das große Rohrdommelpaar seinen Horst auf einer schwer zugänglichen, erhabenen, mit Gesträuch, Schilf und Binsen dicht bewachsenen Stelle, aus trockenen Binsen, Schilfblättern und Reisig. Er ist ziemlich flach, aber fest. Wo schnelles Steigen des Wassers stattfinden kann, wird es, zur Verhütung des Fortschwemmens, am umstehenden Rohr, Schilf oder Gesträuch mit einigen Reisighaken gleichsam angeankert. Das Gelege besteht aus drei bis fünf schmuzig grünlichen Eiern. Die Dauer der Brütezeit setzen die Schriftsteller auf 23—25 Tage. Die Jungen sollen ziemlich bald zwar nicht die Nestgegend verlassen, aber sehr geschickt und possirlich (nach Naumann) an den zunächststehenden Rohrstengeln, wie der bläuliche Kleiber (Blauspecht), auf- und abklettern. Junggefangene lassen sich leicht aufziehen, wenn man ihnen Frösche zum Futter gibt. Durch Ablösung des ersten Flügelgelenks gelähmt und erwachsen in Gärten ausgesetzt, tragen sie daselbst nicht wenig zur Verminderung der Frösche, Kröten, Eidechsen, Schlangen und andern Ungeziefers bei. Werden sie jedoch auf irgendeine Weise gereizt, so zeigen sie einen hohen Grad von Bosheit; man warne daher Kinder vor Neckereien und lasse sie der Rohrdommel ohne Schutz eines Erwachsenen nicht zu nahe gehen, sie würden sonst gefährlichen Verletzungen, besonders an den Augen, ausgesetzt sein.

Wenn auch der Landmann den Rohrdommelreiher als unfehlbaren Wetterpropheten in Schutz zu nehmen einigen Grund hat, so verdient er doch, wenn es erwiesen ist, daß er der Fischerei bedeutenden Schaden zufüge, keine Schonung.

Selbstgemachte Versuche berechtigen den Verfasser zu der Behauptung, daß das saftige, zarte Wildbret dieses Reihers zu den schmackhaftesten Gerichten gehört.

§. 7. Dem Nachtreiher (Focken, Ardea nycticorax *L.*) wurde, als zur hohen Jagd gehörig, im ersten Theil dieses Werks ein eigenes Kapitel gewidmet.

reste, obwol sie ihren Sommerstand in einem an sich zwar nicht fischreichen, aber kaum einige hundert Schritt von Brutteichen entfernten Sumpf hatten. W.

§. 8. Der **Rallenreiher** (Ardea ralloïdes *Scop.*) ist sehr häufig an den Grenzen von Asien, gemein in der europäischen Türkei, im griechischen Archipel, in Italien und Sicilien, nicht selten, vorzüglich auf der Wanderschaft, im mittäglichen Frankreich und in der Schweiz. In Deutschland kommt er in der Regel nur als Zugvogel vor, auch als solcher selten, jedoch im südlichen öfter als im mittlern. Als Zufall ist es zu betrachten, wenn er — nach Meyer [1]) — am Rhein einmal sein Geheck gemacht hat. Im nördlichen Deutschland und höher nordwärts ist derselbe, soviel dem Verfasser bekannt, noch nicht bemerkt worden.

Ueber zwei Jahr alter Vogel, männlichen und weiblichen Geschlechts: Schnabel an der Spitze schwarz, übrigens azurblau; Zügel graugrün; Augenstern gelb; Füße gelb, grünlich überlaufen; nackte Haut über dem Knie schmal. Ganze Länge des Vogels 16″, zuweilen etwas darüber.

Stirn und Scheitel gelblich, mit schwarzbraunen Längsstrichen, am letztern das Gefieder verlängert; acht bis zehn sehr lange, weiße, schwarz geränderte Federn am Hinterhaupt hervortretend; Kehle weiß; Oberrücken hell rostfarben; Schulterfedern sehr lang und schmal, von Farbe hell kastanienbraun; alles übrige Gefieder reinweiß. [2])

Unter zwei Jahr alte Vögel: Oberschnabel braun und (blau-) grünlich; Unterschnabel gelbgrünlich; Zügel grün; Augenstern sehr hellgelb; Füße graugrünlich. (Länge 15″.)

Am Hinterhaupt keine langen Federn; der ganze Kopf und die Flügeldeckfedern rostbraun, mit dunklern Längsflecken; Kehle, Steiß und Schwanz weiß; Schwungfedern an der innern Fahne weiß, an der Spitze und äußern Fahne aschgrau; Schultern und Oberrücken mehr oder weniger dunkelbraun. [3])

Im Naturell hat dieser Reiher mit den übrigen dickhalsigen alles gemein. Der Laut soll dem des Rohrdommelreihers ähneln (brummend ertönen). [4])

Er hält sich in schilfreichen Sümpfen und mit Schilf, Rohr und Gesträuch besetzten Seen auf.

Sein Horst steht auf Bäumen. Ueber die Zahl und Farbe der Eier ist nichts bekannt; ebenso wenig über den Geschmack des Wildbrets.

---

1) Annalen der Wett. Gesellschaft, Bd. 2, Heft 2, S. 352.

2) Ardea ralloides Scopoli ann., Uebers. von Günther, S. 10, Nr. 121. Ardea comata: Gmelin, Syst. Linn., I, 632, sp. 41. Ardea castanea: ebend., S. 633, sp. 46. Ardea squajotta: ebend., S. 634, sp. 47. **Rallenreiher**: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 47; Meyer, Taschenbuch, II, 341, Nr. 7. **Kastanienbrauner Reiher**: Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 625, §. 6. W.

3) Ardea erythropius: Gmelin, Syst. Linn., I, 634, sp. 48. Ardea marsigli: ebend., S. 637, sp. 52. **Schwäbischer Reiher**: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (1. Aufl.), III, 33; Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 624, §. 5. Ardea pumila: Gmelin, Syst. Linn., I, 644, sp. 74. W.

4) Oken, Zoologie, Abth. 2, S. 572.

§. 9. Der kleine Reiher (kleine Rohrdommel, Zwergrohrdommel, Ardea minuta *L.*) [1]) wird in den gemäßigten Erdstrichen der Alten und Neuen Welt, besonders in der Berberei häufig gefunden. Als Nachtzugvogel kommt er in Holland und England öfter als in Deutschland im April an und geht im September wieder fort. In Jamaica und in andern unter derselben Breite liegenden Ländern soll er überwintern.

Beschreibung. Kein nackter Streif über dem Knie; die Membran, durch welche die äußere Zehe mit der mittlern verbunden ist, sehr schmal. Kopf und Rücken glatt, ohne verlängerte Federn; Federn am Unterhalse lang, herabhängend. Länge 13—14″, Breite 19″.

Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel gelb, bis auf die schwarzbraune Spitze; Zügel und Augenstern gelb; Füße gelblichgrün. Scheitel, Nacken, Schultern und Rücken schwarz mit grünem Schiller und Glanz; ebenso die zwölf Steuer- und die hintern Schwungfedern; Wangen, Vorder- und Seitenhals, Flügeldeckfedern und ganzer Unterkörper rostgelb; vordern Schwungfedern schwarzgrau.

Junge vom Jahre: Schnabel braun; Füße grün; Scheitel glanzlosbraun; Vorderhals weißlich mit vielen braunen und schwarzen Längsstrichen; Wangen, Nacken, Brust, Rücken und Flügeldeckfedern dunkler oder heller rostbraun, mit vielen dunkelbraunen Längsstrichen; Steuer- und Schwungfedern glanzlos-dunkelbraun.

Bei der zweiten Mauser fangen die Längsflecken zu verschwinden an; die Federn am Oberrücken und an den Schultern bekommen eine rostfarbige Einfassung, ebenso die hintern Schwungfedern. Sämmtliche Schwung- und Steuerfedern nehmen schwarze glanzlose Farbe an. Dies ist Ardea danubialis: Gmelin, Syst. Linn., I, 637, sp. 53. Gestrichelter Reiher: Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 78, Nr. 12; Winckell's Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 624, Anmerk.; Naumann's Vögel, Nachtrag, Heft 2, S. 82, Tafel 12, Figur 25 und 26. Ardea Soloniensis: Gmelin, Syst. Linn., I, 637, sp. 51.

In Rücksicht des Körperbaues, des Lautes, der Beweglichkeit und des Aufenthalts [2]) hat dieser kleinste aller bekannten Reiher mit dem Rohrdommelreiher (Ardea stellaris) alles gemein, man möchte ihn eine Duodezausgabe von jenem nennen! Er unterscheidet sich von ihm nur dadurch, daß er bisweilen auf Bäume tritt.

---

1) Ardea minuta: Gmelin, Syst. Linn., I, 637, sp. 53; Temminck, Man. d'ornith., S. 371. Kleine Rohrdommel: v. Wildungen, Taschenbuch, 1802; Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 615; Naumann's Vögel, III, 135. Kleiner Reiher: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 71; Meyer, Taschenbuch, II, 343. W.

2) Der kleine Reiher wird jedoch öfters in kleinen mit Gebüsch, Schilf und Binsen verwachsenen Teichen, Gräben u. s. w. angetroffen. W.

Wenn er überrascht, sei es auf einem Baum oder am Boden, nach Art der großen Rohrdommel mit seinem ganzen Körper eine senkrechte Stellung annimmt, wird er, einem zugespitzten Hornzacken (dürrem schalenlosen Ast) gleichend, gar leicht übersehen.

Der verhältnißmäßig kleine, aus dürren, dünnen Rohr- und Schilfstengeln kunstlos, seiner Dimension nach hochgebaute Horst dieser Reiherart steht im dichtesten Gesträuch und Schilf verborgen, entweder auf umgeknickten Rohrstengeln, oder auf Erdhügeln, oder er schwimmt auf dem Wasser. Im letztern, seltenern Fall wird er ebenso und aus gleichem Grund, wie der der großen Rohrdommel, am nebenstehenden Rohr oder Gesträuch befestigt.

Selbst klein von Körper, muß er sich auch auf das Rauben ganz kleiner Fische, Frösche beschränken und meist von Froschlaich, kleinen Schnecken, Blutegeln, Wasserinsekten und Gewürm sich nähren, weil auch er alles ganz verschlingt. Alles dies eignet er sich auf eben die Weise an, wie die große Rohrdommel. Von bedeutendem Schaden kann bei ihm die Rede nicht sein.

Da er weniger noch als die große Rohrdommel von Fischen sich nährt, so hält der Verfasser dafür, daß das Wildbret zart und von sehr gutem Geschmack sein müsse; doch weiß er dies aus Erfahrung nicht.

§. 10. Schon zu der Zeit, als der Verfasser zum Waidmann sich zu bilden anfing, vor mehr als vierzig Jahren, war die Falknerei, d. h. derjenige Zweig des Waidwerks, welcher, als ganz eigener, von den übrigen getrennter, früherhin von den sogenannten Falkenieren, oder Jägern, welche das Abtragen (Abrichten) der zur Reiher-, Kranich-, Fasanen-, Enten-, Rebhühner-, Krähen-, Milanenbeize anwendbaren Raubvögel überhaupt und der eigentlichen Falken im besondern, und alles, was zum Betrieb der Beize (des Fanges der vorgenannten Federwildarten vermittels abgetragener Falken u. s. w.) gehört, kunstmäßig erlernt hatten, ausschließlich geübt wurde, und welcher besonders im Mittelalter eine der ausgezeichnetsten Jagdbelustigungen der Fürsten, Ritter und Herren ausmachte, schon gänzlich im Verfall.

Genaue, auf Erfahrung und Ausübung gegründete Kenntniß dieses Waidwerkszweiges hat der Verfasser daher nicht zu erlangen vermocht.

Um jedoch dem Leser wenigstens einigen Begriff von dieser Jagdbetriebsmethode geben zu können, benutzte er das, was er in Flemming's „Deutschem Jäger“, in Döbel's „Jäger-Praktica“, Bechstein's „Handbuch der Jagdwissenschaft“ und in Hartig's „Lehrbuch“ darüber fand. [1])

1) Eine interessante Abhandlung: „Zur Geschichte der Falknerei“, von G. Simon, befindet sich in der Jagdzeitung, 1862, Nr. 11, S. 421 fg. Aus einem andern Aufsatze der Jagdzeitung, 1859, S. 352, „Die Falkenbeize in Aegypten und die Gazellenjagd“, von A. Spony, geht hervor, daß in Aegypten sogar Gazellen mit Falken gebeizt werden. T.

Diejenigen Raubvögel, welche zur Beize abgetragen und gebraucht werden können, wird der Leser aus der Naturgeschichte jedes einzelnen später kennen lernen.

Wir wollen zuvörderst von den Falkeniergeräthschaften, dann von dem Verfahren beim Abtragen der Beizvögel, und endlich von dem Betrieb der Reiherbeize im besondern sprechen.

§. 11. Zum Abtragen (Abrichten) der zur Reiherbeize oder zu jeder andern Beize anwendbaren Raubvögel, welche gemeinhin Beizvögel genannt werden, auch beim Betrieb dieser Jagdart selbst, sind folgende Geräthschaften erforderlich:

1) Die Haube. Dies ist die Kopfbedeckung, mit welcher der Beizvogel stets verkappt (geblendet) sein soll, wenn er nicht kröpft (frißt), oder gesonnt (bei heiterm Wetter die Vergünstigung erhält, der freien Luft auf kurze Zeit zu genießen), oder ins Bad gebracht (bei warmen Tagen in verschlagenem Wasser gereinigt) wird.

Sie wird vom Riemer aus gebranntem Kalb- oder anderm steifen Leder über einen Leisten geformt, zu welchem der dem Beizvogelkopf ähnlich zugeschnitzte Knopf eines Stockes dient. Dieser Leisten muß in der Augengegend mit zwei knopfartigen Erhabenheiten versehen sein, um Druck der Haube auf die Seher (Augen) des verkappten Beizvogels zu verhüten. Die etwas über 2″ hohe und weite Haube selbst wird aus drei Theilen vermittels einer Stoßnaht zusammengenäht, nämlich

a) aus dem Ober- oder Scheitelstück, zu welchem das Leder fast gerade, nur in der Mitte etwas bauchig und genüglich lang geschnitten wird, um, wenn es vorher bis zur Dehnbarkeit erweicht, mit dem vorn hinlänglich groß eingeschnittenen Loch über die den Schnabel des Vogels vorstellende, vorstehende Spitze des Leisten gezogen, in der Stirngegend niedergepreßt und hinten stramm angezogen ist, den ganzen Vorder-, Ober- und Hinterkopfleisten bis in die Nackengegend zu überdecken;

b) aus zwei Seiten- oder Backenstücken. Diese werden unten schnurgerade weg, oben aber so bogig geschnitten, daß sie, über die Backen des Leisten gelegt, genau an das Scheitelstück passen.

Wenn das Ganze zusammengenäht und das eingeweichte Leder wieder vollkommen getrocknet ist, wird am Nackentheil der Haube ein Schlitz eingeschnitten und in jeder Ecke des Schlitzes eine Strippe oder ein Riemen, in einem Knöpfchen ausgehend, angenäht, womit die Haube auf dem Kopf des Beizvogels nach Umständen verengert oder erweitert, gänzlich befestigt oder gelöst werden kann. Zur Handhabe beim Ab- und Aufhauben des Vogels (beim Abnehmen oder Aufsetzen der Kappe), zum Theil auch zum Zierath dient der 2″ hohe, oben auf dem Scheitelstück senkrecht aufgerichtete

Trosch oder Busch, dessen Grundlage aus einem durch zwei dicht nebeneinander in der Scheitelgegend eingeschnittene Ritzen nach oben durchgezogenen Riemen besteht. Beide oben zusammengenommene Riemenstücke werden, vom Schnittheil an, $^3/_4''$ hoch mit weißem ausgeglühten Draht fest um- und um bis an ein Büschel feiner, schwanker Federn noch $^3/_4''$ hoch mit hineingewunden, die dann oben hollenartig sich ausbreiten. [1])

2) **Die Kurz- oder Wurffessel.** Sie wird vorzüglich bei Habichten und Sperbern gebraucht und durch eine in den einen Ring eines kleinen Doppelwirbels eingebundene, 4″ haltende Schleife gebildet, welche entsteht, wenn man einen 10″ langen hunds- oder hirschledernen [2]), an beiden Enden angeschlitzten Riemen vermittels dieser Schlitze in den Wirbelring einschlingt.

3) **Die Langfessel**, ein 4—$4^1/_2'$ langer, gleichfalls hunds- oder hirschlederner, etwas stärkerer Riemen, welcher in den andern Ring des unter 2) erwähnten Doppelwirbels eingeschlungen und in demselben durch einen an dem eingeschlungenen Ende befindlichen Knopf festgehalten wird. Vermittels der Langfessel wird der Vogel entweder an einem Pflock auf der Erde angebunden, oder auf einer Stange festgehalten. Im ersten Fall soll und kann der Vogel mehr Spielraum haben, und daher wird das andere Ende des Riemens blos am Pflock befestigt; im andern Fall muß der Riemen auf dem dritten Theil seiner Länge einen durchgehenden Einschnitt haben, durch welchen der um die Stange geschlagene Riemen gezogen, mit der Kurzfessel in Verbindung gesetzt und auf diese, durch Worte schwer zu versinnlichende Weise der Vogel auf der ihm angewiesenen Stelle zu verbleiben gezwungen wird.

4) **Das Geschüh** besteht aus Riemchen von Hundsleder. Sie gehen vorn in einer durchschlitzten Spitze aus, werden an dem Theile, der um die Fänge (Füße) des Vogels geschlagen wird, um Einschneiden zu verhüten, breiter, dann wieder schmäler bis an das andere Ende. Da, wo der breitere Theil aufhört, befindet sich ein Ritz oder durchgehender Einschnitt im wieder verschmälerten Riemen, um durch solchen, wenn der Fang bei wiederholtem Umschlagen gänglich **angeschuht** (umhüllt) ist, den Riemen durchstecken zu können, von welchem das übrigbleibende Ende die Länge einer Mannshand von der Spitze des Mittelfingers bis hinter den Ballen haben und am äußersten Ende wieder durchschlitzt sein muß. Zuletzt werden die Schlitze beider Enden am Fang- und an dem Wirbelring der Kurzfessel durchgesteckt und gut befestigt.

---

1) In den glänzenden Zeiten der Falknerei waren die Falkeniere oft kostbar uniformirt. Man pflegte dann auch die Backenstücken der Haube mit Tuchläppchen von den Farben der Uniform zu besetzen. W.

2) Hundsleder ist besser, weil es in der Nässe weniger zusammenschrumpft und weniger hart wird. W.

Beim Habicht und Sperber erhalten die Schuhenden Knöpfe, um vermittels derselben die Befestigung an der Kurzfessel vollständig zu bewirken.

5) Das Federspiel, ein aus zwei peitschenstielartig geflochtenen Stöcken bestehender, an den Seiten länglich abgerundeter Körper, ungefähr von der Größe eines Reiher- oder Haushuhnrumpfes, ist an den Randstöcken mit dünnem braunen Leder überzogen und dessen Inneres mit trommelfellartig ausgespanntem, ebenfalls braunfarbigem Leder ausgefüllt. An jeder Seite ist ein Flügel von einem Reiher, von einem Kolkraben, von einer Milane oder von einer weißen Taube befestigt. Am Kopfende befindet sich ein beweglicher Wirbel mit einem Ring, in welchem ein vierstrählig geflochtener Riemen von der Dicke eines starken Pfeifenstiels befestigt wird, welcher, vorn mit einem starken Knopf oder kleinen hölzernen Knebel endend, vor dem obenerwähnten Ring mit einem Schlitz versehen und in diesem letztern mit dem Knebel verbunden, vom Falkenier über die linke Schulter gehängt wird, wenn er zur Beize auszieht. Dieses Federspiel, auch Vorloß oder Lur [1]) (franz. Leurre) genannt, wird, wenn der Beizvogel zufällig fehlgestoßen und deshalb oder sonst, als noch nicht ganz fest abgetragen, sich verstrichen (entfernt) hat, in der Luft geschwenkt und in die Höhe geworfen, um den Beizvogel, welcher das Spiel für einen andern Vogel hält, der ihm zur Beute werden kann, wieder herbeizulocken und demnächst zu fesseln.

6) Die Trage, ein aus zwei 5′ langen Seitenlatten und aus zwei $2^1/_2$′ langen Querlatten bestehender, an jeder Ecke mit 2—3′ hohen Beinen versehener Rahmen von leichtem Holz. Vorn und hinten werden abgerundete Quersprossen, gleichweit voneinander entfernt, eingelassen. Die Seitenlatten sind oben mit Heu oder mit trockenem Moos, oder mit Stroh gepolstert und mit Tuch beschlagen und, soweit in der Mitte der freie Raum sich erstreckt, rund. Vorn und hinten neben der letzten Sprosse nach innen zu ist auswendig an jeder Seitenlatte ein nach unten gebogener, eiserner Haken befindlich. Soll zur Beize ausgezogen werden, so wird auf jede Vorder- und Hintersprosse ein verhaubter Beizvogel angefesselt, deren Gesammtzahl in der Falkenierkunstsprache Gage oder Trage heißt. Dann tritt der sogenannte Gageträger in den mittlern freien Raum der Trage, schlägt über jede Schulter ein breites, an beiden Enden mit einem eisernen Ring versehenes Tragband, hängt beide Tragbänder übers Kreuz, hinten und vorn mit den Ringen an den obenbemerkten Haken ein und folgt dem Zuge.

1) Diese Federspiele wurden auch Luder (jedenfalls aus dem französischen Leurre und dem danach gebildeten Lur entstanden) genannt. So finden sich im alten Inventar der k. k. Ambraser Sammlung in Wien zwei reich gestickte, mit Schnüren und Quasten von Gold und Seide versehene Vorloße unter der Bezeichnung Luder aufgeführt. T.

7) Die Falkeniertasche hat, der Gestalt nach, Aehnlichkeit mit einer Säbeltasche, ist 1½′ lang und 1¼′ breit, und unten an den Ecken abgerundet. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, deren auswärtsgekehrte gewöhnlich aus Knüttwerk von grünem und weißem Garn, die einwärtsgekehrte aus Leder verfertigt wird. Diese beiden Abtheilungen bilden ein Ganzes, indem die Ledertasche mit einem in dünnes Leder gehüllten Draht ringsum vernäht und an dieser Drahtumgebung die geknüttete Obertasche wieder fest angenäht wird. Oben, wo der Draht querübergeht, befindet sich an jeder Ecke an demselben ein kleines Oehr, in welchem ein durchgehendes eisernes, ½″ breites, ¼″ dickes Stäbchen befestigt wird, aus dessen Mitte ein mit einem Ring versehenes Wirbelchen sich erhebt. In diesem Ring wird das Bandelier, ein bis 4″ breiter, unten vereinigter Riemen, an welchem ein Karabinerhaken vernäht ist, eingehängt. So kann die Tasche vom Falkenier über die rechte Schulter gehängt und jede Abtheilung derselben nach oben und nach unten gewendet werden, je nachdem die Umstände es erfordern. Die obere Abtheilung der Tasche hat die Bestimmung, ein paar lebendige Tauben hineinzustecken, um diese in dem Fall dem Beizvogel vorwerfen zu können, wenn er bei einer etwaigen Fehlbeize sich verstreichen wollte. Am obern Rand derselben aber ist auch noch eine kleinere Quertasche angebracht, in welcher ein paar Hauben, Fesseln u. dgl. zur Fürsorge mitgenommen werden. Die ganze obere Abtheilung wird durch einen abgerundeten, geknütteten Deckel verwahrt, in welchem ein Knopfloch befindlich ist, welches den mitten auf der Obertasche angenähten Knopf aufnimmt. Die untere aus Leder bestehende Taschenabtheilung hat zwei abgesonderte Fächer. Eines derselben beherbergt ein paar todte Tauben oder andere Vögel; das andere nimmt eine blecherne Büchse mit gehacktem Fleisch auf, und dieses alles ist zum Gratialfraß für die Beizvögel bestimmt. Diese Abtheilung ist am obern Rand mit Schnürlöchern versehen, durch welche zwei an den äußern Ecken angenähte Riemen gegeneinander in der Mitte zusammengezogen und zugeknüpft werden, wenn die Tasche verschlossen sein soll.

8) Die Falkenierhandschuhe werden hinlänglich weit aus weichem und so starkem Hirschleder verfertigt, daß der Beizvogel, wenn er auf der damit bedeckten Faust getragen wird, mit den Fängen nicht durchzugreifen vermag. Die aus noch dickerm Hirschhalsleder bestehenden Stolpen erstrecken sich bis zum Daumenknöchel, und sind aufgeschlitzt, auch flügelig geschnitten. An einem Flügel derselben ist das aus einem Riemen bestehende Gehängsel angenäht, welches Weite genug haben muß, um den ausgezogenen Handschuh damit hinter der Faust an den Arm hängen zu können; zugleich dient selbiges aber auch dazu, beim Abtragen eines Beizvogels die Langfessel daran schleifen zu können.

§. 12. **Beizvögel** (Falken, Habichte u. s. w.) **abtragen und locke machen** heißt soviel, als dieselben zum Beizjagdbetrieb auf Reiher, Kraniche, Milanen, Kolkraben u. s. w. folgsam und geschickt machen.

Altvater Döbel [1]) gibt auch hierzu ausführlich Anleitung. Ihm folgt der Verfasser, jedoch unter der Bemerkung, daß ihm in diesem Fach eigene Erfahrung mangelt, und daß er sich daher nur rücksichtlich des Ausdrucks und der Zusammenstellung, keineswegs aber in Rücksicht der Sache Abänderungen erlauben wird.

Alle zur Beize tauglichen Raubvögel, mit einem Worte, **Beizvögel**, welchen Alters sie sind, können, freilich nur unter Anwendung der harten Zwangsmittel, **Schlaflosigkeit** und **Hunger**, **abgetragen** und **locke gemacht** werden; allerdings aber in der frühesten Jugend am leichtesten, wenn von den (Beizvogel-)Arten, welche bei uns ihr Geheck machen, der ausfindig gemachte Horst, sammt den etwa halbwüchsigen Jungen, an einer ruhigen Stelle in der Nähe der Jägerwohnung, zwischen die Aeste eines Baumes versetzt, darüber ein Schutzhimmel von grünem Reisig gemacht und den Jungen alltäglich aus der Hand des Jägers, welcher sie abrichten will, frisches, nicht fettes, anfänglich kleingeschnittenes Rindfleisch, auch zuweilen eine junge Taube zum Futter gereicht wird. Fängt man diese Jungen, gleich wenn sie flügge geworden, wieder ein, so sind sie schon halb zahm und nehmen dann schneller Lehre an. In der Natur der Sache liegt es übrigens, daß andere zum Zweck des Abtragens eingefangene **Wildlinge** [2]) im **frühern** Alter dem Jäger weniger Arbeit machen als im **spätern**.

Immer aber verfahre man mit solchen auf folgende Weise: Man **verkappe** und **fessele** jeden Vogel (§. 11, Nr. 1—4), wenn er gefangen und ausgelöst ist, auf der Stelle, trage ihn sofort nach Hause und bringe ihn in eine stille Kammer. Hier lege man ein Stänglein auf die Erde, setze den Vogel darauf und befestige die Langfessel auf dem Boden. In der Regel wird er, als geblendet, hier unbeweglich stillsitzen; wo nicht, so wird er mit der Kurzfessel an dem Stänglein festgemacht. So muß er, ohne irgend Fraß zu bekommen, bis zum andern Tag sitzen.

Nach beiläufig 24 Stunden begibt sich der Jäger mit über die linke Hand — denn auf der linken Faust muß, der Regel nach, der Beizvogel stehen und getragen werden — gezogenem Handschuh (§. 11, Nr. 8) in die Kammer, löst die Langfessel vom Boden — auch die Kurzfessel, wenn diese an dem

---

1) Döbel, Jäger-Praktica (1783), II, Kap. 158 und 159.

2) Daß starke Beschädigung an den Schwung- und Steuerfedern, oder an den Fängen, den Vogel unbrauchbar macht, ist begreiflich; der Jäger muß daher durch Auswahl schicklicher Fangmethoden und durch Vorsicht beim Auslösen aus dem Fangapparat dem auszuweichen suchen. W.

Stänglein hat befestigt werden müssen —, schleift die Langfessel an das Stulpengehängsel, ergreift die Kurzfessel mit der rechten Hand, schlägt, wie jederzeit beim Tragen eines Beizvogels, den linken Daumen ein und die Faust geballt zusammen, und hebt den Vogel aufgehaubt (verkappt) darauf.

Nachdem derselbe so einige Stunden herumgetragen worden, löst man die Strippen oder Riemen am Haubenschlitz auf, und haubt oder kappt den Vogel behutsam und leise ab, d. h. man hebt die am Trosch gefaßte Haube demselben vom Kopf. Während des Abhaubens wird der Vogel sich vielleicht ungeberdig anstellen, nach dem Abkappen wild sich umsehen und abzustieben (fortzufliegen) versuchen. Bei ganz kurzgefaßter Kurzfessel suche man ihn stete auf der Faust zu erhalten, auch durch sanftes, langgezogenes Pfeifen und durch den Zuruf „Oho, Männchen!" [1]) in Ruhe zu bringen. Zeigt er sich widerspenstig, so wird er verkappt, auf eine in der Kammer frei, aber fest, nicht schwebend, beiläufig 5′ hoch über dem Boden angebrachte Stange gesetzt und an derselben mit der Langfessel befestigt. Hier muß er, ohne ihm Gekröpf (Fraß) zu geben [2]), aushalten bis zum folgenden Tag, an welchem die Lection des vorigen wiederholt, auch der Versuch gemacht wird, ob der Vogel von einer an der Brust abgebälgten (abgefiederten und abgehäuteten), mit diesem reinfleischigen Theil dicht vor seinen Fängen in der Faust dargereichten Taube kröpfen (fressen) will, wobei unter dem Zuruf „Rupf, Männchen!" dessen vielleicht unordentlich liegendes Gefieder mit einer Raben- oder andern langen Schwungfeder sanft zurechtgestrichen, und er sozusagen geliebelt wird. Will er noch nicht kröpfen, so trägt man ihn dennoch einige Stunden unverkappt, und stellt ihn aufgehaubt dann wieder auf die Stange.

So wird, ohne vom Mitleiden sich hinreißen lassen zu dürfen, fortgefahren, bis ihn, vielleicht erst am vierten oder fünften Tag, Hunger treibt, aus der Faust zu kröpfen. Nur in dem Fall, wenn Spuren großer Ermattung sich zeigen, auch in keinem Fall öfter als einmal, fessele man ihn in der Kammer auf dem Boden an und werfe von der Taube ein Bruchstück zum Fraß vor. Bei dieser Gelegenheit, wie jederzeit, kann an die Stelle der Taube eine Saatkrähe, Nebelkrähe oder Dohle treten. Von letztern kröpfen die Beizvögel fast ebenso gern als von der Taube, weniger gern von den schwarzen Krähen, ungern von der Schildkrähe. Späterhin kann auch kleingestücktes, rohes, nicht fettes Rindfleisch zuweilen zum Fraß dienen.

---

1) Immer gleichtöniges Pfeifen und unveränderten Zuruf mache der Jäger sich zum Gesetz. W.

2) Die Stange muß ganz frei hängen, damit der Vogel beim etwaigen Herunterfallen die Schwung- und Steuerfedern durch Anstreichen an der Wand nicht beschädige; von seiten des Jägers aber muß, anfänglich besonders, oft nachgesehen werden, um den heruntergefallenen, schwebend hängenden Vogel, der, weil er geblendet und in der Angst ist, sich selbst nicht wieder auf die Stange helfen kann, wieder darauf zu stellen. W.

Bei den bis hierher erörterten Vorarbeiten, bei welchen fleißiges und anhaltendes Tragen des Vogels auf der Faust und ohne Haube unerlaßliche Bedingung des Erfolgs ist, kann höchstens eine Woche verstreichen. Dann wird und muß der Vogel stete auf der Faust stehen und aus derselben kröpfen.

Erst wenn dies der Fall ist, darf das eigentliche Abtragen (Abrichten) zur Beize unternommen werden, und zwar auf folgende, allerdings für den Vogel ebenso harte als für den Jäger mühevolle Weise:

Der ersten und jeder folgenden Lehr- und Uebungsstunde muß lange anhaltendes Tragen des unbehaubten Vogels auf der Faust vorangehen. Nach Beendigung derselben wird er verkappt auf den Standort gebracht und daselbst angefesselt. Diese Vorschrift gilt für die ganze Lehrzeit.

Erste Lection.

Der hungerige Vogel wird morgens ohne Haube in einer Kammer von der Faust auf eine Stuhllehne gestellt. Seinem Schnabel gegenüber, die Langfessel am Handschuh befestigt, setzt sich der Jäger, nimmt das, was der Vogel kröpfen soll, die todte gerupfte Taube, in die Faust und hält diese demselben so nahe vor, daß er von der Lehne bis auf selbige nur einen kleinen Sprung zu thun hat. Diesen Sprung aber muß er auf den Zuruf „Oho, Männchen! Rupf!" und auf den Pfiff thun, auch fest auf der Faust stehen, bevor er kröpfen darf. Will er nicht kommen, so wird er bis zum Nachmittag mit Fraßentziehung, Verkappung und Anfesselung auf der Stange bestraft. Diese Lection wird vorgedachtermaßen aller 12 Stunden so lange wiederholt, bis der Vogel leistet, was er soll. Nachdem er nothdürftig gekröpft hat, wird er aufgehaubt und bis zum folgenden Tag an seinen alten Standort gebracht. Dann beginnt die

Zweite Lection.

Der Jäger tritt so weit von dem auf die Stuhllehne gestellten Vogel ab, daß dieser wenigstens ein paar Flügelschläge thun muß, um auf die stete vorgestreckte Faust zu kommen, in welcher die todte, gerupfte Taube, gegen den Körper des Jägers hin gerichtet, ihm unter dem obenbemerkten Gelock vorgehalten wird. Hungerig wie der Vogel sein muß, wird er auf die Faust kommen, um zu kröpfen. Nur sehr wenig Fraß darf ihm zutheil werden, dann wird er wieder auf die Lehne gestellt, der Jäger tritt etwas weiter von ihm ab, lockt ihn auf die nämliche Weise wie vorher auf die Faust, läßt ihn wieder ein wenig kröpfen und wiederholt diese Uebung drei- bis viermal in immer etwas größerer Entfernung. Beim letzten mal darf der Lehrling sich ziemlich satt kröpfen. Gut und nöthig sogar ist es, wenn bei dieser Lection die Brust der vorgehaltenen Taube nur wenig entfiedert ist,

[illegible] der Falke oder Habicht beim Kröpfen etwas Gewölle (Gefieder) mit [illegible]schlingen muß. Zu dem Ende umwickelt man auch im voraus kleines [illegible] oder einige Kügelchen von kurzem flächsenen Werg mit Fleisch, legt [illegible] künstliche Gewölle auf die kahle Bruststelle der Taube, von welcher [illegible] Vogel beim vorherigen Kröpfen das Fleisch schon weggerissen hat, und [illegible] so, daß er das Gewölle mit verschlingt. Man nennt dies in der [illegible]sprache Gewölle geben. Hierdurch wird die Verdauung befördert [illegible] sonach der Vogel bis zum andern Morgen, nachdem er das Gewölle [illegible] ausgeworfen hat, hungriger, dann aber auch desto bereitwilliger, dem [illegible] zufolge, in immer weiterer Entfernung auf die Faust zu kommen, [illegible] er nun schon weiß, was dort ihm zutheil wird.

Ist er in der Kammer vollkommen locke, d. h. kommt er in jeder dem [illegible] beliebigen Entfernung und nach dem Willen (auf Ruf und Pfiff) [illegible] unfehlbar auf die Faust, so schreitet man fort zur

Dritten Lection.

Diese erhält der hungerige Vogel, nachdem er mehrere Stunden getragen [illegible] dann ein 80—90′ (40—45 Ellen) langer dünner Bindfaden an die [illegible] angeschleift, auch mit dem Handschuhgehängsel in Verbindung ge[illegible] worden ist, im Freien. Abgehaubt setzt man ihn da von der Faust [illegible] auf den Boden, anfänglich, besser noch auf eine einige Schuh über [illegible] Boden freiliegende Stange, jetzt und jederzeit aber unter dem Winde, [illegible] der Vogel lieber gegen den Wind zieht. Dann tritt man, mit immer [illegible] Handschuh befestigtem Bindfaden, um, wenn jetzt oder in der Folge der [illegible] zu entfliehen versucht, ihn vermittels desselben zurückhalten zu können, [illegible] in der Entfernung, aus welcher er zuletzt in der Kammer auf die [illegible] gekommen war, dem Vorderkopf des Vogels gegenüber, hält mit aus[illegible] Faust eine todte, womöglich weiße Taube, anfänglich auf der [illegible] gerupft, späterhin ganz befiedert ihm vor, und lockt mit Ruf und Pfiff [illegible] auf die Faust. Kommt er willig, so erhält er etwas weniges zu kröpfen; [illegible] er sich unfolgsam, so wird er verkappt, in der Kammer auf der [illegible] angefesselt und muß hungern, bis er, bei wiederholtem Versuch, [illegible] was er soll, d. h. nach und nach, unter Verlängerung des Bindfadens, [illegible] aus weiterer Entfernung auf die Faust kommt. Nur hüte man sich, [illegible] Uebung, besonders in der ersten Zeit, nicht zu oft hintereinander zu [illegible]holen, und lasse den Vogel jedesmal, wenn er kommt, nur etwas [illegible], auch das letzte mal an jedem Tage, unter Darreichung einigen [illegible], nicht bis zur völligen Sättigung kröpfen.

Zeigt er sich auch hierbei gehörig locke, so hält man ihm bei den fol[illegible] Tagesübungen das erste mal die Taube vor, das zweite mal aber nur

die linke Faust ohne Taube (die einstweilen verborgen gehalten wird). Kommt er auf das Gelock, so wird mit der rechten Hand die Taube nebst Gewölle dargereicht. Am ersten Tage lasse man ihn dann gleich beim ersten Kommen ziemlich satt kröpfen, an den folgenden beim ersten und zweiten Kommen nur wenig, beim dritten — weiter gehe man nicht — sich satt fressen. Das obenerwähnte Liebeln und sanfte Zurechtstreichen des Gefieders mit einer langen Feder trägt dazu bei, den Vogel dem Jäger immer mehr geneigt und zahm zu machen. Den gesättigten Vogel bringe man sogleich zur Ruhe.

Vierte Lection.

Um einen noch höhern Grad von Folgsamkeit zu bewirken, muß von nun an zu den zeitherigen Zwangsmitteln: Blendung, Langeweile und Hunger, noch ein anderes, härteres, nämlich Schlafentbehrung, kommen.

Außer der Zeit, während welcher die Uebungen der vorigen Tage, bei welchen selbst beim gelehrigsten Vogel noch immer einige Widerspenstigkeit und Scheu sich offenbart, wiederholt werden, trägt man unausgesetzt denselben sowol in der Stube als im Freien.

Den Abend wird er nicht auf die Stange, sondern in einen hölzernen Faßreifen, welcher, mit einer Schnur an der Decke der Wohnstube befestigt ist und in der Schwebe hängt, wie immer behaubt, gestellt; an diesen Reifen wird ein Bindfaden gebunden und vermittels desselben der Reifen und mit ihm der Vogel bis zum nächsten Morgen ununterbrochen hin- und hergeschwenkt, so daß Ruhe gar nicht stattfindet. [1])

Am folgenden Morgen wird wieder ganz so verfahren, wie an den vorigen Tagen. Oft bezeigt der Vogel gerade da sich unfügsamer als zuvor, und man bemerkt in seinem ganzen Benehmen einen gewissen Trotz, sodaß er wol gar ganz sich weigert, auf das Gelock heranzustreichen und auf die Faust zu kommen. In diesem Fall geht man rufend, pfeifend und die Faust vorhaltend, ihm nach und nach näher, bis er auf die Faust kommt. Nur im Nothfall darf die Taube in dieselbe genommen werden, der Vogel aber, wenn er nicht willig auf Ruf und Pfiff aus der Ferne gestrichen kommt, nur nothdürftig, unter Mitdarreichung einigen Gewölles, zu kröpfen erhalten. Dann wird er bis zum Abend getragen, auch wieder, wie die vorige Nacht, vom Schlafen abgehalten. Gewöhnlich leistet er in der Uebungsstunde des nächsten Tages, immer noch am Bindfaden, bereitwillig das, was

---

1) Ist der Jäger ein Mann, wie er sein soll, d. h. gilt ihm sein Beruf und die Erreichung des Zwecks, den er erreichen will oder soll, mehr als körperliche Ruhe, so behält er den Vogel eine Nacht oder ein paar Nächte auf der Faust, bewegt diese bisweilen, sucht sich die Zeit in Gesellschaft, oder sonst so gut er kann, zu vertreiben, und erhält so den Vogel und sich wach. Letzterer lernt da seinen Lehrer besser kennen und wird auch anhänglicher an ihn. W.

er soll, und was er am vorigen Tage noch verweigerte oder doch ungern und weniger fertig that; wo nicht, so wird wie am vorigen Tag verfahren, am Schluß der Lection nur höchst wenig Fraß auf der Faust ihm dargereicht und die Nacht hindurch schlechterdings keine Ruhe gestattet.

Am folgenden Tage kommt er, in der Regel, dem Ruf und Pfiff zufolge, aus bedeutender Ferne auf die vorgestreckte Faust. Dann gebe man ihm mit der andern Hand von der todten Taube zu kröpfen, wiederhole die Uebung ein- oder zweimal, gebe das letzte mal, nebst Gewölle, des Fraßes ein und gönne, wenn er immer und schnell aufs Gelock kommt, ihm auf der Stange Ruhe.

Fünfte Lection.

Am nächsten Morgen wird der Vogel beiläufig zwei Stunden getragen, dann ohne Bindfaden, doch jederzeit mit Beibehaltung der Kurz- und Langfessel, im Freien an den Boden gesetzt und anfänglich aus geringerer, nach und nach aus vergrößerter Ferne gelockt. Gemeiniglich kommt er zwar willig, aber tief am Boden hergestrichen. Dann halte man nur die Faust gerade vor sich hin, ohne sie zu senken; er hebt sich gewöhnlich erst nahe vor derselben darauf. Doch kann es sich auch zutragen, daß er darunter oder darüber wegstreicht und auf einem benachbarten Baum aufhakt (sich setzt). In diesem Fall gehe man nicht allzu nahe an den Baum, sondern bleibe mehrere Schritt davon entfernt stehen, halte die linke Faust mit der todten Taube vor und locke wie gewöhnlich. Da die zur Beize tauglichen Raubvögel nicht gerade, sondern schräg herunterstoßen, so kommen sie auch nur in dieser Richtung aus der Höhe auf die Faust. Würde man demnach zu nahe an den Baum oder gar darunter treten, so müßte der Vogel bei der Faust wegstoßen, wodurch er gar leicht wild und confus werden möchte, in welchem Fall die Arbeit wieder von neuem begonnen werden müßte.

Ob nun gleich ein in dieser Lection gut bestehender Vogel als abgetragener angesprochen werden kann, so muß man doch noch mehrere Tage die Uebung in vorbemerkter Art fortsetzen, indem ihm nur im Freien, wenn er zuvor aus der Ferne auf die Faust gelockt worden, aus derselben Fraß dargereicht wird.

Soll er zur Reiherbeize, oder zu irgendeiner Beize, bei welcher der Jäger als Falkenier zu Pferde Dienst leistet, gebraucht werden, so versteht es sich von selbst, daß zu Ende der Lehrzeit der Vogel auch daran gewöhnt werden muß, dem zu Pferde sitzenden Jäger auf die Faust zu kommen, auch die Gegenwart mehrerer Menschen nicht zu scheuen. Ist er hingegen nur dazu bestimmt, mit ihm Rebhühner zu beizen, oder diese zu einer Jahreszeit und unter Witterungsverhältnissen, wo die Hühner den Hund eigentlich

nicht mehr aushalten, festzumachen, so müssen bei den Uebungen in der Kammer sowol als im Freien Hunde zugegen sein.

Sechste Lection.

Durch diese wird der Vogel angewiesen und geschickt gemacht zur Beize, d. h. dazu, nach dem Willen des Jägers und auf sein Geheiß Reiher, Kraniche, Milanen, Raben, Krähen, Dohlen, Fasanen, Rebhühner, Enten im Fluge zu verfolgen, zu schlagen (zu fangen) und, aus der Luft mit ihnen herabstürzend, festzuhalten, bis der herbeigeeilte Jäger das Gefangene ihm abnimmt.

Hierbei kommt es darauf an, den durch die zeither angewendeten Zwangsmittel gar sehr geschwächten Muth des Beizvogels wieder zu erhöhen, dabei aber dessen instinctmäßige Raubgier gehörig zu leiten und zweckmäßig zu benutzen.

Dies geschieht, indem man bei wieder an der Langfessel befestigtem Bindfaden vor dem abgehaubten, auf der Faust stehenden hungerigen Vogel in einem großen Zimmer eine ganz befiederte todte Taube in die Höhe und ihn daranwirft (nachschießen läßt), auch, wenn er sie geschlagen, davon, jedoch nur einmal, ein wenig kröpfen läßt. Bei der Wiederholung springt man hinzu, bricht behende seine in die Taube eingeschlagenen Fänge (Zehen und Krallen) auf, nimmt ihn auf die Faust und läßt ihn vom vorgehaltenen Fleisch, besonders aber vom Gewölle kröpfen. Hiermit wird die Lehrstunde beschlossen, der Vogel verhaubt und in der Kammer auf die Stange gefesselt.

Nicht zu früh am andern Tage, um den Vogel wieder recht hungerig werden zu lassen, trägt man ihn, verkappt und an dem Bindfaden befestigt, eine gute Stunde im Freien auf der Faust, haubt ihn ab, läßt eine lebendige Taube oder ein Rebhuhn mit verstutzten Schwingen vor ihm hinstreichen und wirft ihn sofort daran. Wenn er gefangen hat, wird er mit dem Raub sich davonzumachen versuchen, daran jedoch durch den an der Langfessel befestigten Bindfaden verhindert. Dahin, wo er mit dem Raub zu Boden kam, eilt nun der Jäger, liebelt ihn, wie früher erwähnt, mit einer langen Feder und läßt ihn von der Taube oder vom Rebhuhn etwas, doch nicht zu viel, kröpfen. An den nächstfolgenden Tagen wird er auf dieselbe Weise geübt, ihm aber nicht gestattet, von dem geschlagenen Vogel, sondern von anderm hierzu mitgenommenen Fraße, wobei Gewölle befindlich sein muß, zu kröpfen.

Zuletzt trägt man, von einem vollkommen fest dressirten Hühnerhund begleitet, den Vogel verkappt und auf der Faust in eine große ebene Feldmarkung, wo man Rebhühner anzutreffen hoffen darf, und läßt da den

Hund frei suchen. Da, wo er zuerst fest vorsteht, läßt man ihn einspringen, um womöglich das Volk zu sprengen. Ist dieser Zweck erreicht und hat man die Stelle bemerkt, wo ein Huhn einzeln eingefallen ist, so sucht man dieses mit dem Hunde wieder auf. Wenn er fest steht, so pfeift ihn der Jäger ab und zieht sich, ziemlich weit kreisend, unter den Wind, löst währenddem die Langfessel dem Vogel ab und die Haube hinten auf. Steht der Hund wieder fest, so faßt der Jäger mit der rechten Hand den Trosch (§. 11, Nr. 1 b), nähert sich, immer unter dem Winde, dem Huhn so sehr als möglich und läßt dann den Hund nochmals einspringen. So wie das Huhn in der Nähe aufsteht, wird der auf das schnellste abgekappte Vogel darangeworfen. Ein rascher Beizvogel wird das Huhn sehr bald einholen und schlagen.

Für den immer möglichen Fall, daß der Vogel fehlschlagen könnte, ist es nöthig, eine lebendige Taube, welcher die längsten Schwungfedern ausgerupft sind, in der Falkeniertasche in Bereitschaft zu haben, auch auf einem raschen, gewandten Pferde sitzend diese Uebung vorzunehmen. Indem man nun den Beizvogel an das herausstiebende Huhn wirft, folgt man im vollen Lauf, greift auch, wo immer möglich, so vor, um, im Fall das Huhn entkäme, in der Nähe und im Gesicht des Beizvogels die an den Flügeln halb gelähmte Taube fliegen lassen zu können, welche derselbe dann gemeiniglich fängt.

Sollte es sich aber zutragen, daß der Jäger nicht schnell genug folgen könnte, um des fehlschlagenden Vogels auf vorbesagte Art habhaft zu werden, ginge dieser vielmehr durch, so muß der Jäger rastlos und eiligst bis dahin folgen, wo derselbe aufbaumt, und da vermittels der vorgehaltenen Taube ihn auf die Faust locken, ihn etwas kröpfen lassen, verkappen und an den folgenden Tagen diese Lection so oft wiederholen, bis mehrere gelungene Uebungen ihn als zur Beize brauchbar darstellen.

Soll derselbe zur Beize auf die obengenannten stärkern Federwildarten und vorzüglich auf Reiher angewendet werden, so muß man ihn darauf noch besonders abrichten, wozu an den Schwingen halbgelähmte oder junge, nicht ganz flugbare Vögel jener Arten gehören, auch ein bereits guter Beizvogel nicht fehlen darf, um dem neuen Lehrling durch diesen praktische Anweisung geben zu lassen. Beim zufälligen Durchgehen oder Verstreichen des Beizvogels wird dann zum Zurücklocken das Federspiel mit angewendet.

§. 13. Sonst, als bei Kaisern, Königen, Fürsten und Herren die Beize, besonders die Reiherbeize, eine der vorzüglichsten Vergnügungen ausmachte, gehörte zu jedem Hofstaat ein sehr gut berittenes, oft köstlich montirtes Falkenierpersonal. Und allerdings kann diese Jagd auch nur dann

getrieben werden, wenn drei bis vier mit ausgezeichnet schnellen, sichern, besonders auch im Weit- und Hochspringen geübten Pferden versehene Jäger, die sowol mit der Reitkunst als mit allem übrigen zur Falknerei Gehörigen vollkommen Bescheid wissen, nicht fehlen.

Zur eigentlichen Beizzeit, im Frühling während des Reiherwiederzugs und nach der Ernte, gewöhnlich im September, wurden Reiher auf folgende Weise gebeizt:

Die Herrschaft, von dem Jagdpersonal und von Zuschauern begleitet, zog zu Pferde aus und in Gegenden hin, wo Reiher zu der Zeit, wenn sie nicht an Teichen des Fischfanges wegen stehen, gern einzufallen und ihr Geheck zu machen pflegen, besonders an Sümpfen, die weder zu groß noch zu tiefgründig, dabei aber mit Gesträuchen und alten Eichen bestockt sind, an denen auch örtliche Verhältnisse schnellstes Fortkommen zu Pferde gestatteten. Bis dahin folgte der Gageträger mit den verhaubten Beizvögeln. Jeder Falkenier nahm einen verkappten Beizvogel von der Trage und ohne Langfessel auf die Faust. War im Sumpf selbst Fortkommen zu Pferde möglich, so wurde derselbe gegen den Wind durchstreift, indem die Falkeniere, nachdem die Haube bei jedem Vogel hinten aufgezogen war, zwischen den übrigen Reitern so sich vertheilten, daß wenigstens zwei Beizvögel an einen aufstehenden Reiher geworfen werden konnten. Da, wo das Terrain die Selbstsuche nicht zuließ, wurde der Bruch auf vorerwähnte Art mit den in gleicher Entfernung voneinander angestellten Reitern umlegt, dann lösten Jägerbursche die für diesen Fall mitgenommenen Wasserstöberhunde unter dem Winde, um vermittels dieser die Reiher rege zu machen. Sobald ein solcher in angemessener Ferne sich zeigte, haubten die zwei Falkeniere, welchen derselbe am nächsten war, ihre Beizvögel ab, ritten nebst andern Jagdgenossen im vollsten Lauf ihm nach, und warfen, wenn sie am Benehmen ihrer Vögel gewahrten, daß selbige den Reiher im Auge hatten, sie unverzüglich daran. Diese strengten sich mit der von Natur ihnen eigenen Schnelligkeit, Gewandtheit und List aufs äußerste an, den Reiher einzuholen und unter stetem Steigen und Kreisen ihm die Höhe abzugewinnen.

Der Reiher hingegen gewahrte bald, daß es ihm gelte. Sofort suchte er, gerade fortziehend, in der Flucht sein Heil. Dies war der Zeitpunkt, wo die Falkeniere und andere Jagdgenossen, ohne an sich und ihr Pferd zu denken und jede Schwierigkeit, welche das Terrain in den Weg legte, für nichts achtend, alle Zügel schießen lassen mußten, um den Verfolgten wie die Verfolger nicht aus dem Gesichtskreise zu verlieren.

Daß auf diesem Wege Rettung vor Feinden, die bei weitem schneller als er selbst sind, zu den Unmöglichkeiten gehöre, wurde dem Reiher in kurzem einleuchtend. Er mußte daher zu andern Kunstgriffen und Vertheidigungs-

mitteln, die an sich zwar vergeblich, für die Beobachter aber allerdings belustigend waren, Zuflucht nehmen. Auch er legte sich nämlich nun auf immer höheres Steigen, spie nicht nur alles, was er im Kropfe hatte, weg, sondern machte sich nächstdem durch häufige Ausleerungen von hinten möglichst leicht. Was half's? Ehe er es sich versah, schwebten die Beizvögel über und neben ihm so lange unablässig herum, bis es einem von ihnen oder beiden nach öftern vergeblichen Stößen gelang, ihn zu schlagen oder zu fangen, d. h. mit den Fängen zu fassen, demzufolge mit dem Ueberwundenen aus der höchsten Höhe auf den Boden herabzustürzen und denselben da festzuhalten. [1])

Dann beeilten sich die Falkeniere möglichst, den Beizvögeln zu Hülfe zu kommen: sie zu verkappen, auszubrechen (die Fänge aufzumachen), dann ihnen aus der Tasche Fraß darzureichen, ermüdete Vögel endlich auf der Trage anzufesseln und bei weiter fortzusetzender Jagd frische an deren Stelle auf die Faust zu nehmen.

Den gebeizten Reihern wurde gewöhnlich ein silberner oder blecherner, mit dem Namen der Herrschaft und mit der Jahreszahl bezeichneter Ring um die Stände gelegt, und ihnen dann Leben und Freiheit geschenkt. Man hat daher oft solche gebeizt, die schon einen oder mehrere dergleichen Ringe trugen. Aus den darauf befindlichen Jahreszahlen ergab sich, wie schon oben gesagt, für diese Vogelgattung ein überaus hohes Alter.

Nicht allein Reiher und alle oben namhaft gemachte, sondern auch alle andere Vögel, welche nicht ganz so schnell im Fluge sich bewegen wie diejenigen Raubvögel, welche der Leser später als die tapfersten, gewandtesten und raschesten, und deshalb als zu Beizvögeln brauchbare kennen lernen wird, wurden auf dazu günstigem Terrain und auf vorherbeschriebene Weise gebeizt.

An solche, welche den aschgrauen Reiher an Stärke übertreffen, warf man drei Beizvögel, an schwächere einen.

---

1) Unbedingt kann man es für Jägerlatein und zwar für recht reines, d. h. für eine derbe Unwahrheit erklären, wenn schriftlich oder mündlich vom Reiher erzählt wird: „er lege sich, von Beizvögeln verfolgt und aufs höchste bedrängt, in der Luft auf den Rücken und suche so sich noch zu vertheidigen". Das Wahre an der Sache scheint Folgendes zu sein: Wie immer beim Erheben, mag auch beim Aufsteigen vor und mit den Beizvögeln der Reiher mit dem Hintertheil stark gesenkt sich darstellen und, in dieser Stellung der vorzüglich tapfere und gewandte, bis zur gänzlichen Erschöpfung der Kräfte mit dem Schnabel die Angriffe seiner Feinde abwehren, dann aber wie der gebeizte Kranich noch ungeschlagen aus der höchsten Luftregion sich herabstürzen und an der Erde auf dem Rücken liegend gegen die Anfälle der Beizvögel sich so lange noch wehren, als es irgend gehen will. In der Luft vertheidigt sich der Reiher gegen die Stöße der Beizvögel auf folgende Weise: Bei zusammengelegtem Halse streckt er seinen Verfolgern, wenn sie auf ihn stoßen, die scharfe Schnabelspitze nach allen Richtungen mit ungemeiner Behendigkeit entgegen. Zuweilen geschieht es, daß einer von den Beizvögeln, durch den Widerstand des Reihers erbittert, der Schnabelspitze desselben beim Stoß nicht vorsichtig genug ausweicht und so daran sich spießt. Gerade diesen Zeitpunkt benutzt der andere zum Stoß und schlägt seine Fänge dann gemeiniglich im Unterrücken des Reihers so kräftig ein, daß der Reiher durch eigene Kraft sich zu retten nun schlechterdings nicht mehr vermag. W.

Altvater Döbel macht viel Rühmens von dem Vergnügen, welches der Fang der Rebhühner durch einen abgetragenen Beizvogel gewähren soll. Der Verfasser kennt dasselbe, wie schon gesagt, aus Erfahrung nicht, meint aber doch, daß es, da mit einem Vogel höchstens drei Hühner in einem Tage und noch dazu nur solche, die nicht vollkommen beflogen sind, gebeizt werden können, gegen das, welches bei der Suche mit einem guten Hühnerhund und bei dem Schießen vor demselben des fleißigen Jägers wartet, den Vergleich nicht aushalten könne.

Dagegen muß ein Beizvogel dann von großem Nutzen sein, wenn zu einer Zeit und bei Witterungsverhältnissen, wo die Rebhühner der Regel nach Hund und Jäger nicht aushalten, doch dergleichen geschafft werden sollen und müssen.

In diesem Fall soll man (nach Döbel) den hungerigen verhaubten Beizvogel blos mit der Kurzfessel auf die Faust nehmen, dann mit ihm und dem Hühnerhund in eine Gegend ziehen, wo Hühner liegen, da den Hund frei und so lange rasch suchen lassen, bis man bemerkt, daß er Hühner in der Nase hat, dann den Hund kurz halten und mit dem Vogel, welchem die Haube hinten bis zum Abkappen gelöst ist, sich der Stelle nähern, wo die Hühner nach den Zeichen des Hundes liegen. Sowie sie herausstieben, soll der Beizvogel abgehaubt und darangeworfen werden. Die den nächsten Remisen oder Sträuchern zueilenden und da vor ihrem Erbfeinde Schutz suchenden Hühner werden dann, besonders wenn es die örtlichen Verhältnisse gestatten, den wieder auf die Faust gelockten Beizvogel verkappt auf einem benachbarten Baum oder auf einer eigens dazu mitgenommenen Krakel (Krücke) mit der Langfessel zu befestigen, so fest liegen, daß sie nicht nur im Volk beisammen aushalten, sondern wenn man den Hund einspringen läßt, gemeiniglich gleich sich sprengen und nun, mit dem Hund wieder aufgesucht, vereinzelt so gut wie im September halten und nach Belieben geschossen werden können. [1])

§. 14. In unsern Zeiten bringt man dem Jagdvergnügen so große Opfer, als die Reiherbeize verlangte, nicht mehr; man hat die Reiher vielmehr als arge, die Fischerei verwüstende Räuber überall mit Recht geächtet und, um deren Verminderung möglichst zu bewirken, den Jägern fast aller-

1) Die Döbel'sche Vorschrift zum Verfahren, um vermittels des Beizvogels die Hühner zu allen Zeiten so festzumachen, daß der Tiras zum Fang des ganzen Volks soll angewendet werden können, wird übergangen, weil es dem Verfasser nicht einleuchten will, daß auf diesem Wege viel auszurichten sei. Auf das Obengesagte hingegen macht er, als auf einen beachtungswerthen Nachtrag zum Kapitel „Rebhuhn", den Leser aufmerksam, mit dem Zusatz, daß in diesem Betracht für viele Jäger und selbst für Jagdliebhaber die Mühe, welche mit dem Abtragen des Beizvogels verbunden ist, wie die Unterhaltungskosten desselben, da man Krähen, Dohlen und andere Vögel zu kröpfen geben kann, hinlänglich belohnt werden würden. W.

wirft ein ansehnliches Schuß- und Fanggeld bestimmt. Hierdurch sowol als durch den hohen Werth, den die langen Federn haben, mit denen mehrere Reiherarten geziert sind, besonders aber durch die ausgezeichnete Schädlichkeit dieser Vögel soll und wird der Jäger sich antreiben lassen, denselben auf alle ersinnliche Weise Abbruch zu thun.

Mit dem besten Erfolg und am leichtesten kann dies in der Heckzeit geschehen, indem man aus den ausfindig gemachten Horsten die Eier ausnimmt, auch den Zeitpunkt, der sich jedoch nur auf wenige Tage beschränkt, wahrnimmt, wo die Jungen derjenigen, welche auf Bäumen ihr Geheck machen, wenn sie fast flugbar geworden sind, wie andere junge Raubvögel, erst auf den Rand des Horstes, kurz vor dem Ausfliegen aber auf die dem Horst am nächsten stehenden Baumzweige treten. Man kann da einen jungen Reiher nach dem andern, und selbst die Alten, welche bei Wahrnahme der Gefahr, die ihren Kindern droht, ängstlich und dreist über denselben herumschweben, leicht herunterschießen. Goslar'sche Schrote von Nr. 3 haben genügliche Stärke, um alle Reiher damit auf gehörige Flintenschußweite zu erlegen.

Auch außer der Heckzeit sieht man solche Reiher, die auf Bäumen horsten, besonders aschgraue, bei Sonnenaufgang auf einem Baumast dicht am Hauptstamm stehen. Nur wenige Minuten dauert erfahrungsmäßig die Periode, während welcher sie die ihnen eigene Scheu bis auf einen gewissen Grad verleugnen, indem sie sich möglichst in sich zusammenziehen, unbeweglich stillsitzen und, was zu andern Tageszeiten nie der Fall ist, bei des Jägers successiver Annäherung unter seithalbigem Vorbeigehen und ununterbrochenem Fortschreiten auf offenem Wege aushalten, bis er auf ordentliche Schußweite heran ist. Doch zaudere man nicht mit langem Zielen, das ohnehin nie etwas taugt, sondern gebe Feuer, sobald man freies und reines Abkommen hat, d. h. wenn des Vogels Körper nicht durch Baumäste ganz oder größtentheils verdeckt ist und man ihn genau auf dem Korn hat.

Von der feinen Sinnenorganisation aller oder doch der allermeisten Reiherarten, und von ihrer Scheu nicht nur vor des Menschen Person, sondern auch vor seinem Schatten, ist schon die Rede gewesen. Demnach wird es einleuchtend, daß diejenigen Arten, welche an den Ufern der Seen, Flüsse und Teiche dem Fischfang nachgehen, daselbst nur unter Anwendung höchster Vor- und Umsicht, bei stattfindender vollkommenster Verheimlichung, in einem hinlänglich tiefen Graben, hinter einem Wall oder hinter sehr dichtem Gesträuch, und bei steter Aufmerksamkeit auf den Stand der Sonne beschlichen werden können. Die schicklichste Zeit hierzu ist die Morgen- und Abenddämmerung. Zu andern Tageszeiten am Wasser stehend, halten die

Reiher weder vor dem Kahn (Schellig), noch vor dem Schild, auch nur selten vor dem Schießpferd aus.

So wenig man behaupten kann, daß diejenigen Reiher, welche am Tage den Fischfang in offenem Gewässer betreiben, hierbei genau Zeit, Strich und Stand halten, so ist es doch durch Erfahrung bestätigt, daß sie an einem Flusse, See oder Teiche und wieder an einem Ufer desselben lieber einfallen als am andern. Brutteiche suchen sie begreiflicherweise am liebsten und häufigsten auf. Findet an dergleichen Orten der Jäger Gelegenheit, früh vor Tage oder gegen Abend in dichtem Gesträuch, von allen Seiten vollkommen gedeckt, sich anzustellen, oder richtet er sich eigene Schießlöcher, die jedoch, wenn sie diese scheuen und auf alles aufmerksamen Vögel nicht verscheuchen sollen, vor Eintritt der Zugzeit schon gemacht und mit Strauchwerk dicht umsetzt werden müssen, hierzu ein, hält er auf seinem Standort bei mondhellen Nächten lange genug aus, so wird seine Mühe durch glücklichen Erfolg oft und reichlich belohnt werden; um so mehr, da der Schuß meist immer auf den stehenden Vogel angebracht werden kann.

§. 15. Reiher, welche sich in Sümpfen oder in mit Rohr und Schilf stark bewachsenen Teichen und Seen immer oder fast immer aufhalten, werden meist, wenn sie bei andern Sumpf- und Wasserjagden vor den suchenden Hunden herausstieben, gelegentlich geschossen; selten und auch dann nur zufällig auf dem Anstand nach wilden Enten oder Gänsen.

Junge derjenigen Arten, welche bei uns ihr Geheck machen, fängt der Wasserhund bei der Entenjagd im Juli oft ohne vorgängige Schußverletzung; doch muß der Hund scharf (herzhaft, bissig) und behutsam sein, denn junge Rohrdommeln u. s. w. wehren sich, auch wenn sie noch nicht ganz flügge sind, hartnäckig mit dem Schnabel gegen die Anfälle des Hundes und fügen demselben nicht selten Augenverletzungen zu.

§. 16. Mehrere Fangmethoden sind von andern Schriftstellern, als auf sämmtliche Reiherarten anwendbar, gerühmt worden.

Der Fang mit dem Tritt- oder Tellereisen. Er scheint, wenn die Eisen am Tage am seichten Ufer der Gewässer oder auf Stellen in Sümpfen, wo die Reiher dem Fisch- und Froschfang nachgehen, bei hohem Tage unter Wasser gelegt werden, dem Verfasser der den besten Erfolg versprechendste zu sein; doch weiß er es nicht aus Erfahrung.

Auch kann derselbe über die Anwendbarkeit einer besondern, von Naumann [1]) erfundenen Sprenkelart, welche nicht nur beim Reiher, sondern auch bei fast allen Vögeln gute Dienste leisten soll, nichts Bestimmtes sagen,

---

1) Dessen Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands, III, Heft 3, S. 115.

da sie der Verfasser aus eigener Anschauung nicht kennt. Uebrigens ließe es sich wol denken, daß die Zurichtung dieses Fangapparats ungefähr auf folgende Weise stattfinden könnte:

Der Sprenkel selbst müßte, etwas größer als gewöhnlich, aus einem fingerstarken Stäbchen von einer Holzart, welche viele Federkraft besitzt, gerade so zugeschnitzt, auch da, wo die Stellung anzubringen ist, so durchbohrt werden, wie der bekannte gemeine Sprenkel; nur der Vorsprung, auf welchem das Stell- oder Tippholz — welches länger und etwas stärker als gewöhnlich, sehr scharfkantig und an der untern Kehrseite von hinten nach vorn zu bis über die Hälfte seiner Dicke auszuschneiden sein würde — bei der Stellung ruht, müßte unter dem durchgehenden Loch nach der Sprenkelspitze hin, nicht in die Quere über den Stab, eingeschnitten werden.

Hinten an den Sprenkelknopf würde ein in Wachs getränkter Bindfaden und an diesem die genüglich lange Schleife von ausgeglühtem Messingdraht, mit dem Stellknoten versehen, gut befestigt sein müssen.

Mehrere dieser Sprenkel würden dann, nachdem die Drahtschleife durch das Stellloch aufgezogen, das Tippholz angestemmt und jene in den an der Oberfläche des letztern eingeklemmt worden, auf dem bekannten Standort der Reiher an einem Teich oder in einem Sumpf, auf eine Unterlage von flachen Steinchen, beiläufig 2″ über dem Erdboden, horizontal niedergelegt und vermittels eines hinten am Sprenkelbogen angebundenen Leinchens an den zu diesem Zweck hinter den Sprenkeln tief in der Erde eingetriebenen hölzernen Haken befestigt. Allerdings muß es dann dem Zufall überlassen bleiben, ob der einfallende Reiher, während er im Wasser fortschreitet, in die Schleife hineintritt, das Tippholz löst und so sich fängt, oder ob er den Sprenkel selbst mit den Ständern berührt und entflieht. Letzterer Fall möchte wol am öftersten vorkommen und deshalb von Anwendung drähterner Trittschleifen, welche an stärkern Pfählchen befestigt, in größerer Zahl an dem Einfallsort, ohne vom Vogel bemerkt zu werden, Platz finden können, mehr noch zu erwarten sein; mehr wenigstens als von dem sonst auch in Vorschlag gebrachten Fang mit Angelhaken, welche mit kleinen Fischchen beködert werden sollen.

Schwerlich aber möchte irgendeine der gedachten Fangarten die darauf zu verwendende Zeit und Mühe hinreichend ersetzen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Knellen.

Tringa *L.*, Actitis *Ill.*

§. 1. Die Knellen gehören zur Familie der Schnepfen (Scolopacidae), der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores). Für den Jäger sind folgende Arten von Interesse.

§. 2. Die rothbäuchige Knelle (Tringa subarquata *Güldenstädt* [1]), rothbäuchiger Strandvogel, rothbäuchiger Brachvogel, rothbäuchige Schnepfe) ist im nördlichen Europa einheimisch, wird ebenfalls am Kaspischen Meer, und in eben den verschiedenen Gewändern, in denen sie uns, im März selten und einzeln und vom August bis zum October, jedoch nicht alljährlich, in geringzähligen Flügen vergesellschaftet, auf dem Durchzug besucht, auch (nach Bechstein) zuweilen ihr Geheck macht, in Amerika und am Senegal gefunden.

Beschreibung. Schnabel schwach gebogen, viel länger als der Kopf; zwei mittelste Schwanzfedern abgerundet; alle von gleicher Länge.

Winterkleid beider Geschlechter im mannbaren Alter: Schnabel schwarz; Augenstern braun; Füße schwarzgrau; Gesicht, Augenbrauen, Kehle, obere Schwanzdeckfedern, Bauch und alle übrige Untertheile reinweiß; zwischen Schnabel und Auge ein brauner Streifen; Scheitel, Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern braungrau, mit schmalem, dunklerm Strich längs der Schäfte; Nackengefieder mit braunen Längsstreifen und weißlichem Rand; Vorderhals und Brust ebenso, nur heller gezeichnet; Schwanz aschfarbig, weiß eingefaßt; äußere Steuerfedern inwendig weiß. Länge 7″ 6—8‴.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel schon ein wenig gebogen; Füße braun. Farben fast wie beim Winterkleid der Mannbaren; nur die Mitte der Federn am Rücken, an den Schultern und den Flügeldeckfedern grauschwärzlich, alle in einem weißgelblichen breiten Bande endend und weißgelblich gerändert; die Schwungfedern inwendig mit schmalem weißen Endband; auf der Brust keine deutlichen Flecken, sondern blos leichte Schattirung von gelb, weiß und hellbraun. [2])

Sommerkleid beider Geschlechter: Gesicht, Augenbrauen und Kehle weiß mit braunen Punkten; Scheitel schwarz mit rostfarbigen Federrändern; Nacken rostfarbig mit kleinen schwarzen Längsstreifen; Hals, Brust,

1) Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 135, Tafel 6. Temminck, Man. d'ornith., S. 393. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 642. W.

2) Numenius pygmaeus: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, IV, 148, Nr. 5.

Bauch und After braunroth, oft, der Jahreszeit nach, mit kleinen braunen Flecken oder mit einigen weißen Federn untermengt; obere und untere Schwanzdeckfedern weiß, schwarz und rostfarbig in die Quere gestreift; Rücken, Schultern tiefschwarz; an den Federrändern eine Reihe winkeliger, lebhaft rostfarbiger Flecken, die meisten Federn hellgrau endend; Flügeldeckfedern schwärzlich, rostgelb eingefaßt [1]); Schwanz grauschwärzlich, weiß umsäumt. [2])

Wo sie, um ihr Geheck zu machen, verweilt, findet man sie an den begrasten Rändern von Teichen und Sümpfen; auf dem Zug begriffen, meist auf Sandhegern an Flüssen.

Sie nährt sich von kleinen Insekten, Würmern und deren Larven; nach Bechstein soll sie auch Gras- und Kräuterwurzeln und Spitzen annehmen (?).

Das Nest wird auf einen Grashügel oder Binsenhorst gestellt und das Gelege besteht aus vier bis fünf gelblichen, dunkelbraun gefleckten Eiern.

Diese Knelle bewegt sich im Fluge sehr schnell und unregelmäßig, im Lauf ruckweise und behende. Sie ist schlau, aber nicht eben scheu. Alte drücken sich, wo sie nicht ganz frei sitzen, bei der Annäherung eines Menschen oft bis fast zum Ertreten fest, und stieben, wenn der Hühnerhund sie nicht durch Vorstehen verräth, meist dann erst heraus, wenn der Jäger schon bei ihnen vorüber ist. Selbst Junge, die man vor sich herlaufen sieht, wissen sich, im Schilfgrase forteilend, so gut zu verbergen, daß ohne Hund an Wiederfinden nicht zu denken ist.

Wenn sie aufgejagt wird, vernimmt man einen fein pfeifenden Schreckenslaut, welcher dem Pfeifen des Sandläufers ähnelt, meiner Wahrnehmung nach aber durch Jß, iß! (wie Bechstein will) nicht treffend bezeichnet werden kann.

Sie ist schon, wenn sie auf dem Frühlingszug zu uns kommt, sehr gut, noch besser aber im August und September an Wildbret und dieses so zart und wohlschmeckend, daß Leckermäuler wol ebenso viel Ursache haben, die Seltenheit dieses Vogels zu beklagen, als der leidenschaftlichere Jäger unzufrieden darüber ist, daß wegen des äußerst schnellen, zickzackförmigen Fluges selbst dem geübtern Schützen es gar leicht begegnet, einen Fehlschuß zu thun.

§. 3. Die veränderliche Knelle (veränderlicher Strandläufer, Dunlin, Alpenstrandläufer, Halbschnepfe, lappländischer

---

1) Die Flügeldeckfedern nehmen nur während der Brütezeit diese Farbe an, zu jeder andern Sommerzeit sind sie dunkelbraun, weißlich gerändert; auch das Alter trägt hierzu vieles bei. Temminck, Man. d'ornith., S. 394. W.

2) Numenius subarquata: Bechstein, Taschenbuch, II, 276. Numenius ferrugineus: Meyer, Taschenbuch, II, 356; Annalen der Wett. Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 53. W.

Kiebitz, Tringa cinclus *L.*)[1] ist im Norden von Europa, häufiger als anderwärts angeblich in der Gegend der lappländischen Alpen einheimisch. Die Küsten von Holland und Frankreich besucht sie häufig auf dem Frühlingszug, das Innere von Deutschland flugweise oder einzeln im August und September auf der Herbstwanderung, andere europäische Küsten regelmäßig im Frühling und im Herbst.

Temminck (Man. d'ornith., S. 395) gibt folgende Beschreibung von der veränderlichen Knelle: Schnabel fast gerade, nur an der Spitze wenig gebogen, etwas länger als der Kopf; zwei mittelste Schwanzfedern länger als die übrigen, spitzig.

Vollkommenes Winterkleid beider mannbaren Geschlechter: Schnabel höchstens 1″ 7‴ lang, schwarz; Augenstern und Füße schwarzbraun; Kehle, Strich vom Oberschnabel bis ans Auge, alle untere Theile, nebst den drei äußern Federn der obern Schwanzdecke reinweiß; Brust grauweißlich; Streifen zwischen Schnabelwinkel und Winkel nebst allen obern Theilen graubraun; längs der Federschäfte ein mehr dunkel gefärbter Strich; Steiß, mittlere Schwanzdeckfedern und zwei mittelste Steuerfedern schwarzbraun; übrige Steuerfedern aschfarbig, weiß eingefaßt. Länge 7″ 1—2‴.

Sommerkleid: Kehle weiß; Gesicht, Vorderhals, Seiten des Kopfes und Brust weiß, wenig ins Rostfarbige sich ziehend, auf allen Federn dieser Theile ein schwarzer Längsstrich; Bauch und After tiefschwarz, jedoch so nur während der Lege- und Brütezeit, sonst oft nach der Jahreszeit mehr oder weniger mit einigen weißen Federn vermengt; der Scheitelfedern Mitte schwarz, lebhaft rostfarbig gerandet; Rücken, Schultern und große Deckfedern tiefschwarz, mit breiter rostrother Einfassung bis zu den grauweißlichen Spitzen; von den untern Deckfedern des Schwanzes die drei äußern nur an den äußern Fahnen weiß; Schwanzfedern grauschwarz, weiß umschnürt.

Herbstkleid der Jungen, welche zu dieser Zeit noch einen geraden Schnabel haben, und zugleich Gewand, in welchem auch Mannbare beider Geschlechter während der zweifachen Mauserzeit am häufigsten erscheinen: Kehle, Strich vom Oberschnabel zum Auge, After und untere Schwanzdeckfedern reinweiß; Streifen zwischen Schnabel und Auge, Hals und Brust rostgelb, mit braunen Längsflecken; auf dem Bauche hin und wieder, bald mehr, bald weniger schwarzbraune Flecken; Gefieder des Rückens und der Schultern schwarz, hellrostfarbig und gelblich eingefaßt, mit einigen aschfarbigen Federn untermengt, deren Erscheinung im Herbst den Uebergang zum Winterkleid andeutet; Flügeldeckfedern braun, rostgelb eingefaßt.

---

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 395. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 580, §. 9. W.

Schnelligkeit im Fluge und Behendigkeit im Laufe hat diese Art mit der vorhergehenden (§. 2) gemein; an Schlauheit steht sie aber jener nach. Nach Naumann ist die veränderliche Knelle so wenig scheu, daß, wenn ein Flug beisammenliegt, die einzelnen Individuen desselben selbst bei ganz dreister und offener Annäherung des Jägers nicht nur nicht entfliehen, sondern immer mehr einander sich nähern, sodaß mehrere auf einen Schuß erlegt werden können. Die beim ersten Schuß unverletzt davongekommenen sollen sogar an den ersten Platz bald zurückkehren und dem zweiten Schusse sich aussetzen. Der Verfasser bemerkt, daß er hierüber Erfahrungen zu machen nicht Gelegenheit gehabt hat.

Der ebengenannte, als höchst aufmerksamer Beobachter anerkannte Schriftsteller bezeichnet den Angstlaut dieses Vogels durch Dreriitet! — den Locklaut, als dem des Goldregenpfeifers ähnelnd, durch Tlüi!

Man trifft diese Knelle bei uns flugweise meist an sumpfigen Rändern der Seen und Teiche, vereinzelt auch an sandigen Flußufern an.

Ihre Nahrung besteht aus kleinen Wasserinsekten und Würmern. In ihrem sehr muskulösen Magen hat Bechstein viele kleine Quarzkiesel gefunden.

Sie heckt nicht selten an der deutschen Nord- und Ostsee; ihr Gelege besteht aus vier bis fünf schmuzigweißen, braun gefleckten Eiern.

Im eingeschränkten Zustand, d. h. im Zimmer umherlaufend, soll sie sich nach und nach an das aus in Milch gequellter Semmel bestehende Futter gewöhnen, wenn man demselben anfänglich kleingeschnittene Regenwürmer beimengt, und dann sehr kirre werden.

Sie soll auf dem Sumpfherd (nach Naumann) unter allen Ordnungsverwandten am häufigsten, auch in längs dem Ufer hingestellten Laufdohnen oft gefangen werden, immer sehr fett und das Wildbret ungemein wohlschmeckend sein.

§. 4. Die plattschnäbelige Knelle, Tringa platyrincha *Temminck*[1]), kleinster Brachvogel, Numenius pusillus *Bechst.*, Lerchenschnepfe, ist im Norden von Europa und Amerika im Sommer einheimisch. Deutschland besucht sie zufällig und selten im April und Mai paarweise, im August und September vereinzelt.

Beschreibung. Schnabel länger als der Kopf, schwach gekrümmt, an der Wurzel von unten und oben plattgedrückt; Seitensteuerfedern abgestuft, alle, bis auf die zwei mittelsten, braungrau. Länge der Fußwurzel 11—12‴. Ganze Länge 6″ 4—6‴.

Winterkleid noch nicht bekannt.

---

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 398. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 645, §. 5. W.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel an der Wurzel röthlichgrau, an der Spitze schwärzlich; Augenstern braun; Füße graugrün; Scheitel dunkelgrau, jede Feder mit rostfarbigem Rand; weißlicher Streifen über den Augen; brauner Strich zwischen Schnabel und Auge; Seitenhals und Nacken weißlich und graubräunlich im Gemisch; Rücken- und Schulterfedern schwarzbraun, rostfarbig gerandet und mit dergleichen Flecken an den Bartseiten; Vorderhals und Oberbrust mit rostgelbem Anflug und dunkelbraunen Längsstrichen; Bauch, Flanken und After reinweiß; Flügeldeckfedern gegen das Ende schwarzbraun, weißbräunlich gerandet; Schwung- und äußere Steuerfedern hell aschgrau gekantet; mittlere Steuerfedern schwarz, rostfarbig gerandet.

Sommerkleid: Scheitel und Hinterkopf schwarzbraun, mit zwei rostgelblichen Längsstreifen; Augenbrauen weiß, braun beschmitzt; Strich zwischen Schnabel und Auge schwarzbraun; Kopfseiten weißlich, braun gestreift; Nacken aschgrau, mit braunen Längsstreifen; Rücken- und Schulterfedern schwarz, rostgelb gerandet, rostroth in die Länge gestreift; Flügeldeckfedern wie beim Jugendkleid; Kehle, Brust, Bauch und After reinweiß; Vorder- und Seitenhals rostgelblich, mit schmalen, braunen Querstrichen, alle Federn mit weißen Spitzen; an den Flanken einige braune Streifchen; Mittelfedern des Schwanzes schwarz, rostfarbig gerandet, dessen Seitenfedern wie die Schwungfedern hellgrau gekantet.

Sie ist ebenso schnell in ihren Bewegungen wie der im vorigen Paragraph besprochene Gattungsverwandte, und nicht eben scheu.

Im nördlichen Europa hält sie sich in Sümpfen auf und macht daselbst ihr Geheck; doch kennt man weder den Nestbau, noch die Zahl und Farbenzeichnung der Eier. Bei uns trifft man sie an sandigen Meer-, See- und Flußufern und an den Rändern der Teiche und Sümpfe, meist mit andern Gattungsverwandten in Gesellschaft. Ihre Nahrung besteht aus sehr kleinen Insekten und Würmern.

Das Wildbret derselben gehört zu den eigentlichsten Leckerbissen.

§. 5. Die Temminck'sche Knelle (Temminck'scher Strandläufer, Tringa Temminckii *Leisler*) [1]) ist nach Temminck vermuthlich unter dem arktischen Kreise zu Hause, d. h. sie bringt dort den Sommer zu und macht daselbst ihr Geheck. Im mittlern Deutschland gehört sie während der Zugzeit im August und September gar nicht zu den Seltenheiten, wol aber während des Wiederzugs im April und Mai. Zur erstgedachten Zeit trifft man sie in geringzähligen Flügeln, zur letzterwähnten einzeln an Fluß-, See- und Teichufern auf sandigen Stellen.

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 401.

Justitiar Boje in Kiel hat diesen Vogel an der Nordsee und in Norwegen angetroffen und auch brütend gefunden.

Beschreibung. Schnabel nur an der Spitze sehr wenig gekrümmt[1]), kürzer als der Kopf, dünn auslaufend; Steuerfedern abgestuft, drei äußere reinweiß. Ganze Länge 5½"; Länge des Schnabels (bei Alten) 7‴, der Fußwurzel 8‴.

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel braun, der Unterkiefer an der Wurzel grüngelb; Füße braun. Alle obere Theile des Körpers hell bräunlich-aschgrau, längs der Federschäfte schwarzbraun; Brust und Vorderhals röthlichgrau; Kehle, übrige Untertheile des Körpers, äußerste Steuerfedern und nur die äußern Schwanzdeckfedern reinweiß, mittlere Schwanzdeckfedern schwarzbraun; zweite und dritte Steuerfeder weiß, mit schwachem grauliche Anfluge am äußern Rande, vierte grau, vier mittlern braun. Schwungfedern erster Ordnung schwarz, nur der Schaft der ersten weißlich; zweiter Ordnung von der Wurzel an weißlich, gegen die Spitze braun, diese selbst weiß.

Jugendkleid bis zur ersten Mauser: Ganzer Oberkörper dunkel aschgrau, am Nacken etwas heller, alle Federn, die des Nackens ausgenommen, mit schmalen rostgelben Rändern, an den Schulterfedern vor dem rostgelben Rande eine schmale, schwarze Kante, Brust und Seitenhals hellgrau, rostgelb schwach angeflogen; Kehle, Augenbrauen und der ganze Unterleib reinweiß; Steiß ungefleckt schwarz; Schwungfedern mit weißen Spitzenrändern; dritte Steuerfeder mit stärkerm aschgrauen Anfluge; alle Schwanzfedern, die äußern ausgenommen, mit rostgelben Spitzenrändern; Füße braungrünlich. (Leisler, Nachtrag zu Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, Heft 1, S. 68, Nr. 2.)

Hochzeitliches Kleid: Gesammtes Gefieder des Oberkörpers in der Mitte tiefschwarz, mit rostfarbigem breiten Rande, nur Unterrücken und Steiß fleckenlos schwarz; Stirn, Vorderhals und Brust grauröthlich, mit sehr kleinen schwarzen Längsflecken; Kehle und ganzer Unterleib weiß; Flügel und Schwanz wie beim Wintergewande, nur die Mittelfedern des letztern etwas dunkler. (Leisler, a. a. O., S. 65, Nr. 1.)

Männchen und Weibchen sind weiter nicht voneinander unterschieden, als daß letzteres um ein weniges größer ist.[2])

---

1) Die beim lebenden oder eben getödteten alten Vogel stets bemerkbare Krümmung des Schnabels kann beim Ausstopfen leicht verschwinden, wenn der Schnabel in der Mitte zusammengebunden wird, in früher Jugend, vielleicht wie bei andern Sumpfvögeln mit krummem Schnabel, auch gar noch nicht vorhanden sein. W.

2) Diese Bemerkung, sowie einige vervollständigende Zusätze in der Beschreibung sind aus Leisler's Nachtrag, a. a. O., entlehnt. Ebendaselbst (S. 72) wird gesagt, daß der Laut dieser Knelle ganz genau wie der der Grille (Trrri, trrri, trrri!) erklinge; daß auch dieser Vogel so wenig schüchtern sei, daß er selbst durch die Explosion des Schusses sich nicht verscheuchen lasse; daß er endlich im Herbste das Mainufer ziemlich häufig, im Frühling aber höchst selten besuche. W.

Daß das Wildbret derselben dem der andern kleinern Gattungsverwandten an Zartheit und Leckerheit nicht nachstehen mag, ist höchst wahrscheinlich.

§. 6. Der hochbeinigen Zwergknelle (hochbeiniger Zwergstrandläufer, Zwergstrandläufer, kleinste Strand- oder Sandläufer, Tringa minuta *Leisler*)[1]) wies man sonst ihre Heimat vorzüglich in St.-Domingo an und nannte sie deshalb auch Meerlerche von St.-Domingo; jetzt hält man dafür, sie bringe den Sommer in den Gegenden des arktischen Kreises zu und mache auch dort ihr Geheck.[2]) Auf dem Zuge besucht sie im Innern von Deutschland die seichten, sandigen Ufer der Flüsse, Seen und Teiche in mehr oder minder zahlreichen Flügen vom August an bis zum October, und vergesellschaftet sich dann auch nicht selten mit andern Gattungsverwandten; auf dem Wiederzuge hingegen trifft man sie nur einzeln. Die Küsten von Holland besucht sie (nach Temminck) nie, desto häufiger aber fällt sie im August und September in den dortigen großen Sümpfen ein. Der Verfasser hat sie in der Gegend von Aken an der Elbe auf sumpfigen Hutungen im Frühherbst häufig, im Frühling selten, an dem Elb- und Mulduser nie angetroffen und geschossen.

Beschreibung. Schnabel gerade, kürzer als der Kopf (3‴ lang); zwei mittelste Schwanzfedern die längsten, die Enden derselben werden von den untern Deckfedern (fast) erreicht, alle übrige gleich lang, sämmtlich aschgrau (nach Leisler die drei äußern hellgrau); Fußwurzel (Ferse) 10‴ hoch. Ganze Länge $5\frac{1}{2}$″.

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel und Füße schwarz; ganzer Oberkörper aschfarbig, längs der Federschäfte schwarzbraun; Seiten der Brust röthlichgrau, brauner Strich zwischen Schnabel und Auge; Mitte der Brust, Kehle, Augenbrauen, Vorderhals und übrige Untertheile nebst den äußern obern Schwanzdeckfedern reinweiß; mittelste zwei Steuerfedern braun, übrige hell aschfarbig.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Gefieder auf dem Scheitel schwarzbraun, dunkel rostfarbig gerandet; Stirn, Augenbrauen, Kehle, Vorderhals, Mitte der Brust und übrige untere Theile weiß; Strich zwischen Schnabel und Auge braun; Brustseiten röthlich, braun gestrichelt; Rücken, Schulter- und Flügeldeckfedern tiefschwarz, am Oberrücken mit breiter, rostfarbiger, auf den Schultern mit breiter weißgelblicher Einfassung, die Flügeldeckfedern mit gerader, rostgelber Binde; mittelste zwei Schwanzfedern schwarzbraun, rostfarbig gerandet.

---

1) Naumann's Vögel, III, 95. Temminck, Man. d'ornith., S. 403. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 573, §. 6. W.

2) Nicht, wie man sonst wissen wollte, bei uns und besonders in Thüringen. W.

Sommerkleid: Scheitel schwarz, mit rostfarbigen Flecken; Hals und Brust an den Seiten hellröthlich, mit kleinen, eckigen, braunen Flecken; Augenbrauen, Kehle, Mitte der Brust und übrige untere Theile reinweiß; Rücken- und Schulterfedern schwarzbraun, mit brennend rostrothen Spitzen und dergleichen großen runden Flecken am Rande; nur die äußern obern Schwanzdeckfedern weiß mit einzelnen Flecken; Flügeldeckfedern braungrau, hellgrau eingefaßt, mit schwärzlichen Schäften; zwei mittelste Steuerfedern schwarzbraun.

Diese Knelle bezeigt sich sehr munter und bewegt sich im Fluge äußerst schnell, im Laufe sehr behende. Den Laut, den sie dabei ausgibt, bezeichnet Naumann durch Schnirr, schnirr-it!

Sie ist nicht nur nicht scheu, sondern, besonders wenn ein zahlreicher Flug beisammenliegt, fast dummdreist. Daher werden Vögel dieser Art nicht nur leicht — im Sitzen versteht sich dies leicht — geschossen, sondern auch auf dem Sumpfherde, zuweilen in großer Zahl auf einen Ruck gefangen. Damit ist dann der Besitzer des Herdes nicht im mindesten unzufrieden, denn an diesen Vögelchen ist, besonders im Herbst, die rundliche Brust stark mit Fett belegt und das Wildbret überhaupt so zart und wohlschmeckend, daß das der übrigen Gattungsverwandten meist weit zurückstehen muß.

„Schade", sagt Bechstein [1]) und alle Leckermäuler sagen es gewiß mit ihm, „daß sie so klein sind." Doch, zum Trost sei es gesagt, viel kleiner als die Heidelerche sind sie nicht!

§. 7. Die aschgraue Knelle (Kanuts-Strandläufer, aschgrauer Strandläufer, Tringa canutus *L.*)[2]) gehört als Heckvogel dem arktischen Kreise an. Auf dem Zuge besucht sie die meisten europäischen Länder; Holland im Frühling häufiger als im Herbst; Deutschland im Frühling selten, aber vom Ende des Monats Juli an bis zum October. Zur letztgenannten Zeit wurde sie in der Gegend von Schleswig als Tringa cinerea einzeln und selten, als Tringa ferruginea in Flügen von 30—40 Stück, so auch im Brandenburgischen und im Mansfeldischen flugweise, am Main einzeln oder höchstens zu drei angetroffen, und dann — wie in den Gegenden, in welchen sie ihr Geheck macht — immer auf sumpfigen Stellen.

Beschreibung. Schnabel gerade, wenig länger als der Kopf, gegen

---

[1]) In seinem Werke: Die Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen (Erfurt u. Gotha 1820), I, 672. W.

[2]) Temminck, Man. d'ornith., S. 401. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 378, §. 8. Beiträge der Wetter. Gesellschaft zur Zoologie, I, 1, S. 9 u. 10. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 377, §. 7 (junger Vogel, in der ersten Frühlingsmauser); ebend. S. 578, §. 8 (Winterkleid). T.

die Spitze hin bedeutend aufgetrieben und ausgebreitet; alle Steuerfedern von gleicher Länge. Ganze Länge des Vogels 9½″.

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel (nach Leisler, der diesen Vogel lebend untersuchte) an der Wurzel hell-, an der Spitze dunkelgrün; Füße schwarzgrün; Augenstern braun; Kehle, Bauchmitte und After reinweiß; Stirn, Augenbrauen, Seiten- und Vorderhals, Brust und Flanken weiß, mit kleinen braunen Längsstrichen und gezackten, braungrauen Querbändern; Gefieder am Kopfe, Oberhalse, Rücken und auf den Schultern hell aschfarbig, mit braunen Schäften; Steiß und obere Schwanzdeckfedern weiß, mit schwarzen Kreuz- und Querstrichen; Flügeldeckfedern und Steuerfedern aschgrau, jene mit braunen Schäften und weiß eingefaßt, diese weiß gekantet.

Jugendkleid vor der ersten Herbstmauser: Wenig von dem Wintergewande der Mannbaren unterschieden. Unterschnabel und Füße braungrünlich; das Aschgraue des Oberkörpers dunkler; alle Federn schmuziggelb schmal gerandet; Scheitel und Nacken mit braunen Längsflecken; Strich zwischen Schnabel und Auge und Brust mit schwachem Anfluge von rostgelb.

Vollkommenes Sommerkleid der Alten: Breiter Streifen über den Augen, Kehle, Seiten- und Vorderhals, Brust, Bauch und Flanken rostroth oder kupferfarbig; Nacken hell rostfarben, mit kleinen Längsstrichen; Scheitel, Rücken und Schultern tiefschwarz; alle Federn lebhaft rostfarbig gerandet, auf den Schultern große länglichrunde Flecken von gleicher Rostfarbe; After weiß, mit rostfarbigen und schwarzen Flecken; obere Schwanzdeckfedern weiß, mit halbmondförmigen schwarzen und andern rostfarbigen Flecken; Schwanzfedern grauschwärzlich, weiß gekantet.

Jugendkleid während der ersten Frühlingsmauser: Alles bei Alten Kupferfarbige ist bei Jungen, die neun Monate gelebt haben, hell rostfarbig; Scheitel und Nacken graugelblich, mit braunen Längsstrichen; Oberrücken hell rostfarbig und schwarzbraun im Gemisch; auf den Schultern hell rostfarbige, länglichrunde Flecken; Bauchmitte, zuweilen auch die Brust mit weißen braungefleckten Federn untermengt; auf dem Oberkörper mehr graue Federn, auf dem Unterkörper mehr weiße, je nachdem die Mauser mehr oder weniger vorgerückt ist.

Temminck verdanken wir die endliche Berichtigung der Irrungen, welche veranlaßten, daß dieser Vogel früherhin unter sieben verschiedenen Benennungen beschrieben wurde, die ebenso viele Arten sein sollten.

Sie ist nicht besonders scheu, fliegt schnell und läuft behende, indem sie wie die Bachstelze oft mit dem Schwanze schnippt. Sie nährt sich von kleinen Wasserinsekten und Würmern. Ueber Nestbeschaffenheit, Neststellung, Zahl und Farbe der Eier wissen wir nichts.

Den Namen Kanuts-Strandläufer hat man deshalb ihr beigelegt, weil man wissen will, daß der König Kanut das Wildbret dieser Vögel für das leckerste von allen Strandläufern gehalten haben soll. Soviel ist gewiß, daß es sehr wohlschmeckend und zart, auch im September vorzüglich und mit Fett belegt ist.

§. 8. Die Streitknelle (Männchen: Kampfhahn, Streitvogel, Renommist, Brausehahn, Hausteufel; Weibchen, im Bremischen: Begine, Tringa pugnax)[1]) bewohnt die nördlichen und nördlichsten Länder von Europa und Asien meist als Standvogel, nur der geringere Theil wandert und folgt dann flugweise öfter den Meeresküsten, als sie sich an die Mittelländer verbreitet. In Holland soll sie (nach Temminck) häufiger als irgendwo in Europa leben. In Deutschland erscheint sie als Zugvogel Anfang Mai, und wandert im August und September wieder fort.[2])

Beschreibung. Schnabel wenig gekrümmt, gegen die Spitze aufgetrieben; Füße lang; Schwanz abgerundet, dessen zwei Mittelfedern gestreift, die Seitenfedern stets einfarbig; Farben, besonders beim Männchen, so verschieden, daß wol kaum zwei ganz gleich gezeichnete Exemplare aufzufinden sein möchten.

Herbst- und Winterkleid. Altes Männchen: Schnabel bräunlich; Augenstern braun; Füße gelb, mit grünlichem, bräunlichem oder röthlichem Anstriche. Gesicht befiedert; Scheitel und Hals mit kurzen Federn bedeckt; Kehle, Vorderhals, Bauch, Flanken und After reinweiß; Brust rothgelblich, mit braunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers (am öftersten) braun, schwarz gefleckt, mit rostgelben Rändern; längste Flügeldeckfedern und mittelste Steuerfedern braun, schwarz und rostfarbig gestreift. Länge 11″ 4—6‴.

Altes Weibchen: Schnabel schwarz; Füße dunkler; Gefieder mehr einfarbig; Vorderhals selten reinweiß. Länge 9″ 1—2‴.

Sommerkleid. Männchen: Schnabel und Füße (meist) orangegelb; Gesicht nackt, mit kleinen gelben oder gelbrothen Wärzchen besetzt; Hinterkopf mit langen Federn und unter der Kehle mit einem schönen Halskragen geschmückt, dessen Federn, dem Alter des Vogels nach, länger oder kürzer sind. Die Hinterhaupt- und Kragenfedern sind auch der Farbenzeichnung nach in der Regel sehr abstechend von dem Gefieder des Kör-

1) Naumann's Vögel, III, 55 fg. (Das Genaueste und Ausführlichste über die Naturgeschichte dieser merkwürdigsten unter allen Knellen.) Temminck, Man. d'ornith., S. 408. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 266, Nr. 1. Dessen Handbuch der Jagdwissenschaft, Bd. 1, Heft 2, S. 116. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 559. Meyer, Taschenbuch, II, 377. W.

2) Die neuere Ornithologie weist den Kampfhahn in eine eigene Gattung: Machetes Cuv. T.

pers, welcher gewöhnlich rostfarbig, aschgrau, schwarz, braun, weiß und gelblich, in immer verschiedener Zusammenstellung gefleckt und gescheckt erscheint. Ebenso mannichfaltige Farbenabänderungen finden beim Halskragen statt.

Weibchen: Schnabel schwarzbraun; Füße gelblich oder orangefarbig. Kein Hinterkopf- und Halskragenschmuck. Oberkörper braungrau, mit schwarzen, stahlblau schillernden Federn untermengt, so gleichfalls nur mit hellerer Grundfarbe Hals und Brust; Bauch und After weiß.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Dem Gewande der Weibchen sehr ähnlich, nur Vorderhals und Brust matt rostgrau gegrundet; Gefieder des Kopfes, des Rückens, der Schultern, nebst den großen Flügeldeckfedern braunschwärzlich, mit breiten rostfarbigen und gelblichen Rändern, kleine Flügeldeckfedern weißröthlich eingefaßt; Kehle, Bauch und After reinweiß. Schnabel schwarz; Füße grünlich. [1])

Das Variiren der Gefiederfarben fast bei jedem Individuum der Kampfhähne — ich verstehe hier nur das Männchen — könnte sich vielleicht auf ziemlich bestimmte Regeln zurückführen lassen, wenn nach Bechstein's Vorschlage Jäger, welche an Orten leben, wo diese Federwildart den Sommer jedesmal zubringt, mehrere Paare ganz ungestört ließen und lassen dürften. Diese Paare würden dann, wie es fast bei allen Vögeln der Fall ist, wahrscheinlich jedes Jahr denselben Stand wieder wählen, und so könnte man wol bei fortgesetzter Beobachtung in Rücksicht dieses Gegenstandes zu genauern Resultaten gelangen.

Soviel ist ausgemittelt, daß das junge Männchen der alten Begine (Weibchen) bis zum folgenden Frühling an Farbe sehr ähnlich ist, und daß dieses erst dann sich verändert; daß auch die röthlichen Fleischwarzen und der Halskragen dann erst sichtbar werden und weniger groß als an alten Hähnen sind.

Oefter erscheint der Halskragen, welchen der Vogel, wenn er leidenschaftlich gestimmt ist, in der Form eines mit dem Rande in die Höhe gekehrten Tellers emporsträubt, schwarz, bald mehr bald weniger weiß gestreift und gefleckt; nicht so häufig halb weiß und halb schwarz, am seltensten ganz weiß. Hierin könnte allerdings der Unterschied zwischen jungen, ältern und ganz alten Hähnen gesucht werden.

Bei allen Männchen schrumpfen die Fleischwarzen nach der Balzzeit zusammen und werden im Herbst durch einzeln hervorkommende Federn leicht

1) Bei diesen Angaben hielt der Verfasser sich streng an Temminck's kurze Beschreibung der verschiedenen Gewänder, da die Streitknelle nach gedachtem Autor nirgends so häufig als in Holland vorkommt. Man. d'ornith., S. 410. W.

bedeckt; auch verliert sich das lange Halskragengefieder und wird durch kürzeres, braungeflecktes ersetzt. Jedesmal im zeitigen Frühling erfolgt wieder die entgegengesetzte Veränderung am Kopfe und Halse.

Diese Federwildart bewegt sich im Laufe schnell und ruckweise; im Fluge rasch, wie alle Strandläufer, und unregelmäßig. Die Männchen sind während der Paarzeit gar nicht scheu, doch auch dann nicht so ganz von Liebeswuth verblendet, daß man sie, wie wol sonst erzählt worden ist, mit dem Tiras decken oder gar todtschlagen zu können hoffen dürfte. Außer der Paarzeit gehören beide Geschlechter zu den mäßig scheuen Federwildarten.

Merkwürdig ist bei den Kampfhähnen ein nicht geringer beständiger Hang zur Geselligkeit mit der, zu gewissen Zeiten wenigstens, excessivesten Streitsucht gepaart, und ersterer nur dann erklärbar, wenn man annimmt, daß letztere blos durch die auffallend geringere Zahl der Weibchen und die für viele Männchen aus dieser entspringenden Unmöglichkeit, den Begattungstrieb zu befriedigen, erregt wird.

Uebrigens thun diese eifersüchtigen Kämpfe dem geselligen Verein selbst in der Balzzeit keinen Eintrag; denn sobald der Friede auf einige Zeit geschlossen ist, ziehen die Streitknellen flugweise umher und machen auch so ihre größern Reisen.

Die Beginen (Weibchen) leben stets im Frieden.

Auch die verschiedenen Paare machen ihr Geheck nahe beieinander, und selbst die unbeweibten Hähne bleiben in ihrer Nähe.

Junge, selbst eingefangene Alte beiderlei Geschlechts lassen sich leicht zähmen; doch sind Hähne während der Paarzeit und bis zur Herbstmauser, welche im Juli eintritt, im eingeschränkten Zustande ebenso streitsüchtig als im Freien; deshalb muß man, wenn man zwei Hähne hat, zwei Freßgeschirre vorsetzen. Auch scheinen sie in der Gefangenschaft sich Grenzpunkte zu bestimmen, welche keiner von beiden Theilen überschreiten darf, ohne in Kampf verwickelt zu werden; doch ist dies keineswegs ein Kampf auf Leben und Tod.

Gleich nach der Ankunft auf dem Sommerstande nimmt die Paarung ihren Anfang; dann auch der fast ununterbrochene Kampf der Männchen um den Besitz eines Weibchens, und zwar auf den Kampfplätzen, die man gar bald auf den trockensten Stellen ihres Aufenthaltsortes an dem platt niedergetretenen kothigen Grase und ausgerupften Gefieder erkennt. Alljährlich suchen beide Geschlechter selbige wieder auf, und zwar die Weibchen zuerst.

Sobald die Männchen dies gewahr werden, eilen sie herbei und beginnen den hartnäckigen, für den parteilosen Zuschauer lustigen Streit. Einander gegenüberstehend sträuben sie dabei die Halskragen auf, ziehen den Kopf im Nacken an, gehen sich auf halbem Wege entgegen und hacken unter

hohen Sprüngen aufeinander los. Um Pfingsten herum erreicht die Erbitterung den höchsten Grad; wahrscheinlich, weil dann der entscheidendste Zeitpunkt eintritt[1]); dann beißen die Streiter oft sich in die Zungen und zerren sich herum.

Nicht selten kämpfen sechs bis zwölf Hähne um ein einziges Weibchen. Bis zum Eintritt der Mauser vernimmt man vom Männchen zur Nachtzeit ein heiseres Kack, kack, kick, keck!

Den Weibchen gibt man schuld, sie reizten nicht nur die Männchen zum Streite durch einen eigenen käckernden Laut, sondern sie suchten auch durch selbigen den Muth der zurückweichenden, halb überwundenen aufs neue zu wecken. Gewiß ist es, daß ihre Gegenwart die ohnehin erhitzten Gemüther in halbe Raserei versetzt. Uebrigens wohnen die Weibchen in stiller Resignation, vielleicht nicht ohne Theilnahme an dem Schicksal eines oder des andern ihnen am besten gefallenden männlichen Individuums, dem Gefecht so lange blos als Zuschauerinnen bei, bis Angst oder Unwille sie veranlaßt, sich muthig in die Reihen der Kämpfenden zu stürzen. Auf kurze Zeit wenigstens wird hierdurch jedesmal Friede gestiftet.

Ausgezeichneter Muth und geschicktes Benehmen bestimmen wahrscheinlich die Wahl der Schönen.

Jede von ihnen zieht sich endlich mit dem erkorenen Geliebten in die Einsamkeit zurück und legt nach einigen Tagen, gewöhnlich zu Anfang des Juni, auf den niedergedrückten Halmen eines Gras- oder Binsenhügels vier bis fünf schmuzigweiße, häufig schwarzbraun gefleckte und punktirte, oder olivenfarbige, mit großen braunen Flecken besetzte Eier, welche, wie man sagt, in drei Wochen und vom Weibchen allein ausgebrütet werden. Während dieser Zeit fliegt die sorgsame Mutter, vom Neste verscheucht, ängstlich, meist stumm, zuweilen aber auch leise käckernd oder fein schwirrend, dicht über dem Kopfe des wahren oder eingebildeten Feindes herum und sucht ihn irrezuleiten.

Die Jungen laufen, wie dies bei allen Vögeln, welche nicht aus dem Kropfe gefüttert werden, der Fall ist, gleich nach dem Auskommen mit den Alten fort.

Ihre Bedeckung erscheint bis zur erlangten Flugbarkeit schmuzig rothbraun, weiß gefleckt.

Diese Knellen halten am liebsten sich in nassen sumpfigen Wiesen, die nicht mit Gesträuch bewachsen sind, im Frühling aber nie an Meeresküsten auf.

Ihre Nahrung besteht aus Regen- und andern Würmern, aus In-

1) Trifft der Jäger zu dieser Zeit zwei Kämpfer allein, so sind diese oft so sehr von Zorn entbrannt, daß sie selbst unvorsichtige Annäherung nicht bemerken. W.

sekten und deren Larven, und aus kleinen, mit dem Gehäuse verschluckten Schnecken.

Im Zimmer, wo sie, selbst alt eingefangen, sehr bald sich eingewöhnen, setzt man ihnen anfänglich ein flaches Geschirr mit Wasser hin und wirft kleine Käfer, Wasserinsekten und Regenwürmer hinein. Wenn sie davon erst etwas annehmen, setzt man ein anderes Geschirr mit in Milch gequellter Semmel, worunter nebst lebendigen Regenwürmern kleingeschnittenes Fleisch gemengt wird, neben jenes. Nehmen sie auch dieses an, so gewöhnen sie sich bald an in Milch gequellte Semmel und an gekochte Grütze, die mit gekochter Milch angemacht wird. Zu diesem allen wird etwas Zucker zugesetzt.[1])

So gleichsam gemästet, liefert ihr Wildbret ein treffliches Gericht. Im Freien erlegt, ist das Wildbret der Weibchen und Jungen jederzeit von sehr gutem Geschmack, das der alten Hähne aber, vorzüglich in der Kampfzeit, trocken und zähe.

Die Eier werden auf der Tafel denen der Kiebitze gleichgeachtet.

§. 9. Wenn es darauf ankommt, Knellen mit dem Schießgewehr zu erlegen, so ist es räthlich, zu diesem Jagdbetriebe der Doppelflinte sich zu bedienen, und es wird dann für die stärkern Arten dieser Vogelgattung ein Lauf mit Goslarischem Schrot von Nr. 4 oder 5, für die schwächern (kleinern) der andere Lauf mit Schrot von Nr. 6 oder 7 geladen.

Aus den in den vorhergehenden Paragraphen enthaltenen naturgeschichtlichen Bemerkungen ergibt sich die Jahreszeit, zu welcher die Jagd auf die Knellen zu betreiben ist.

Von denjenigen, welche stets oder doch oft in Sümpfen und an sumpfigen, mit Gras und Binsen bewachsenen Rändern der Flüsse, Seen und Teiche sich aufhalten, werden Exemplare der einen oder der andern Art bei der Sumpfschnepfen(Becassinen=)jagd nicht selten zufällig erlegt.

Will aber bei den Knellenarten, welche auf dem Zuge an Meeresküsten oder Flußufern, oder an See= und Teichrändern einfallen und dann gemeiniglich an einer und derselben Stelle zwei, auch mehr Tage verweilen, der Jäger seiner Sache möglichst sicher sein, so benutze er, wo dazu Gelegenheit sich darbietet, den Kahn (das Schellig) zur Annäherung auf folgende Weise: Er setze sich an dem Vorder= oder Hinterende des Fahrzeugs nieder, lasse den am andern Ende sitzenden oder stehenden Fährmann in einer Entfernung vom sandigen Ufer, aus welcher er selbiges genau übersehen.

---

1) Man kann auch zuletzt Versuche mit eingequelltem oder trockenem Weizen und mit Hanfsamen machen. Zuweilen nehmen sie auch dies an und werden dann außerordentlich fett. Doch läßt diese Fütterung sich nicht bei allen anwenden. W.

kann — auf Flüssen stromaufwärts — möglichst geräuschlos hinsteuern. Wo er dann Knellen oder eigentliche Küsten- und Uferlaufvögel, welche letztere bei der ihnen fast allen eigenen großen Scheu so am sichersten überlistet werden können, auf dem Sandheger sitzend oder laufend gewahrt[1]), läßt er den Kahn ein gutes Stück über diese Stelle hinaus, bis auf gehörige Schußweite (40—30 Schritt) gegen das Ufer steuern, dort wenden und dann so langsam als möglich stromabwärts treiben. Die Vögel, an die Gegenwart der Fischer gewöhnt, fürchten bei der Annäherung nicht nur nichts von den im Kahne befindlichen Menschen, sondern laufen nicht selten, wenn sie flugweise beisammenliegen, so dicht zusammen, daß man deren mehrere auf einen Schuß im Sitzen, vielleicht auch mit dem andern Lauf noch einen im Fluge schießen kann. Den meisten Knellen würde man, wenn sie auf Sandhegern liegen, da keine derselben bedeutend scheu ist, bei successiver Annäherung, im Vorbeigehen unter dem Winde, auch ohne alle Verdeckung, schon oft mit der Flinte Abbruch thun können; sicherer aber, besonders weil es schwer ist, aus der Ferne zu erkennen, ob die wahrgenommenen Vögel zu dieser Gattung oder zu andern scheuern und doch interessanten Federwildgattungen gehören, wenn man in der Voraussetzung, daß das Local, wo die Vögel zu suchen sind, zum Anschleichen hinter Gebüsch, in Gräben u. s. w. nicht geeignet sein dürfte, des Schießpferdes, des Schildes oder des Strauches (eines aus daumenstarken Stäben zusammengebundenen Doppelrahmens von hinlänglicher Höhe und Breite, um den Jäger ganz zu verdecken, welcher mit belaubtem Reisig dicht ausgefüllt wird, oben aber ein oder zwei Schießlöcher hat, um das Gewehr hindurchstecken zu können) zum Ankommen bis auf gehörige Schußweite sich bedient.

§. 10. Der sicherste Fangapparat ist, wie bei den meisten Sumpfvögeln, der Sumpfherd. Mehrere der §. 2—7 beschriebenen Knellenarten werden da, wo sie häufig Sümpfe bewohnen oder in solchen auf dem Zuge einfallen, in bedeutender Zahl auf demselben berückt, besonders wenn der Jäger oder Herdsteller es versteht, den Locklaut der verschiedenen Knellenarten mit dem Munde oder mit für jede Art eigens eingestimmtes Lockpfeifen täuschend nachzuahmen. Für die Streitknelle (§. 8) müssen jedoch, weil sie nur im Riedgrase zu fangen ist, die Schlagwände durch stärkern Zusatz von gelbem Farbestoff zum grünen grasgrün gefärbt werden. Männchen gehen in der Kampfzeit tollbreist auf diesen Herd, wenn ein Weibchen aufgeläufert ist.

---

1) Dazu gehört ein scharfes, geübtes Auge, weil die meisten Knellen, die an Flußufern einfallen, klein und ihrer Farbe nach von den auch verschieden gefärbten Kieseln an sich schwer, dann aber am schwersten zu unterscheiden sind, wenn sie, wie oft geschieht, sich drücken. W.

Halbe oder einwändige Schlaggarne könnten vielleicht, wenn das Gemäsch eng genug wäre, den Garnen die Sandfarbe gegeben, auch eine Wand so gestellt würde, daß sie rechts, die andere, daß sie links schlüge, dann und wann da, wo eine oder die andere Knellenart auf Sandhegern häufig einfällt, auch anwendbar sein. Indessen dürfte doch nur der Ornitholog bei diesem Fange Mühe und Kosten belohnt finden, wenn durch denselben ein seltenes Exemplar von Vögeln dieser oder anderer Gattung ihm zufällig zutheil würde.

Ebenso muß es offenbar dem Zufall zugeschrieben werden, wenn vermittels auf Sandhegern oder an See- und Teichrändern häufig aufgestellter Trittschlingen (dunkelfarbige Pferdehaarschleifen, wie die Drosselbohnenschleifen verfertigt, von denen je eine in den durchgehenden engen Spalt eines 1″ starken, 10—12″ langen Pfählchens ein- und in horizontaler Lage aufgezogen wird, die Pfählchen aber so tief in den Boden getrieben werden, daß die Schlinge, nach Maßgabe der körperlichen Stärke [Größe] des zu fangenden Vogels, ½—2″ über dem Boden horizontal fangbar steht) eine Knelle oder ein anderer Küsten- oder Uferlaufvogel erhascht wird.

Laufbohnen [1]) können bei allen Knellen, welche bei uns in Sümpfen sich aufhalten, Dienste thun, wenn sie häufig daselbst zwischen den Kaupen gestellt werden.

Die Streitknelle (die männliche nämlich) soll sich auf dem Kampfplatze (nach Naumann) am besten auf folgende Weise fangen:

1) Man nehme lange dünne Weidenstöcke, steche in gleichen Entfernungen von 3 zu 3″ enge Spalten durch, ziehe durch jede Spalte eine dunkelfarbige Pferdehaarschleife, schneide die Stäbe an beiden Enden spitz und knicke diese Enden beiläufig 6″ von vorn herein so um, daß die Spitzen nach unten zu gerichtet stehen, d. h. nach den Knoten der durchgezogenen Schleifen, mit welchen sie unten am Stabe festgehalten werden. Mit diesen Stäben bestecke man den Kampfplatz, indem die Spitzen derselben so tief in den Boden gedrückt werden, daß die Knoten der Schleifen, also das Mittelstück der Stäbe, genau auf dem Boden aufliegen. Dann ziehe man die Schleifen auf, sodaß sie alle soviel als möglich senkrecht aufgerichtet stehen. Die Streitlustigen fangen sich, indem sie dem Kampfplatze zueilen, in diesen Schleifen mit den Füßen und leiden, wenn der Fänger in ziemlicher Entfernung, um die Gefangenen bald auszulösen, sich auf den Boden niedergelegt hat, selten Schaden. Tod des Gefangenen aber ist bei nicht alsbaldiger Auslösung unvermeidlich, wenn man

---

1) Die Verfertigung und Stellung derselben ist bei der Beschreibung des Waldschnepfen- und Drosselfanges vorgekommen. Daß bei der Stellung auf Knellen oder andere Sumpfvögel die körperliche Stärke (Größe) berücksichtigt werden muß, versteht sich von selbst. W.

kann — auf Flüssen stromaufwärts — möglichst geräuschlos hinsteuern. Wo er dann Knellen oder eigentliche Küsten- und Uferlaufvögel, welche letztere bei der ihnen fast allen eigenen großen Scheu so am sichersten überlistet werden können, auf dem Sandheger sitzend oder laufend gewahrt[1]), läßt er den Kahn ein gutes Stück über diese Stelle hinaus, bis auf gehörige Schußweite (40—30 Schritt) gegen das Ufer steuern, dort wenden und dann so langsam als möglich stromabwärts treiben. Die Vögel, an die Gegenwart der Fischer gewöhnt, fürchten bei der Annäherung nicht nur nichts von den im Kahne befindlichen Menschen, sondern laufen nicht selten, wenn sie flugweise beisammenliegen, so dicht zusammen, daß man deren mehrere auf einen Schuß im Sitzen, vielleicht auch mit dem andern Lauf noch einen im Fluge schießen kann. Den meisten Knellen würde man, wenn sie auf Sandhegern liegen, da keine derselben bedeutend scheu ist, bei successiver Annäherung, im Vorbeigehen unter dem Winde, auch ohne alle Verdeckung, schon oft mit der Flinte Abbruch thun können; sicherer aber, besonders weil es schwer ist, aus der Ferne zu erkennen, ob die wahrgenommenen Vögel zu dieser Gattung oder zu andern scheuern und doch interessanten Federwildgattungen gehören, wenn man in der Voraussetzung, daß das Local, wo die Vögel zu suchen sind, zum Anschleichen hinter Gebüsch, in Gräben u. s. w. nicht geeignet sein dürfte, des Schießpferdes, des Schildes oder des Strauches (eines aus daumenstarken Stäben zusammengebundenen Doppelrahmens von hinlänglicher Höhe und Breite, um den Jäger ganz zu verdecken, welcher mit belaubtem Reisig dicht ausgefüllt wird, oben aber ein oder zwei Schießlöcher hat, um das Gewehr hindurchstecken zu können) zum Ankommen bis auf gehörige Schußweite sich bedient.

§. 10. Der sicherste Fangapparat ist, wie bei den meisten Sumpfvögeln, der Sumpfherd. Mehrere der §. 2—7 beschriebenen Knellenarten werden da, wo sie häufig Sümpfe bewohnen oder in solchen auf dem Zuge einfallen, in bedeutender Zahl auf demselben berückt, besonders wenn der Jäger oder Herdsteller es versteht, den Locklaut der verschiedenen Knellenarten mit dem Munde oder mit für jede Art eigens eingestimmtes Lockpfeifen täuschend nachzuahmen. Für die Streitknelle (§. 8) müssen jedoch, weil sie nur im Riedgrase zu fangen ist, die Schlagwände durch stärkern Zusatz von gelbem Farbestoff zum grünen grasgrün gefärbt werden. Männchen gehen in der Kampfzeit tolldreist auf diesen Herd, wenn ein Weibchen aufgeläufert ist.

---

1) Dazu gehört ein scharfes, geübtes Auge, weil die meisten Knellen, die an Flußufern einfallen, klein und ihrer Farbe nach von den auch verschieden gefärbten Kieseln an sich schwer, dann aber am schwersten zu unterscheiden sind, wenn sie, wie oft geschieht, sich drücken. W.

Halbe oder einwändige Schlaggarne könnten vielleicht, wenn das Gemäsch eng genug wäre, den Garnen die Sandfarbe gegeben, auch eine Wand so gestellt würde, daß sie rechts, die andere, daß sie links schlüge, dann und wann da, wo eine oder die andere Knellenart auf Sandhegern häufig einfällt, auch anwendbar sein. Indessen dürfte doch nur der Ornitholog bei diesem Fange Mühe und Kosten belohnt finden, wenn durch denselben ein seltenes Exemplar von Vögeln dieser oder anderer Gattung ihm zufällig zutheil würde.

Ebenso muß es offenbar dem Zufall zugeschrieben werden, wenn vermittels auf Sandhegern oder an See- und Teichrändern häufig aufgestellter Trittschlingen (dunkelfarbige Pferdehaarschleifen, wie die Drosselbohnenschleifen verfertigt, von denen je eine in den durchgehenden engen Spalt eines 1" starken, 10—12" langen Pfählchens ein- und in horizontaler Lage aufgezogen wird, die Pfählchen aber so tief in den Boden getrieben werden, daß die Schlinge, nach Maßgabe der körperlichen Stärke [Größe] des zu fangenden Vogels, ½—2" über dem Boden horizontal fangbar steht) eine Knelle oder ein anderer Küsten- oder Uferlaufvogel erhascht wird.

Laufbohnen [1]) können bei allen Knellen, welche bei uns in Sümpfen sich aufhalten, Dienste thun, wenn sie häufig daselbst zwischen den Kaupen gestellt werden.

Die Streitknelle (die männliche nämlich) soll sich auf dem Kampfplatze (nach Naumann) am besten auf folgende Weise fangen:

1) Man nehme lange dünne Weidenstöcke, steche in gleichen Entfernungen von 3 zu 3" enge Spalten durch, ziehe durch jede Spalte eine dunkelfarbige Pferdehaarschleife, schneide die Stäbe an beiden Enden spitz und knicke diese Enden beiläufig 6" von vorn herein so um, daß die Spitzen nach unten zu gerichtet stehen, d. h. nach den Knoten der durchgezogenen Schleifen, mit welchen sie unten am Stabe festgehalten werden. Mit diesen Stäben bestecke man den Kampfplatz, indem die Spitzen derselben so tief in den Boden gedrückt werden, daß die Knoten der Schleifen, also das Mittelstück der Stäbe, genau auf dem Boden aufliegen. Dann ziehe man die Schleifen auf, sodaß sie alle soviel als möglich senkrecht aufgerichtet stehen. Die Streitlustigen fangen sich, indem sie dem Kampfplatze zueilen, in diesen Schleifen mit den Füßen und leiden, wenn der Fänger in ziemlicher Entfernung, um die Gefangenen bald auszulösen, sich auf den Boden niedergelegt hat, selten Schaden. Tod des Gefangenen aber ist bei nicht alsbaldiger Auslösung unvermeidlich, wenn man

---

1) Die Verfertigung und Stellung derselben ist bei der Beschreibung des Waldschnepfen- und Drosselfanges vorgekommen. Daß bei der Stellung auf Knellen oder andere Sumpfvögel die körperliche Stärke (Größe) berücksichtigt werden muß, versteht sich von selbst. W.

von der Gestalt und Farbe der Eier ist, da dieser Vogel bei uns sein Geheck nicht macht, nichts bekannt.

Sein Wildbret ist zart und wohlschmeckend.

§. 3. Der Gambett=Wasserläufer (kleiner Rothschenkel, rothfüßige Schnepfe, Totanus calidris *Bechst.*)[1]) kommt nach des Verfassers Wahrnehmung zuweilen schon zu Ende des Monats März, gewöhnlich im April im mittlern und selbst im nördlichen Deutschland an, macht auch daselbst oft sein Geheck. Die Herbstzugzeit beginnt mit dem Ende des Monats August und dauert bis zum October. Als Heckvogel fand und erlegte ihn der Verfasser oft auf den großen sumpfigen Hutungen zwischen Preußisch-Aken und dem Ausfluß der Saale in die Elbe; am häufigsten im Hannoverischen, in den weit ausgebreiteten Mooren (Sümpfen) unfern Gifhorn. Nirgends aber soll er in so großer Menge vorkommen als in Holland. Im Frühling geht er bis hoch in den Norden hinauf; auf dem Herbstzuge soll er (nach Temminck) den Meeresküsten vorzüglich folgen. Den Winter bringt er in mittäglichen Ländern zu.[2]) Ueberall hält er sich auf dem Zuge in geringzähligen Flügen zusammen.

Beschreibung. Beide Kiefer von der Wurzel aus bis zur Hälfte ihrer Länge roth; innere Zehe durch ein sehr schmales Häutchen mit der mittlern verbunden; Schwungfedern zweiter Größe von der Mitte an weiß.

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel zur Hälfte roth, an der nur wenig gekrümmten Spitze schwarz; Augenstern braun; Füße blaßroth; Kopf, Hinterhals, Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern gleichfarbig graubraun, bis auf etwas dunklere Schaftstriche; Kehle, Seitentheile des Kopfes, Vorderhals und Brust weißgraulich, mit feinen braunen Schaftstrichen; Steiß, Bauch und After reinweiß; Steuerfedern mit weißen Querstreifen und breiten schwarzen Zickzacks. Länge 10″ 1—2‴.[3])

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel an der Wurzel grüngelb, an der Spitze braun. Vom Oberschnabel nach dem Auge hin ein weißer Strich; Zügel braun; Scheitelgefieder braun, mit sehr schmalen, gelblichen Kanten; Nacken aschfarbig; Rücken= und Schulterfedern braun, an den Seiten mit breiter gelblicher Einfassung; Flügeldeckfedern schwarzbraun, mit weißgelblichen Rändern und Spitzen; Kehle unreinweiß, mit kleinen braunen Flecken; Seitenhals und Brust aschfarbig mit feinen braunen Längs=

1) Naumann's Vögel, III, 44. Temminck, Man. d'ornith., S. 415. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 593, §. 12, u. S. 655, §. 6. W.

2) Eine andere, besondere, unserm Gambett=Wasserläufer sehr ähnlich gezeichnete, doch um ein Drittheil größere Art lebt in Südamerika. Temminck, a. a. O. W.

3) So kommt dieser Vogel im März in Holland an. Temminck, a. a. O., S. 415. W.

grau durchwölkt; obere Deckfedern des Schwanzes nebst den Steuerfedern braunschwärzlich und weiß in die Quere gestreift. Länge 11—11½″.

Jugendkleid vor der ersten Mauser unterscheidet sich vom Winterkleide der Jungen und Alten nur dadurch, daß die obern Theile einen olivenbräunlichen Anstrich haben, daß die Rückenfedern an den Seiten weiß gekantet sind, daß die Schulterfedern und Flügeldeckfedern einige kleine, dreieckige, weiße Flecken an den Barträndern haben, und daß alle untere weißliche Theile mit undeutlichen, graubraunen Zickzacks und Flecken gezeichnet sind. Füße orangeroth. Dies ist: Totanus maculatus: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, IV, 203; Totanus fuscus: Meyer, Taschenbuch, II, 367, zweijähriger Vogel.

Sommerkleid: Obere Theile und Gesicht schwarzbraun; Rücken-, Schulter- und Deckfedern an den Barträndern mit kleinen weißen Flecken, mit dergleichen halbmondförmigen an den Spitzen; untere Theile dunkel aschgrau, am Halse ungefleckt, an Brust und Bauch alle Federn in weißen schmalen, sichelförmigen Flecken endigend; After und Schwanzdeckfedern schwarzgrau und weiß in die Quere gestreift; Steuerfedern dunkel aschgrau, an den Barträndern mit weißen schmalen Strichen, die nicht bis an den Federschaft reichen; Unterschnabel an der Wurzel roth; Füße braun, mit leichtem röthlichen Anfluge.

Anmerkung. Während der Mauserzeiten trifft man Exemplare, bei welchen das Gefieder des Sommergewandes mit dem des Winterkleides vermengt sich darstellt; dann erscheinen die untern Theile mit weißem und dunkelaschgrauem Gefieder, die obern mit ungefleckten, aschgrauen und mit schwarzbraunen, weiß gefleckten und eingefaßten Federn gescheckt.

Dieser Vogel ist nicht eben scheu, hält jedoch den Hund nicht leicht aus, läuft auch, besonders im Frühling, vor dem Menschen in weiter Entfernung heraus. Im August und September hingegen liegt er, wenn die Sonne scheint, oft sehr fest. Er fliegt schnell, aber ziemlich regelmäßig. Sein Lauf ist sehr behende. Im Fluge ertönt sein Laut hellpfeifend wie Tait! Wenn er einfällt, vernimmt man öfters ein leises Kick, kack! Er watet nicht nur bis an die Brust ins Wasser, sondern schwimmt auch im stillen Wasser längs dem Ufer hin und taucht dann zuweilen mit dem Kopfe unter.

Seine Hauptnahrung besteht aus Meer- und Flußschnecken, doch nimmt er auch Insekten und Würmer an; kaum wol, wie Naumann will, Froschlarven und kleine Frösche.[1])

Von der Beschaffenheit des Nestes, von der Stärke des Geleges, wie

---

1) Forstrath Fischer fand im Magen von braunen Wasserläufern bis 20 Brutfischchen und eine Menge von Gräten. W.

Uferstellen der deutschen Flüsse, Seen, Teiche und Küsten. In Oesterreich soll er häufig sein, im mittlern und nördlichen Deutschland gehört er, besonders zur Winterstrichszeit (im Frühling) zu den seltensten Gästen. Gewöhnlich ist er in Gesellschaft anderer Küsten- und Ufervögel.

Beschreibung. Schnabel sehr schwach und dünn, in der Mitte etwas niedergedrückt; auf den zwei äußersten Steuerfedern ein Längsband im Zickzack.

Winterkleid beider Geschlechter[1]): Schnabel schwarzgrau; Augenstern braun; Füße olivengrün. Augenbraunen, Gesicht, Kehle, Mittelrücken, Vorderhals und Brust nebst allen übrigen Theilen des Unterkörpers reinweiß; Nacken der Länge nach braun und weiß gestreift; Scheitel, Oberrücken, Schultern und große Flügeldeckfedern hell aschgrau, weißlich gerandet; kleine Flügeldeckfedern und Gegend der Handwurzel, zwischen Vorderarm und Mittelhand grauschwärzlich; Seiten des Halses und der Brust weißlich, mit kleinen braunen Flecken; Schwanz weiß, braun übereck gestreift, mit Ausnahme der zwei äußern Steuerfedern, auf welchen ein Längsband im Zickzack herabgeht. Länge beiläufig 9″.

Jugendkleid vor der ersten Mauser ist vom Winterkleide Mannbarer und Junger nur in folgenden Stücken unterschieden: Füße graugrünlich; Gefieder des Scheitels, des Oberrückens, der Schultern nebst Flügeldeckfedern schwarzbraun mit breiter gelblicher Einfassung, die größern Federn, welche über die Schwingen sich verbreiten, mit kleinen übereckgehenden sehr dunkelbraunen Strichen; Gesicht und Kopfseiten mit braunen Pünktchen; äußerstes Ende der Schwungfedern weißlich.

Sommerkleid: Schnabel schwarz; Füße grünlich; vom Oberschnabel bis zum Auge weiß; Kehle, Vorderbrust, Bauch und After reinweiß; Zügel, Schläfe, Vorder- und Seitenhals, Brustseiten, Flanken und untere Schwanzdeckfedern reinweiß, jede Feder mit kleinem schwarzen Längsfleck; Scheitel braun, weißlich gefleckt; Nacken und Hinterhals auf weißgrauem Grunde mit schwarzen Längsstrichen; Oberrücken, Schultern und große Deckfedern grau, rostfarbig überflogen, jede Feder mit schwarzen Querbändern, welche auf den längsten Schulterfedern übereckgehen und von denen das oberste breiter als die übrigen ist; zwei mittelste Steuerfedern aschfarbig, mit diagonalen schwarzbraunen Querstrichen, die übrigen auf der äußern Fahne mit dergleichen Zickzack.

Sein hellpfeifender Laut ertönt ungefähr wie Giah! Dieser Wasserläufer ist ziemlich scheu, sein Lauf sehr behende, sein Flug außerordentlich schnell.

---

1) In diesem Gewande beschrieb Temminck den Totanus stagnatilis zuerst im Man. d'ornith., S. 418. B.

strichen; Bauch weiß; Flanken, After und Schwanzdeckfedern weiß, mit braunen Flecken; Steuerfedern an den Spitzen rostgelb.

Sommerkleid: Hinterhälfte des Schnabels und Füße sehr lebhaft zinnoberroth. Vom Oberschnabel nach den Augen hin ein weißer Strich; Kopf, Nacken, Oberrücken, Schultern und Flügeldecken graubraun ins Olivenfarbige sich ziehend, auf jeder Feder schwarzer Längsstrich; auf den Schulter- und großen Flügeldeckfedern einige kleine schwarze Querstriche; Steiß weiß; Seiten des Kopfes, Kehle und alle andere untere Theile weiß, in der Mitte jeder Feder ein großer schwarzbrauner Längsfleck, der an den After- und untern Schwanzdeckfedern eine schräge Richtung nimmt; Steuerfedern weiß und schwarz gestreift, weiß an den Spitzen; an den vier mittelsten das Weiße aschgrau.

Er ist noch weniger scheu als der vorhergehende, hält auch den Hund aus. Seine Bewegungen im Fluge wie im Laufe sind ebenso schnell und behende als die des braunen Wasserläufers.

Den pfeifenden Locklaut bezeichnet Naumann durch Tgia! Er wird zuweilen mehrmals hintereinander wiederholt, oft aber (so nur erinnert sich der Verfasser, ihn gehört haben) nur einmal, und dann in ziemlich hohen Tönen langgezogen, ausgegeben. In der Heckzeit soll, nach Naumann, obwol selten, ein dem Tait des großen Rothschenkels (§. 2) ähnelnder auch von unserm kleinen vernommen werden.

Das wenig vertiefte, mit trockenen Grashalmen ausgelegte Nest steht auf Schilf- oder Binsenküsten, oder auf erhabenen trockenen Stellen des sumpfigen Aufenthaltsortes, immer aber in der Nähe des Wassers. Das Gelege enthält vier, im Verhältniß zum Vogelkörper große, birnförmige, gelbgrünliche, mit braunen Flecken, die am stumpfern Theile sich vergrößern und zusammenlaufen, besetzte Eier. Die Jungen folgen gleich nach dem Ausschlüpfen der Mutter, welche, durch anfängliches Vorlegen von kleinen Wasserinsekten, sie zum Aufsuchen der Nahrung anführt. Diese besteht überhaupt aus Insekten und Würmern.

Das Wildbret, besonders das der Jungen, ist außerordentlich zart und wohlschmeckend. Die Eier, welche denen des Kiebitzes ähneln, werden diesen gleichgeschätzt.

§. 4. Der Teichwasserläufer (kleine Pfuhlschnepfe, kleiner Hennick, Totanus stagnatilis *Bechst.*) [1]) bewohnt den Norden von Europa. Als Zugvogel kommt er im Frühling (Monat April und Mai) und im Spätsommer (August und September) an die flachen sandigen und kieseligen

---

[1]) Naumann's Vögel, III, 72. Temminck, Man. d'ornith., S. 418. Meyer, Taschenbuch, II, 376. Bechstein, Ornithologisches Taschenbuch, II, 292. M.

Dieser Vogel variirt unregelmäßig in der Farbe, denn man findet an ihm die Grundfarben des Oberkörpers oft heller, oft dunkler, bis zum Braunschwarzen.

Diese Vögel fliegen pfeilschnell und laufen sehr behende; im Sitzen ist das Hintertheil, wie bei mehrern Arten dieser Gattung, fast immer in wackelnder Bewegung. Sie sind sehr scheu und schlau und entfliehen daher bei nicht genüglich behutsamer Annäherung von seiten des Jägers, wobei, wie auch auf der Reise, die sie zur Nachtzeit hoch in der Luft fortstreichend machen, ihr Laut erst kurz abgestoßen wie Dick, dick! dann langgezogen pfeifend, wie Dluih, dluih! ertönt. [1])

Nicht selten steigt beim Fortstreichen eines Flugs von einem Ort zum andern einer davon hoch in die Luft, schwebt dort geraume Zeit, große Kreise beschreibend und anhaltend laut herum, und schießt endlich da, wo er das Gelock von seinesgleichen oder von entfernter ihm verwandten Vögeln vernimmt, pfeilschnell zu ihnen herab. Im letztgedachten Fall verweilt er sich jedoch nicht lange, sondern steigt, sobald er seinen Irrthum gewahrt, in schneckenförmig sich verengernden Kreisen wieder bis zur höchsten Höhe hinan, wird dann noch ängstlicher laut als zuvor und streift so lange umher, bis er seine alten oder neue Artkameraden auffindet.

Lange halten diese Vögel sich nicht auf einer und derselben Stelle auf, und gern streichen sie von einem Ufer zum andern.

Eine besondere Auszeichnung besteht darin, daß sie, im Frühling vorzüglich, stark nach Moschus (Bisam) riechen. Selbst bei ausgebalgten Exemplaren bleibt dieser Geruch lange bemerkbar.

Ihre Nahrung besteht aus kleinen Würmern, Fliegen und andern kleinen panzer- oder gehäuslosen Insekten. Sie wenden beim Aufsuchen derselben jeden Stein um, den sie zu bewegen vermögen.

Sie machen ihr Geheck meist im höhern Norden, doch geschieht dies in einzelnen Fällen bis in den Mittelpunkt von Europa, sodaß man im mittlern Deutschland das Nest bisweilen findet, und zwar an den Ufern der Gewässer im Sande oder auch im Grase. Das Gelege besteht aus drei bis fünf birnförmigen, grünlichweißen, braungefleckten Eiern. [2])

Das Wildbret des punktirten Strandläufers soll nach Naumann sehr vortrefflich, nach Bechstein etwas nach Moschus schmecken.

§. 6. Der Wald-Wasserläufer (Totanus glareola *Temm.*, Wald-

---

1) Obige Lautbezeichnung (nach Naumann) ist dem Verfasser etwas natürlicher vorgekommen als die Bechstein'sche: Gü, gü! oder Güs, güs! W.

2) Von der Dauer der Brütezeit, welche in der ersten Auflage (nach Bechstein) zu drei Wochen angesetzt war, wollen wir diesmal schweigen; die desfallsigen Angaben können auf sichern Erfahrungen um so weniger beruhen, da der Vogel nicht oft bei uns nistet. Naumann sagt, mit 14 Tagen kämen die Jungen aus. W.

Seine Nahrung besteht vorzüglich aus Insekten und Würmern, theils auch aus ganz kleinen Gehäusschnecken. Er macht sein Geheck vermuthlich im hohen Norden, nach Meyer's Meinung aber auch vielleicht in Oesterreich.[1] Gewisses kann darüber nicht gesagt werden.

Nach Naumann geht er nach dem Gelock der Mittel- (großen Pfuhl-) Schnepfe (Scolopax media *Frisch*) und des dunkelbraunen Wasserläufers (§. 2 des Kapitels), wiewol sehr sparsam, auf den Sumpfherd.

Er ist im August und besonders im September sehr fett, sein Wildbret ganz ausgezeichnet wohlschmeckend.

§. 5. Der punktirte Wasserläufer (Totanus ochropus *Temm.*, punktirter Strandläufer, Trincha ochropus *L.*, großer schwarzer Sandläufer, grüner Strandläufer, Grünfuß, Weißfuß, Matttrillis, Steingällel)[2]), dessen eigentliche Heimat das nördliche Asien, Amerika und Europa ist, bewohnt dort meist sandige Ufer der süßen Gewässer, bisweilen Sümpfe, selten Meeresküsten. Auf dem Zug, vom August bis zum October, findet man ihn an den vorerwähnten Stellen in unsern Gegenden und fast durch ganz Europa in schwachzähligen Flügen von 6 bis 14 Stück; auf dem Wiederzug besucht er uns einzeln oder auch paarweise. Selten, aber doch zuweilen, überwintert er bei uns an warmen Quellen und offenen Bächen.

Beschreibung. Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel an der Wurzel grünlichschwarz, an der Spitze schwarz; Augenstern dunkelbraun; Füße graugrünlich; über den Augen ein weißer Streifen; Zügel bräunlichschwarz; Kehle, Brust, Bauch, Steiß und Schenkel reinweiß; Vorderhals weiß, graubraun gestrichelt; Oberleib dunkelbraun, mit olivengrünem Schimmer und — vorzüglich Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern — weiß und schwärzlich punktirt; Schwanz weiß, von der Wurzel an nach den äußern Federn abnehmend, schwarz gebändert. Länge $8^1/_2$".

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Oberkörper mit hellern Farben als die beim Winterkleid beschriebenen, etwas Grau verbindend, das Gefieder rostgelb schmal eingefaßt oder rostgelb überwaschen, der kleinen Punkte sind weniger und diese gelblich; oben auf dem Schwanz weniger weiß, die schwarzen Bänder der mittelsten Steuerfedern breiter.

Hochzeit- und Sommerkleid unterscheidet sich vom Winterkleid blos durch viel mehr kleine Punkte auf den Obertheilen und durch deutlichere Flecken am Vorderhalse.

---

[1] Am Neusiedlersee in Ungarn ist er brütend gefunden worden. T.

[2] Temminck, Man. d'ornith., S. 420. Naumann's Vögel, III, 76. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 565, §. 3. W.

§. 7. **Der trillernde Wasserläufer**, Totanus hypoleucos *Temm.*, **gemeiner Strand- und Sandläufer, Sandpfeifer, Meerlerche, Fisterlein, Steinpicker**, Tringa cinclus [1]), Tringa hypoleucos *L.* [2]), hält sich im nördlichen Asien und Amerika, wie in ganz Europa an den sandigen Ufern salziger sowol als süßer Gewässer auf. Auf dem Zuge im August und September kommen, nach der Angabe der gefeiertsten Schriftsteller, zahlreiche Flüge [3]) dieser Vogelart aus dem höhern Norden nach Deutschland, verweilen sich länger als andere Gattungsverwandte und setzen beim Eintritt der rauhen Nächte die Reise nach Italien und andern südlich europäischen Ländern gesellschaftlich fort. Dort überwintern sie und machen in geringzähligern Flügen oder paarweise den Wiederzug, auf welchem sie, im April und Mai, größerntheils nur kurze Zeit in unsern Gegenden rasten und dann dem Norden zueilen, um dort ihr Geheck zu machen, geringerntheils aber auch verbleiben, um dies Geschäft an Ort und Stelle zu betreiben.

Beschreibung. Winter- und Sommerkleid: Schnabel grau, an der Spitze braun; Augenstern braun; Füße grünlich-aschgrau. Oberkörper dunkelbraun, olivengrün glänzend, mit schwärzlichen Schaftstrichen; alle Flügeldeck- und Rückenfedern schwarzbraun in die Quere zackig fein gestreift; über den Augen ein weißer Streifen, durch dieselben ein brauner; Seitenhals und Brust auf weißem Grunde braun der Länge nach gestreift; Kehle, Bauch und übrige untere Theile reinweiß; Schwanz sehr gestuft; zwei (nach Meyer drei) mittelste Steuerfedern graubraun, übereck schwarz gestreift, die übrigen weiß und braun, mit weißen Spitzen. Länge 7″ 2—3‴.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Kehle und Vorderhals reinweiß, an beiden Seiten des letztern graubraune Flecken; der weiße Streifen über den Augen und der braune Strich durch dieselben breiter und deutlicher; Flügeldeckfedern dunkler als bei den Alten; Rückenfedern schwärzlich und rostgelb eingefaßt, die Deckfedern mit rostfarbigen und schwarzen Spitzen.

Sein Flug ist schnell, sein Lauf sehr behende, und im Lauf wiegt er stets mit dem Leibe, ohne mit dem Schwanz zu schnippen.

Sein Laut ertönt, wenn er auf dem Sande herumläuft, hellpfeifend, ungefähr wie Hi — dü, dü, dü; wenn er aber aufgescheucht wird und dann

---

verläßt sie dann sehr bald. Schon mit Ende des Monats Juni und zu Anfang des Juli kehren die alten Männchen einzeln zurück. Zu diesen gesellen sich im August und September alte Weibchen und Junge vom Jahre, um in Gesellschaft die Herbstwanderung weiter südlich zu machen. W.

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 680, sp. 18; I, 678, sp. 14. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 295; Handbuch der Jagdwissenschaft, Bd. 1, Heft 2, S. 127. Meyer, Taschenbuch, II, 389, Nr. 6; Annalen der Wett. Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 55 und 56. Naumann's Vögel, III, 83. Temminck, Man. d'ornith., S. 424. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 569, §. 4. W.

2) Der Totanus hypoleucus *Temm.* gehört zur Gattung Actitis *Boje*, ebenso die amerikanische Wasserdrossel (Totanus macularia *Temm.*), die sich höchst selten nach Europa verfliegt. T.

3) Der Verfasser sah mehr als zehn dieser Vögel nie beisammen. W.

Strandläufer, Tringa glareola *L.*, kleiner Weißsteiß, Waldjäger)[1] bringt den Sommer meist im Norden zu und macht daselbst in großen Waldsümpfen sein Geheck. Deutschland besucht er auf dem Zug im August und September in geringzählige Flüge vergesellschaftet, auf dem Wiederzug im März und April einzeln oder paarweise.

Man findet ihn an sandigen Ufern der Flüsse, Seen, Teiche und Sümpfe, besonders wo sie mit Weiden und anderm Strauchwerk besetzt sind. Auch soll er zuweilen bei uns nisten.

Beschreibung. Schnabel an der Wurzel dunkel olivengrün, übrigens schwarz; Augenstern braun; Füße grüngelb; nackter Augenkreis weiß. Zügel dunkelbraun; Augenbraunen, Steiß, Kehle und Mitte des Bauches reinweiß; Kopfseiten, Vorderhals, Brust und Flanken weißgrau, mit braunen Längsstrichen; After und Schwanzdeckfedern weiß, mit feinen, auf die Federschäfte sich erstreckenden Strichen; Oberleib dunkelbraun, mit vielen weißlichen und weißfarbenen Flecken; Schwanz weiß, von der Wurzel bis zur Spitze mit schwarzbraunen Querbinden, Länge $7^3/_4$—8″.

Dies das Sommerkleid mannbarer Vögel von beiden Geschlechtern dieser Art. Sie sind in Deutschland zeither nur im März, April und im August auf dem Zuge wahrgenommen und untersucht worden. Das Winter- und Jugendkleid vor der ersten Mauser kennt man noch nicht. Nach Meyer (Taschenbuch, II, 388) weicht der Laut dieses Vogels sehr von dem der übrigen Strandläufer ab, indem derselbe oft mit Gif, gif! und mit Tittirle, tittirle! ertönen soll.

Der Wald-Wasserläufer ist weniger scheu als der punktirte; sonst hat er in seinem Habitus wie in der Zeichnung vieles mit jenem gemein, von dem er sich jedoch durch mindere Größe, besonders aber auch durch den Laut unterscheidet.

Nach Naumann soll er sein kunstloses Nest in großen Brüchern auf Rasenhügeln stellen und mit trockenen Grashalmen ausfüttern; das Gelege aber soll aus vier gelblichgrünen, braungefleckten Eiern bestehen (wenn hierin keine Irrung mit dem punktirten Wasserläufer stattfindet).

Er nährt sich von kleinen Insekten und Würmern. Sein Wildbret soll leckerer sein als das irgendeines andern seiner Gattungsverwandten.[2]

---

[1] Gmelin, Syst. Linn., I, 677, sp. 21. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 231, Nr. 5. Naumann's Vögel, III, 79. Meyer, Taschenbuch, I, 387, Nr. 5. Temminck, Man. d'ornith., S. 421. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 583, §. 10. W.

[2] Berichtigender Zusatz, nach gefälliger Mittheilung des Forstraths Fischer zu Karlsruhe: Die Benennung Wald-Strandläufer ist ganz unpassend für Totanus glareola, denn er hält sich meistens in mit Gras und Schilf bewachsenen Sümpfen, nicht in solchen, wo Gesträuch sich findet, viel weniger in waldigen Gegenden und äußerst selten nur an sandigen Fluß- oder Seeufern auf. Er sollte daher Sumpf-Wasserläufer heißen. Man findet ihn in Flügen von 6—15 Stück von seinesgleichen vergesellschaftet, in den Rheingegenden im April und zu Anfang des Monats Mai, und er

Das Wildbret des trillernden Wasserläufers ist von Geschmack keineswegs thranig, wie sonst hat behauptet werden wollen, sondern nach des Verfassers öfterer Erfahrung vortrefflich und im Herbst auch meist stark mit Fett belegt.

Mit in Milch gequellter Semmel und kleinwürfelig geschnittenem Fleisch soll er, nach Bechstein, als Stubenvogel sich lange erhalten lassen, wenn frisches Wasser zum Bade, dessen er in der Gefangenschaft wie im freien Zustand sehr oft sich bedient, stets dargereicht wird.

§. 8. Der grünfüßige Wasserläufer (Totanus glottis *Bechst.*; Trivialbenennungen: Storch-, Ried-, Pfuhl-, Strand-, Brach-, Regen-, Seeschnepfe, Grünbein) [1]) soll, nach dem Dafürhalten der meisten Ornithologen, die Sommermonate im Norden von Europa und Asien an sandigen Meer-, See- und Flußufern zubringen, auch dort sein (erstes) Geheck machen. Das mittlere und südliche Deutschland besucht er als Zugvogel, im Frühling, von der Mitte des Monats April an bis in den Mai einzeln oder paarweise, ohne lange sich zu verweilen. Am Rhein wurde er in der Mitte des Monats Juli mehrmals schon wieder einzeln, im August [2]) öfter, im September am häufigsten gefunden, und zwar meist an abgelegenen flachuferigen, von der Sonne beschienenen, sandigen Stellen der Altwasser, welche durch Bettveränderung großer Flüsse entstanden sind. Bei hohem Wasserstand sucht er ähnliche Stellen an Seen, Lachen, Teichen und Brüchen auf, und da hat man ihn im Frühling vorzüglich zu suchen. Im October verläßt er unsere Gegenden, um den Winter in wärmern zuzubringen und dort wahrscheinlich das zweite Geheck zu machen.

Beschreibung. Der starke Schnabel sehr zusammengedrückt, an der Wurzel viel höher als breit; untere Flügeldeckfedern gestreift.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel braungrau; Augenstern dunkelbraun; Füße graugelblich-grün; Gegend zwischen Oberkiefer und Auge, Kehle, Mitte der Brust, Bauch und übrige Untertheile, ingleichen Mittelrücken reinweiß; Ober- und Hinterkopf, Wangen, Seiten des Vorderhalses und der Brust weiß und braungrau in die Länge gestreift; Federn des Oberrückens, der Schultern und der Flügeldeckfedern braunschwärzlich, mit breiter weißgelblicher Einfassung, die längsten über die Schwungfedern

1) Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 249. Totanus fistulans: ebendaselbst, S. 241 (junger Vogel); Leisler, Nachträge zu Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, I, 87; II, 183 fg.; Laurop's und Fischer's Sylvan (1816), S. 49 fg.; Naumann's Vögel, III, 53; Temminck, Man. d'ornith., S. 425. W.

2) Der Forstrath Fischer äußert im Sylvan (1816), S. 58, die Vermuthung: „der grünfüßige Wasserläufer möge, da er seine Hinreise nach dem Norden so spät antrete und auf der Rückreise so bald wieder zu uns komme, vielleicht schon im nördlichsten Deutschland und in dort anstoßenden Ländern an unzugänglichen Stellen der dortigen Sümpfe und Gewässer nisten". Der Verfasser tritt dieser Meinung mindestens in Rücksicht der Rückkömmlinge im Juli und August bei. W.

im Zickzack dicht über dem Wasser hineilt, ungefähr wie Titirle, titirle! [1])
Eben diesen Laut vernimmt man auch im August und September oft und
anhaltend von Gliedern eines Fluges, welche an sonnenhellen Tagen, beson-
ders in den Nachmittagsstunden hoch empor sich schwingen und da, wie die
Lerche auf einer Stelle schwebend, vielleicht untersuchen wollen, ob die Strö-
mung der Luft zur Wanderung in der nächsten Nacht — denn zur Nachtzeit
findet diese statt und alle Glieder der Gesellschaft geben auf derselben den
erwähnten Locklaut aus günstig — sein möge.

Dieser Vogel scheint weniger scheu zu sein, als er es in der That ist.
Er läuft nämlich, als bekümmere er sich nicht darum, vor dem zu Lande
oder zu Wasser offen sich nähernden Menschen her, entflieht aber gewiß noch
zu rechter früher Zeit. Er drückt sich nicht einmal, wie die meisten seiner
Gattungsverwandten, vor dem Fischernachen. Annäherung bis auf gehörige
Schußweite gelingt nur an solchen Stellen, wo ein hohes Ufer den Schützen
so lange verbirgt, bis er in demselben Moment, wo ihn der Vogel erblickt
und dann sicher zu entfliehen strebt, den Schuß anbringen kann; immer aber
gehört viel Uebung und Schnelligkeit dazu, dies mit Erfolg zu thun. [2])
Auch ist dieser Vogel ein recht eigentlicher Wasserläufer; denn bei dem
Erscheinen eines wahren oder vermeintlichen Feindes an dem Rand eines
Gewässers, in welchem Wasserpflanzen sich verzweigen, fliegt er dicht über
dem Wasserspiegel nur bis zu jenen hin und läuft auf denselben so behende
wie auf dem Lande fort. In der Noth ist er auch Schwimmer und Taucher,
letzteres vorzüglich dann, wenn er eine nicht absolut tödliche Schußverwun-
dung erhalten hat. Nicht selten steht er auf dicht über dem Wasserspiegel
hin sich erstreckenden unbelaubten Aesten des am Ufer befindlichen Gesträuchs,
oder auf dürren, aus dem Wasser hervorragenden Aesten, oder auf Steinen,
die ein wenig über dem Wasser hervorstehen, auf der Lauer nach fliegenden
Wasserinsekten, die einen Theil seiner Nahrung ausmachen. Diese besteht
überhaupt in kleinen Würmern und Insekten. Er sucht sie, am Ufer um-
herlaufend, mit großer Emsigkeit, und verschluckt so vieles und so mancherlei,
daß es fast wundersam erscheint, wie das Verdauungsgeschäft schnell genug
gefördert werden kann. Daß dem aber doch so sei, dafür sprechen nicht nur
die steten Appetitsregungen, sondern auch die so gut von statten gehenden
Ausleerungen, infolge welcher an solchen Stellen, wo stärkere auf dem Zuge
begriffene Flüge einfallen und rasten, der ganze Rand des Ufers mit den
aus einer weißen, strengflüssigen, klebrigen Materie bestehenden Excrementen
gleichsam überzogen ist.

---

1) Dies soll vermuthlich der Triller sein, wonach man ihn neuerlich zu benennen für gut befunden hat. W.

2) Oeftere Erfahrung berechtigt den Verfasser zu dieser Behauptung. W.

Er ist sehr gesellig mit und sehr anhänglich an seinesgleichen. Ersteres geht daraus hervor, daß er auf der Reise in mehr oder minder zahlreichen Flügen sich vergesellschaftet; daß auch dieser gesellige Verein da sich nicht leicht auflöst, wo gerastet werden soll; daß vielmehr im September [1]) gegen Abend mehrere Flüge in Scharen von hundert Stück und mehr sich zusammenschlagen, an des Rheines Altwassern beisammen übernachten und erst am andern Morgen, um Nahrung zu suchen, wieder flugweise sich absondern. Anhänglichkeit aneinander bezeigen diese Vögel dadurch, daß, wenn unter einen Flug geschossen wird, die gesund davongekommenen nicht gleich ihr Heil in der Flucht suchen, sondern die Todten oder Verwundeten anhaltend umschwärmen, sodaß dem Jäger oft Zeit genug bleibt, noch einen zweiten Schuß mit Erfolg anzubringen.

Kommt auf dem Zuge oder Strich ein Individuum zufällig von dem Fluge, dessen Mitglied es war, ab, so schlägt es sich nicht nur zu andern Gattungs-, sondern auch zu entferntern Ordnungsverwandten, besonders zu den Kiebitzen.

Nach Leisler und Naumann ist der grünfüßige Wasserläufer so scheu, daß man ihm nicht wohl anders als im Kahn soll schußmäßig ankommen können. Fischer's vielfältige und des Verfassers eigene, jedoch nur einmalige Erfahrung stimmt damit nicht überein. Dieser nach gehört unser Vogel nicht zu den ausgezeichnet scheuen.

Vieles mag hierbei wol darauf ankommen, ob derselbe, wie am Mainufer durch das Schiffziehen, sehr beunruhigt wird oder nicht. Der Verfasser schlich sich hinter einem Teichdamm an einen Flug von 14 Stück, ohne große Vorsicht zu gebrauchen, und schoß davon zwei auf einen Schuß im Sitzen, den dritten im Flug, indem die nach dem ersten Schuß noch Gesunden ihre todten Kameraden umschwärmten.

Der Locklaut des grünfüßigen Wasserläufers ertönt hellpfeifend ungefähr wie Gia, gia! Er gibt ihn nur meist im Fluge aus. Beim Einfallen und von beisammensitzenden Gesellen vernimmt man, nach Fischer, einen leisern Pieplaut, der viele Aehnlichkeit mit jenem hat, welchen die aufeinanderstechenden Waldschnepfen von sich hören lassen. Naumann bezeichnet diese Gesellschaftssprache durch: Kick, kick! Des Schreckenslautes — ein heiseres Kräh! —, welchen ebengenannter Schriftsteller diesem Vogel beilegt, thut Fischer, dem ich hier durchgängig gefolgt bin, keine Erwähnung; er wird ihn also wol vom grünfüßigen Wasserläufer ebenso wenig vernommen haben, als ich einen dieser Wortbezeichnung nur einigermaßen ähnlichen von irgendeinem Sumpfvogel.

---

1) Sylvan (1816), S. 57. W.

sich erstreckenden mit dunkelbraunen Schrägstrichen; Schwanz weiß, die Mittelfedern in die Quere, die zwei äußersten in die Länge braun gestreift; Schwungfederspitzen unreinweiß; untere Flügeldeckfedern braun gestreift. Länge 12½″.

Sommerkleid: Scheitel und Nacken tiefschwarz und weiß in die Länge gestreift; Augenkreis weiß; Gesicht, Kehle, Vorderhals, Brust, Oberbauch und Flanken weiß, mit schwarzen länglichen, im Frühling einzeln stehenden, mitten im Sommer sehr häufigen Flecken; übrige untere Theile reinweiß, nur die untern Deckfedern mit schwarzen Schaftstrichen; Oberrücken und Schultern sammetschwarz, die Federn auf dem Rücken mit weißen Rändern, an den Schultern mit drei oder vier weißröthlichen Flecken auf den Barträndern; Handwurzel schwarz; große Flügeldeckfedern nebst den langen auf die Schwungfedern sich erstreckenden Federn grauröthlich, mit schwarzen Schaftstrichen, und letztgedachte lange Federn mit auf den Barträndern vertheilten, kleinen, unterbrochenen, schwarzen Strichen; die Flügeldecken sind mit einem weißen Band eingefaßt, welchem ein braunes folgt; zwei mittlere Schwanzfedern röthlich-aschgrau mit braunen zackigen Querbändern, sonst der Schwanz weiß, mit schwarzbraunen Querbändern, die auf den innern Fahnen der vier Seitenfedern fehlen oder nur einzeln stehen.

In Hinsicht auf die Mauser sagt Temminck[1]):

„Ich habe zu Anfang der Frühlingsmauser Exemplare erlegt, an welchen die tiefschwarzen Federn auf dem Oberrücken noch nicht oder nur sehr einzeln vorhanden waren; dies läßt mich muthmaßen, daß (an diesem Körpertheil) im Winter das Gefieder grauröthlich sein möge, und daß alle Federn an dem obern Theil des Rückens dann schwarz geschäftet und braun und weißlich gefleckt erscheinen, zugleich aber die langen Flügeldeckfedern mit einem doppelten, weißen und braunen Band eingefaßt sein dürften. Bei allen dergleichen Exemplaren fanden sich auch die länglichrunden Flecken nur am Vorderhalse, alle übrigen Theile des Unterkörpers waren rein weiß.“

Dieser Vogel fliegt schnell; auf der Wanderung, die er nach Fischer[2]) nicht wie die meisten andern Sumpfvögel zur Nachtzeit oder in der Dämmerung, sondern gewöhnlich morgens nach Tagesanbruch und nachmittags gegen 4 Uhr anstellt, hoch in der Luft; aufgescheucht, aber doch so sehr nicht verschüchtert, daß er seinen momentanen Aufenthalt ganz zu verlassen strebt, streicht er nahe über dem Boden oder Wasserspiegel hin. Sein Lauf ist sehr behende, und zwar nicht allein am Strand auf dem Trocknen, sondern auch dann noch, wenn er bis über die Knie sich im Wasser befindet.

1) Man. d'ornith., S. 427: Remarque.
2) Sylvan (1816), S. 55.

es sich, wenn der Vogel läuft; gerade umgekehrt, wenn der Schütze einen stillsitzenden Vogel aus dem stromabwärts treibenden Kahn (Nachen, Schellig) erlegen will. In diesem Fall muß er schießen, wenn er an der Schwanzspitze abkommt.

Zug- und Wiederzugszeit bestimmt den zum Jagdbetrieb geeigneten Zeitraum, und es versteht sich von selbst, daß die wenigen Wasserläuferarten, welche bei uns ihr Geheck machen, in der Brütezeit geschont werden müssen.

Von den im Vorherigen beschriebenen Totanusarten ist Totanus calidris bei uns immer, Totanus glareola aber meistentheils in Sümpfen und an den Sumpfrändern zu suchen. Sie werden bei der Sumpfschnepfenjagd mit erlegt. Ebenso verhält es sich mit einigen der übrigen Wasserläufer, welche an Sumpf-, Teich- und Seerändern zuweilen einfallen (§. 2, 5, 6, 8).

Andere Jagdbetriebsmethoden, von denen zum Theil schon früher die Rede gewesen ist, müssen bei den Arten der Gattung von Wasserläufern, welche an den sandigen Rändern offener und fließender Gewässer meist oder immer sich aufhalten, in Anwendung gebracht werden.

Für den grünfüßigen Wasserläufer (§. 8) empfiehlt Fischer[1], aus am Rhein gemachter Erfahrung, den Anstand auf den Einfallplätzen nachmittags um 4 Uhr. Aufstellung von ausgestopften Exemplaren und Nachahmung des Locklautes mit dem Mund oder mit der Lockpfeife soll häufigern und schnellern Einfall vermitteln. Sicherer würde derselbe gewiß durch eigene, im Zimmer zu diesem Zweck unterhaltene Lockvögel dort bewirkt werden; schwerer vielleicht am Main, wo dieser Vogel, aus dem §. 8 angeführten Grunde, bei weitem scheuer sich bezeigt.

Der einzelne Jäger, dem es darum zu thun ist, am Ufer der Gewässer sich aufhaltende Wasserläufer zu schießen, kann diesen Zweck sowol vom Wasser als vom Lande aus erreichen.

Im erstgedachten Fall setzt er sich, mit einer doppelläufigen Flinte versehen, unterhalb der bekannten Einfalls- und Aufenthaltsstellen an den Rändern der offenen Gewässer in einen Kahn, läßt diesen durch einen des Kahnfahrens kundigen Mann in der Entfernung vom Ufer steuern, aus welcher er selbiges genau übersehen kann, bis über die Stelle hinaus, wo er auf der Fahrt Vögel, derer er habhaft zu werden wünscht, einzeln oder flugweise, sitzen oder laufen sah. Dort wird das Fahrzeug bis zur gehörigen Schußweite gegen das Ufer geführt, dann gewendet. Dann läßt der Fährmann selbiges so geräuschlos und langsam als möglich stromabwärts treiben; vom Jäger aber wird der erste Schuß womöglich im Sitzen, der andere im Fluge, so gut als die Umstände und die Geschicklichkeit des Schützen es gestatten,

1) Sylvan (1816), S. 62.

Die Hauptnahrung dieses Wasserläufers besteht, wie man jetzt zuverlässig weiß [1]), aus kleinen Fischen; nächst diesen nimmt er nach Temminck kleines Muschelwerk und Laich, nach Naumann, im Nothfall vielleicht, auch Wasserinsekten und Würmer an.

Ueber den Standort und den Bau des Nestes und über die Zahl, Farbenzeichnung und Gestalt der Eier, aus welchen das Gelege besteht, wissen wir noch nichts.

Wo dieser Vogel häufig vorkommt, oder längere Zeit sich aufhält, darf er, als der Fischbrut nachstellend, allerdings zu den mehr schädlichen als nützlichen gerechnet werden.

Das Wildbret soll nach Bechstein einen etwas schlämmernden, nach Fischer, der Nahrung des Vogels gemäß, einen etwas thranigen Geschmack haben, dieser jedoch durch Abhäutung gänzlich beseitigt werden können und dann das übrige Wildbret ein recht gutes Tafelgericht liefern. Des Verfassers Erfahrung beschränkt sich in dieser Beziehung, wie überhaupt seine Bekanntschaft mit diesem Vogel, auf die drei Exemplare, welche er, wie oben gesagt, erlegt hat. Von diesen wurde eins ausgebälgt und mit den zwei andern nicht abgehäuteten als Ragout verspeist. Nach dieser Zubereitung war weder etwas Schlämmerndes, noch etwas Thraniges wahrnehmbar, wol aber ein sardellenartiger Geschmack, das Wildbret jedoch zart.

Dieser Wasserläufer ist, nach Naumann, einer der besten Lockvögel auf dem Sumpfherd, indem die meisten schnepfenartigen Vögel seinem Gelock vorzüglich folgen sollen.

§. 9. In Rücksicht des Jagdbetriebes bei den im gegenwärtigen Kapitel beschriebenen Vögeln bemerke man Folgendes:

Mit Ausnahme des grünfüßigen Wasserläufers, der, seiner Stärke nach, am sichersten mit Hühnerschrot erlegt wird, bediene man sich zur Ladung der Flinte des sogenannten Vogeldunstes. Die weiteste Entfernung, aus welcher man, bei dem geringen eigenthümlichen Gewicht jedes einzelnen so sehr kleinen Schrotkornes, auf Durchschlag (Durchdringen durch das Gefieder und Wildbret und Eindringen bis in die edelsten Theile) und also auf absolute Tödlichkeit des Schusses rechnen darf, beschränkt sich auf 30 bis 35 Schritt.

Bei dem schnellen, zum Theil unregelmäßigen Fluge aller hierhergehörigen Vögel gehört für den Jäger, außer dem Geübtsein im raschen Fertigwerden und Auffassen des Zielpunktes beim Flugschießen, noch das dazu, daß, wenn er den seithalben vorbeifliegenden Vogel treffen will, er mindestens vor der Schnabelspitze das Abkommen zu finden suchen muß. Ebenso verhält

1) Vgl. Leisler, a. a. O.

reißenden Strom zu stürzen, nicht fehlen, weil der herausstiebende Vogel meistentheils dem jenseitigen Ufer zueilt und, vom Schusse getroffen, in das Wasser fällt, also nur mit Hülfe des Hundes sicher in die Hand des Jägers gelangen kann.

§. 10. Sämmtliche Arten der Gattung Wasserläufer, mit Ausschluß des Gambett-Wasserläufers, fangen sich, wenn sie an Wasserrändern sich aufhalten, nach Naumann sehr gut in Laufdohnen, welche auf folgende Art verfertigt und gestellt werden [1]): Man zieht in die Ritzen kleiner, fingerstarker oder etwas schwächerer Weiden- oder Haselstäbchen, deren Länge sich nach der größern oder geringern Lockerheit des Bodens richtet und welche am stärkern Ende zugespitzt geschnitten werden, zwei aus vier langen schwarzen Pferdehaaren zusammengedrehte Schleifen, eine von der andern beiläufig $4—4^1/_2''$ entfernt, ein und so auf, daß die auf diese Weise entstehenden Schlingen vom stärkern Ende des Stäbchens nach dem dünnern Ende hin gerichtet stehen. Mit einer hinlänglichen Zahl solcher Stäbchen versehen, begibt man sich an die bekannten Einfallsstellen der Wasserläufer und anderer Ufervögel, steckt von zwei Stäbchen das eine genau am Wasserrand, das andere tiefer im Wasser, schief gegeneinandergerichtet und so in den Sand ein, daß die nebeneinanderhängenden Schleifen mit dem untern Bogen $4—4^1/_2''$ über dem Wasser stehen, und daß oben die beiden Stäbchen sich um etwas weniges kreuzen. Da, wo die Stäbchen sich kreuzen, werden sie mit einem erdgrauen Faden zusammengebunden. Auf eben diese Weise steckt man zwei andere Stäbchen dicht neben jenen ein, so zwar, daß die äußern unten beiläufig 2'' über dem Boden sich kreuzen. Höher landeinwärts verfährt man gleichmäßig mit dem dritten und vierten Stäbchenpaar und bildet so eine in die Quere fortlaufende, zusammenhängende, aus 8 Stäbchen und 16 Schleifen bestehende Stellung, in welcher auf dem Trocknen die Schleifen ebenso hoch über dem Boden hängen, als bei dem erstgedachten Stäbchenpaar über dem Wasser.

Solcher kleinen Stellungen bringt man längs dem Sandheger (Kiesgrunde), beiläufig 20—30 Schritt voneinander entfernt, mehrere und zwar so viele an, als der Schleifenvorrath und der Zug des Sandhegers es gestattet.

Nach des Verfassers Erfahrung gelingt dieser Fang mit Laufdohnen, wenn je acht und acht Schleifen, wie bei den Drosselbastdohnen, in so langen Baststrehnen fest eingeflochten und die Enden dieser Strehnen an drei genüglich langen Gabelstäbchen festgebunden werden, am besten, wobei übrigens die fernere Stellung ganz so bleibt, wie Naumann sie vorzeichnet.

---

1) Vgl. Naumann's Vögel, III, 82.

angebracht. Diese sicherste und Erfolg versprechendste Jagdbetriebsart ist indessen mit Zeit= und Geldaufwand verbunden und demnach mehr für den Jagdliebhaber als für den dienstleistenden Jäger. Letzterer muß sich daher in Gegenden, wo er seine Mühe belohnt zu sehen hoffen darf, auf Annäherung vom Lande aus beschränken. Diese kann am füglichsten bewirkt werden: 1) vermittels des Schießpferdes, welches aber an schiffbaren Flüssen, auf welchen die Fahrzeuge durch Pferde gezogen und so die Ufervögel öftern Beunruhigungen ausgesetzt sind, nicht mit Erfolg gebraucht werden kann; 2) vermittels des Strauches, von dessen Beschaffenheit und Anwendung im vorhergehenden Kapitel schon die Rede gewesen ist; 3) vermittels des Schildes.

Mit einem dieser Annäherungshülfsmittel versehen, begibt sich der Jäger in die Gegend, wo er Ufervögel zu treffen weiß oder hoffen darf, nähert sich den aus der Ferne wahrgenommenen so, daß er auf seiner linken Seite gedeckt ist, nach und nach bis auf gehörige Schußweite und schießt, wenn und wo er den besten Erfolg erwarten kann.

Bei zufälliger Wahrnahme solcher Gäste, welche die Hausfrau in der Regel ebenso gern in der Küche einbringen sieht, als der Ornitholog sie untersucht oder in seine Sammlung aufnimmt, muß ein hohes Ufer, ein genüglich tiefer Graben oder umstehendes Gesträuch zum Anschleichen benutzt werden, dabei aber der Jäger stets schußfertig sein, um so schnell als möglich schießen zu können, wenn, was fast immer der Fall ist, der einzelne Vogel oder ein ganzer Flug in dem Moment aufstiebt und fortstreicht, wo der Jäger aus seiner Verborgenheit hervortritt.

Besserer Erfolg wird, in Ermangelung der obigen Hülfsmittel, die Landjagd krönen, wenn längs jedem der beiden Ufer ein geübter Schütze, so gut als möglich verborgen oder gedeckt, hinschleicht. Jeder muß aber stets Acht darauf haben, wo ein am jenseitigen Ufer herausstiebender Vogel, welcher vom Kameraden gefehlt wurde oder mit dem Schusse nicht erreicht werden konnte, wieder einfällt. Der, auf dessen Uferseite dies geschieht, schleicht dann mit verdoppelter Vorsicht hinan, während der andere wenigstens um 60—80 Schritt zurückbleibt und den Vogel im Gesicht zu behalten strebt. Sollte dieser die Einfallsstelle laufend verlassen, so muß dem im Anschleichen begriffenen Jagdgenossen die Richtung, welche der Vogel im Lauf nimmt, oder die Stelle, wo derselbe sitzen bleibt, durch verabredete Winke und Merkzeichen angedeutet werden.

Was hier vom einzelnen Vogel gesagt worden, das gilt auch vom ganzen Fluge.

Bei dieser Landjagd darf ein gehorsamer, stets hinter seinem Herrn ruhig hergehender Hühnerhund, der es nicht scheut, aufs Geheiß sich in den

reißenden Strom zu stürzen, nicht fehlen, weil der herausstiebende Vogel meistentheils dem jenseitigen Ufer zueilt und, vom Schusse getroffen, in das Wasser fällt, also nur mit Hülfe des Hundes sicher in die Hand des Jägers gelangen kann.

§. 10. Sämmtliche Arten der Gattung Wasserläufer, mit Ausschluß des Gambett-Wasserläufers, fangen sich, wenn sie an Wasserrändern sich aufhalten, nach Naumann sehr gut in Laufdohnen, welche auf folgende Art verfertigt und gestellt werden [1]): Man zieht in die Ritzen kleiner, fingerstarker oder etwas schwächerer Weiden- oder Haselstäbchen, deren Länge sich nach der größern oder geringern Lockerheit des Bodens richtet und welche am stärkern Ende zugespitzt geschnitten werden, zwei aus vier langen schwarzen Pferdehaaren zusammengedrehte Schleifen, eine von der andern beiläufig 4—4½″ entfernt, ein und so auf, daß die auf diese Weise entstehenden Schlingen vom stärkern Ende des Stäbchens nach dem dünnern Ende hin gerichtet stehen. Mit einer hinlänglichen Zahl solcher Stäbchen versehen, begibt man sich an die bekannten Einfallsstellen der Wasserläufer und anderer Ufervögel, steckt von zwei Stäbchen das eine genau am Wasserrand, das andere tiefer im Wasser, schief gegeneinandergerichtet und so in den Sand ein, daß die nebeneinanderhängenden Schleifen mit dem untern Bogen 4—4½″ über dem Wasser stehen, und daß oben die beiden Stäbchen sich um etwas weniges kreuzen. Da, wo die Stäbchen sich kreuzen, werden sie mit einem erdgrauen Faden zusammengebunden. Auf eben diese Weise steckt man zwei andere Stäbchen dicht neben jenen ein, so zwar, daß die äußern unten beiläufig 2″ über dem Boden sich kreuzen. Höher landeinwärts verfährt man gleichmäßig mit dem dritten und vierten Stäbchenpaar und bildet so eine in die Quere fortlaufende, zusammenhängende, aus 8 Stäbchen und 16 Schleifen bestehende Stellung, in welcher auf dem Trocknen die Schleifen ebenso hoch über dem Boden hängen, als bei dem erstgedachten Stäbchenpaar über dem Wasser.

Solcher kleinen Stellungen bringt man längs dem Sandheger (Kiesgrunde), beiläufig 20—30 Schritt voneinander entfernt, mehrere und zwar so viele an, als der Schleifenvorrath und der Zug des Sandhegers es gestattet.

Nach des Verfassers Erfahrung gelingt dieser Fang mit Laufdohnen, wenn je acht und acht Schleifen, wie bei den Drosselbastdohnen, in so langen Baststrehnen fest eingeflochten und die Enden dieser Strehnen an drei genüglich langen Gabelstäbchen festgebunden werden, am besten, wobei übrigens die fernere Stellung ganz so bleibt, wie Naumann sie vorzeichnet.

---

1) Vgl. Naumann's Vögel, III, 82.

Oftmaliger Besuch der ganzen Stellung, um die Gefangenen auszulösen, ist jedoch begreiflicherweise nöthig, weil sonst Raubthiere, Raubvögel und andere dazu nicht Berufene früher als der Jäger dies Geschäft verrichten möchten.

Nach einer gefälligen Mittheilung, welche dem Verfasser von Forstrath Fischer zu Karlsruhe [1]) gemacht worden ist, sollen die stärkern Arten der Wasserläufer bei dem sogenannten Entenstellen am Rhein nicht selten mitgefangen werden. Aufstellung ausgestopfter Exemplare von Totanus glottis und Totanus fuscus, oder, besser noch, lebender Lockvögel dieser Arten, dürften noch öftern Fang bewirken. Häufiger aber, besonders auf das Gelock des grünfüßigen Wasserläufers (§. 8), werden alle Wasserläufer auf dem Sumpfherd, dessen Beschreibung dem Kapitel von den Sumpfschnepfen vorbehalten bleibt, gefangen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Pfuhlschnepfen.

Limosa *Leisler*.

§. 1. Die Pfuhlschnepfen, Sumpfläufer, Sumpfwater gehören ebenfalls in die Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores) und in die Familie der Schnepfen (Scolopacidae). Wir haben hier folgende drei Arten zu betrachten.

§. 2. Der schwarzschwänzige Sumpfläufer oder Sumpfwater (Limosa melanura *Leisler*; Trivialbenennungen: große Pfuhlschnepfe, rothe Ostüte, Geiskopfschnepfe, Seeschnepfe, große rostgelbe Uferschnepfe) bringt den Sommer in Holland, wo er sehr häufig vorkommt, und im nicht ganz hohen Norden von Europa und Asien zu, kommt im Herbst scharenweise nach dem südlichen Rußland, in die Schweiz und nach Deutschland im Juli und August in geringzähligen Flügen selten, seltener noch im Frühling.

Beschreibung. Ober- und Unterkiefer an den Spitzen löffelförmig, Mittelzehe lang mit kammartigen Einschnitten; auf den zusammengelegten Flügeln ein weißer Fleck (Spiegel).

---

1) Vgl. das Kapitel von den wilden Enten, Fang mit Schlagnetzen am Rhein. W.

Sommerkleid beider Geschlechter im mannbaren Alter: Schnabel an der Wurzel gelblich, an der Spitze schwarz; Füße schwärzlich; Kopf und Nacken hellrostfarbig mit schwarzbraunen Strichen und Flecken; Augenbrauen, Kehle, Seitenhals und sämmtliche hintere Theile lebhaft rostbraun, nur an den Seiten der Brust und auf den untern Schwanzdeckfedern mit schwarzen Längsstrichen; Rücken, Schultern und lange über die Schwungfedern sich erstreckende Federn tiefschwarz, auf den Barträndern mit länglichrunden lebhaft rostfarbenen Flecken; Flügeldeckfedern schwarzgrau, reinweiß gerandet; Steiß weiß mit einigen großen braunen Flecken; Schwungfedern schwarz, sonst wie beim Jugendkleid, nur inwendig weniger stark weißlich marmorirt; Schwanz weiß mit schwarzbraunen Querbinden.

Er ist sehr scheu, fliegt schnell und läuft behende. Seinen Laut bezeichnet Naumann durch Käck, käck, käck! Ueber die Fortpflanzung ist nichts bekannt.

Die Nahrung ist die der vorhergehenden Art.

Zartheit und Wohlgeschmack des Wildbrets werden mit Recht sehr gerühmt.

§. 4. Der Meyerische Sumpfläufer oder gelbe Sumpfwater (Limosa Meyeri *Leisler*; graue Osttüte) [1]) hat zeither nur an den Küsten der Nord- und Ostsee öfters, höchst selten im Innern Deutschlands im August sich sehen und habhaft werden lassen. An den gedachten Küsten erscheint er, wie Limosa melanura, aus Osten kommend, theils einzeln, theils in geringzähligen Flügen von seinesgleichen, auch mit Limosa melanura vergesellschaftet. Er scheint von da seine weitere Wanderung mehr längs der Gestade des Meeres, als längs der Ufer der Flüsse nach südlichern Gegenden hin fortzusetzen, um dort zu überwintern.

Beschreibung. Einige Steuerfedern schwarz und weiß in die Quere, die zwei mittelsten und die äußerste an jeder Seite ebenso der Länge nach gestreift; Mittelzehe kurz und ohne Einschnitte; Schnabel 4″ lang. Ganze Länge des Vogels 15″ 6—8‴.

Winterkleid des alten Männchens und Weibchens: Schnabel an der Wurzel braungelblich, an der Spitze schwarz; Füße schwarz; Oberkörper graubraun, an Kopf und Hals mehr grau als braun; Vorderhals und Oberbrust grau mit schwarzen Querstrichen; übriger Unterkörper reinweiß, mit Ausnahme der in die Quere braungestrichelten Flanken; Schwungfedern schwarz; die weißen Schwanzfedern von der Wurzel an mit vielen schwarzen Bändern, die auf den äußern und mittlern Steuerfedern ineinander übergehen und zum Theil sich der Länge nach ziehen. Länge des Schwanzes gegen $3\frac{1}{2}$″.

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 434. W.

zugleich in der Gesellschaft des Gambett-Wasserläufers (Kap. 18, §. 3) befinden.

Das Nest wird auf Schilf- und Binsenkufen, oder im hohen Grase der horstigen (erhöhten) Stellen des Aufenthaltsorts gestellt. Das Gelege enthält gewöhnlich vier Eier. Diese sind 2″ lang, 1½″ dick und auf dunkel olivenfarbigem (grünlichgrauem) Grund, am dicken Ende häufig, sonst sparsam, mit großen blaßbraunen Flecken besetzt.[1]

Die Nahrung besteht aus Insekten und deren Larven, Würmern und Froschlaich.

Das Wildbret ist zart und, wie die Eier, sehr wohlschmeckend.

§. 3. Der rostrothe Sumpfläufer oder Sumpfwater, Limosa rufa *Briss.* (fuchsrothe Schnepfe, rothe Uferschnepfe, kleiner Keilhaken, Blaufuß, rothe Pfuhlschnepfe)[2] bewohnt den Sommer über Sümpfe und nasse Wiesen in England, Dänemark, Schweden, Lappland und in andern Gegenden des nördlichen Europa, macht auch daselbst sein Geheck. Deutschland besucht er, wie es scheint, nur auf dem Zuge im August und September, auch dann nicht häufig und in geringzähligen Flügen oder einzeln mit Numenius arquata vergesellschaftet. Wie dieser fällt er auch auf Brachäckern ein.

Beschreibung. Alle Steuerfedern weiß und schwarzbraun regelmäßig in die Quere gestreift; Mittelzehe kurz, ohne kammartige Einschnitte; Schnabel bei Alten 3″ lang. Ganze Länge des Vogels 13″ 3—4‴.

Winterkleid: Noch nicht bekannt.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel an der Wurzel fleischfarbenbräunlich, an der Spitze braun, an der des Unterkiefers keine löffelförmige Ausbreitung; Füße dunkel bleifarbig; Kopf, Nacken, Oberrücken und Schultern dunkelbraun, Federn mit unregelmäßiger weißgelblicher Einfassung; Flügeldeckfedern grau mit breiter weißlicher Einfassung; Gesicht, Augenbrauen, Kehle, Brust in der Mitte, Bauch, After und Steiß weiß, auf den untern Schwanzdeckfedern mit braunen Längsflecken; Vorderhals bis über die Brustgrenze, Seiten der Brust röthlichgrau mit kleinen braunen Längsstrichen[3]; Schwungfedern schwarzbraun, nach der Wurzel zu mit breiten weißen Längsflecken auf dem Rand der innern Fahne, zwischen diesen Längsflecken und dem braunen Fahnentheil stark weißlich marmorirt; Schwanz abwechselnd mit braunen und röthlichweißen Bändern in die Quere gestreift.

---

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 432, und Leisler, a. a. O., II, 153. Beide Schriftsteller drücken nach eigener Wahrnehmung in Holland hierüber, wie oben gesagt, sich aus. W.

2) Scolopax Lapponica: Gmelin, Syst. Linn. (12. Aufl.), S. 246, sp. 15. Barge rousse: Temminck, Man. d'ornith., S. 432; Naumann's Vögel, III, 31. W.

3) Unterscheidungszeichen dieser Theile von der folgenden Art. W.

Sommerkleid beider Geschlechter im mannbaren Alter: Schnabel an der Wurzel gelblich, an der Spitze schwarz; Füße schwärzlich; Kopf und Nacken hellrostfarbig mit schwarzbraunen Strichen und Flecken; Augenbrauen, Kehle, Seitenhals und sämmtliche hintere Theile lebhaft rostbraun, nur an den Seiten der Brust und auf den untern Schwanzdeckfedern mit schwarzen Längsstrichen; Rücken, Schultern und lange über die Schwungfedern sich erstreckende Federn tiefschwarz, auf den Barträndern mit länglichrunden lebhaft rostfarbenen Flecken; Flügeldeckfedern schwarzgrau, reinweiß gerandet; Steiß weiß mit einigen großen braunen Flecken; Schwungfedern schwarz, sonst wie beim Jugendkleid, nur inwendig weniger stark weißlich marmorirt; Schwanz weiß mit schwarzbraunen Querbinden.

Er ist sehr scheu, fliegt schnell und läuft behende. Seinen Laut bezeichnet Naumann durch Käck, käck, käck! Ueber die Fortpflanzung ist nichts bekannt.

Die Nahrung ist die der vorhergehenden Art.

Zartheit und Wohlgeschmack des Wildbrets werden mit Recht sehr gerühmt.

§. 4. Der Meyerische Sumpfläufer oder gelbe Sumpfwater (Limosa Meyeri *Leisler*; graue Osttüte)[1]) hat zeither nur an den Küsten der Nord- und Ostsee öfters, höchst selten im Innern Deutschlands im August sich sehen und habhaft werden lassen. An den gedachten Küsten erscheint er, wie Limosa melanura, aus Osten kommend, theils einzeln, theils in geringzähligen Flügen von seinesgleichen, auch mit Limosa melanura vergesellschaftet. Er scheint von da seine weitere Wanderung mehr längs der Gestade des Meeres, als längs der Ufer der Flüsse nach südlichern Gegenden hin fortzusetzen, um dort zu überwintern.

Beschreibung. Einige Steuerfedern schwarz und weiß in die Quere, die zwei mittelsten und die äußerste an jeder Seite ebenso der Länge nach gestreift; Mittelzehe kurz und ohne Einschnitte; Schnabel 4″ lang. Ganze Länge des Vogels 15″ 6—8‴.

Winterkleid des alten Männchens und Weibchens: Schnabel an der Wurzel braungelblich, an der Spitze schwarz; Füße schwarz; Oberkörper graubraun, an Kopf und Hals mehr grau als braun; Vorderhals und Oberbrust grau mit schwarzen Querstrichen; übriger Unterkörper reinweiß, mit Ausnahme der in die Quere braungestrichelten Flanken; Schwungfedern schwarz; die weißen Schwanzfedern von der Wurzel an mit vielen schwarzen Bändern, die auf den äußern und mittlern Steuerfedern ineinander übergehen und zum Theil sich der Länge nach ziehen. Länge des Schwanzes gegen $3^1/_2$″.

---

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 434. B.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Von diesem ist weiter nichts bekannt als das, was Benicken zu Schleswig (Beiträge der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, zur Zoologie, Bd. 1, Heft 1, S. 8) über die Jungen des von ihm unter der Benennung Totanus leucophacus *Lath.* vorher beschriebenen Vogels sagt:

„Die jungen Vögel gleichen den Alten sehr, nur sind sie 2—2½" hamburger Maß (beiläufig 2" altes pariser Maß) weniger lang, weil der Schnabel — wie bei allen Totanus- und Numeniusarten — in der Jugend bedeutend kürzer ist; es fehlen die langen Spitzen der Flügeldeckfedern — welche, nach Leisler, nur Folgen der Abnutzung der Fahnen sind — und die hellgelben Federn am Unterleib (s. unten Sommerkleid); auch erscheint die Kehle graulich. Bei einjährigen Vögeln ist der ganze Hals und Unterleib weiß, die Füße sind dick und lichtblau von Farbe."

Sommerkleid alter Vögel: Scheitel, Genick, Rücken und Schultern braunschwärzlich, an den Federrändern gelblich gefleckt; Unterkörper mit Ausschluß des reinweißen Mittelbauches überall hellrostgelb, an den Seiten der Brust und der Flanken, auch auf den untern Schwanzdeckfedern schwarz gestrichelt; Schwungfedern schwarz, die der ersten Ordnung auf der innern Fahne, bis zum Rand hin, weiß marmorirt.

Alte Vögel dieser Art erscheinen und leben meist einzeln oder paarweise, sind äußerst scheu und achten auf kein Gelock. Wo mehrere flugweise beisammen sind, vernimmt man einen Locklaut, welcher dem des schwarzschwänzigen Sumpfwaters fast gleich ist. Sie bewegen sich im Fluge schnell und gewandt, im Lauf mit vieler Behendigkeit.

Auch sie scheinen sich an sumpfigen Orten vorzugsweise aufzuhalten und mögen an solchen, wahrscheinlich in der Gegend des arktischen Kreises, ebenmäßig ihr Geheck machen.

Ihre Nahrung wird vermuthlich der der übrigen Sumpfwater gleich und ihr Wildbret nicht weniger lecker sein als das von jenen. [1])

§. 5. Jagd und Fang beschränkt sich bei so seltenen Vögeln, wie die Sumpfwater bei uns es sind, auf das Gelegentliche und Zufällige beim Betriebe der Jagd und des Fanges auf Sumpfschnepfen, wovon im nächstfolgenden Kapitel ausführlich gehandelt werden wird.

Sollte übrigens dem wahren Jäger oder Jagdliebhaber einer dieser seltnern oder sehr seltenen Vögel an einer freien Stelle, wo die Oertlichkeit unbemerkbares Anschleichen unmöglich macht, zu Gesicht kommen und in der Umgegend sich irgend Gelegenheit zur Verfertigung eines sogenannten

1) Die obigen naturgeschichtlichen Bemerkungen sind meist von Benicken, dann von Leisler und Temminck entlehnt. Eigene Wahrnehmung konnte den Verfasser nirgends leiten. W.

Laut erschallte, eine Sumpfschnepfe aufstiebe, welche der Mittelschnepfe an Größe gleich zu sein schien. Da ich nun am Tage, bei der Suche, Becassinen anderer Art dort nicht gefunden hatte, so entsteht die wahrscheinliche Vermuthung, daß der Mittelschnepfe der Laut Stick-up eigen sei, wenigstens im Frühling während der Paarzeit, und daß sie daher die Trivialbenennung Stick-up möge erhalten haben.

Ihre Paarung erfolgt gleich nach der Ankunft auf dem Sommerstand. Das Weibchen legt auf einem trockenen Binsenhügel drei bis fünf olivenfarbene, dunkelbraun groß und klein gefleckte, zuweilen noch rostgelb gestreifte Eier in ein blos mit einigen Grashalmen und Federn umlegtes Nest. Da der Herbstzug früh beginnt, kann dieser Vogel nur ein Geheck bei uns machen.

Die Mittelschnepfe hält sich, wie andere Becassinen, in Sümpfen und am liebsten in solchen auf, die hin und wieder mit Gesträuch besetzt sind; doch fällt sie öfter als die übrigen auf trockenern Stellen ein. Man findet sie auch an Teichrändern, die mit kurzem Riedgrase besetzt sind, im Herbst gleichfalls in feuchten, doch nicht ganz nassen und nicht mit zu hohem Grase bestandenen Wiesen, wenn diese mit Gräben durchschnitten sind.

Ihre Nahrung besteht aus Gewürm, kleinen nackten Schnecken und Käfern.

Das Wildbret ist ungemein lecker von Geschmack, vorzüglich im Herbst, wo es oft so stark mit Fett belegt ist, daß die Haut berstet, wenn der geschossene Vogel aus der Luft herabfällt.

§. 3. Herdschnepfe [1]), Ascolópax galinago *Keys. Blas.* (Scolopax gallinago *L.*, Heerschnepfe, gemeine Becassine, Himmelsziege, Kätschschnepfe, auch kleine deutsche Pfuhlschnepfe) [2]), ist ein Zugvogel, der zu seiner Zeit in den meisten Gegenden der bekannten Welt angetroffen wird. In Deutschland kommt sie im März und April an, macht auch nicht selten ihr Geheck bei uns. Gegen Ende des September beginnt der Herbstzug und dauert, bis Frost einfällt. Im Hannoverischen habe ich sie, wenn die Moore schon größtentheils zugefroren waren, an offenen Stellen noch häufig geschossen, und mitten im Winter findet man sie zuweilen an offenen, warmen Gräben. Deshalb glaube man aber nicht, daß sie ihren Stand dann gar nicht verließe, sondern dies sind, wie die in England überwinternden, solche Vögel, die den Sommer im hohen Norden zubrachten und

---

1) Weil sie am besten auf dem Wasser- oder Sumpfherd als Lockvogel zu gebrauchen ist; Heerschnepfe, weil sie auf dem Zug und Wiederzug in sehr zahlreiche Flüge sich zusammenschlägt. **W.**

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 662, sp. 2. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 185, Nr. 3; Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 111. v. Wildungen, Taschenbuch, 1803 und 1804, S. 52. Meyer, Taschenbuch, II, 363. Naumann's Vögel, III, 15. Temminck, Man. d'ornith., S. 439. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 649, §. 3. **W.**

im nördlichen Deutschland den Sommer über Stand hält und ihr Geheck macht. Gewöhnlich geschieht dies in nördlicher gelegenen Ländern, wo sie überhaupt häufiger angetroffen wird, z. B. in Polen, Rußland u. s. w., auch in Nordamerika. In England soll sie wie die Wald- und übrigen Sumpfschnepfen überwintern [1]); doch mag dies in südlicher gelegenen Ländern wol häufiger der Fall sein.

Beschreibung. Schnabel röthlich, an der Spitze braun; Augenstern braun; Füße graugrün, gelblich überlaufen; Scheitel schwarz; durch einen rostgelben Streifen in zwei Theile geschieden; über und unter den Augen ein ebendergleichen Streifen, nebst noch einem schwarzbraunen; obere Theile schwarz und hellrostfarbig im Wechsel, letztgedachte Farbe länglich vertheilt; untere Theile braungelb-weißlich, an Bauch und Flanken schwarz gebändert; Schwanz am Ende rothbraun, mit schwarzen Querstreifen und weißen Spitzen; auf jeder Seite mit vier weißen, an der Wurzel schwarz in die Quere gestreiften Federn; aus 16 Federn bestehend. Länge 10″ 2—3‴ (Männchen).

Weibchen etwas größer; an Jungen der ganze Oberkörper, vorzüglich auf dem Rücken und auf den Flügeln, sehr stark und dunkel gefleckt; Bauch, Seiten und Schenkel weiß, mit vielen schwarzbraunen Querlinien; Schwanzspitze nicht weiß; vier Seitenfedern gelblichweiß. Flugbare Junge vom Jahre sind am ganzen Körper, besonders auf dem Rücken und an den Flügeldecken sehr stark gefleckt; bei ihnen sind die vier Seitenfedern des Schwanzes nicht reinweiß, sondern gelblichweiß, die übrigen haben keine weißen Spitzen.

Diese größte unter den Becassinen bezeigt sich mehr furchtsam als scheu, und hält, besonders an sonnenhellen, warmen Tagen, da sehr gut aus, wo sie liegt. Ihr Flug ist weniger schnell und irregulär als bei andern Vögeln dieser Gattung, und immer fällt sie bald wieder ein, wenn sie aufgesprengt wird.

Ueber den Laut derselben weiß ich ebenso wenig mit Bestimmtheit etwas zu sagen, als andere Schriftsteller; doch fand ich im Monat April der Jahre 1806 und 1807 mehrere Sumpfschnepfen dieser Art in einem und demselben Waldsumpf am Tage, schoß auch ein paar Exemplare, ohne Becassinen anderer Art an dem Ort anzutreffen. An einem dieser Tage führten mich Geschäfte anderer Art in der Abenddämmerung wieder an diesen Ort. Ich vernahm daselbst oft hintereinander und in mehrern Absätzen einen Vogellaut, welcher durch die Silben Stick-up! ziemlich treffend bezeichnet werden kann. Kurz darauf sah ich in der Gegend, aus welcher her der

1) Vgl. Versuch über Gewehrfabriken, die Schießkunst und das Jagdwesen; aus dem Englischen übersetzt von Timäus (Leipzig 1792). W.

Laut erschallte, eine Sumpfschnepfe aufstiebey, welche der Mittelschnepfe an Größe gleich zu sein schien. Da ich nun am Tage, bei der Suche, Becassinen anderer Art dort nicht gefunden hatte, so entsteht die wahrscheinliche Vermuthung, daß der Mittelschnepfe der Laut Stick-up eigen sei, wenigstens im Frühling während der Paarzeit, und daß sie daher die Trivialbenennung Stick-up möge erhalten haben.

Ihre Paarung erfolgt gleich nach der Ankunft auf dem Sommerstand.

Das Weibchen legt auf einem trockenen Binsenhügel drei bis fünf olivenfarbene, dunkelbraun groß und klein gefleckte, zuweilen noch rostgelb gestreifte Eier in ein blos mit einigen Grashalmen und Federn umlegtes Nest. Da der Herbstzug früh beginnt, kann dieser Vogel nur ein Geheck bei uns machen.

Die Mittelschnepfe hält sich, wie andere Becassinen, in Sümpfen und am liebsten in solchen auf, die hin und wieder mit Gesträuch besetzt sind; doch fällt sie öfter als die übrigen auf trockenern Stellen ein. Man findet sie auch an Teichrändern, die mit kurzem Riedgrase besetzt sind, im Herbst gleichfalls in feuchten, doch nicht ganz nassen und nicht mit zu hohem Grase bestandenen Wiesen, wenn diese mit Gräben durchschnitten sind.

Ihre Nahrung besteht aus Gewürm, kleinen nackten Schnecken und Käfern.

Das Wildbret ist ungemein lecker von Geschmack, vorzüglich im Herbst, wo es oft so stark mit Fett belegt ist, daß die Haut berstet, wenn der geschossene Vogel aus der Luft herabfällt.

§. 3. Herdschnepfe [1]), Ascolópax galinago *Keys. Blas.* (Scolopax gallinago *L.*, Heerschnepfe, gemeine Becassine, Himmelsziege, Kätschschnepfe, auch kleine deutsche Pfuhlschnepfe) [2]), ist ein Zugvogel, der zu seiner Zeit in den meisten Gegenden der bekannten Welt angetroffen wird. In Deutschland kommt sie im März und April an, macht auch nicht selten ihr Geheck bei uns. Gegen Ende des September beginnt der Herbstzug und dauert, bis Frost einfällt. Im Hannoverischen habe ich sie, wenn die Moore schon größtentheils zugefroren waren, an offenen Stellen noch häufig geschossen, und mitten im Winter findet man sie zuweilen an offenen, warmen Gräben. Deshalb glaube man aber nicht, daß sie ihren Stand dann gar nicht verließe, sondern dies sind, wie die in England überwinternden, solche Vögel, die den Sommer im hohen Norden zubrachten und

---

1) Weil sie am besten auf dem Wasser- oder Sumpfherd als Lockvogel zu gebrauchen ist; Heerschnepfe, weil sie auf dem Zug und Wiederzug in sehr zahlreiche Flüge sich zusammenschlägt. W.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 662, sp. 2. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 185, Nr. 3; Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 111. v. Wildungen, Taschenbuch, 1803 und 1804, S. 52. Meyer, Taschenbuch, II, 363. Naumann's Vögel, III, 15. Temminck, Man. d'ornith., S. 439. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 649, §. 3. W.

sich auf der Herbstreise zufällig verspätigten. Im nördlichen Deutschland werden sie dann gemeiniglich ein Opfer des zu rauhen Klimas.

Beschreibung. Schnabel an der Wurzel des Unterkiefers aschgrau, sonst braun; Augenstern braun; Füße grünlich-bleifarben; Kopf schwarz- und braunfleckig mit drei bleich-bräunlichgelben Längsstreifen; sonstige obere Theile der vorhergehenden Art ähnlich gezeichnet; Vorderhals und Brust mit dunkelbraunen Längsstrichen; Flanken weiß und schwarzbraun in die Quere gestreift; Bauchmitte und After reinweiß; Schwanz 14 Federn enthaltend, an der Wurzel schwarz, am Ende orangefarbig, mit zwei schwarzen Querbinden, die äußersten bräunlichweiß mit schwarzen Querstreifen, alle braun geschäftet. **Männchen** 9″, **Weibchen** gegen 10″ lang.

Die Herdschnepfe fliegt äußerst schnell und beim Herausstieben bis auf eine Entfernung von 20—25 Schritt im Zickzack, dann ein Stück ziemlich gerade fort, nachher steigt sie immer höher und höher. Aufgesprengt schwärmt sie eine Zeit lang in der Gegend umher, fällt aber endlich meist nicht weit von ihrem vorherigen Versteck wieder ein.

Im Frühling und im zeitigern Herbst ist sie sehr scheu und hält weder Hund noch Schützen gut aus, streicht auch weit fort, ehe sie pfeilschnell wieder einfällt; wird sie aber in der letztgedachten Jahreszeit fett, so drückt sie sich und fliegt erst oft dicht vor den Füßen des Jägers heraus. Dann gibt sie jedesmal den fast wie Kätsch, kätsch! klingenden Angstlaut aus. Im Frühling, während der Paarungszeit und dann gegen Abend besonders, vernimmt man, wenn sie hoch in der Luft gleichsam taumelnd herumschwärmt, noch einen andern Laut, welcher dem **Meckern** einer Ziege sehr ähnlich ist. Bechstein sagt, er habe ihn oft gehört, während die Herdschnepfe auf den höchsten abgestorbenen Buchen und Eichen und sonst auf alten Baumstrünken saß.[1]) Hat hierbei kein optischer Betrug stattgefunden, welcher in der Dämmerung wenigstens nicht unmöglich wäre, so ist die Sache allerdings dahin entschieden, daß das Meckern durch den Schnabel bewirkt wird, und nicht, wie andere wollen, durch den Flügelschlag. Der Verfasser vernahm ihn nie anders als indem der Vogel flog, und sah überhaupt weder diese, noch eine andere Becassine je auf Baumästen sitzen; aber er schoß im Frühling 1821 ein Männchen von dem Dache eines Fischhauses, auf das es sich niederließ und sitzen blieb.[2])

Im April geht die Paarung vor sich und der bemerkte meckernde Laut

---

1) Ohne irgendeine Bewegung zu machen? W.

2) Einer meiner Freunde, auf dessen nicht leicht zu täuschenden Beobachtungsgeist und Wahrheitsliebe ich sicher rechnen darf, hat im Frühling 1807 obige Bechstein'sche Angabe an zwei aufeinanderfolgenden Abenden bestätigt gefunden. Doch sie war ja schon zufolge der gerechten Autorität jenes wackern Ornithologen nicht zu bezweifeln. W.

mag, wenn er durch den Schnabel bewirkt wird, wol die Sehnsucht des Männchens nach dem Weibchen andeuten; denn kaum erblickt [1]) es dieses auf der Erde laufend oder sitzend, kaum vernimmt es das lockende Dickküh! desselben, so stürzt es gleichsam unter einem hörbaren Geräusch zu ihm herab.

In eben dem Monat, oder zu Anfang des Monats Mai, legt das Weibchen an ähnlichen Orten und Stellen wie die Doppelschnepfe und gleich dieser, ohne künstliche und förmliche Bereitung eines Nestes, vier bis fünf schmuzig-olivengrüne, mit großen dunkelbraunen und einzelnen aschgrauen Flecken besetzte Eier. Die tiefsten, unzugänglichsten, vorzüglich mit Gesträuch bewachsenen Sümpfe sind der liebste Aufenthalt dieser Becassine am Tage; doch fällt sie auch an Teichrändern, schilfigen Gräben und in nassen, mit Gras noch bestandenen Wiesen ein. Nur zur Nachtzeit sucht sie ihre Nahrung an abgelassenen Teichen und an schlammigen Pfützen, auch im Herbst auf Haferstoppeln. Diese besteht aus dem allen, was bei der vorhergehenden Art benannt worden ist; nächstdem und vorzüglich aus im Scheiden stehenden Larven der Tagfliegen.

Das Wildbret ist sehr wohlschmeckend, aber nie so mit Fett überzogen, wie das der Mittelschnepfe.

§. 4. Die Haarschnepfe, Ascolópax gallinula *Keys. Blas.* (Scolopax gallinula *L.*, kleine oder stumme Becassine, Moorschnepfe, Halbschnepfe) [2]), wird fast überall da, nur in geringerer Zahl, gefunden, wo man die Herdschnepfe antrifft.

Ihren Frühlingszug macht sie zu gleicher Zeit mit jener; im Herbst aber kommt sie gewöhnlich dann erst an, wenn die Herdschnepfen uns größtentheils schon verlassen haben.

Beschreibung. Schnabel an der Wurzel bläulich und schmuziggelb, an der Spitze schwärzlich; Augenstern braun; Füße grünlich fleischfarben. Scheitel schwarz, rostfarbig überlaufen; über den Augen ein gelbbrauner Streifen, von den Nasenlöchern bis zu den Augen ein dunkelbrauner; Zügel verloschen dunkelbraun; Rücken- und Schulterfedern schwarz mit grünem und purpurfarbigem Schiller, der jedoch bei Jungen fehlt oder doch nur sehr schwach ist, alle mit rostfarbigen Längsflecken gezeichnet; Schwanz zwölf Federn enthaltend, an der Wurzel braunschwarz, am Ende braunroth; zwei Mittelfedern schwarz mit hellbrauner Spitze. Länge 7—7½″.

---

1) Alle Schnepfen scheinen in der Dämmerung schärfer zu äugen, als am Tage. W.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 662, sp. 8. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 196, Nr. 4; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 114. Naumann's Vögel, III, 21. v. Wildungen, Taschenbuch, 1803 und 1804, S. 52. Meyer, Taschenbuch, II, 364. Temminck, Man. d'ornith., S. 440. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 652. W.

Das Gefieder dieser Sumpfschnepfe ist überall sehr fein beposst, gleichsam haarig, daher auch die Benennung Haarschnepfe.

An Schnelligkeit und Unregelmäßigkeit im Fluge gibt die Haarschnepfe der vorhergehenden nichts nach; dagegen hält sie auch im Frühjahr Hund und Jäger fast zu sehr aus, sodaß ihr Aufstieben sozusagen unter den Füßen des letztern denselben beim Schießen oft übereilt macht.

Beim Auffliegen wird sie nicht laut und heißt wahrscheinlich deshalb stumme Schnepfe; auch habe ich außerdem nie einen Laut von ihr gehört.[1])

Paarzeit, Gelege und Brütezeit hat sie mit der Herdschnepfe gemein. Die grüngelben, braungefleckten Eier findet man, bei uns selten, in tiefen Sümpfen, auf den aus dem Morast hervorragenden Erhabenheiten.

Sie liegt weniger gern wie die Herdschnepfe am Rand der Sümpfe, und lieber noch als jene im Gebüsch; nie habe ich sie in nassen Wiesen gefunden.

Ihr Wildbret ist zarter noch als das der andern Gattungsverwandten und ebenso wohlschmeckend.

§. 5. Für jeden Jäger und Jagdliebhaber, welcher ein guter Schütze und mit dauerhafter Gesundheit ausgestattet ist, sollte die Becassinenjagd[2]), wie die Sumpfvögeljagd überhaupt, hohen Reiz haben, weil das Vorkommen sehr verschiedener Federwildsgattungen und Arten ihm Gelegenheit verschafft, in der Ornithologie Fortschritte zu machen und zur Aufklärung manches noch zweifelhaften Gegenstandes derselben beizutragen; wäre es auch nur dadurch, daß er fremd ihm erscheinende, zufällig erlegte Exemplare eigentlichen Naturforschern zur Ansicht und Untersuchung mittheilt.

Möchten meine Leser diesen Zweck doch immer vor Augen haben, gewiß, in einem Jahrzehnt würde manches Ungewisse und Dunkle ins Licht gestellt, manches Verwirrte besser geordnet werden.[3])

Wer sich mit der Sumpfvögeljagd beschäftigen will, dem muß vor allen Dingen Geduld und Beharrlichkeit und hiernächst manches andere Erforderniß zum sicherern und bequemern Betrieb derselben nicht fehlen. Dahin gehört eine tüchtige Flinte[4]), ein fester, gelassener Hühnerhund und ein Paar gute Wasserstiefeln.

---

1) Naumann will, jedoch auch nur einmal, beim Herausfliegen ein hellpfeifendes Kitz, kütz! von ihr vernommen haben. W.

2) Vgl. Diezel, Niederjagd, Abth. 2, S. 1—24. T.

3) Seit dem ersten Erscheinen dieses Handbuchs ist in obigem Betracht viel, sehr viel geschehen, doch bleibt immer noch ebenso viel aufzuklären und zu berichtigen übrig. W.

4) Hier gewährt die Doppelflinte unstreitig den meisten Nutzen, wenn der eine zur Erlegung stärkerer Vögel bestimmte Lauf mit Hühnerschrot, der andere aber, mit welchem schwächere Vögel geschossen werden sollen, mit Vogeldunst geladen wird. W.

Bei der Sumpfvögeljagd gewähren die Kammerladungs-, Wachtelschrot oder Zwillinge die allergrößten Vortheile. T.

Was den zuletzterwähnten Gegenstand betrifft, so wird man das Verlangen danach beinahe zu den unerfüllbaren Wünschen zählen müssen; denn trotz des vielen Redens und Schreibens über die glücklich erfundene Zubereitung des ganz wasserdichten Leders ist mir doch seit der Zeit, da man angefangen hat, das Garmachen zu übereilen, keines vorgekommen; im Gegentheil habe ich sogenannte wasserdichte Stiefeln gesehen, die mit 15 Thalern bezahlt worden waren, deren Besitzer aber in den ersten zehn Minuten schon nasse Füße hatten.

Wäre man aber ja im Besitz eines auch außer der Sumpf- und Wasserjagd so wünschenswerthen Gutes, so gehört noch immer viel Sorgfalt dazu, es in gehörigem Stand zu erhalten.

Als es noch gutes Leder gab, reichte hierzu die ganz gewöhnliche Schmiere hin, welche aus untereinandergeschmolzenem Rindstalg und Schweineschmeer bestand, wozu etwas Fischthran und Kienruß (letzterer blos zum Schwärzen) gemischt wurde.

In dem von Timäus aus dem Englischen übersetzten „Versuch über Gewehrfabriken" wird folgendes Mittel, das Leder gegen das Eindringen der Nässe zu schützen, empfohlen, und Männer, welche Versuche damit gemacht haben, rühmen dessen Zweckmäßigkeit:

„Man nehme:

½ Pfund Talg,
4 Unzen Schweinefett,
2 = Terpentinöl,
2 = frisches gelbes Wachs,
2 = Baumöl,

schmelze dies alles in einem irdenen Tiegel, rühre es gut durcheinander und setze etwas Kienruß als Schwärze hinzu.

„Den Abend zuvor, ehe die Stiefeln [1]) gebraucht werden sollen, erwärmt man sie, nachdem sie vorher schon gut ausgetrocknet sind, an einem hellen Feuer allmählich und reibt von der eben angegebenen, jedesmal zerlassenen, aber erst bis zum Lauwarmen wieder verkühlten Zusammensetzung so viel ein, als das Leder einsaugen kann. Wären die Stiefeln am andern

---

1) Nach der Vorschrift soll man neue Stiefeln erst einige Zeit im Trockenen tragen, um die Fettigkeit aus dem Leder herauszuziehen. Der Verfasser glaubt, daß dieser Zweck noch besser dadurch erreicht werden könne, wenn man sie äußerlich mit Thonschlicker stark bestreicht und in der Nähe eines mäßig warmen Ofens einige Tage hängen läßt. Uebrigens fügt der Verfasser aus eigener Erfahrung noch hinzu: Der Jäger muß mehrere Paar Stiefeln besitzen und sie nie feucht wieder anziehen. Neue müssen erst einige Wochen austrocknen, ehe sie getragen werden, und nie darf man es versäumen, vor dem ersten Gebrauch die Löcher, welche sich hinten am Afterleder und in den Sohlen befinden, wären sie auch noch so gut vom Schuhmacher versteckt, mit Talg vollzukleben. Späterhin kann dies nicht geschehen.
W.

Morgen auch etwas steif, so wird die natürliche Wärme des Fußes sie doch bald erweichen.“ [1])

Uebrigens ist der Verfasser der Meinung, daß für den Jäger, solange er zu Fuße arbeitet, den Anstand im Wasser ausgenommen, Schuhe und Tuch- oder im Sommer Leinenzeug-Gamaschen bei der Sumpf- und Wasserjagd nützlicher sind als Stiefeln, theils des geringern Aufwandes, theils der Bequemlichkeit halber, theils weil er allenfalls im voraus trockene Sachen zu sich stecken und diese mit den durchnäßten sogleich wechseln kann, wenn er aus dem Nassen herauskommt. Beim Gebrauch der Stiefeln ist dies nicht möglich, und gleichwol trägt es viel zur Erhaltung der Gesundheit bei.

§. 6. Nun zum Betrieb der Jagd selbst.

Sämmtliche Sumpfschnepfen streichen in der Abenddämmerung umher und fallen dann gewöhnlich an grasleeren, schlammigen Wasserrändern ein, theils um Aesung zu suchen, theils um den mit Morast überzogenen Schnabel abzuspülen, theils auch der Tränke halber.

Vorzüglich bei hellem Mondschein kann man an solchen Stellen, wo man am Tage den Abdruck der Ständer dieser und anderer Sumpfvögel bemerkte, in gutem Winde und hinter oder im Gesträuch verborgen, den Anstand mit ziemlich gutem, zuweilen, indem auch andere Sumpfvögel diese Orte besuchen, mit ausgezeichnet glücklichem Erfolg ausüben. Daß dies nur dann der Fall sein könne, wenn im Sitzen geschossen wird, das leuchtet gewiß jedem ein, der nur einmal die Nachtjagd betrieben hat. Angenehmer und, nach Ort und Zeit, erfolgreicher ist die Suche mit dem Hühnerhund.

Bei derselben nimmt man, wenn die Umstände es erlauben, den abzusuchenden District, immer Strich vor Strich, im Seitenwind, weil da der Hund meist alles in die Nase bekommen muß, hält diesen aber immer sehr kurz. Sobald er steht, geht man, ohne die Zeit mit Kreisen zu verlieren — denn nicht einmal unter Hunderten erblickt man eine Becassine, selbst die kleinste nicht, im Sitzen —, hinan und sucht den Vogel nach einer Gegend hin, wo man Freiheit zum Schießen hat, herauszujagen. Oft stieben bei dieser Gelegenheit andere Schnepfen auf, als die, vor welcher der Hund steht; ist dieser nun noch nicht völlig festgearbeitet, so enthalte man sich des Schießens, damit er nicht confus gemacht wird.

Auch muß man sich bei dieser Jagd mehr als bei jeder andern in Acht nehmen, damit der junge Hund durch unzeitiges Strafen nicht verdorben,

---

[1]) Noch besser soll sein: „Man nehme zwei Theile Fischthran, einen Theil gelbes Wachs und einen Theil Terpentin oder Fichtenharz und lasse dies miteinander verschmelzen, schmiere damit die noch feuchten Schuhe gleich nach dem Ausziehen, ohne sie oder die Schmiere weiter zu erwärmen, wieder tüchtig ein, bestreiche auch einigemal die Sohle mit Bernsteinfirniß oder mit grüner Wagenschmiere.“ W.

ihm aber auch durch Uebereilung im Schießen das willkürliche Einspringen und das Nachprellen nicht angewöhnt werde.

Zur Unzeit kann man leicht strafen, wenn dies jedesmal geschieht, sobald vor dem Hunde eine Becassine herausstiebt, ohne daß er steht; denn oft zieht er vielleicht einer andern nach, welche gelaufen ist, hat von ihrer Witterung die Nase voll und macht so ohne Schuld eine vor ihm liegende rege; oft hält besonders die Herdschnepfe von selbst nicht aus, oft verlieren auch die Nasennerven des Hundes bei der Sumpfjagd, vorzüglich an warmen Herbsttagen, etwas von ihrer Eindrucksempfänglichkeit gegen die Witterung der Schnepfe, die noch dazu immer gar sehr versteckt liegt.

Den jungen Hund führe man daher anfangs an den äußersten Teichrändern, wo selten die Becassinen häufig beisammenliegen, zur Sumpfjagd an und bestrafe da nur offenbare Uebereilungsfehler, unter diesen das Nachprellen jedesmal und am schärfsten.

Ist es sehr warm und scheint der Hund die Nase zu verlieren, so gehe man auf eine trockene Stelle, lasse ihn ruhen, dann im Wasser abkühlen, saufen und hierauf erst weiter suchen.

Die meiste Arbeit macht ihm jedesmal die Mittelschnepfe, welche, besonders wenn sie im Herbst recht fett ist, erstaunend festliegt, oder auch sehr im Zickzack herumläuft. Wenn und wo diese also zu vermuthen ist, lasse man zwar dem Hunde Zeit, gestatte aber das Stocken und das vergebliche und schädliche Schniffeln am Boden nicht, sondern muntere ihn, außer wenn er rein an- und nachzieht, immer zum Weitersuchen auf, wobei er soviel möglich stets im Unterwind gehalten werden muß. Kann er bei aller Mühe, die er sich gibt, sie nicht ausmachen, so suche man ihn unvermerkt etwas zu entfernen, bald aber von einer andern Seite wieder daranzubringen.

Scheint der Hund anfänglich die Witterung der Becassinen nicht aufnehmen zu wollen, was jedoch selten der Fall ist, so schieße man je eher je lieber eine, ohne ihn suchen zu lassen, bemerke den Ort genau, wo sie herabfiel, lasse ihm solche im besten Winde aufsuchen, sobald er sie in die Nase bekommt oder erblickt, Tout beau machen und nicht eher apportiren, bis man einigemal gekreist und einmal darüberhin geschossen hat. Dies wird ihm zeigen, was er in der Folge thun soll.

Da, wenn der sumpfige Bezirk irgendeinen bedeutenden Umfang hat, die aufstehenden Sumpfschnepfen an andern Stellen desselben wieder einfallen, so müssen die Schützen auf die Punkte, wo dies geschieht, Acht haben; überhaupt aber kann und muß man die schon abgesuchten Striche öfter wieder nehmen.

In der Regel schießt man die Becassine bei stillem Wetter am besten, aber ihres schnellen, anfänglich zickzackförmigen Fluges wegen immer schwer.

Die jeverschen und holländischen Landleute sollen es in diesem Jagdzweig zu einer besondern Fertigkeit bringen, immer kurze, mit Vogeldunst geladene Flinten führen und im Moment des Herausfliegens gleich schießen. Ich habe einen einzigen Mann gekannt, der, bei einem ähnlichen Verfahren, oft 16—18 Herdschnepfen erlegte, ohne eine zu fehlen.

Mir ist es nur dann geglückt, einige nacheinander zu schießen, wenn ich mein Gewehr mit Nr. 6 lud, den Vogel erst in geraden Zug kommen ließ und von hinten schoß; daher meinerseits eine bestimmte Vorliebe für diese Methode.

Auch kann ich dem Leser die selbstgemachte Erfahrung nicht vorenthalten, daß, da es allen Sumpfschnepfen bei mäßigem Luftzug schon schwer, bei sehr windigem Wetter fast unmöglich wird, gegen den Wind zu fliegen, die Herd- und Haarschnepfen, wenn man ihnen bei solchem Witterungsverhältniß unter dem Winde entgegenkommt, den Lerchen gleich, bis zu einer gewissen Höhe wirbelnd gerade emporsteigen, dann erst vom Luftzug unter unwillkürlichem Schwanken pfeilschnell mit fortgerissen werden. Benutzt man den Zeitpunkt des Steigens, so ist es sehr leicht, sie zu erlegen.

Ohne behaupten zu wollen, daß bei stürmischem Wetter dieser Erfahrungssatz jedesmal unfehlbar sich bestätigen werde, kann ich doch versichern, daß ich mehr als einmal zehn bis zwölf Stück bei solchen Gelegenheiten geschossen habe.

§. 7. I. Auf sämmtliche Sumpfschnepfen, die Haarschnepfe etwa ausgenommen, ist der Fang mit Schlaggarnen — auf dem Sumpfschnepfenherd — anwendbar und jedenfalls der belohnendste.

Die Garnwände werden mit so engem Gemäsch, damit die Herdschnepfe nicht durchschlüpfen kann, und so lang gestrickt, daß jede bei ausgezogenem Gemäsch 26′ lang und 6′ hoch stellt.

Uebrigens ist die ganze fernere fängische Stellung dieselbe wie beim Brachvogelherd, nur werden die Vorrichtungen an andern Orten getroffen. An den flachen Ufern der Sümpfe, Landseen und Teiche nämlich werden die Plätze so eingerichtet, daß die eine zurückgeschlagene Wand auf dem Trockenen, die andere aber im seichten Wasser liegt. Da letztere zu schwer sich würde rücken lassen, wenn sie tief heruntersinken könnte, so werden ausgefischte Sumpfkräuter unter der Oberleine und den Schlagstäben untergebaut, bis beides nur eben mit Wasser bedeckt ist. Unter der andern Wand, sowie auf dem Deckplatz, sind alle Binsen, lange Gräser, ingleichen die Hübel und Gebüsche wegzuräumen, damit die Garne nicht hängen bleiben.

Die Hütte kommt so weit als möglich vom Ufer abwärts, wird auch so niedrig gemacht und so gut mit Schilf und Binsen bedeckt, als es sich thun lassen will.

Beim Fang selbst müssen ausgestopfte Sumpfschnepfen, Möven und Sumpfvögel aller Art um den Herd her gesetzt werden, auch Bälge an die Stellen kommen, welche die zuerst gefangene Becassine als Läufer und die folgende als Rohrvogel, wie beim Brachvogelherd, einnehmen.

Nothwendig ist es nächstdem, daß der Fänger das Gelock der Wasserschnepfen, vorzüglich das der Heer= oder Herdschnepfe nachzuahmen verstehe, weil alle Sumpfschnepfen, ingleichen mehrere andere von den auf diesen Herd gehenden Sumpfvögeln, dem Gelock derselben folgen, weshalb in der Folge auch immer eine solche lebend aufgeläufert und zum Rohrvogel genommen wird.

Der Fang selbst wird am frühen Morgen, wie bei den meisten Herdstellungen, verrichtet.

Das Futter für die Läufer und für den Rohrvogel, welches die meisten Wasserschnepfen leicht, nur die Rothschenkel [1]) schwer annehmen, besteht aus Semmel und Grütze, in Milch gequellt. Bis sie es annehmen, müssen auch bei ihnen Mehl= und Regenwürmer, späterhin kleine Fleischwürfel darangemengt werden.

II. Auch Deckgarne, welche wie die Lerchennachtnetze eingerichtet und gehandhabt werden, will man, jedoch am Tage, mit Nutzen zum Becassinenfang angewendet haben.

III. Ueber den in Döbel's Jäger=Praktica, Thl. 2, Kap. 155, beschriebenen Fang mit Klebgarnen sage ich nichts, weil ich ihn für zu mühsam und kostspielig halte.

IV. Daß in Laufdohnen und Steckgarnen, selbst mit Leimruthen, wenn eins oder das andere an den Einfallsorten nach der im Vorherigen öfter schon beschriebenen Art gestellt wird, manche Sumpfschnepfe und mancher andere Sumpfvogel gefangen werden könne und wirklich gefangen werde, das weiß der Verfasser aus selbsteigener Erfahrung; diese aber hat ihn — zu seinem großen Verdruß — mehr als einmal auch darüber belehrt, daß in Sümpfen, wo Raubthiere und Raubvögel bekanntlich am emsigsten ihr Wesen treiben, von diesen dem Jäger die Mühe des Auslösens der Gefangenen in den meisten Fällen erspart wird. Die hier erwähnten Fangmethoden sind daher an sich gut; die eigentliche Nützlichkeit derselben aber, welche auf dem Habhaftwerden des Gefangenen einzig beruht, wird durch Lokalverhältnisse bedingt, die begreiflicherweise selten derart sein können, daß der Jäger durch alltäglich oft wiederholtes Besuchen der Fangplätze jenen Räubern zuvorzukommen hoffen dürfe.

§. 8. Bei den Sumpfschnepfen wird so wenig wie bei der Wald=

---

1) Totanus fuscus und Totanus calidris.

schärfe das Gescheide ausgezogen, dasselbe liefert vielmehr, wie bei dieser, das Leckerste vom ganzen Vogel für die Tafel. Ebenso verhält es sich bei allen zu den Gattungen Limosa, Totanus, Tringa, Numenius, Glareola, Strepsilas, Vanellus, Himantopus, Arenaria, Charadrius und Oedicnemus gehörigen Vögeln.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Wasserralle.

Rallus aquaticus *L.*

§. 1. **Die Wasserralle**, der einzige Repräsentant ihrer Gattung, gehört zur Familie der **Rallen** (Rallidae), der Ordnung der **Sumpfvögel** (Grallatores).

§. 2. **Die Wasserralle** (große Wasserralle, Sammthuhn, Riethhuhn, langschnäbeliges Wasserhuhn, schwarze Wasserstelze, schwarzer Wassertreter, Thauschnarre, schwarzer Kasper) [1]) kommt zu Ende des Monats März und im April als Zugvogel in Deutschland an und wandert im September und October in der Regel wieder fort. Ausnahme von dieser Regel ist es, wenn sie in unsern Gegenden überwintert. Man findet sie in ganz Europa, selbst in Norwegen bis Sandmor hinauf. Auch im westlichen Sibirien und auf den Faröer ist sie angetroffen worden. Vielleicht stammt sie aus dem Norden her.

Beschreibung. Schnabel roth, an der Spitze und auf dem Rücken des Oberkiefers schwarzbraun; Augenstern orangeroth; Füße fleischfarbenbraun; Kehle weißlich; Seiten des Kopfes, Hals, Brust und Bauch dunkelbleifarbig; Gefieder des Oberkörpers dunkel-olivenbraun, in der Mitte tiefschwarz; Flanken und After tiefschwarz, weiß in die Quere gestreift; untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge $8\frac{1}{2}$—$9\frac{1}{4}$″.

An Jungen vom Jahre Bauch und Schenkel rostbraun, letztere hinten, wie der After, schwarzgrau, ohne weiße Querstreifen.

Am alten Weibchen sind die Gefiederfarben weniger lebhaft als beim alten Männchen, und das rothe Häutchen, welches sich beim Männchen von den Mundwinkeln nach den Augen hinzieht, fehlt.

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 712, sp. 2; I, 663, sp. 41 (Scolopax obscura). Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 464, Nr. 1. Meyer, Taschenbuch, II, 406. Naumann's Vögel, III, 151. Temminck, Man. d'ornith., S. 442. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 52, §. 3.

W.

Beim Fang selbst müssen ausgestopfte Sumpfschnepfen, Möven und Sumpfvögel aller Art um den Herd her gesetzt werden, auch Bälge an die Stellen kommen, welche die zuerst gefangene Becassine als Läufer und die folgende als Rohrvogel, wie beim Brachvogelherd, einnehmen.

Nothwendig ist es nächstdem, daß der Fänger das Gelock der Wasserschnepfen, vorzüglich das der Heer- oder Herdschnepfe nachzuahmen verstehe, weil alle Sumpfschnepfen, ingleichen mehrere andere von den auf diesen Herd gehenden Sumpfvögeln, dem Gelock derselben folgen, weshalb in der Folge auch immer eine solche lebend aufgeläufert und zum Rohrvogel genommen wird.

Der Fang selbst wird am frühen Morgen, wie bei den meisten Herdstellungen, verrichtet.

Das Futter für die Läufer und für den Rohrvogel, welches die meisten Wasserschnepfen leicht, nur die Rothschenkel [1]) schwer annehmen, besteht aus Semmel und Grütze, in Milch gequellt. Bis sie es annehmen, müssen auch bei ihnen Mehl- und Regenwürmer, späterhin kleine Fleischwürfel darangemengt werden.

II. Auch Deckgarne, welche wie die Lerchennachtnetze eingerichtet und gehandhabt werden, will man, jedoch am Tage, mit Nutzen zum Becassinenfang angewendet haben.

III. Ueber den in Döbel's Jäger-Praktica, Thl. 2, Kap. 155, beschriebenen Fang mit Klebgarnen sage ich nichts, weil ich ihn für zu mühsam und kostspielig halte.

IV. Daß in Laufdohnen und Steckgarnen, selbst mit Leimruthen, wenn eins oder das andere an den Einfallsorten nach der im Vorherigen öfter schon beschriebenen Art gestellt wird, manche Sumpfschnepfe und mancher andere Sumpfvogel gefangen werden könne und wirklich gefangen werde, das weiß der Verfasser aus selbsteigener Erfahrung; diese aber hat ihn — zu seinem großen Verdruß — mehr als einmal auch darüber belehrt, daß in Sümpfen, wo Raubthiere und Raubvögel bekanntlich am emsigsten ihr Wesen treiben, von diesen dem Jäger die Mühe des Auslösens der Gefangenen in den meisten Fällen erspart wird. Die hier erwähnten Fangmethoden sind daher an sich gut; die eigentliche Nützlichkeit derselben aber, welche auf dem Habhaftwerden des Gefangenen einzig beruht, wird durch Lokalverhältnisse bedingt, die begreiflicherweise selten derart sein können, daß der Jäger durch alltäglich oft wiederholtes Besuchen der Fangplätze jenen Räubern zuvorzukommen hoffen dürfe.

§. 8. Bei den Sumpfschnepfen wird so wenig wie bei der Wald-

1) Totanus fuscus und Totanus calidris.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Rohrhühner.

§. 1. Diese Federwildabtheilung, die in die nämliche Ordnung und Familie wie die vorhergehende gehört, wurde von ältern Naturforschern [1]) in eine Gattung vereinigt (Gallinula), von neuern Ornithologen aber in mehrere getrennt, nämlich Crex (Gallinula crex), Ortygometra (Gallinula porzana und Gallinula pusilla und Gallinula (Gallinula chloropus).

§. 2. Der Wiesenschnarrer (Crex pratensis *Bechst.*, Gallinula crex *Lath.*, Wachtelkönig, Schnärz, Schnarrwachtel, Grasschnarrer, Grasrätscher, Feldwächter, Schars, Schrecke, Schryk, alter Knecht, faule Magd, Eggenschär, Kreßler, Größel, Arp-Schnarp) [1]) wird zu seiner Zeit in ganz Europa, Asien und Amerika angetroffen. In Deutschland und in allen nördlichen Gegenden unsers Welttheils kommt er unter allen Zugvögeln am spätesten im Frühling an, wenigstens hört man seinen Laut erst gegen Ende des Monats Mai oder in den ersten Tagen des Juni. Im September zieht er zugleich mit den Wachteln und, da er nicht selten zur Zeit der Abreise neben diesen unter den Haferschwaden liegt, vermuthlich in Gesellschaft [2]) derselben wieder fort, macht aber wol kaum eine Reise übers Meer, da er nicht weit in einem Strich fortfliegen kann.

In den Gegenden Deutschlands, in welchen ich die Jagd zu betreiben Gelegenheit hatte, fand ich im Frühling selten mehrere Paare und späterhin höchstens nur die Glieder einer Familie in einem und demselben Bezirk; in Thüringen soll dieser Vogel, nach Bechstein, in manchen Jahren auch im Frühling bei vielen seinesgleichen angetroffen werden. [3])

Am Weibchen sind, nach Bechstein, die Striche über den Augen grauweiß und die Brust hell-aschgrau gefärbt.

Die Jungen haben gleich nach dem Ausschlüpfen eine gleichsam wollenartige, kohlschwarze Bedeckung, die nach drei Wochen sich in Federn verwandelt, welche denen der Alten an Farbe immer ähnlicher werden, jedoch durchgängig heller und weniger lebhaft sind. An der Brust bleiben sie bis

---

[1]) Latham, Ind. ornith., II, 766. Naumann's Vögel, II, 26. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 134. Döbel, Jäger-Praktica, I, Kap. 56. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 626, §. 2. W.

[2]) Eine schwer zu begründende Jägersage gibt ihn für den Anführer der Wachteln aus, wenn sie auf dem Zug begriffen sind; daher der Name Wachtelkönig. W.

[3]) In Franken und in den Maingegenden ist dieser Vogel jederzeit häufiger als im nördlichen Deutschland. Ueberall erscheint er in Deutschland in manchen Jahren gar nicht, in andern weniger häufig, zuweilen (wie im Jahre 1804) in den vorher näher bezeichneten Gegenden in großer Menge. W.

zur ersten, bei uns nicht erfolgenden Mauser röthlichgrau. Die Ständer sind an Jungen hell aschgrau.

Der Wiesenschnarrer hat einen verhältnißmäßig kleinen, länglichen, oben wenig gewölbten Kopf und einen langen Hals.

Er fliegt weder schnell, noch weit, höchstens hundert Schritt in einem Stück fort, schlägt auch im Fluge keine Haken.

Daß er die Herbstreise auf dem Rücken des Kranichs sitzend mache, ist eine Sage, die wir den Tataren, von welchen sie herstammt, als Märchen überlassen wollen.

Sein Lauf ist behender und anhaltender als der des Rebhuhns und der Wachtel, und er weiß dabei sich so zu schmiegen und zu biegen, daß ihn das dichtstehende Gras nicht aufhält; auch scheut er das Waten im Wasser nicht, insofern dieses nur nicht bis über die unbefiederten Schenkeltheile hinaufgeht. Schwimmer und Taucher ist er durchaus nicht.

Im Frühling ist es wahrscheinlich Folge eigenen Gefühls der Unbeholfenheit im Fluge, im Sommer Liebe zum Nest und zu den Jungen, im Herbst die ihm dann eigene Wohlbeleibtheit, welche machen, daß er sehr und zwar fast bis zum Todttreten fest an seinem einmal gewählten Aufenthaltsort liegt, auch, mit Gewalt aufgejagt, bald wieder einfällt, dann aber höchst selten wieder im Fluge aufsteht, sondern immer nur sich laufend zu retten sucht.

Der Laut, welchen, wie es scheint, nur das Männchen ausgibt, ist scharf schnarrend und ertönt nach Bechstein wie Krei, krei! Arrp, schnarrp![1]), oder nach Naumann wie das Knarren einer Thür. Man vernimmt ihn selten am Tage, in den Abendstunden aber und zur Nachtzeit häufig, oft fast ununterbrochen. Man lasse sich dadurch, wenn dieser Laut bald hier, bald dort auf einem gewissen Bezirk hörbar wird, nicht verleiten zu glauben, daß mehrere Individuen daliegen müssen; denn ein einziges läuft, vermuthlich nach dem Geäse, so hin und her, daß das unangenehme Geschnarr bald aus dieser, bald aus jener Gegend her dem Ohr sich aufdringt.

Das von Bechstein angegebene Gelock, welches einem menschlichen leisen Zungenschnalz ähneln soll, ingleichen das hühnerartige Piepen der Jungen hat der Verfasser nie gehört.

Die Paarung erfolgt in unsern Gegenden gleich nach der Ankunft, im Anfang des Monats Juni, und wahrscheinlich nicht ohne vorhergehenden Kampf unter mehrern Männchen, da selbige, zu dieser Zeit besonders, sich durch den nachgeahmten Laut locken lassen. Im hohen Grase, auf der

---

1) Neuerlich hat Bechstein wahrgenommen, daß der Wiesenschnarrer, unbeschädigt in der Hand gehalten, nach Art der Katzen leise schnurre. W.

platten Erde, in einer seichten, nur mit einigen Grashalmen umlegten Vertiefung legt das Weibchen acht bis zwölf schmuzigweiße oder grünlichgraue, zimmtbraun gefleckte und gesprenkelte Eier und brütet sie, doch selten alle, in drei Wochen aus. Seine Liebe zu denselben ist so groß, daß es, die ihm beim Grasmähen drohende Gefahr nicht achtend, unbeweglich festsitzt und so nicht selten der Sense geopfert wird.

Von der Ankunft im Frühling an bis zu Ende des Monats August darf man den Wachtelkönig ausschließlich nur in feuchten Wiesen, an Teichrändern und in mit Schilf verwachsenen, wenig bewässerten Gräben suchen; gegen die Zeit des Wegzugs aber wird er auch, wie schon gesagt, unter Haferschwaden und, wenn diese aufgerecht sind, oder wenn das Grummet gehauen und das Schilf ausgeschnitten ist, in angrenzenden Krautfeldern gefunden.

Seine Hauptnahrung besteht aus Insekten und Würmern, besonders aus Regenwürmern, womit man oft den ganzen Magen angefüllt findet; doch nimmt er auch kleine Kräuter und Sämereien, in der Gefangenschaft, an die er sich leicht gewöhnt und dann sehr zahm wird, in Milch geweichte Semmel, Mohn, nach einiger Zeit auch Weizen an; nur darf frisches Wasser und Sand, den er — wie im Zustand der Freiheit — zur Verdauungsbeförderung verschluckt, nicht fehlen.

Das Wildbret dieses Vogels, welcher im Herbst viel Fett auflegt, ist dann höchst zart und immer von ausgezeichnet gutem Geschmack. [1])

§. 3. Das punktirte Rohrhuhn (Gallinula porzana *Lath.*, punktirtes Meerhuhn, mittlere Wasserralle, gesprenkeltes Wasserhuhn, Winkernell, Grashuhn, Makosch) [2]) ist in Nordasien und in Nordamerika, wie im nördlichen Europa, eigentlich einheimisch. Nach Deutschland kommt es als Zugvogel im April, macht sein Geheck und wandert im September und October wieder fort.

Beschreibung. Oberschnabel gelbgrün, an der Wurzel roth, Unterschnabel gelb (im Herbst der Oberschnabel olivengrün mit brauner Spitze); Augenstern braun; Füße gelbgrün; Stirn, Augenbrauen, Kehle und Hals bleigrau; Kopfseiten aschgrau, schwarz gezeichnet; Oberkörper olivenbraun; alle Federn in der Mitte schwarz und mit vielen weißen kleinen Flecken und feinen Strichen; Brust und untere Theile olivenfarbig mit grauem Anflug und weißer Zeichnung (mit rundlichen Flecken an der Brust und mit Quer=

---

1) Wir haben es immer, wenn es nicht sehr fett war, äußerst trocken, und zu jeder Zeit von einem nicht angenehmen fisch= oder thranähnlichen Geschmack gefunden. T.

2) Latham, Ind. ornith., II, 772, sp. 19. Naumann's Vögel, III, 155. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 635, §. 4. Fulica naevia: Gmelin, Syst. Linn., I, 701, sp. 16 (junger Vogel).

strichen an den Flanken); zwei mittlere Schwanzfedern weiß gerandet; untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge $7^1/_2$—$8^1/_2$″ (mannbares Männchen und sehr alte Vögel beiderlei Geschlechts).

Beim eben mannbar gewordenen Weibchen Schnabelwurzel weniger roth; das Bleigrau an Kehle und Hals nicht so ausgebreitet; an den Kopfseiten braune Flecken.

An Jungen vor der Mauser: Kehle weißgrau mit weißen Flecken, oder weißlich mit bräunlichen Schmitzen; untere Theile mit weit mehr kleinen Flecken als bei den Alten; untere Schwanzdeckfedern hellbraun.

Nach Naumann und nach eigener Wahrnehmung hier der Zusatz: Beim alten Männchen erscheinen (im Frühling) die Wangen und ein Strich durch die Augen bis zur Schnabelwurzel hellbraun, letzterer sehr fein weiß punktirt; der Schnabel wird oben und unten von verloschen schwarzem Gefieder begrenzt.

Das punktirte Rohrhuhn gehört in unsern Gegenden nicht zu den häufig vorkommenden, aber ebenso wenig zu den wirklich seltenen Vögeln. Da es sich sehr versteckt hält und schwer zur Veränderung des Orts im Fluge zu bringen ist, weil ihm diese Bewegung schwer wird, die hingegen im Lauf, selbst im dichtesten Riedgrase, sehr behende von statten geht, so wird es gar leicht und oft lange übersehen.

Wenn es an seinem Aufenthaltsort, in Gewässern, Sümpfen und Gräben, die stark mit Rohr, Schilf, Riedgras, Weidig oder anderm Gesträuch besetzt sind, nicht beunruhigt wird, so bezeigt es sich ebenso munter wie alle seine Gattungsverwandten, trägt den Kopf aufrecht und schnippt mit dem Schwanz häufig aufwärts. Oft und leicht läuft es über Wasserpflanzen und gleichsam auf dem Wasser hin, wobei es unablässig mit den Flügeln flattert; auch schwimmt es gut, aber nicht gern, meist nur im Nothfall.

Es gibt einen helltönenden Laut aus, welchen Bechstein durch Girk, girk! ziemlich treffend bezeichnet.

Insekten, Schneckchen, feine Sumpf- und Wasserkräuter und deren Samen machen abwechselnd die Nahrung desselben aus. Zur Verdauungsbeförderung dienen verschluckte Quarzkörner. Als Stubenvogel kann es, wie der Wiesenschnarrer, mit in Milch geweichter Semmel und mit Hirsekörnern leicht und lange erhalten werden.

Das Gelege des Weibchens besteht aus sieben bis zwölf [1]) röthlichgelben,

---

1) Naumann, a. a. O., macht hierbei eine für Vogeleiersammler nicht unwichtige Bemerkung. Ich theile sie auszugsweise mit. „In großen Brüchern (Sümpfen), wo Eier vieler daselbst ihr Geheck machenden Sumpfvögel gesammelt und dann für Kiebitzeier verkauft zu werden pflegen, findet man oft in einem Nest die doppelte, ja dreifache Zahl von Eiern derselben oder verschiedener Art. Es sind dies solche, welche, von den sammelnden Knaben als schon bebrütet erkannt, aus Muthwillen

rothbraun gesprenkelten und graubraun gefleckten Eiern. Man findet dasselbe in einem auf Grashügelchen, oder im Schilf und Rohr stehenden Nest, welches aus dürrem Grase, dessen Spitzen, oben zusammengezogen, eine Art von Nesthaube bilden, gebaut ist.

Nach Bechstein und Naumann soll das Wildbret dieser Vögel von vortrefflichem Geschmack und im Herbst sehr stark mit Fett belegt sein.

§. 4. Das Zwergrohrhuhn (Ortygometra pusilla *Leach.*, Gallinula pusilla *Bechst.*, kleines Meerhuhn, kleines Wasserhühnchen, kleine Wasserralle, kleiner Sumpfschnerz)[1]) ist in den östlichen Theilen von Europa und im südlichen Rußland einheimisch und häufig. Nach Deutschland kommt es im April und zieht, nachdem es sein Geheck gemacht, im September und October wieder ab. Es gehört bei uns zu den seltenern Vögeln.

Beschreibung. Schnabel grasgrün, an der Wurzel schmuzig pfirsichblütenfarbig; Augenstern roth; Füße gelblichgrün; Kehle, Augenbrauen, Wangen, Seitenhals, Brust und Bauch aschblau; Oberkörper olivenbraungrau, alle Federn in der Mitte schwarzbraun, auf dem Oberrücken ein großer schwarzer, einzeln weißgestrichelter Fleck; Flanken und After mit undeutlichen schwarzen und weißen Streifen; untere Schwanzdeckfedern schwarz mit weißen Querbinden. Länge beiläufig 7″, selten 3‴ darüber (altes Männchen).

Beim mannbaren Weibchen nur die Augenbrauen und Wangen rein aschblau; Kehle weißlich; Vorderhals, Brust und Bauch rostgrau; äußere Fahnen der Schwanzdeckfedern braungelb schattirt.

An den Jungen Augenbrauen weiß; Wangen, Kehle und der ganze Hals weißlich und, wie die weißbräunliche Brust, undeutlich mit Grau durchwellt; Oberkörper hellbraun, sehr einzeln weißgefleckt; Flanken braun mit weißen Querstreifen.

Die Lebensweise dieses niedlichen Vogels ist ganz dieselbe wie die des punktirten Rohrhuhns; dadurch unterscheidet es sich indessen doch von jenem, daß es sich nur in großen Rohrteichen, in Sümpfen bei uns niemals, aufhält.

Seinen Laut, der ungefähr wie Krick, krick, krick! ertönt, vernimmt man meist nur dann, wenn das Weibchen Junge hat und sie zusammenlockt.

---

in andere Nester gelegt werden. Man lasse sich daher nicht irreführen, wenn man in einem Rohrhuhnnest 15—18, in einem Streitknellennest, welches — wie dies bei allen zu den Linné'schen Gattungen Scolopax und Tringa gehörigen Vögeln der Fall ist — eigentlich nie ein Gelege enthält, das aus mehr als 5 Eiern besteht, 7—8 Eier gleicher oder verschiedener Art findet. Die Mehrzahl kam sicher auf vorgedachte Weise hinzu." W.

1) Naumann's Vögel, III, 159. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 687, §. 5. Rallus pusillus: Pallas, Reisen, III, 700. Poule d'eau naine: Temminck, Man. d'ornith., S. 447.

strichen an den Flanken); zwei mittlere Schwanzfedern weiß gerandet; untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge $7\frac{1}{2}$—$8\frac{1}{2}$″ (mannbares Männchen und sehr alte Vögel beiderlei Geschlechts).

Beim eben mannbar gewordenen Weibchen Schnabelwurzel weniger roth; das Bleigrau an Kehle und Hals nicht so ausgebreitet; an den Kopfseiten braune Flecken.

An Jungen vor der Mauser: Kehle weißgrau mit weißen Flecken, oder weißlich mit bräunlichen Schmitzen; untere Theile mit weit mehr kleinen Flecken als bei den Alten; untere Schwanzdeckfedern hellbraun.

Nach Naumann und nach eigener Wahrnehmung hier der Zusatz: Beim alten Männchen erscheinen (im Frühling) die Wangen und ein Strich durch die Augen bis zur Schnabelwurzel hellbraun, letzterer sehr fein weiß punktirt; der Schnabel wird oben und unten von verloschen schwarzem Gefieder begrenzt.

Das punktirte Rohrhuhn gehört in unsern Gegenden nicht zu den häufig vorkommenden, aber ebenso wenig zu den wirklich seltenen Vögeln. Da es sich sehr versteckt hält und schwer zur Veränderung des Orts im Fluge zu bringen ist, weil ihm diese Bewegung schwer wird, die hingegen im Lauf, selbst im dichtesten Riedgrase, sehr behende von statten geht, so wird es gar leicht und oft lange übersehen.

Wenn es an seinem Aufenthaltsort, in Gewässern, Sümpfen und Gräben, die stark mit Rohr, Schilf, Riedgras, Weidig oder anderm Gesträuch besetzt sind, nicht beunruhigt wird, so bezeigt es sich ebenso munter wie alle seine Gattungsverwandten, trägt den Kopf aufrecht und schnippt mit dem Schwanz häufig aufwärts. Oft und leicht läuft es über Wasserpflanzen und gleichsam auf dem Wasser hin, wobei es unablässig mit den Flügeln flattert; auch schwimmt es gut, aber nicht gern, meist nur im Nothfall. Es gibt einen helltönenden Laut aus, welchen Bechstein durch Girk, girk! ziemlich treffend bezeichnet.

Insekten, Schneckchen, feine Sumpf- und Wasserkräuter und deren Samen machen abwechselnd die Nahrung desselben aus. Zur Verdauungsbeförderung dienen verschluckte Quarzkörner. Als Stubenvogel kann es, wie der Wiesenschnarrer, mit in Milch geweichter Semmel und mit Hirsekörnern leicht und lange erhalten werden.

Das Gelege des Weibchens besteht aus sieben bis zwölf [1]) röthlichgelben,

---

1) Naumann, a. a. O., macht hierbei eine für Vogeleiersammler nicht unwichtige Bemerkung. Ich theile sie auszugsweise mit. „In großen Brüchern (Sümpfen), wo Eier vieler daselbst ihr Geheck machenden Sumpfvögel gesammelt und dann für Kiebitzeier verkauft zu werden pflegen, findet man oft in einem Nest die doppelte, ja dreifache Zahl von Eiern derselben oder verschiedener Art. Es sind dies solche, welche, von den sammelnden Knaben als schon bebrütet erkannt, aus Muthwillen

damit ebenso oft, als es mit dem im Gang etwas ausgebreiteten Schwanz wippt. Bei diesem Wippen werden jederzeit die weißen Afterfedern wahrnehmbar, und dies ist ein sicheres Unterscheidungszeichen von allen andern Vögeln, welche man an dem Aufenthaltsort dieses Rohrhuhnes herumschwimmen sieht.

Sein Flug ist schwerfällig. Bei der fliegenden Bewegung auf kurze Strecken hängen die langen Ständer fast senkrecht herunter; wird sie weit fortgesetzt, so streckt dieses Rohrhuhn, wie die schwarze Hurbel (Kapitel 23), solche fast horizontal gerichtet, nach hinten hinaus. Herausgejagt, besonders wenn es Junge hat, läuft es auch ganze Strecken über den Wasserspiegel hin, wobei es mit schnellem Flügelschlag sich forthilft. Den Tag über sitzt dieser Vogel selten ruhig, sondern ist fast immer mehr im Schwimmen als im Gange mit dem Aufsuchen und Aneignen von Nahrungsmitteln beschäftigt. Abends bei guter Zeit begibt er sich auf um- und gegeneinandergeknickte Schilfstengel oder auf den untersten Zweigen des am Wasserrand stehenden Gesträuchs zur Ruhe, außer in der Zugzeit, während welcher man, wenn die auf einem Teich (Weiher) befindlichen Alten und Jungen gegen Abend unstet herumflattern, auf sehr baldige Abreise schließen kann. Ihre Wanderung treten sie zur Nachtzeit gemeinsam an, und man vernimmt, wenn sie auf derselben begriffen sind, den helltönenden Locklaut, welchen Naumann ziemlich treffend durch Kekeke, kih! bezeichnet. Eben dieses Gelock, ingleichen ein kurz abgebrochenes Keck! oder Sikäh! hört man auch in der Paarzeit am Tage vom Männchen oft, wenn das Weibchen sich von ihm entfernt hat. Der Angstlaut oder der Warnungslaut für Alt und Jung bei eintretender Gefahr erklingt fast wie Kerr, tettet!

Streitsüchtig sind nur die Männchen zu Anfang der Paarzeit im April. Diese jagen sich auf dem Teiche, wo ein Weibchen seinen Wohnsitz genommen hat, so lange unablässig herum, kämpfen auch in ihrer Art recht ernstlich, indem sie, von der Seite sich angreifend, mit dem obenerwähnten Stachel aufeinander losfahren, und so lange um den ungetheilten Besitz des Weibchens streiten, bis der schwächere Theil den Teich räumt.

Das Pärchen macht dann sogleich Anstalt zum gemeinschaftlichen Bau eines, im dichtesten Schilf aus trockenen Binsen und Halmen unordentlich aufgehäuften und zusammengeflochtenen, flachen Nestes. [1]) Das Gelege besteht aus fünf bis acht olivengrünen, nach Temminck weißgrauen, mit einzelnen rothbraunen, zuweilen auch violetten Flecken besetzten, nach Temminck mit

1) Der Verfasser fand oder sah ein Nest dieses Vogels nie selbst. Er folgt daher in Rücksicht der Nestconstruction der Mehrheit der Stimmen, namentlich eines Naumann, Meyer und Temminck, muß es jedoch unentschieden lassen, ob diese recht hat, oder Bechstein, nach welchem das Nest groß, schön und korbförmig sein soll. W.

kleinen, röthlichen Flecken besäeten Eiern. Nach Naumann sollen diese von den Alten wechselsweise drei Wochen bebrütet werden. Die ausgeschlüpften Jungen folgen, sobald sie im Neste abgetrocknet sind, den Alten auf das Wasser, lassen sich von jenen anfänglich kleine Wasserinsekten und Spitzen von zarten Wasserkräutern vorlegen, nehmen diese Nahrung ihnen anfänglich auch aus der Schnabelspitze weg. Haben sie die Größe einer Wachtel erlangt, so werden sie von den Alten nicht nur nicht mehr mit Nahrung versorgt, sondern auch mit unerbittlicher Strenge, selbst unter fühlbarer Züchtigung durch Flügelschläge und ohne alle Beachtung der lautesten Klagen, zum Selbstaufsuchen derselben angehalten.

Diese Strenge, zu welcher die Alten durch den Trieb, ihr zweites Geheck zu machen, gezwungen werden, hat jedoch weder auf Kindes- noch Geschwisterliebe nachtheiligen Einfluß. Vielmehr bleiben die Jungen des ersten Gehecks während der zweiten Brütezeit in der Nähe der Alten und theilen mit ihnen, wenn die Jungen dieses gewöhnlich weniger zahlreichen Gehecks ausgeschlüpft sind, die Sorgen des Ernährungs- und Erziehungsgeschäfts treulich. Oft schwimmt daher hinter oder zwischen zwei Jungen des ersten Gehecks ein ganz schwaches (kleines) des zweiten. Diesem wird dann von jenen, auch nicht minder von den sämmtliche junge Familienglieder nun führenden Alten, alles zur Nahrung Taugliche, was sich vorfindet, bis zu dem Zeitpunkt dargereicht, wo Selbstversorgung ihm möglich ist. [1])

Die ganze Familie tritt endlich die Herbstreise im geselligen Verein an. Naumann vermuthet nicht ohne Grund, daß Spätlinge des zweiten Gehecks vorzüglich es sind, die bei uns zuweilen überwintern, daß aber diese leicht ein Opfer unserer Winter werden mögen.

Auch diese Rohrhuhnart nährt sich, wie aus dem Vorhergehenden hervorgeht, im freien Zustand von Insekten, Würmern und Wasserkräutern, sowie, wenn sie Vollwüchsigkeit erlangt hat, vom Samen dieser Kräuter. In der Gefangenschaft nimmt das grünfüßige Meerhuhn Brot, Gerste, Fleisch und andere Abgänge vom Tisch bald an und besteht dabei gut, wenn es ihm nur an frischem Wasser nie mangelt.

Das Wildbret desselben fand der Verfasser zwar eßbar, keineswegs aber besonders wohlschmeckend. Wenn das Rupfen gut von statten gehen soll, so tauche man den Vogel, gleich nachdem er geschossen und noch warm ist, einigemal in kaltes Wasser; man brühe ihn nicht etwa, wie das zahme Huhn, denn das Gefieder haftet nach dem Brühen um desto fester.

---

1) Vgl. Naumann's Vögel, III, 141. Der Verfasser glaubte, obige in der That interessante Wahrnehmung, welche sein wackerer Gewährsmann unter besonders günstigen örtlichen Verhältnissen zu machen Gelegenheit hatte, den Lesern dieses Handbuchs nicht vorenthalten zu dürfen. W.

§. 6. Nur für den **Wiesenschnarrer** (Wachtelkönig) gibt es eine eigene Jagdbetriebsart. In der Paarzeit nämlich folgt das Männchen aus Eifersucht dem scharf schnarrenden Locklaut. Dieser kann durch sanftes Blasen auf einem breit vor den Mund gehaltenen, mit Papier durchflochtenen, mäßig weitzähnigen Haarkamm sehr täuschend nachgeahmt werden. Der hierin hinlänglich geübte Jäger darf sich daher nur da, wo er jenen Laut vom Vogel vernimmt, gegen Abend hinter einem Strauch leidlich verborgen anstellen und auf vorbesagte Weise in abgebrochenen Sätzen locken, so wird er bald an der zitternden Bewegung des Grases oder Schilfes wahrnehmen, von woher die Annäherung des Wiesenschnarrers erfolgt. Dann mache er sich schußfertig, wähle eine Lücke im Grase oder Schilfe, über welche der Vogel beim fernern Näherkommen auf den Ruf weglaufen muß, zum Zielpunkt und schieße, sobald jener die Lücke betritt.

Wem diese Methode zu langweilig oder unbelohnend erscheint, der suche zu Anfang des Monats Juni in den Abendstunden, weil zu dieser Tageszeit der Wiesenschnarrer erfahrungsmäßig williger auffliegt als sonst, die Gegend, wo dessen Laut vorher vernommen wurde, mit dem Hühnerhund ab und schieße im Fluge.

Gemeiniglich erfolgt jedoch die Erlegung gelegentlich, beim Betrieb der Sumpfschnepfen- und Rebhühnerjagd; auch wird bei diesen Jagden mancher, besonders der junge Wiesenschnarrer, vom raschen Hühnerhund gefangen.

Gewöhnlich macht der Vogel diesem durch sein anhaltendes Hin- und Herlaufen viel zu schaffen, und der Hund wird dabei, wenn er überall die Witterung des Wachtelkönigs in die Nase bekommt, die Stelle, wo er sich im dichten hohen Grase gedrückt hat, aber nicht ausmachen kann, oft so verwirrt, daß er bald vorsteht, bald Kreuz- und Quersprünge thut, bald mit der Nase zu Boden fährt und überhaupt nicht weiß, was er beginnen soll, um das, was er vernimmt, auszumachen.

Führt man daher einen jungen, noch nicht ganz festen Hund, so muß derselbe in Fällen von gedachter Art sogleich abgenommen werden; denn er möchte, besonders wenn er einmal einen Wachtelkönig zufällig finge, bald auch vor Hühnern und Hasen nicht mehr feststehen wollen und bald eine **tiefe Suche** annehmen.

Der von andern angerühmte Fang in **Wachtelsteckgarnen** kann, meines Erachtens, im Herbst selten gelingen, weil der Wachtelkönig überhaupt nicht weit vorwärts, sondern nur auf einem kleinen Bezirk, in den verschiedenartigsten Wendungen umherläuft.

Eher möchte er sich vermittels dieses Fangapparats in der Paarzeit zur Abendzeit berücken lassen, wenn die Steckgarne vor dem Orte, wo sich der

kleinen, röthlichen Flecken besäeten Eiern. Nach Naumann sollen diese von den Alten wechselsweise drei Wochen bebrütet werden. Die ausgeschlüpften Jungen folgen, sobald sie im Neste abgetrocknet sind, den Alten auf das Wasser, lassen sich von jenen anfänglich kleine Wasserinsekten und Spitzen von zarten Wasserkräutern vorlegen, nehmen diese Nahrung ihnen anfänglich auch aus der Schnabelspitze weg. Haben sie die Größe einer Wachtel erlangt, so werden sie von den Alten nicht nur nicht mehr mit Nahrung versorgt, sondern auch mit unerbittlicher Strenge, selbst unter fühlbarer Züchtigung durch Flügelschläge und ohne alle Beachtung der lautesten Klagen, zum Selbstaufsuchen derselben angehalten.

Diese Strenge, zu welcher die Alten durch den Trieb, ihr zweites Geheck zu machen, gezwungen werden, hat jedoch weder auf Kindes- noch Geschwisterliebe nachtheiligen Einfluß. Vielmehr bleiben die Jungen des ersten Gehecks während der zweiten Brütezeit in der Nähe der Alten und theilen mit ihnen, wenn die Jungen dieses gewöhnlich weniger zahlreichen Gehecks ausgeschlüpft sind, die Sorgen des Ernährungs- und Erziehungsgeschäfts treulich. Oft schwimmt daher hinter oder zwischen zwei Jungen des ersten Gehecks ein ganz schwaches (kleines) des zweiten. Diesem wird dann von jenen, auch nicht minder von den sämmtliche junge Familienglieder nun führenden Alten, alles zur Nahrung Taugliche, was sich vorfindet, bis zu dem Zeitpunkt dargereicht, wo Selbstversorgung ihm möglich ist. [1])

Die ganze Familie tritt endlich die Herbstreise im geselligen Verein an. Naumann vermuthet nicht ohne Grund, daß Spätlinge des zweiten Gehecks vorzüglich es sind, die bei uns zuweilen überwintern, daß aber diese leicht ein Opfer unserer Winter werden mögen.

Auch diese Rohrhuhnart nährt sich, wie aus dem Vorhergehenden hervorgeht, im freien Zustand von Insekten, Würmern und Wasserkräutern, sowie, wenn sie Vollwüchsigkeit erlangt hat, vom Samen dieser Kräuter. In der Gefangenschaft nimmt das grünfüßige Meerhuhn Brot, Gerste, Fleisch und andere Abgänge vom Tisch bald an und besteht dabei gut, wenn es ihm nur an frischem Wasser nie mangelt.

Das Wildbret desselben fand der Verfasser zwar eßbar, keineswegs aber besonders wohlschmeckend. Wenn das Rupfen gut von statten gehen soll, so tauche man den Vogel, gleich nachdem er geschossen und noch warm ist, einigemal in kaltes Wasser; man brühe ihn nicht etwa, wie das zahme Huhn, denn das Gefieder haftet nach dem Brühen um desto fester.

---

1) Vgl. Naumann's Vögel, III, 141. Der Verfasser glaubte, obige in der That interessante Wahrnehmung, welche sein wackerer Gewährsmann unter besonders günstigen örtlichen Verhältnissen zu machen Gelegenheit hatte, den Lesern dieses Handbuchs nicht vorenthalten zu dürfen. W.

Rhein stattfinden kann, da wird, wie dies dort der Fall wirklich ist, das grünfüßige Rohrhuhn — aber auch nur dieses — öfters gelegentlich mitgebeckt werden. [1])

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Hurbel oder das Wasserhuhn.

Fulica atra *L.*

§. 1. Die Hurbel oder das Wasserhuhn gehört wie die vorhergehenden Gattungen zu der Familie der Rallen (Rallidae), der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores).

§. 2. Die schwarze Hurbel oder das schwarze Wasserhuhn (**Fulica atra** *L.*, Bläßhuhn, Bläße, Bläßente, Bläßgieker, schwarzes Rohrhuhn, Moorhuhn, Timphahn, Zapp, Zopp)[2]) bewohnt ganz Europa, das nördliche Asien und Nordamerika. In Deutschland kommt sie als Zugvogel im Frühling zeitig und paarweise an, macht ihr Geheck und geht im Herbst dann erst wieder fort, wenn die Nachtfröste stark werden. Bisweilen überwintert sie auch da, wo warme Quellen oder stete Bewegung des Wassers das Zugefrieren verhindern. [3])

Beschreibung. Schnabel weiß, mit ganz schwachem röthlichen Schein gegen die Wurzel hin; Augenstern dunkelroth (karmoisinroth); Füße braungrau grünlich überlaufen mit gelblichen oder rothgrünlichen Kniebändern. Stirnplatte reinweiß, am obern Ende sehr, beim Männchen mehr als beim Weibchen, ausgebreitet; Kopf und Hals tiefschwarz; Oberleib schieferschwarz; Unterleib aschblau. Länge 15—16½″ (Alte).

An Jungen, wenn sie die Wollfedern verloren haben und bis zur ersten Mauser, ist die Stirnplatte wenig merklich und wie der Schnabel und die Füße graulich olivengrün; Oberkörper olivenbraun; Kehle und ganzer Unterkörper schmuzig weißgrau.

---

1) Vgl. das Kapitel „Wilde Enten“. W.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 702, sp. 2. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, IV, 511, Nr. 1; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 137. Meyer, Taschenbuch, II, 423. Naumann's Vögel, III, 145. Temminck, Man. d'ornith., S. 454.

3) Kaum wird es glaublich sein, daß es zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts dem gemeinsten Jäger noch habe unbekannt sein können, daß das schwarze Wasserhuhn in der Regel ein Zugvogel sei; und doch ist es Thatsache, daß einem Jagdbedientesten von meiner Bekanntschaft, welcher im Monat Januar 1807 zwei dieser Vögel, die er zufällig auf einer offen gebliebenen Stelle antraf, schoß und, weil er wußte, daß das Wildbret zu den Fastenspeisen gerechnet werde, zur Hofküche ablieferte, von der höchsten Jagdstelle die gemessenste Verordnung zuging: „a dato an allwöchentlich mindestens zwei Vögel dieser Art einzusenden“. W.

Jäger, um ihn vermittels des Kammes zu locken, angestellt hat, winkelig angebracht würden.

Daß der Tiras, nach der Meinung anderer Schriftsteller, mit Nutzen gebraucht werden könne, bezweifelt der Verfasser, weil der damit überzogene Wachtelkönig sicher nicht aufsteht und, wenn er auch gedeckt wäre, weder im Grase noch unter Schwaden so schnell ausgenommen werden könnte, als er sich laufend entfernen würde. Mislungene Versuche mit angerathenen Fangarten machen den Jäger verdrießlich und für andere noch nicht erprobte Fälle mistrauisch, daher es immer zweckmäßiger für ihn ist, sich nur jener Methoden zu bedienen, die ihm als erfolgreich selbst einleuchten.

Die Erlegung der übrigen Rohrhühnerarten mit Schießgewehr beschränkt sich auf den Zufall, inwiefern derselbe bei der Wasser- oder bei der Sumpfjagd eintritt, oder wenn der Jäger bei der Begehung der Teich- und Seeränder Gelegenheit findet, auf geringe Schußweite unbemerkt hinanzuschleichen. Immer aber wird er, vorzüglich beim grünfüßigen Meerhuhn, welches zu den behendesten Tauchern gehört, den Zeitpunkt abzuwarten haben, wo der Vogel ihm den Rücken zuwendet, oder wo derselbe auf einer so seichten Wasserstelle sich befindet, daß das Tauchen ihn nicht retten kann. Der sicherste Ausweg ist jedoch, wie in jedem andern Fall, wo es darauf ankommt, Vögel, die sehr behende tauchen, zu schießen, hierzu der Doppelflinte sich zu bedienen, beim ersten Schusse den Vogel nicht nur nicht auf dem Korn aufsitzen zu lassen, sondern beiläufig eine Hand breit vor dem Vogelkörper auf das Wasser zu halten. Zwar mislingt, wenn nicht von hinten geschossen wird, dieser Schuß in den meisten Fällen; bleibt man aber mit dem andern Lauf schußfertig, und benutzt der geübte, rasche Schütze den Zeitpunkt, wo der Vogel, welcher beim ersten Schuß durch das Tauchen sich rettete, um Luft zu schöpfen, an einer nicht weit entfernten Stelle, nur eben mit dem Kopf aus dem Wasser hervorkommt, zum Anbringen des zweiten Schusses, so wird dieser beim richtigen Auffassen des Zielpunktes in der Regel ein Treffer sein, weil der Vogel aus Mangel an Athem nicht sogleich, wenigstens nicht so schnell wieder tauchen kann.

Der Verfasser darf diesen noch nicht allgemein bekannten Kunstgriff, als von ihm sehr oft mit glücklichem Erfolg erprobt, empfehlen.

Dem von Naumann und von andern Schriftstellern bei allen Rohrhühnern als anwendbar gerühmten Fange mit Garnsäcken und Steckgarnen glaubt der Verfasser das Wort nicht reden zu dürfen; denn wenn die Möglichkeit des Gelingens der Analogie nach zwar nicht ganz abzuleugnen ist, so beschränkt sich doch dieses Gelingen gewiß nur auf höchst einzelne Fälle, sodaß Zeit und Mühe nicht belohnt werden können.

Wo übrigens der Entenfang mit Schlagnetzen in der Art wie am

Die schwarze Hurbel gehört zu den schüchternen Vögeln, aber keineswegs zu den scheuen.

Sie sucht bei ihrer Ankunft im Frühling, wie es scheint, alljährlich denselben Wohnort wieder auf, wozu sie Teiche von geringer und mittler Flächenausdehnung lieber auswählt als sehr große, immer aber nur solche, deren klarer Wasserspiegel mit einem nicht allzu schmalen Schilf- oder Rohrrand eingefaßt ist. Dort verweilen die gepaarten Männchen und Weibchen mit ihren Jungen vom Jahre bis gegen den Eintritt der Mauserzeit im Monat August. Dann ziehen sie mit mehr oder weniger Familien von ihresgleichen auf in der Nachbarschaft belegene große Seen oder Teiche [1]) sich zusammen, mausern sich aus und treten im November, früher oder später, je nachdem Eisfröste einfallen, alle in einer Nacht die Herbstwanderung an, auf welcher sie scharenweise in Italien anlangen und dort den Fischern vermittels besonderer, hierzulande nicht bekannter Fangmethoden, in Menge zur Beute werden.

An dem Sommeraufenthaltsort bauen beide Gatten gemeinschaftlich ein kunstloses, großes Nest aus grünen und trockenen Rohr-, Schilf- und Binsenstengeln an den Stellen, wo mehr nach der Wasserseite als nach der Landseite hin das Rohr und Schilf am dichtesten steht, auf eine aus dem Wasser hervorragende Kufe, auf Rohrsturzel oder umgeknickte Schilfstengel. In seltenern Fällen findet man es auch auf dem Wasser schwimmend und dann, wie bei den Tauchern, an dem umstehenden Gestengel fest angeheftet. Noch seltener, aber doch zuweilen, soll nach Naumann durch gegen- und übereinandergeknickte Schilfstengel das Nest behaubt werden.

Das Gelege besteht gemeiniglich aus sieben bis acht, seltener aus neun bis zwölf, höchst selten aus dreizehn bis funfzehn bräunlichweißen, roth und blaubraun punktirten und bespritzten Eiern, welche von beiden Gatten gemeinschaftlich, nach Bechstein und Naumann, binnen drei Wochen ausgebrütet werden. An den ausgeschlüpften Jungen erscheint in der frühesten Lebensperiode der Schnabel an der Wurzel roth, nach vorn zu, wie die noch kleine Bläße, weißlich, der ganze Körper mit schwarzem wolligen Flaum bedeckt, aus welchem am Kopfe, Halse, zwischen den Schultern und an der Brust brennend karminrothe haarartige Verlängerungen hervorstehen. Sie halten sich, bis sie flügge geworden sind und dann das obenbeschriebene Federkleid der Jungen vor der ersten Mauser angelegt haben, stets verborgen.

---

1) Wird ein solcher Teich der Fischerei wegen abgelassen, so folgen alle auf demselben befindliche Hurbeln dem nach und nach sich vermindernden Wasser bis zum sogenannten Kessel (die größte Vertiefung im Teich, welche nie ganz wasserleer wird), um welchen herum sie dichtgedrängt beisammensitzen bleiben und dann ihre Schüchternheit so ganz verleugnen, daß man ohne alle Vorsicht und Bedeckung bis auf Flintenschußweite herangehen und viele auf einen Schuß erlegen kann. W.

Nach der Mauser und bis zur Mannbarkeit die Stirnplatte immer noch nicht reinweiß und nicht vollständig breit; Kopf und Hals tiefschwarz; Oberkörper dunkel aschblau glänzend; Unterkörper aschgrau, oft röthlich überlaufen; Kniebänder entweder fehlend oder röthlichgelb.

Sein Gang ist unbeholfen, deshalb sieht man ihn überhaupt nicht oft auf dem Trocknen, noch weniger den Ort, wo er sitzt, gehend verlassen; sein Flug ist schwerfällig, darum erhebt er sich immer ungern und nie hoch in die Luft. Meist flattert er, wenn er aufgejagt wird, dicht über dem Wasserspiegel hin, wobei die Ständе senkrecht herunterhängen; streicht er aber von einem Teich zum andern, so geschieht dies gewöhnlich in einer Höhe von beiläufig 15—20′ über der Wasser- oder Erdfläche, wobei die Ständer hinterwärts ausgestreckt erscheinen. Im Schwimmen ist er Meister; auch taucht er, doch ohne äußere Veranlassung nur im Frühling, ehe die Wasserpflanzen hervorkommen, zu jeder andern Zeit nur in dringender Gefahr, immer aber mit mehr Geräusch und größerer Anstrengung als andere Tauchvögel, denn er plumpt sozusagen über Kopfs in das Wasser hinein. Er kann indessen nur kurze Zeit unter dem Wasser aushalten, ohne Luft zu schöpfen.

Nach dem, was über die Beweglichkeit der schwarzen Hurbel eben gesagt worden, bleibt deren sicherstes Rettungsmittel aus wirklicher oder vermeintlicher Gefahr das Schwimmen. Ruckweise schwimmend eilt sie daher, wenn ein Mensch oder Hund ihr unbehutsam oder zudringlich sich nähert, bis zu einer Ferne, aus welcher ihr nichts anzuhaben ist, auf dem blanken Wasserspiegel hinaus auf die Blänke, wo sie, mit dem Kopf nickend, in kleinen Kreisen sich herumbewegt, ohne den Ort wesentlich zu verändern; bei drängenderer Gefahr, besonders wenn sie einen Raubvogel wahrnimmt, dessen Erscheinung sie sogleich ihren Kameraden laut schreiend kundthut, sucht sie eilig das Schilf zu erreichen.

So friedlich und ruhig mehrere, oft viele Familien dieser Art zu andern Zeiten auf einem Teich sich gegeneinander betragen, so streitsüchtig bezeigen sich um den Besitz eines Weibchens die Männchen im zeitigen Frühling, indem sie mit gebücktem Kopf und Nacken erst umeinander herumschwimmen und dabei oft mit dem Schnabel knappen, dann blitzschnell aufeinander losfahren und mit Schnabel und Flügeln sich angreifen.

Ihr Lock- und sozusagen Unterhaltungslaut, den man vernimmt, wenn der Vogel in Ruhe ist, zu allen Zeiten, vorzüglich oft aber kurz vor dem Wegzug und auf der Reise, welche sämmtliche einen Teich bewohnende Individuen und Familien flugweise vergesellschaftet zur Nachtzeit machen, besteht in einem ziemlich hell ertönenden, kurz abgestoßenen Küw-kew! In Warnungslaut gehen eben diese Töne über, wenn sie schnell hintereinander wiederholt werden und mit einem lauten Pitzen abwechseln.

Teich in die Enge und schießt sie dann im Fortflattern oder Fliegen", oder „man schlägt sie (wie dies, nach Naumann, auf dem süß- und auf dem salzwässerigen See bei Eisleben von Fischern an windstillen und sonnenhellen Tagen geschehen soll), wenn sie in der Mauser liegen (dann die Zusammengetriebenen in der Angst tauchen und unter dem Wasser hinstreichend beobachtet werden, im Moment des Wiederemporkommens), mit dem Ruder oder mit Prügeln todt", so erscheint dem Verfasser jene Jagdbetriebsmethode [1]) für die auf den Treibkähnen vertheilten Schützen, indem sie nicht anders als in der Richtung gegeneinanderschießen können, als eine höchst gefährliche und aus diesem Grund nicht zulässige, diese Massacre aber ein allenfalls dem Fischer, keineswegs aber dem rechtlichen Jäger geziemender Fangkniff, den Naumann, wol nicht mit Fug, für eine sehr interessante Jagd ausgibt.

Noch muß der Verfasser bemerken, daß er kaum eines Falles sich entsinnen kann, wo es den Wasserhunden — der Verfasser selbst hat deren mehrere sehr gute besessen und gebraucht — gelungen wäre, eine in der Mauser liegende Hurbel ohne vorgängige Schußverwundung im Wasser zu fangen; oft hingegen geschah dies bei halbwüchsigen, bei Gelegenheit der Entenjagd im Monat Juli. Auf dergleichen Zufälligkeiten dürfte daher Naumann's angeblicher Hundefang zu beschränken sein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Steißfuß.

Podiceps *Lath.*

§. 1. Die verschiedenen Steißfußarten gehören zur Ordnung der Schwimmvögel (Natatores), zur Familie der Taucher (Colymbidae) und zwar zur Gruppe der Lappentaucher.

§. 2. Der gehäubte Steißfuß (Podiceps cristatus *Lath.*, Lorch, Zorch, Nerike, Greve, großer Haubentaucher) [2]) bewohnt die mit

---

1) Das Zutreiben in Kähnen ist am Neusiedlersee in Ungarn bei der Jagd vieler Wasservögel, besonders der Enten, Wasserhühner u. s. w., allgemein üblich und für Jäger und Treiber ohne Gefahr. Es ist die beste und ergiebigste Jagdmethode auf dieses Federwild, die ich kenne. T.

2) Latham, Ind. ornith., II, 781, Nr. 1. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 405. Laurop's und Fischer's Sylvan (1813), S. 47. (Die daselbst befindliche Naturgeschichte des obigen Steißfußes ist, nächst der von Naumann und Bechstein a. a. O. gelieferten, die vollständigste.) Temminck, Man. d'ornith., S. 462. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 742, §. 6; 746, §. 8.

Die Nahrung der Alten und Jungen besteht aus Würmern, Wasserinsekten und deren Larven, zarten Wasserpflanzen und deren Samen. Den Jungen wird selbige, bis sie halbflügge sind, erst aus dem Schnabel dargereicht, dann vorgelegt. Alte verschlucken zur Verdauungsförderung viele Quarzkörner und sollen auch nach Naumann nebst dem Laiche, jedoch nur äußerst selten, kleine Fischchen verschlucken.

Junge lassen sich in der Gefangenschaft auf eben die Weise wie das grünfüßige Meerhuhn erhalten.

Das Wildbret der schwarzen Hurbel wird als Fastenspeise von den Glaubensgenossen der römischen Kirche geschätzt. Der Verfasser fand den Geschmack desselben bei Jungen nicht sonderlich gut, bei Alten thranig, schlämmernd und übermäßig wildernd. Doch muß er bekennen, daß ihm zeither nur das Abhäuten als zur Geschmacksverbesserung beitragend bekannt war. Ebenjetzt lernt er folgende ihm neue Hülfsmittel zu jenem Zweck aus Bechstein's Werke kennen. [1])

„Man steckt dem Wasserhuhn beim Braten eine Möhre in das Waidloch, zieht selbige, wenn der Braten gar ist, heraus und wirft sie weg, weil sich in dieselbe der schlämmernde Geschmack meist gezogen hat.

„Um aber allen Wasserhühnern, Tauchern und Tauchenten diesen Geschmack zu benehmen, ist folgendes das beste Mittel:

„Man nehme auf die Wasserjagd ein Federmesser, einen Federkiel und etwas Bindfaden mit. Sobald ein solcher Vogel geschossen worden ist, schneidet man über jedem Knie und an der Kehle einen Ritz in die Haut, steckt den Federkiel hinein und bläst die ganze Haut auf. Zu Hause löst man die Haut, an welcher das Fett hängen bleibt, ab, und der Vogel hat den Fischgeschmack gänzlich verloren. Er muß aber noch warm sein, sonst bläst sich die Haut nicht gut auf. Beim bloßen Abhäuten vergeht der unangenehme Nebengeschmack nicht ganz.“ [2])

Die Eier sollen, nach Naumann, sehr wohlschmeckend sein; doch möchte die mit dem Aufsuchen derselben verbundene Mühe in unsern Gegenden kaum irgendwo gelohnt werden.

§. 3. Aus Erfahrung kann der Verfasser von einer andern Jagd- und Fangmethode, als die sind, deren er im vorhergehenden Kapitel, §. 6, als auf das grünfüßige Meerhuhn anwendbarer, Erwähnung gethan hat, hier durchaus nichts sagen.

Denn wenn Bechstein (Jagdzoologie, a. a. O.) sagt: „Man treibt sie im August und September mit Kähnen, auf denen Schützen sind, auf einem

---

1) Jagdzoologie (Erfurt und Gotha 1820), S. 513. W.

2) Von sehr gutem Geschmack ist das Wildbret, nachdem es ein bis zwei Tage in der Beize gelegen hat. T.

zugleich schnell und plätschernd auf das Wasser schlägt, sich in die Luft emporschwingen. Ist ihm dies gelungen, so fliegt er, mit fast horizontal und weit nach hinten ausgestreckten Ständern gerade fortstreichend, leicht und schnell. Er taucht ungemein behende, jedoch vermuthlich wegen des bei Ueberwindung des Widerstandes, welchen das Wasser gegen den Halskragen des Vogels beim Fortbewegen unter demselben leistet, verkürzten Athems nicht so lange als die Seetaucher (Colymbi) und Lummen (Uriae). Durch das Tauchen rettet er sich, bei der ihm eigenen Umsicht und Scheu, fast immer mit Glück aus jeder ihm drohenden Gefahr, bis auf eine Entfernung, aus welcher ihm nichts anzuhaben ist. Dort bleibt er dann ganz gemächlich und ruhig mit hochaufgerichtetem Halse auf dem Wasser sitzen, oder er schwimmt fast bis an die Schultern mit dem Körper unter Wasser — und dies haben alle übrige Gattungsverwandte mit ihm gemein — in kleinen Kreisen umher. Nur dann, wenn der Feind vorsichtig verborgen und geräuschlos bei wolkenlosem Himmel und gutem Wind von der Seite her sich zu nähern vermag, von welcher das Sonnenlicht auf den Vogel fällt und so ihn blendet, versäumt er es zuweilen, dieses Tauchrettungsmittels in zeiten sich zu bedienen.

Bei der Schwerfälligkeit seiner Gangbewegung verharrt er nicht nur den ganzen Tag über, sondern auch zur Nachtzeit auf seinem wahren Element, dem Wasser, sodaß er daselbst seine Nahrung ausschließlich sucht und selbst mit in die Höhe gezogenen Ständern und unter die Schulterfedern gestecktem Schnabel schläft.

Zu den geselligen Vögeln gehört er durchaus nicht. Er macht daher auch seine Wanderung vereinzelt. Erst im April in der Paarzeit schließt das Männchen an das Weibchen sich an. Befinden sich dann mehrere Paare auf einem und demselben Gewässer, so kommen sie sich doch selten anders zu nahe als dann, wenn Lärm oder Geräusch von den Uferseiten her sie auf der Mitte der Blänke zusammentreibt.

Beide Geschlechter geben gleichen Laut aus. Er besteht in einem in seiner Art tiefen, oft wiederholten Köck-köck-köck!, welchen gewöhnlich ein noch tieferes, weit hörbares Kraorrr, kraorrr! sich anschließt. Man vernimmt diesen Laut vor der Brütezeit fast immer von beiden Gatten zugleich, während derselben, wenigstens in der Nähe der Neststätte, nie.

Während der Paarzeit sieht man oft beide Gatten in einiger Entfernung voneinander auf dem blanken Wasserspiegel kreisend herumschwimmen. Das Männchen gibt dann als Gelock sein Köck, köck! langsam und stark articulirt aus. Unmittelbar darauf und in etwas höherm Ton antwortet ebenso das sich nähernde Weibchen. Je näher die begehrlichen Verliebten sich kommen, desto emsiger und hastiger ertönt jener Laut. Einander ganz

nahe, stellen sich beide auf dem Wasser senkrecht in die Höhe, und Brust an Brust, Bauch an Bauch gedrückt, wird der Begattungsact ohne merkliche Bewegung in sehr kurzer Zeit vollzogen. Daß dies geschehen sei, wird, nachdem die für den Moment Befriedigten sich wieder niedergelassen haben, durch ein bei beiden aus vollem Halse ertönendes Kraorrr, kraorrr zu wiederholten malen der Umgegend verkündet.

Gegen Ende des Monats April schreiten die Gatten zum gemeinschaftlichen Bau des großen, plumpen, wenig vertieften Nestes aus oft schon zur Hälfte verfaulten, vom schlammigen Boden heraufgeholten Wasserpflanzen. Die Stätte dazu wird da gewählt, wo das Schilf- und Rohr an den Rändern horstig und nicht dicht steht, und daselbst entweder auf die durch Abschneiden im vorhergehenden Herbst entstandene Schilfstoppel, oder öfter noch auf und in das Wasser gestellt, in diesem Fall aber an nahestehende Rohrstengel befestigt. Da hinein legt das Weibchen drei bis vier längliche Eier. Der Größe nach stehen sie zwischen den Tauben- und Haushühnereiern. Sie haben grünlichweiße Grundfarbe und sind braun oder bräunlichgelb gewölkt oder marmorirt. Nach Naumann sollen diese Flecken blos von dem beim öftern Ein- und Aussteigen haftenbleibenden Schmutz herrühren, bei den zuerstgelegten Eiern dunkler als bei den letzten sein und mit warmem Wasser leicht abgewaschen werden können.

Beide Gatten brüten, wie nach Naumann alle Steißfüße, abwechselnd und eifrig. [1]) So stark ist die Brutwärme, daß, obwol das Nest immer feucht, vom Wasser fast ganz durchdrungen ist, die Eier doch immer heiß sich erhalten und in drei Wochen, sagt man [2]), gemeiniglich bis auf eins ausgebrütet werden.

Den Eiern strebt vorzüglich die Rabenkrähe (Corvus corona) nach. Gegen diesen wie gegen jeden andern Feind aus der Klasse der Vögel vertheidigt die für ihr Gelege wie späterhin für die Jungen höchst zärtliche, ja sich selbst vergessende, besorgte Mutter sich wahrhaft heldenmüthig, öfter mit glücklichem als mit unglücklichem Erfolg.

Selbst die vorsichtigste Annäherung des Menschen gewahrt sie in der Brütezeit unfehlbarer noch als sonst, und sehr bald; dann bedeckt sie — wie sie und das Männchen, wenn sie ohne äußere Veranlassung vom Nest gehen, immer thun — mit hierzu schon bereitliegenden, oder schnell herbeigeschafften Materialien das Nest und entfernt sich eiligst, nachdem sie dem

1) Erwiesen ist es nicht. W.

2) Den Zusatz „sagt man" hält der Verfasser hier und bei den meisten wilden Vögeln für nöthig, weil, bei der Seltenheit und Schwierigkeit der Beobachtung, die berühmtesten Ornithologen in ihren diesfallsigen Angaben unter sich und mit sich selbst nicht übereinstimmen, z. B. bei Anas boschas (vgl. den Paragraph „Stockente" des Kapitels „Wilde Enten"). W.

stets in der Nähe befindlichen Männchen durch einen besondern käcksenden Laut ein Warnungszeichen gegeben hat.

Weniger Anhänglichkeit an Weib und Kind und eine von jener älterlichen und ehelichen Zärtlichkeit häßlich abstechende Feigheit zeigt das Männchen; denn immer, selbst beim offenen Kampf des Weibchens, hält es sich in gemessener Ferne, um ja für sich nichts zu wagen. Es glaubt genug gethan zu haben, wenn es mit schreit.

Die Jungen haben in der frühesten Lebenszeit eine wollige Bedeckung, welche am Unterkörper weiß, am Oberkörper weißgrau und schwarz, bandartig gestreift, sich darstellt. Kaum dem Ei entschlüpft, folgen sie schwimmend den Alten, von denen sie, was auch bei allen übrigen Steißfußarten geschieht, wenn es in den ersten drei Wochen noththut, gegen Feinde und rauhe Witterung unter den Flügeln, gegen das Ungethüm der Wellen, bei starker Bewegung des Wassers, auf dem Rücken Schutz erhalten.[1]) Späterhin mag den Alten diese Bürde doch wol zu schwer werden; denn wenn sie es allenfalls auch noch dulden, daß die Jungen sich auf den Rücken setzen, so schwimmen sie doch bald auf die Blänke, tauchen dann blitzschnell unter und entledigen sich so derselben.

Die Nahrung der Jungen besteht einzig aus kleinen Wasserinsekten. Sie wird anfänglich von den Alten im Schnabel vorgehalten, dann auf dem Wasser vorgelegt. Lange, fast bis zur Vollwüchsigkeit, wird sie von den Jungen piepend und mit immer wachsendem Ungestüm gefordert, von den Alten aber dieser immer rege Appetit der Jungen bei zunehmender Stärke derselben dazu benutzt, ihnen das Tauchen zu lehren. Mutter oder Vater hält nämlich dem recht hungerigen Jungen Nahrungsmittel im Schnabel vor, weicht aber dem Wegnehmen geschickt und anhaltend aus. Endlich, wenn der junge Steißfuß eben im Begriff ist, das Vorgehaltene sich anzueignen, taucht der Alte blitzschnell; vom Hunger aufs höchste getrieben, fährt jener nach und erhält dann noch unter dem Wasser das vorher Verweigerte zum Lohn.

Nach Bechstein[2]) soll dieser Steißfuß alljährlich zwei Gehecke machen. Ob dem wirklich so sei, scheint mir nicht hinlänglich entschieden zu sein; ich vermuthe vielmehr, daß dies zweite Gelege nur alsdann erfolgt, wenn das erste verloren geht.

Der Schaden, welchen dieser Vogel in der Fischerei anrichtet, ist unerheblich; nicht viel bedeutender der Nutzen, den er durch Verminderung lästiger Wasserinsekten stiftet. Benutzung fand sonst, als noch der silberweiße Balg

---

1) Wie die Alten verfahren, wenn es darauf ankommt, Junge auf den Rücken zu nehmen, hat Naumann am kleinen Steißfuß beobachtet. W.

2) Dessen Handbuch der Jagdwissenschaft, a. a. O.

nahe, stellen sich beide auf dem Wasser senkrecht in die Höhe, und Brust an Brust, Bauch an Bauch gedrückt, wird der Begattungsact ohne merkliche Bewegung in sehr kurzer Zeit vollzogen. Daß dies geschehen sei, wird, nachdem die für den Moment Befriedigten sich wieder niedergelassen haben, durch ein bei beiden aus vollem Halse ertönendes Kraorrr, kraorrr zu wiederholten malen der Umgegend verkündet.

Gegen Ende des Monats April schreiten die Gatten zum gemeinschaftlichen Bau des großen, plumpen, wenig vertieften Nestes aus oft schon zur Hälfte verfaulten, vom schlammigen Boden heraufgeholten Wasserpflanzen. Die Stätte dazu wird da gewählt, wo das Schilf- und Rohr an den Rändern horstig und nicht dicht steht, und daselbst entweder auf die durch Abschneiden im vorhergehenden Herbst entstandene Schilfstoppel, oder öfter noch auf und in das Wasser gestellt, in diesem Fall aber an nahestehende Rohrstengel befestigt. Da hinein legt das Weibchen drei bis vier längliche Eier. Der Größe nach stehen sie zwischen den Tauben- und Haushühnereiern. Sie haben grünlichweiße Grundfarbe und sind braun oder bräunlichgelb gewölkt oder marmorirt. Nach Naumann sollen diese Flecken blos von dem beim öftern Ein- und Aussteigen haftenbleibenden Schmuz herrühren, bei den zuerstgelegten Eiern dunkler als bei den letzten sein und mit warmem Wasser leicht abgewaschen werden können.

Beide Gatten brüten, wie nach Naumann alle Steißfüße, abwechselnd und eifrig.[1]) So stark ist die Brutwärme, daß, obwol das Nest immer feucht, vom Wasser fast ganz durchdrungen ist, die Eier doch immer heiß sich erhalten und in drei Wochen, sagt man[2]), gemeiniglich bis auf eins ausgebrütet werden.

Den Eiern strebt vorzüglich die Rabenkrähe (Corvus corona) nach. Gegen diesen wie gegen jeden andern Feind aus der Klasse der Vögel vertheidigt die für ihr Gelege wie späterhin für die Jungen höchst zärtliche, ja sich selbst vergessende, besorgte Mutter sich wahrhaft heldenmüthig, öfter mit glücklichem als mit unglücklichem Erfolg.

Selbst die vorsichtigste Annäherung des Menschen gewahrt sie in der Brütezeit unfehlbarer noch als sonst, und sehr bald; dann bedeckt sie — wie sie und das Männchen, wenn sie ohne äußere Veranlassung vom Nest gehen, immer thun — mit hierzu schon bereitliegenden, oder schnell herbeigeschafften Materialien das Nest und entfernt sich eiligst, nachdem sie dem

1) Erwiesen ist es nicht. W.

2) Den Zusatz „sagt man" hält der Verfasser hier und bei den meisten wilden Vögeln für nöthig, weil, bei der Seltenheit und Schwierigkeit der Beobachtung, die berühmtesten Ornithologen in ihren diesfallsigen Angaben unter sich und mit sich selbst nicht übereinstimmen, z. B. bei Anas boschas (vgl. den Paragraph „Stockente" des Kapitels „Wilde Enten"). W.

und Hinterkopf schwarz, letztere ohne verlängerte Federbüschel; Unterhals und Oberbrust matt rostfarbig und braun; einige Federn auf der Brust und am Bauch mit aschgrauen Spitzen.

Obgleich derselbe auch ein Stück über dem Wasserspiegel hinflattert, ehe er sich aufschwingen kann, so wird dies ihm doch nicht so schwer als dem gehäubten Steißfuß; daher kommt es auch, daß er leichter sich aufjagen läßt. Sein Flug ist dann leicht, schnell und fast geräuschlos.

Alte Vögel dieser Art sind in der Regel scheu und tauchen mit großer Behendigkeit und lange, besonders da, wo öftere Beunruhigung stattfindet. In der Nähe des Nestes und der Jungen macht jedoch das Männchen nicht leicht, das Weibchen fast nie Gebrauch von dieser Geschicklichkeit. Letzteres hat so viel Liebe für seine Eier, daß es nach einer erhaltenen Schußverwundung dem Nest zueilt und das Brütgeschäft fortsetzt bis zum Lebensende.

Junge scheinen erst spät die Tauchkunst zu erlernen, wenigstens bringen sie selbige, selbst nach erlangter Flugbarkeit, selten, fast nie zu ihrer Rettung in Anwendung.

Der Laut dieses Steißfußes besteht in einem hellen Keck-kek! Am häufigsten ertönt derselbe in der Paarzeit, als Gelock beider Gatten.

Nach erfolgter Annäherung wird der Begattungsact auf eben die Weise wie beim gehäubten Steißfuß vollzogen, worauf dann (nach Naumann) unmittelbar ein anderer, durch Worte oder Silben gar nicht zu versinnlichender Laut zu wiederholten malen von beiden Geschlechtern aus vollem Halse ausgeschrien wird, welcher sowol dem quiekenden Angstgeschrei eines Spanferkels, als dem Wiehern eines Füllens (jungen Pferdes) einigermaßen ähneln und dem Vogel die Trivialbenennung Hengst zugezogen haben soll. In der Brütezeit soll dieser Laut vom Männchen in der Nähe des brütenden Weibchens oft ausgestoßen, im Sommer und Herbst aber überhaupt nur selten vernommen werden.

Rücksichtlich der Neststätte, des Nestbaues, des Brütegeschäftsbetriebes, der Zahl, Farbe und Gestalt der Eier, welche denen der Kropftaube an Größe gleich sind, der Erziehung und des Pieplautes der gleich nach dem Ausschlüpfen oben mit weißgrauer schwärzlich gestreifter, unten mit silberweißer Nestwolle bekleideten Jungen, der Nahrung der Jungen und Alten, des unbedeutenden Nutzens und Schadens, welchen dieser Steißfuß im Naturhaushalt stiftet, verhält alles sich so wie beim gehäubten Steißfuß.

Weniger als bei jenem ist hier die Benutzung des Balges im ganzen und selbst des Gefieders in Anschlag zu bringen, weil der graukehlige Steißfuß mehr noch als der gehäubte sich selbst das Gefieder ausrupft und (nach Naumann) als die Verdauung befördernd verschluckt. Eben-

gedachter Schriftsteller sagt, das Wildbret sei sehr zart und mürbe und von angenehmem Geschmack, wenn ihm das Thranige benommen werde. Ich fand es allerdings zart, keineswegs aber wohlschmeckend; doch kann dies darin seinen Grund gehabt haben, daß damals, als ich Versuche zu machen Gelegenheit hatte, die im vorhergehenden Kapitel angezeigten Geschmacksverbesserungsmittel mir noch nicht bekannt waren; das gewöhnliche Abhäuten trug wenig oder nichts zur Minderung des thranigen Geschmacks bei.

§. 4. Der gehörnte Steißfuß (Podiceps cornutus *Lath.*, gehörnter Taucher, gehörnter Lappentaucher, kleiner gehörnter Taucher, Käferente)[1]) bewohnt große schilfreiche Seen und Teiche, letztere lieber als erstere, im nördlichen Europa zur Sommerzeit, im östlichen zur Winterzeit. Deutschlands Flüsse, Seen und Teiche besucht er, und zwar nicht als ganz gewöhnlicher Gast, meist nur auf dem Zuge im October und November familienweise, öfter im April. Naumann will ihn jedoch auch als Heckvogel auf seinen Wasserjagden beobachtet haben. Meyer (Taschenbuch, II, 432) bezweifelt dies.

Beschreibung. Schnabel stark, kürzer als der Kopf, seiner ganzen Länge nach zusammengedrückt; Oberkiefer in der Mitte erhaben; Unterkiefer ein wenig in die Höhe gekrümmt[2]); Augenstern mit zwei verschieden gefärbten Ringen; Abstand des vordern Nasenlochrandes von der Schnabelspitze 6—7‴.

Alte männlichen und weiblichen Geschlechts: Nackte Zügel und Schnabelwurzel und Spitze pfirsichroth, das übrige des Schnabels schwarz; des Augensternes innerer Rand gelb, äußerer dunkel zinnoberroth; Füße auswendig schwarz, inwendig und auf den Zehen gelbgrau; Mitte des Oberkopfes (eigentlicher Scheitel), nebst dem langfederigen, breiten, den Oberhals umgebenden Kragen tief- und glänzendschwarz; über und hinter jedem Auge ein hornförmig sich erhebender, großer, rostfarbiger Federbüschel; Gegend zwischen dem Oberschnabel und dem Auge, Hals und Brust glänzend rostroth; übriger Unterkörper, die rostgelb schattirten Flanken ausgenommen, reinweiß; Nacken und übriger Oberkörper schwärzlich; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß. Länge 12—13″.

Junge vom Jahre und ein Jahr alte Vögel: Schnabel an der Wurzel, sowie die nackten Zügel, fleischfarbig, auf dem Rücken des Oberkiefers hornfarbig, Spitze desselben gelblich, übrigens aschblau; des Augensternes innerer Ring silberweiß, äußerer bleich roth; Füße auswendig braun,

---

1) Latham, Ind. ornith., II, 782, Nr. 5. Temminck, Man. d'ornith., S. 466. Bechstein, Jagdzoologie, S. 694, Nr. 109.

2) Meyer, Taschenbuch, II, 431, Nr. 3.

inwendig hell bleifarbig; hornförmige Federbüschel und Kragen mangelnd; Gegend zwischen Oberschnabel und Auge weißlich; Oberkopf, Nacken und übriger Oberkörper schwarzgraubraun; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß; Kehle weiß und dieses Weiß unter den Augen in gerader Linie bis an die Grenze des Hinterkopfes sich fortziehend; Mitte des Vorderhalses weißgrau; Seiten der Brust und Flanken schwarzgrau; übriger Unterkörper reinweiß.

Anmerkung (nach Meyer's Taschenbuch, II, 433, und Temminck, Man. d'ornith., S. 467). Die Verwechselung dieser Steißfußart mit der folgenden, welche bei einigen Schriftstellern stattgefunden hat, wurde durch die rostfarbigen Federbüschel am Kopf veranlaßt. Vergleicht man jedoch die vor- und nachstehenden Kennzeichen und kurzen Beschreibungen beider Arten genau, so werden deutliche Unterscheidungsmerkmale an den Alten beider Arten leicht sich auffinden, denn die rostfarbigen Hörner (Federbüschel) stehen beim Podiceps cornutus über und hinter den Augen, ohne die Ohröffnungen zu bedecken; hingegen bedecken beim Podiceps auritus die ebenso gefärbten Federpinsel die Ohröffnungen; ein anderer specifischer Unterschied liegt in der Form des Schnabels. Schwerer sind zweijährige und jüngere Vögel beider Arten voneinander zu unterscheiden, und zwar untrüglich nur a) nach dem bei ihnen verschiedenen Schnabelbau, und b) dadurch, daß beim Podiceps cornutus der Augenstern doppelfarbig, beim Podiceps auritus aber einfarbig erscheint.

Der Verfasser fand nie Gelegenheit, diesen Steißfuß zu beobachten. Alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß seine Lebensweise der seiner Gattungsverwandten, von denen bisjetzt die Rede war, gleichkomme.

§. 5. Der geöhrte Steißfuß (Podiceps auritus *Lath.*, geöhrter Taucher, geöhrter Lappentaucher, Ohrentaucher, Schreitaucher, großöhrige Tauchente)[1]) bewohnt die schilfigen Seen und Teiche des nördlichen Theils von Europa, Asien und Amerika. In Deutschland scheint er mehr Strichvogel als eigentlicher Zugvogel zu sein; denn obgleich er in der Regel seinen Sommeraufenthalt im Spätherbst verläßt, so findet er sich doch gleich wieder ein, sobald die Gewässer von der Eisdecke wieder frei sind, überwintert auch an Orten, wo warme Quellen das Zugefrieren verhindern. Auf der Reise begriffen, fällt er auch auf größern und kleinern Flüssen ein, um auszuruhen.

Beschreibung (nach Bechstein). Die Länge des Vogels beträgt 13″, wovon der Schnabel 1″ mißt, die Breite 24″ und das Gewicht $^3/_4$ Pfund. Der schwärzliche Schnabel ist merkwürdig gestaltet, indem er oben in der

---

1) Latham, Ind. ornith., II, 781, Nr. 3. Temminck, Man. d'ornith., S. 469. Bechstein, Jagdzoologie, S. 330, Nr. 29.

gedachter Schriftsteller sagt, das Wildbret sei sehr zart und mürbe und von angenehmem Geschmack, wenn ihm das Thranige benommen werde. Ich fand es allerdings zart, keineswegs aber wohlschmeckend; doch kann dies darin seinen Grund gehabt haben, daß damals, als ich Versuche zu machen Gelegenheit hatte, die im vorhergehenden Kapitel angezeigten Geschmacksverbesserungsmittel mir noch nicht bekannt waren; das gewöhnliche Abhäuten trug wenig oder nichts zur Minderung des thranigen Geschmacks bei.

§. 4. Der gehörnte Steißfuß (Podiceps cornutus *Lath.*, gehörnter Taucher, gehörnter Lappentaucher, kleiner gehörnter Taucher, Käferente)[1]) bewohnt große schilfreiche Seen und Teiche, letztere lieber als erstere, im nördlichen Europa zur Sommerzeit, im östlichen zur Winterzeit. Deutschlands Flüsse, Seen und Teiche besucht er, und zwar nicht als ganz gewöhnlicher Gast, meist nur auf dem Zuge im October und November familienweise, öfter im April. Naumann will ihn jedoch auch als Heckvogel auf seinen Wasserjagden beobachtet haben. Meyer (Taschenbuch, II, 432) bezweifelt dies.

Beschreibung. Schnabel stark, kürzer als der Kopf, seiner ganzen Länge nach zusammengedrückt; Oberkiefer in der Mitte erhaben; Unterkiefer ein wenig in die Höhe gekrümmt[2]); Augenstern mit zwei verschieden gefärbten Ringen; Abstand des vordern Nasenlochrandes von der Schnabelspitze 6—7‴.

Alte männlichen und weiblichen Geschlechts: Nackte Zügel und Schnabelwurzel und Spitze pfirsichroth, das übrige des Schnabels schwarz; des Augensternes innerer Rand gelb, äußerer dunkel zinnoberroth; Füße auswendig schwarz, inwendig und auf den Zehen gelbgrau; Mitte des Oberkopfes (eigentlicher Scheitel), nebst dem langfederigen, breiten, den Oberhals umgebenden Kragen tief- und glänzendschwarz; über und hinter jedem Auge ein hornförmig sich erhebender, großer, rostfarbiger Federbüschel; Gegend zwischen dem Oberschnabel und dem Auge, Hals und Brust glänzend rostroth; übriger Unterkörper, die rostgelb schattirten Flanken ausgenommen, reinweiß; Nacken und übriger Oberkörper schwärzlich; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß. Länge 12—13″.

Junge vom Jahre und ein Jahr alte Vögel: Schnabel an der Wurzel, sowie die nackten Zügel, fleischfarbig, auf dem Rücken des Oberkiefers hornfarbig, Spitze desselben gelblich, übrigens aschblau; des Augensternes innerer Ring silberweiß, äußerer bleich roth; Füße auswendig braun,

1) Latham, Ind. ornith., II, 782, Nr. 5. Temminck, Man. d'ornith., S. 466. Bechstein, Jagdzoologie, S. 694, Nr. 109.

2) Meyer, Taschenbuch, II, 431, Nr. 3.

Teich in die Enge und schießt sie dann im Fortflattern oder Fliegen", oder „man schlägt sie (wie dies, nach Naumann, auf dem süß- und auf dem salzwässerigen See bei Eisleben von Fischern an windstillen und sonnenhellen Tagen geschehen soll), wenn sie in der Mauser liegen (dann die Zusammengetriebenen in der Angst tauchen und unter dem Wasser hinstreichend beobachtet werden, im Moment des Wiederemporkommens), mit dem Ruder oder mit Prügeln todt", so erscheint dem Verfasser jene Jagdbetriebsmethode [1]) für die auf den Treibkähnen vertheilten Schützen, indem sie nicht anders als in der Richtung gegeneinanderschießen können, als eine höchst gefährliche und aus diesem Grund nicht zulässige, diese Massacre aber ein allenfalls dem Fischer, keineswegs aber dem rechtlichen Jäger geziemender Fangkniff, den Naumann, wol nicht mit Fug, für eine sehr interessante Jagd ausgibt.

Noch muß der Verfasser bemerken, daß er kaum eines Falles sich entsinnen kann, wo es den Wasserhunden — der Verfasser selbst hat deren mehrere sehr gute besessen und gebraucht — gelungen wäre, eine in der Mauser liegende Hurbel ohne vorgängige Schußverwundung im Wasser zu fangen; oft hingegen geschah dies bei halbwüchsigen, bei Gelegenheit der Entenjagd im Monat Juli. Auf dergleichen Zufälligkeiten dürfte daher Naumann's angeblicher Hundefang zu beschränken sein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Steißfuß.

Podiceps *Lath.*

§. 1. Die verschiedenen Steißfußarten gehören zur Ordnung der Schwimmvögel (Natatores), zur Familie der Taucher (Colymbidae) und zwar zur Gruppe der Lappentaucher.

§. 2. Der gehäubte Steißfuß (Podiceps cristatus *Lath.*, Lorch, Zorch, Nerike, Greve, großer Haubentaucher) [2]) bewohnt die mit

---

1) Das Zutreiben in Kähnen ist am Neusiedlersee in Ungarn bei der Jagd vieler Wasservögel, besonders der Enten, Wasserhühner u. s. w., allgemein üblich und für Jäger und Treiber ohne Gefahr. Es ist die beste und ergiebigste Jagdmethode auf dieses Federwild, die ich kenne. T.

2) Latham, Ind. ornith., II, 781, Nr. 1. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 405. Laurop's und Fischer's Sylvan (1813), S. 47. (Die daselbst befindliche Naturgeschichte des obigen Steißfußes ist, nächst der von Naumann und Bechstein a. a. O. gelieferten, die vollständigste.) Temminck, Man. d'ornith., S. 462. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 742, §. 6; 746, §. 8.

Mitte etwas eingebogen und unten nach der Spitze zu in die Höhe gezogen ist, sodaß man glaubt, ihn umkehren zu müssen, um ihm die rechte Stellung zu geben; die Zügel, der Augenstern und die Augenlider sind karminroth; die Füße äußerlich schwarzgrau, inwendig bleifarben, und die Fußwurzel $1\frac{1}{2}''$ hoch. Der Oberleib schwärzlich mit grünlichem Glanz; die schwarzen Kopffedern etwas verlängert; hinter jedem Auge ein Büschel glänzend rostfarbiger beweglicher Federn, wie ein Paar Federohren; der Unterhals schwarz, rostroth gefleckt; die Seiten der Brust und des Bauches rostbraun; der übrige Unterleib glänzendweiß; auf den schwärzlichen Flügeln ein großer weißer Spiegel.

Das Weibchen ist etwas kleiner und die Ohrenbüschel sind an ihm etwas heller.

An Jungen sind Kopf und Kehle schwärzlich, etwas mit rostfarben und weiß gemengt; die Kopffedern dicker und buschiger.

Nach der zweiten Mauser erscheint der Oberleib des geöhrten Steißfußes schwärzlich, an der Kehle weißlich und am Unterhalse rostfarben gefleckt, ohne Ohrbüschel. [1])

Mit seiner Bewegung im Fluge, mit der Art und Weise, wie er in dieselbe sich versetzt, auch mit der Schwierigkeit, ihn dahinzubringen, verhält es sich wie beim gehäubten Steißfuß. Seine ungemeine Scheu, verbunden mit ausgezeichneter Behendigkeit im Tauchen und mit dem Vermögen, lange unter dem Wasser auszuhalten, auch halb schwimmend, halb fliegend große Strecken in demselben fortzustreichen, setzt ihn in den meisten Fällen gegen jede Nachstellung in Sicherheit; um so mehr, da es für ihn kaum einer halben Minute bedarf, um, indem er beim Emporkommen meist nur den Schnabel bis hinter die Nasenlöcher, selten den Kopf, seltener noch den Oberleib bis unter die Schultern aus dem Wasser hervortreten läßt, Athem zum neuen Verschwinden im Wasser zu schöpfen, wenn er irgend Gefahr ahnt, und dann im dichtesten Schilf auf geraume Zeit sich, wie fast immer, versteckt zu halten.

Nach Bechstein soll er gesellig mit seinesgleichen sein, und mehrere Paare sollen auf großen Teichen wohnen. Der Verfasser will dem nicht geradezu widersprechen; jedoch kann er nicht unbemerkt lassen, daß er, wie Naumann, auf einem und demselben Teich, der vielleicht vier oder fünf Paaren des graukehligen Steißfußes zum Aufenthalt diente, kaum halb so viele des geöhrten bemerkt hat.

Zur Abendzeit, wo dieser schüchterne Vogel öfter als sonst auf dem

---

1) Bechstein scheint es, als sei dies der dunkelbraune Steißfuß (Colymbus obscurus *L.*), welchen Meyer und Temminck für den einjährigen Podiceps cornutus halten.

zugleich schnell und plätschernd auf das Wasser schlägt, sich in die Luft emporschwingen. Ist ihm dies gelungen, so fliegt er, mit fast horizontal und weit nach hinten ausgestreckten Ständern gerade fortstreichend, leicht und schnell. Er taucht ungemein behende, jedoch vermuthlich wegen des bei Ueberwindung des Widerstandes, welchen das Wasser gegen den Halskragen des Vogels beim Fortbewegen unter demselben leistet, verkürzten Athems nicht so lange als die Seetaucher (Colymbi) und Lummen (Uriae). Durch das Tauchen rettet er sich, bei der ihm eigenen Umsicht und Scheu, fast immer mit Glück aus jeder ihm drohenden Gefahr, bis auf eine Entfernung, aus welcher ihm nichts anzuhaben ist. Dort bleibt er dann ganz gemächlich und ruhig mit hochaufgerichtetem Halse auf dem Wasser sitzen, oder er schwimmt fast bis an die Schultern mit dem Körper unter Wasser — und dies haben alle übrige Gattungsverwandte mit ihm gemein — in kleinen Kreisen umher. Nur dann, wenn der Feind vorsichtig verborgen und geräuschlos bei wolkenlosem Himmel und gutem Wind von der Seite her sich zu nähern vermag, von welcher das Sonnenlicht auf den Vogel fällt und so ihn blendet, versäumt er es zuweilen, dieses Tauchrettungsmittels in zeiten sich zu bedienen.

Bei der Schwerfälligkeit seiner Gangbewegung verharrt er nicht nur den ganzen Tag über, sondern auch zur Nachtzeit auf seinem wahren Element, dem Wasser, sodaß er daselbst seine Nahrung ausschließlich sucht und selbst mit in die Höhe gezogenen Ständern und unter die Schulterfedern gestecktem Schnabel schläft.

Zu den geselligen Vögeln gehört er durchaus nicht. Er macht daher auch seine Wanderung vereinzelt. Erst im April in der Paarzeit schließt das Männchen an das Weibchen sich an. Befinden sich dann mehrere Paare auf einem und demselben Gewässer, so kommen sie sich doch selten anders zu nahe als dann, wenn Lärm oder Geräusch von den Uferseiten her sie auf der Mitte der Blänke zusammentreibt.

Beide Geschlechter geben gleichen Laut aus. Er besteht in einem in seiner Art tiefen, oft wiederholten Köck=köck=köck!, welchen gewöhnlich ein noch tieferes, weit hörbares Kraorrr, kraorrr! sich anschließt. Man vernimmt diesen Laut vor der Brütezeit fast immer von beiden Gatten zugleich, während derselben, wenigstens in der Nähe der Neststätte, nie.

Während der Paarzeit sieht man oft beide Gatten in einiger Entfernung voneinander auf dem blanken Wasserspiegel kreisend herumschwimmen. Das Männchen gibt dann als Gelock sein Köck, köck! langsam und stark articulirt aus. Unmittelbar darauf und in etwas höherm Ton antwortet ebenso das sich nähernde Weibchen. Je näher die begehrlichen Verliebten sich kommen, desto emsiger und hastiger ertönt jener Laut. Einander ganz

Aufenthalt meist zu Ende des Winters und im Spätherbst, überwintert jedoch auch zuweilen bei uns an solchen Aufenthaltsorten, wo warme Quellen das Zugefrieren des Wassers bei mäßigen Wintern verhindern. Auf der Reise begriffen, fällt er, wenn er der Ruhe bedarf, auch auf Flüssen ein.

Beschreibung. Schnabel sehr kurz, stark, zusammengedrückt; weder Holle noch Kragen; Abstand der Nasenlöcher von der Schnabelspitze 5‴; Fußwurzel hinten mit rauhen Erhabenheiten besetzt.

Dreijährige Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel an der Wurzel des Unterkiefers und an der feinen Spitze weißlich, ebenso die nackten Zügel; Augenstern einfarbig braunroth; Füße auswendig grünlich-schwarzbraun, inwendig fleischfarben; Kehle, Scheitel und Nacken tiefschwarz; Wangen, Schläfe und Vorderhals hochrothbraun; Brust und Flanken schwärzlich; übriger Unterkörper grauschwärzlich, hin und wieder mit weißlichem Schimmer, Schenkel und Steiß ins Rostfarbige sich ziehend; Oberkörper schwarzbraun, mit olivenfarbigem Glanz; Schwungfedern erster Ordnung braungrau, die der zweiten an der Wurzel und inwendig weiß. Länge 9—10″.

Einjährige Vögel und nach der Mauser: Scheitel, Nacken, Oberkörper und Halsseiten weiß, mit dunkel- und hellrostbraunen Streifen und Flecken mannichfaltig gezeichnet; hinter den Augen kleine, schräge, weiße Flecken; Untertheil des Vorderhalses, Brust und Flanken hell rostfarbig; Schenkel rostfarbig, mit schwarzbraunem Anflug; Bauch reinweiß.

Junge vom Jahre: Scheitel, Nacken und Oberkörper braungrau, mit leichtem, rostfarbigem Anflug; Kehle reinweiß; Seitenhals blaß braungrau; Vorderhals, Oberbrust und Flanken dunkler oder heller weißbräunlich; Bauch reinweiß; Unterschnabel und Ränder des Oberschnabels graugelblich, Schnabel im übrigen braun, braun auch der Augenstern. Bei ganz jungen ($2^1/_2$″ lang) Kopf, Hals und Oberleib schwarz, mit rostfarbigen Streifen; Brust und Bauch weiß.

Der Flug dieses Steißfußes ist ziemlich schnell. Zu demselben kann er sich jedoch nur nach langem Hinflattern dicht über dem Wasserspiegel und durch öfteres Aufstoßen mit den Ständern erheben, selbigen auch nicht gar lange ununterbrochen fortsetzen, sodaß er, wenn er unterwegs kein Wasser findet, nothgedrungen auf dem ersten besten Mistpfuhl, selbst auf dem Trockenen einfällt, dann aber meist das Opfer der Katzen oder Knaben wird, weil er sich, besonders vom Trocknen, nur mit vieler Mühe erheben kann. Zum Gange ist er völlig ungeschickt, im Tauchen und Schwimmen, sowol unter als auf dem Wasser aber vor allen seinen Gattungsverwandten bis zur höchsten Virtuosität Meister. Bei der ihm mehr noch als irgendeinem seiner Gattungsverwandten eigenen Scheu vor allem Fremdartigen, taucht er, sobald er die Annäherung eines Menschen gewahrt, obwol er sich oft ganz in

stets in der Nähe befindlichen Männchen durch einen besondern käckſenden Laut ein Warnungszeichen gegeben hat.

Weniger Anhänglichkeit an Weib und Kind und eine von jener älterlichen und ehelichen Zärtlichkeit häßlich abstechende Feigheit zeigt das Männchen; denn immer, selbst beim offenen Kampf des Weibchens, hält es sich in gemessener Ferne, um ja für sich nichts zu wagen. Es glaubt genug gethan zu haben, wenn es mit schreit.

Die Jungen haben in der frühesten Lebenszeit eine wollige Bedeckung, welche am Unterkörper weiß, am Oberkörper weißgrau und schwarz, bandartig gestreift, sich darstellt. Kaum dem Ei entschlüpft, folgen sie schwimmend den Alten, von denen sie, was auch bei allen übrigen Steißfußarten geschieht, wenn es in den ersten drei Wochen noththut, gegen Feinde und rauhe Witterung unter den Flügeln, gegen das Ungethüm der Wellen, bei starker Bewegung des Wassers, auf dem Rücken Schutz erhalten.[1]) Späterhin mag den Alten diese Bürde doch wol zu schwer werden; denn wenn sie es allenfalls auch noch dulden, daß die Jungen sich auf den Rücken setzen, so schwimmen sie doch bald auf die Blänke, tauchen dann blitzschnell unter und entledigen sich so derselben.

Die Nahrung der Jungen besteht einzig aus kleinen Wasserinsekten. Sie wird anfänglich von den Alten im Schnabel vorgehalten, dann auf dem Wasser vorgelegt. Lange, fast bis zur Vollwüchsigkeit, wird sie von den Jungen piepend und mit immer wachsendem Ungestüm gefordert, von den Alten aber dieser immer rege Appetit der Jungen bei zunehmender Stärke derselben dazu benutzt, ihnen das Tauchen zu lehren. Mutter oder Vater hält nämlich dem recht hungerigen Jungen Nahrungsmittel im Schnabel vor, weicht aber dem Wegnehmen geschickt und anhaltend aus. Endlich, wenn der junge Steißfuß eben im Begriff ist, das Vorgehaltene sich anzueignen, taucht der Alte blitzschnell; vom Hunger aufs höchste getrieben, fährt jener nach und erhält dann noch unter dem Wasser das vorher Verweigerte zum Lohn.

Nach Bechstein[2]) soll dieser Steißfuß alljährlich zwei Gehecke machen. Ob dem wirklich so sei, scheint mir nicht hinlänglich entschieden zu sein; ich vermuthe vielmehr, daß dies zweite Gelege nur alsdann erfolgt, wenn das erste verloren geht.

Der Schaden, welchen dieser Vogel in der Fischerei anrichtet, ist unerheblich; nicht viel bedeutender der Nutzen, den er durch Verminderung lästiger Wasserinsekten stiftet. Benutzung fand sonst, als noch der silberweiße Balg

1) Wie die Alten verfahren, wenn es darauf ankommt, Junge auf den Rücken zu nehmen, hat Naumann am kleinen Steißfuß beobachtet. W.

2) Dessen Handbuch der Jagdwissenschaft, a. a. O.

umher. Eben dieser höchst achtungswerthe Schriftsteller fügt noch die Bemerkung hinzu, daß die Alten, wenn sie bei zeiten Gefahr ahnen, durch Warnungslaut und Zeichen die Jungen aufmerksam darauf machen und mit denselben unverzüglich ins Schilf und Rohr flüchten; bei plötzlicher Ueberraschung aber als höchst scheue (auch furchtsame) Vögel, nur auf eigene Rettung bedacht, ihre Kinder im Stich lassen, welche dann entweder im Tauchen noch keine Uebung haben, oder im Schreck von der schon erlangten Uebung Gebrauch zu machen vergessen und so mit den Händen gefangen werden können. [1])

Für den Naturhaushalt kann bei diesem Vogel der Schaden, den er stiftet, gar nicht, der Nutzen, den er leistet, nicht hoch in Anschlag gebracht werden.

Benutzbar könnte sein: das dunenartige Gefieder, das nach vorgängiger Abhäutung wohlschmeckende Wildbret, vorzüglich aber das nach Bechstein zu den Leckerbissen gehörige Ei, wenn dies alles öfter und weniger schwer zu erlangen wäre.

Vom Ei sagt Bechstein, es schmecke gesotten wie Aal; das sogenannte Eierweiß (Eiweiß) sei dann grün und der Dotter hochroth.

§. 7. Wollte und könnte man auch die benutzbaren Theile sämmtlicher Steißfußarten auf das höchste in Anschlag bringen, so möchte doch die mit dem Jagdbetriebe verbundene Mühe wie der Zeitaufwand und die Mislichkeit des Erfolges den dienstleistenden Jäger, insofern er die Jagd als Erwerbszweig betrachten muß, von derselben zurückschrecken.

Nur den echten Jagdliebhaber, für welchen derjenige Jagdbetrieb den meisten Reiz haben soll, welcher des Jägers Gewandtheit und Geschicklichkeit auf vorzügliche Weise in Anspruch nimmt, oder bei welchem derselbe hoffen darf, seine jagdzoologischen Kenntnisse zu erweitern, dürfte daher wol das interessiren, was hier noch über die Jagd- und Fangmethoden gesagt werden soll, welche der Verfasser als auf die Federwildarten, von denen im gegenwärtigen Kapitel die Rede war, möglichst glücklichen Erfolg versprechende theils aus Erfahrung kennt, theils der Analogie zufolge dafür hält, ingleichen über solche, die er in praxi als erfolglose erkannt hat oder für solche halten zu müssen glaubt.

A. Allgemeine Bemerkungen.

a) Bei allen Tauchvogeljagden bediene man sich, wie schon öfter bemerkt, ausschließlich der Doppelflinte, weil in den meisten Fällen der erste Schuß mislingt.

---

1) Vermuthlich mag dieser Fall nur bis dahin eintreten, wo durch das eigentliche Gefieder die Nestwolle verdrängt wird, späterhin wol schwerlich. W.

nd Hinterkopf schwarz, letztere ohne verlängerte Federbüschel; Unterhals und Oberbrust matt rostfarbig und braun; einige Federn auf der Brust und am Bauch mit aschgrauen Spitzen.

Obgleich derselbe auch ein Stück über dem Wasserspiegel hinflattert, ehe er sich aufschwingen kann, so wird dies ihm doch nicht so schwer als dem gehäubten Steißfuß; daher kommt es auch, daß er leichter sich aufjagen läßt. Sein Flug ist dann leicht, schnell und fast geräuschlos.

Alte Vögel dieser Art sind in der Regel scheu und tauchen mit großer Behendigkeit und lange, besonders da, wo öftere Beunruhigung stattfindet. In der Nähe des Nestes und der Jungen macht jedoch das Männchen nicht leicht, das Weibchen fast nie Gebrauch von dieser Geschicklichkeit. Letzteres hat so viel Liebe für seine Eier, daß es nach einer erhaltenen Schußverwundung dem Nest zueilt und das Brütgeschäft fortsetzt bis zum Lebensende.

Junge scheinen erst spät die Tauchkunst zu erlernen, wenigstens bringen sie selbige, selbst nach erlangter Flugbarkeit, selten, fast nie zu ihrer Rettung in Anwendung.

Der Laut dieses Steißfußes besteht in einem hellen Keck-kek! Am häufigsten ertönt derselbe in der Paarzeit, als Gelock beider Gatten.

Nach erfolgter Annäherung wird der Begattungsact auf eben die Weise wie beim gehäubten Steißfuß vollzogen, worauf dann (nach Naumann) unmittelbar ein anderer, durch Worte oder Silben gar nicht zu versinnlichender Laut zu wiederholten malen von beiden Geschlechtern aus vollem Halse ausgeschrien wird, welcher sowol dem quiekenden Angstgeschrei eines Spanferkels, als dem Wiehern eines Füllens (jungen Pferdes) einigermaßen ähneln und dem Vogel die Trivialbenennung Hengst zugezogen haben soll. In der Brütezeit soll dieser Laut vom Männchen in der Nähe des brütenden Weibchens oft ausgestoßen, im Sommer und Herbst aber überhaupt nur selten vernommen werden.

Rücksichtlich der Neststätte, des Nestbaues, des Brütegeschäftsbetriebes, der Zahl, Farbe und Gestalt der Eier, welche denen der Kropftaube an Größe gleich sind, der Erziehung und des Pieplautes der gleich nach dem Ausschlüpfen oben mit weißgrauer schwärzlich gestreifter, unten mit silberweißer Nestwolle bekleideten Jungen, der Nahrung der Jungen und Alten, des unbedeutenden Nutzens und Schadens, welchen dieser Steißfuß im Naturhaushalt stiftet, verhält alles sich so wie beim gehäubten Steißfuß.

Weniger als bei jenem ist hier die Benutzung des Balges im ganzen und selbst des Gefieders in Anschlag zu bringen, weil der graukehlige Steißfuß mehr noch als der gehäubte sich selbst das Gefieder ausrupft und (nach Naumann) als die Verdauung befördernd verschluckt. Eben-

gedachter Schriftsteller sagt, das Wildbret sei sehr zart und mürbe und von angenehmem Geschmack, wenn ihm das Thranige benommen werde. Ich fand es allerdings zart, keineswegs aber wohlschmeckend; doch kann dies darin seinen Grund gehabt haben, daß damals, als ich Versuche zu machen Gelegenheit hatte, die im vorhergehenden Kapitel angezeigten Geschmacksverbesserungsmittel mir noch nicht bekannt waren; das gewöhnliche Abhäuten trug wenig oder nichts zur Minderung des thranigen Geschmacks bei.

§. 4. Der gehörnte Steißfuß (Podiceps cornutus *Lath.*, gehörnter Taucher, gehörnter Lappentaucher, kleiner gehörnter Taucher, Käferente)[1]) bewohnt große schilfreiche Seen und Teiche, letztere lieber als erstere, im nördlichen Europa zur Sommerzeit, im östlichen zur Winterzeit. Deutschlands Flüsse, Seen und Teiche besucht er, und zwar nicht als ganz gewöhnlicher Gast, meist nur auf dem Zuge im October und November familienweise, öfter im April. Naumann will ihn jedoch auch als Heckvogel auf seinen Wasserjagden beobachtet haben. Meyer (Taschenbuch, II, 432) bezweifelt dies.

Beschreibung. Schnabel stark, kürzer als der Kopf, seiner ganzen Länge nach zusammengedrückt; Oberkiefer in der Mitte erhaben; Unterkiefer ein wenig in die Höhe gekrümmt[2]); Augenstern mit zwei verschieden gefärbten Ringen; Abstand des vordern Nasenlochrandes von der Schnabelspitze 6—7‴.

Alte männlichen und weiblichen Geschlechts: Nackte Zügel und Schnabelwurzel und Spitze pfirsichroth, das übrige des Schnabels schwarz; des Augensternes innerer Rand gelb, äußerer dunkel zinnoberroth; Füße auswendig schwarz, inwendig und auf den Zehen gelbgrau; Mitte des Oberkopfes (eigentlicher Scheitel), nebst dem langfederigen, breiten, den Oberhals umgebenden Kragen tief- und glänzendschwarz; über und hinter jedem Auge ein hornförmig sich erhebender, großer, rostfarbiger Federbüschel; Gegend zwischen dem Oberschnabel und dem Auge, Hals und Brust glänzend rostroth; übriger Unterkörper, die rostgelb schattirten Flanken ausgenommen, reinweiß; Nacken und übriger Oberkörper schwärzlich; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß. Länge 12—13″.

Junge vom Jahre und ein Jahr alte Vögel: Schnabel an der Wurzel, sowie die nackten Zügel, fleischfarbig, auf dem Rücken des Oberkiefers hornfarbig, Spitze desselben gelblich, übrigens aschblau; des Augensternes innerer Ring silberweiß, äußerer bleich roth; Füße auswendig braun,

---

1) Latham, Ind. ornith., II, 782, Nr. 5. Temminck, Man. d'ornith., S. 466. Bechstein, Jagdzoologie, S. 694, Nr. 109.

2) Meyer, Taschenbuch, II, 431, Nr. 3.

inwendig hell bleifarbig; hornförmige Federbüschel und Kragen mangelnd; Gegend zwischen Oberschnabel und Auge weißlich; Oberkopf, Nacken und übriger Oberkörper schwarzgraubraun; Schwungfedern zweiter Ordnung weiß; Kehle weiß und dieses Weiß unter den Augen in gerader Linie bis an die Grenze des Hinterkopfes sich fortziehend; Mitte des Vorderhalses weißgrau; Seiten der Brust und Flanken schwarzgrau; übriger Unterkörper reinweiß.

Anmerkung (nach Meyer's Taschenbuch, II, 433, und Temminck, Man. d'ornith., S. 467). Die Verwechselung dieser Steißfußart mit der folgenden, welche bei einigen Schriftstellern stattgefunden hat, wurde durch die rostfarbigen Federbüschel am Kopf veranlaßt. Vergleicht man jedoch die vor- und nachstehenden Kennzeichen und kurzen Beschreibungen beider Arten genau, so werden deutliche Unterscheidungsmerkmale an den Alten beider Arten leicht sich auffinden, denn die rostfarbigen Hörner (Federbüschel) stehen beim Podiceps cornutus über und hinter den Augen, ohne die Ohröffnungen zu bedecken; hingegen bedecken beim Podiceps auritus die ebenso gefärbten Federpinsel die Ohröffnungen; ein anderer specifischer Unterschied liegt in der Form des Schnabels. Schwerer sind zweijährige und jüngere Vögel beider Arten voneinander zu unterscheiden, und zwar untrüglich nur a) nach dem bei ihnen verschiedenen Schnabelbau, und b) dadurch, daß beim Podiceps cornutus der Augenstern doppelfarbig, beim Podiceps auritus aber einfarbig erscheint.

Der Verfasser fand nie Gelegenheit, diesen Steißfuß zu beobachten. Alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß seine Lebensweise der seiner Gattungsverwandten, von denen bisjetzt die Rede war, gleichkomme.

§. 5. Der geöhrte Steißfuß (Podiceps auritus *Lath.*, geöhrter Taucher, geöhrter Lappentaucher, Ohrentaucher, Schreitaucher, großöhrige Tauchente)[1]) bewohnt die schilfigen Seen und Teiche des nördlichen Theils von Europa, Asien und Amerika. In Deutschland scheint er mehr Strichvogel als eigentlicher Zugvogel zu sein; denn obgleich er in der Regel seinen Sommeraufenthalt im Spätherbst verläßt, so findet er sich doch gleich wieder ein, sobald die Gewässer von der Eisdecke wieder frei sind, überwintert auch an Orten, wo warme Quellen das Zugefrieren verhindern. Auf der Reise begriffen, fällt er auch auf größern und kleinern Flüssen ein, um auszuruhen.

Beschreibung (nach Bechstein). Die Länge des Vogels beträgt 13″, wovon der Schnabel 1″ mißt, die Breite 24″ und das Gewicht 3/4 Pfund. Der schwärzliche Schnabel ist merkwürdig gestaltet, indem er oben in der

---

1) Latham, Ind. ornith., II, 781, Nr. 3. Temminck, Man. d'ornith., S. 469. Bechstein, Jagdzoologie, S. 330, Nr. 28.

Winterkleid alter Männchen und Weibchen: Schnabel hoch scharlachroth; Augenstern braungelblich; Füße schwarz. Stirn und ein Theil des Oberkopfes reinweiß; Nacken, Rücken, Schultern und sämmtliche Flügeldeckfedern aschgrau-bläulich [1]); Schwungfedern braungrau; Seiten des Kopfes, Vorderhals und ganzer Unterkörper reinweiß.

Sommerkleid: Stirn, Oberkopf und verlängerte Federn des Hinterkopfes tiefschwarz. Das übrige Gefieder scheint bei der Mauser im Frühling nicht gewechselt zu werden, oder es ist doch, wenn sich der Federwechsel über alle Theile des Körpers erstrecken sollte, nach der Frühlingsmauser von dem des Wintergewandes der Farbe nach in nichts verschieden.

Bemerkung. Während beider Mauserperioden findet man Exemplare, an welchen an Stirn und Oberkopf weißschwarzes und weißes Gefieder im Gemeng sich darstellt.

Jugendkleid vor der Augustmauser: Schnabel an der Spitze schwarzbraun, übrigens matt roth; Unterkörper wie bei den Alten reinweiß; Oberkörper braungrau, mit schwarzbraunen oder schwärzlichen Querbändern und großen Flecken; Schwanzfedern an der Spitze, Schwungfedern fast ganz schwärzlich gefärbt; Stirn und Oberkopf wie beim Winterkleide der Alten.

Nahrung: Fische.

Sie mausert sich jährlich zweimal. Sonst hat sie mit den übrigen Arten dieser Gattung rücksichtlich des Naturells alles gemein. Bei uns bezeigt sie sich nicht sehr scheu. Ihr Laut ertönt wie Kri, kri! und sie gibt ihn oft und ängstlich aus. Sie äugt sehr scharf, sodaß sie Fische — wovon sie wo nicht einzig, doch vorzüglich sich nährt — aus großer Höhe im Wasser gewahrt und pfeilschnell darauf herab- und, mit Kopf und Hals bis an die Brust in das Wasser hineinstechend, mit dem Schnabel das Gefangene sich aneignet, ohne öfters fehlzustoßen.

Wo sie, wie auf der Insel Stübber, ihr Geheck macht, legt das Weibchen zwei bis drei weißgrauliche, dunkelbraun und schwarz großgefleckte Eier in eine seichte Vertiefung am flachen sandigen Ufer; anderwärts auch auf nackte, den Meeresstrand begrenzende Felsen. Beide Gatten wechseln bei dieser, wie bei allen Arten von Meerschwalben, im Brüten periodisch ab.

Aus dem, was über ihre Nahrung gesagt worden ist, ergibt sich, daß sie der Fischerei schädlich sein muß.

---

1) Der Ausdruck aschgrau-bläulich (cendré bleuâtre) soll die bei den meisten Meerschwalben- und Mövenarten auf dem Oberkörper herrschende Gefiederfarbe andeuten und damit eine aus wenigem Lasur- oder Himmelblau und vielem Weiß gemischte Farbe bezeichnet werden. Temminck, a. a. O., in der Anmerk. †, erklärt sich hierüber deshalb, weil seiner Meinung nach die verschiedenen Wortbezeichnungen jener Farbe, besonders bei der Gattung Möve, dazu Gelegenheit gegeben haben, daß eine und dieselbe Art vervielfältigt und unter verschiedenen Namen beschrieben worden ist. W.

blanken Wasserspiegel hervorkommt, vernimmt man von ihm nicht selten einen Laut, welchen Bechstein ziemlich treffend durch Dicke, dicke, dicke! Gitt, gitt! versinnlicht. Den Tag über ist er stumm, doch in der Verborgenheit meist immer in Bewegung und munter. Vorzüglich ist dies der Fall, wenn die Zeit des Striches im Herbst herannaht, bei sämmtlichen Gliedern einer Familie.

Die Nahrung besteht hauptsächlich in Wasserinsekten und Larven von Tagfliegen, Libellen und kleinen Käfern. Zarte Wasserkräuter, die man im Magen findet, werden wol nur zufällig mit verschluckt. Der Räuberei an kleinen Fischen und Fröschen möchte er wol schwerlich überwiesen werden können. Naumann ist der einzige mir bekannte Schriftsteller, welcher von diesem Steißfuß sagt, er rupfe, wie andere stärkere (größere) Gattungsverwandte, sich Federn aus und verschlinge sie, doch weniger häufig als jene.

Das Nest, das kaum diesen Namen verdient, besteht aus einem in der Mitte vertieften Klumpen halbvermoderter Wasserkräuter. Man findet es nur an den einsamsten, abgelegensten, dicht mit Schilf bewachsenen Stellen des Aufenthaltsortes, schwimmend, an Schilfstengeln angeheftet und immer mehr durchnäßt noch als angefeuchtet. Es enthält ein Gelege von drei bis fünf länglichen grünlichweißen Eiern, die, von dem im Nest befindlichen Kothe besudelt, gelbbraun oder braun marmorirt sich darstellen. Sie haben die Größe der Feldflüchter-Taubeneier. Die eben ausgeschlüpften Jungen, welche gleicher Erziehung mit andern Steißfußarten genießen, sind, bis sie das jugendliche Federkleid anlegen, mit grauer, schwarzgestreifter Wolle bedeckt.

Mit dem Geschmack des Wildbrets und der Verbesserung desselben durch Aufblasen der Haut verhält es sich, wie bei den vorhergehenden Arten, so auch mit der Benutzung des Brust- und Bauchbalges und der Federn. Von irgend bedeutendem Schaden, den dieser Vogel anrichten möchte, kann gar nicht die Rede sein; ebenso wenig aber verdient der Nutzen Erwähnung, den er durch Insektenverminderung etwa stiftet.

§. 6. Der kleine Steißfuß (Podiceps minor *Lath.*, schwärzlicher Taucher, gemeines Taucherchen, Sumpftaucher, Zwergtaucher, Duckerken — im Plattdeutschen soviel als Taucherchen —, Käferentchen, Kastanientaucher) [1]) ist ein echt europäischer Vogel und in Deutschland der gemeinste von allen Steißfüßen; denn man findet ihn auf allen Landseen und Teichen, die mit Schilf bewachsen sind; vorzüglich oft in Gebirgsgegenden auf Teichen mittlerer Größe, selbst wenn sie mitten im Walde belegen sind. Mehr Strich- als Zugvogel, wechselt er seinen

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 463; Jagdzoologie, S. 532, Nr. 29. Temminck, Man. d'ornith., S. 471. Döbel, Jäger-Practica, I, Kap. 99. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 747, §. 10.

Aufenthalt meist zu Ende des Winters und im Spätherbst, überwintert jedoch auch zuweilen bei uns an solchen Aufenthaltsorten, wo warme Quellen das Zugefrieren des Wassers bei mäßigen Wintern verhindern. Auf der Reise begriffen, fällt er, wenn er der Ruhe bedarf, auch auf Flüssen ein.

Beschreibung. Schnabel sehr kurz, stark, zusammengedrückt; weder Holle noch Kragen; Abstand der Nasenlöcher von der Schnabelspitze 5‴; Fußwurzel hinten mit rauhen Erhabenheiten besetzt.

Dreijährige Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel an der Wurzel des Unterkiefers und an der feinen Spitze weißlich, ebenso die nackten Zügel; Augenstern einfarbig braunroth; Füße auswendig grünlich-schwarzbraun, inwendig fleischfarben; Kehle, Scheitel und Nacken tiefschwarz; Wangen, Schläfe und Vorderhals hochrothbraun; Brust und Flanken schwärzlich; übriger Unterkörper grauschwärzlich, hin und wieder mit weißlichem Schimmer, Schenkel und Steiß ins Rostfarbige sich ziehend; Oberkörper schwarzbraun, mit olivenfarbigem Glanz; Schwungfedern erster Ordnung braungrau, die der zweiten an der Wurzel und inwendig weiß. Länge 9—10″.

Einjährige Vögel und nach der Mauser: Scheitel, Nacken, Oberkörper und Halsseiten weiß, mit dunkel- und hellrostbraunen Streifen und Flecken mannichfaltig gezeichnet; hinter den Augen kleine, schräge, weiße Flecken; Untertheil des Vorderhalses, Brust und Flanken hell rostfarbig; Schenkel rostfarbig, mit schwarzbraunem Anflug; Bauch reinweiß.

Junge vom Jahre: Scheitel, Nacken und Oberkörper braungrau, mit leichtem, rostfarbigem Anflug; Kehle reinweiß; Seitenhals blaß braungrau; Vorderhals, Oberbrust und Flanken dunkler oder heller weißbräunlich; Bauch reinweiß; Unterschnabel und Ränder des Oberschnabels graugelblich, Schnabel im übrigen braun, braun auch der Augenstern. Bei ganz jungen (2½″ lang) Kopf, Hals und Oberleib schwarz, mit rostfarbigen Streifen; Brust und Bauch weiß.

Der Flug dieses Steißfußes ist ziemlich schnell. Zu demselben kann er sich jedoch nur nach langem Hinflattern dicht über dem Wasserspiegel und durch öfteres Aufstoßen mit den Ständern erheben, selbigen auch nicht gar lange ununterbrochen fortsetzen, sodaß er, wenn er unterwegs kein Wasser findet, nothgedrungen auf dem ersten besten Mistpfuhl, selbst auf dem Trocknen einfällt, dann aber meist das Opfer der Katzen oder Knaben wird, weil er sich, besonders vom Trocknen, nur mit vieler Mühe erheben kann. Zum Gange ist er völlig ungeschickt, im Tauchen und Schwimmen, sowol unter als auf dem Wasser aber vor allen seinen Gattungsverwandten bis zur höchsten Virtuosität Meister. Bei der ihm mehr noch als irgendeinem seiner Gattungsverwandten eigenen Scheu vor allem Fremdartigen, taucht er, sobald er die Annäherung eines Menschen gewahrt, obwol er sich oft ganz in

der Nähe der Wohnungen aufhält, blitzschnell unter, streicht, ohne des Athemschöpfens wegen in die Höhe zu kommen, unter dem Wasser fort, bis an den Schilfrand des entgegengesetzten Ufers, steckt dort nur das Köpfchen hervor, um zu sichern, und verkriecht sich dann tiefer im Schilf, aus welchem weder Mensch noch Hund ihn wieder aufs Blanke bringt. Ist am jenseitigen Teichrand kein Schilf vorhanden, so kommt er dicht am Rand erst zum Vorschein, streckt sich seiner ganzen Länge nach so auf der Oberfläche des Wassers aus, daß nur Oberschnabel, Scheitel und Augen, Oberhals und Oberkörper bis zu den Achseln auf dem Wasserspiegel sichtbar sind, und bleibt so unbeweglich liegen, bis die Gefahr verschwunden ist oder fernere Verfolgung ihn zwingt, auf gleiche Weise wie das erste mal derselben sich zu entziehen. Aufjagen läßt er sich gar nicht, und weder fliegend noch gehend verläßt er außer der Strichzeit den Teich, welchen er bewohnt, um sich auf einen andern nahegelegenen zu begeben, wäre dieser von jenem auch nur durch einen flachen und ganz schmalen Damm geschieden.

Nur in der Paarzeit vernimmt man von beiden Geschlechtern dieser Art den zur Begattung einladenden, höchst einfachen Locklaut I, ih!

Die Nahrung des kleinen Steißfußes besteht vorzüglich aus Wasserkäfern und andern kleinen Wasserinsekten. Reste von feinen Wasserkräutern findet man in dessen Magen auch bisweilen; Federn, soviel dem Verfasser bekannt, nicht. Daß er kleine Fische und Frösche fange und kröpfe, scheint dem Verfasser noch weniger wahrscheinlich als bei dem geöhrten Steißfuß. Weder von einem noch von dem andern hat er bei mehrern von ihm erlegten und untersuchten Exemplaren Ueberbleibsel davon im Magen gefunden.

Neststellung und Nestbeschaffenheit, Zahl der hell grünlichgelben, braun beschmuzt-marmorirten Eier, Betrieb des Brütgeschäfts, Ernährung und Erziehung der Jungen, alles wie bei den übrigen Steißfußarten, namentlich wie beim geöhrten Steißfuß.

Wie die Alten verfahren, wenn es darauf ankommt, noch schwache, bei stürmischer Witterung durchs Schwimmen auf dem wogenden Wasser ermattete Junge auf den Rücken zu nehmen und da denselben Schutz und Erholung zu gewähren, darüber hat Naumann infolge oftmaliger Beobachtung Nachstehendes mitgetheilt [1]): Auf ein vom Männchen oder Weibchen gegebenes Zeichen schwimmen die zwei oder drei Jungen des Geheckes ganz nahe zusammen, dicht hinter ihnen taucht Vater oder Mutter, kommt gerade unter dem Quast-Häuflein, in welchem die Jungen sich vereint zu erhalten wissen, empor, ladet sie so gleichsam auf und schwimmt dann mit dieser Bürde belästigt, ohne bemerkbare Anstrengung, auf dem unruhigen Element ruhig

1) Naumann's Vögel, III, 461.

umher. Eben dieser höchst achtungswerthe Schriftsteller fügt noch die Bemerkung hinzu, daß die Alten, wenn sie bei zeiten Gefahr ahnen, durch Warnungslaut und Zeichen die Jungen aufmerksam darauf machen und mit denselben unverzüglich ins Schilf und Rohr flüchten; bei plötzlicher Ueberraschung aber als höchst scheue (auch furchtsame) Vögel, nur auf eigene Rettung bedacht, ihre Kinder im Stich lassen, welche dann entweder im Tauchen noch keine Uebung haben, oder im Schreck von der schon erlangten Uebung Gebrauch zu machen vergessen und so mit den Händen gefangen werden können. [1])

Für den Naturhaushalt kann bei diesem Vogel der Schaden, den er stiftet, gar nicht, der Nutzen, den er leistet, nicht hoch in Anschlag gebracht werden.

Benutzbar könnte sein: das dunenartige Gefieder, das nach vorgängiger Abhäutung wohlschmeckende Wildbret, vorzüglich aber das nach Bechstein zu den Leckerbissen gehörige Ei, wenn dies alles öfter und weniger schwer zu erlangen wäre.

Vom Ei sagt Bechstein, es schmecke gesotten wie Aal; das sogenannte Eierweiß (Eiweiß) sei dann grün und der Dotter hochroth.

§. 7. Wollte und könnte man auch die benutzbaren Theile sämmtlicher Steißfußarten auf das höchste in Anschlag bringen, so möchte doch die mit dem Jagdbetriebe verbundene Mühe wie der Zeitaufwand und die Mislichkeit des Erfolges den dienstleistenden Jäger, insofern er die Jagd als Erwerbszweig betrachten muß, von derselben zurückschrecken.

Nur den echten Jagdliebhaber, für welchen derjenige Jagdbetrieb den meisten Reiz haben soll, welcher des Jägers Gewandtheit und Geschicklichkeit auf vorzügliche Weise in Anspruch nimmt, oder bei welchem derselbe hoffen darf, seine jagdzoologischen Kenntnisse zu erweitern, dürfte daher wol das interessiren, was hier noch über die Jagd- und Fangmethoden gesagt werden soll, welche der Verfasser als auf die Federwildarten, von denen im gegenwärtigen Kapitel die Rede war, möglichst glücklichen Erfolg versprechende theils aus Erfahrung kennt, theils der Analogie zufolge dafür hält, ingleichen über solche, die er in praxi als erfolglose erkannt hat oder für solche halten zu müssen glaubt.

A. Allgemeine Bemerkungen.

a) Bei allen Tauchvogeljagden bediene man sich, wie schon öfter bemerkt, ausschließlich der Doppelflinte, weil in den meisten Fällen der erste Schuß mislingt.

---

1) Vermuthlich mag dieser Fall nur bis dahin eintreten, wo durch das eigentliche Gefieder die Nestwolle verdrängt wird, späterhin wol schwerlich. W.

b) Man wähle bei allen Wasservögeln zur Ladung Schrote, die um eine Nummer stärker sind als bei Landvögeln von gleicher Stärke (Größe) mit jenen, wegen des größern Widerstandes, welchen das dichtere, mehr elastische, dunenartige Gefieder an Brust und Bauch der Wasservögel leistet. Aus eben dem Grunde muß

c) die Regel, nach welcher die eigentliche Flintenschußweite für den solchen Jagdbetrieb auf höchstens 45 Schritt (90′) sich bestimmt, wenn auf Wasservögel im Sitzen geschossen wird, Beschränkung erleiden, und soll die Schußweite daher mehr nicht denn 35, höchstens 40 Schritt betragen.

d) Wenn auf Wasservögel im Sitzen geschossen werden soll, so muß, allgemeiner Regel nach, der Zielpunkt so genommen werden, daß der Unterleib des Vogels auf dem Flintenkorn aufsitzt; bei weniger tief im Wasser eingesenktem Leib des Vogels, z. B. bei wilden Enten, hält man daher etwa 2″ vor dem über dem Wasser stehenden Körpertheil auf das Wasser; bei den Steißfüßen aber, sowie bei den Sägern, Scharben, Seetauchern, Lummen hingegen, die alle sehr tief im Wasser gehen, muß nach Verhältniß der Körpergröße noch kürzer gehalten werden.

B. Steißfußjagd.

Junge sämmtlicher Steißfußarten werden, da sie weniger scheu und noch ungeschickt im Tauchen sind, nicht selten bei der Entenjagd, meist vom Kahn aus, auf schmalen Teichen aber auch bei einiger Verborgenheit des Schützen in oder hinter dem am Rand stehenden Gesträuch vom Standort aus, zufällig geschossen, und zwar bedarf es bei ihnen, außer den unter A. a) b) c) d) erwähnten Maßregeln keiner besondern.

Alte Steißfüße, welcher Art sie sind, kommen bei der Entensuche oder bei dem Ententreiben wol selten zum Schuß, weil sie sich entweder im Schilf und Rohr verkriechen, oder auf großen Gewässern mitten aufs Blanke sich flüchten und da stets außer der Schußweite sich halten.

Auch nützt bei ihnen das Schießpferd, das Schild oder der künstliche Schirm oder Strauch zur Annäherung nichts; sie sind dazu sämmtlich zu scheu.

Nur unter Anwendung höchster Vorsicht beim Anschleichen hinter sehr dichtem Gebüsch [1]), und zwar aus großer Ferne, gelingt es, diesen äußerst vorsichtigen Vögeln an schmalen Gewässern so nahe zu kommen, daß der

1) Das Anschleichen hinter einem Teichdamm hilft deshalb zu nichts, weil beim Steißfuß der erste Schuß vom Freien aus in der Regel ein Fehlschuß ist und der Vogel dann so weit unter dem Wasser fortgeht, daß er beim Wiederemporkommen mit dem zweiten Schusse, der sonst, gleich im ersten Moment des Wiedererscheinens angebracht, wie bei allen Tauchvögeln erfolgvoll sein könnte, nicht zu erreichen ist. W.

erste und einzige anzubringende Schuß unter folgenden Bedingungen zuweilen ein Treffer sein kann (keineswegs oft oder immer ein solcher sein muß, wäre der Schütze sonst seiner Sache auch noch so gewiß):

a) wenn der Vogel ganz gerade vom Schützen abwärts schwimmt und so auch den Vorderkopf gerichtet hält;

b) wenn Oertlichkeit und Tageszeit es dem Jäger zulässig machen, bei ganz wolkenlosem, reinen Himmel, hinter dichtem Gesträuch, von der Sonnenseite her, d. h. von der Seite her, von welcher die Sonnenstrahlen auf den Vogel fallen, bis auf gehörige Schußweite sich anzuschleichen und von da aus den Schuß anzubringen. Der durch den Einfall der Sonnenstrahlen in seine Sehorgane begreiflicherweise geblendete Vogel wird in diesem Fall das Abblitzen des Pulvers auf der Pfanne selten oder nie gewahren und dann auch selten oder nie dem übrigens gut gerichteten Schusse entgehen.[1])

C. Steißfußfang.

Als nach Maßgabe der Verhältnisse sichere, jedoch immer auch auf Zufall beruhende und nur auf die stärkern (größern) Steißfußarten anwendbare Fangart kann hier nur die angezeigt werden, welche, nach der Erfahrung und gefälligen Mittheilung meines Freundes, des Forstraths Fischer zu Karlsruhe, beim Gebrauch der Schlagnetze zum Behuf des Fanges wilder Enten am Rhein stattfindet. In der letzten Periode dieses Entenfanges nämlich fallen auf den sogenannten Entengründen am Rhein auf dem Strich oder Zug begriffene Steißfüße mit ein, und werden dann auf die im Kapitel „Wilde Ente" ausführlich zu beschreibende Weise mit dem Schlagnetz gedeckt.

Zufällig sollen (nach Naumann) die kleinern Steißfußarten in den aufgestellten Fischreusen (Fischkörben), die größern an Angeln, die mit kleinen Fischen beködert sind, gefangen werden.[2])

---

1) Die Jagd auf den gehörnten Steißfuß (Podiceps cornutus; la grèbe) wird besonders am Genfersee, wo derselbe im Spätherbst, von Norden herkommend, einfällt, von vielen Jägern mit großer Leidenschaftlichkeit betrieben. Da der Vogel äußerst scheu und gewandt ist und ausgezeichnet äugt und vernimmt, so hält es ungemein schwer, ihn vom Boot aus zu schießen. Im Augenblick, in dem das Pulver blitzt, ist er unter dem Wasser verschwunden und die Schrote schlagen erfolglos an der Stelle auf, wo er ein paar Secunden früher über der Oberfläche erschienen war. Es vereinigen sich daher zur Jagd gewöhnlich mehrere Boote mit Schützen, die den Vogel einkreisen; die Jäger suchen nun in dem Moment, als er auftaucht, ihn in den Kopf zu schießen; dies gelingt aber äußerst selten, denn der Taucher bleibt mehrere Minuten unter dem Wasser, taucht immer an einem entferntern Ort wieder auf und ebenso schnell wieder unter. Selbst sehr fertige und sichere Jäger sind daher kaum im Stande, diesen kurzen Moment zu erfassen, um einen treffenden Schuß anzubringen, denn sie müssen mit dem Auge eine weite Wasserfläche überwachen, und das Auf- und Niedertauchen des Vogels geschieht so schnell, daß den Schützen kaum Zeit gegeben ist, die Flinte in Anschlag zu bringen. Durch das anhaltende Umherjagen und geängstigt durch zahllose Fehlschüsse wird der Taucher nach ein paar Stunden so matt, daß er sich platt aufs Wasser legt und sich lebend mit den Händen fangen läßt. Das Pelzwerk dieser kleinen Taucher, besonders der Brusttheil, ist sehr geschätzt und wird theuer bezahlt. T.

2) Am Rhein wird der kleine Steißfuß ungemein häufig in Fischreusen, in großen und kleinen

Wo Wassergarne, deren Einrichtung und Anwendung ich später abhandeln werde, gestellt werden, und wenn ebenda Steißfüße sich aufhalten und vorzüglich geheckt haben, mag wol von Zeit zu Zeit einer mit eingehen; dies ist aber vorzüglich der Fall bei Jungen und wenn die Stellung der Garne etwas tiefer ist als nach Enten.

Schleifenfang dürfte bei diesen mit aufgerichtetem, nicht mit nach vorn gestrecktem Halse schwimmenden Vögeln wol kaum zu erwarten sein.

Noch mag die Bemerkung hier stehen, daß der kleine Steißfuß, wenn er im Herbst auf Teichen sich befindet, die der Fischerei wegen abgelassen werden, dem nach und nach sich vermindernden Wasser bis zum sogenannten Kessel folgt und da wegen seiner Unbeholfenheit im Auffliegen mit den Händen oder mit dem Kätscher (ein kleiner Fischhamen) gefangen werden kann.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Meerschwalben.

Sternae.

§. 1. Die Meerschwalben gehören zur Familie der Seeschwalben (Laridae), der Ordnung der Schwimmvögel (Natatores). Folgende fünf Arten kommen zuweilen bei uns vor.

§. 2. Die großschnäbelige Meerschwalbe (Sterna megarhynchos *Meyeri*, Sterna Caspia *Gm. L.*, große, kaspische, Wimmer- und Kreisch-Meerschwalbe, große Kirke).[1] Sie bewohnt die Küsten und Inseln des Baltischen und Kaspischen Meeres, auch den Archipel zu seiner Zeit. In mehrern nordeuropäischen Gegenden, und uns zunächst auf der pommerschen flachen Insel Stübber, wo sie auch ihr Geheck macht, wird sie im Sommer häufig gefunden. Auf dem Zuge, besonders im Herbst, besucht sie auch Flüsse, Seen und große Teiche im Innern Deutschlands, doch weder alljährlich noch häufig.

Beschreibung. Schnabel lang, stark; Höhe der Fußwurzel 1″ 8‴ [2]); Schwanz kurz und gegabelt. Länge 20—21″.

ächen und auf kleinen Teichen öfter in Fischhamen, auch in Streck- und Sperrnetzen gefangen, und von den Fischern lebend zu Markte gebracht. W.

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 476. Bechstein, Jagdzoologie, S. 904. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 765, §. 4.

2) Temminck hält die Höhe der Fußwurzel für das bestimmendste Unterscheidungszeichen der verschiedenen Meerschwalbenarten. Man. d'ornith., S. 476.

Winterkleid alter Männchen und Weibchen: Schnabel hoch scharlachroth; Augenstern braungelblich; Füße schwarz. Stirn und ein Theil des Oberkopfes reinweiß; Nacken, Rücken, Schultern und sämmtliche Flügeldeckfedern aschgrau-bläulich [1]); Schwungfedern braungrau; Seiten des Kopfes, Vorderhals und ganzer Unterkörper reinweiß.

Sommerkleid: Stirn, Oberkopf und verlängerte Federn des Hinterkopfes tiefschwarz. Das übrige Gefieder scheint bei der Mauser im Frühling nicht gewechselt zu werden, oder es ist doch, wenn sich der Federwechsel über alle Theile des Körpers erstrecken sollte, nach der Frühlingsmauser von dem des Wintergewandes der Farbe nach in nichts verschieden.

Bemerkung. Während beider Mauserperioden findet man Exemplare, an welchen an Stirn und Oberkopf weißschwarzes und weißes Gefieder im Gemeng sich darstellt.

Jugendkleid vor der Augustmauser: Schnabel an der Spitze schwarzbraun, übrigens matt roth; Unterkörper wie bei den Alten reinweiß; Oberkörper braungrau, mit schwarzbraunen oder schwärzlichen Querbändern und großen Flecken; Schwanzfedern an der Spitze, Schwungfedern fast ganz schwärzlich gefärbt; Stirn und Oberkopf wie beim Winterkleide der Alten.

Nahrung: Fische.

Sie mausert sich jährlich zweimal. Sonst hat sie mit den übrigen Arten dieser Gattung rücksichtlich des Naturells alles gemein. Bei uns bezeigt sie sich nicht sehr scheu. Ihr Laut ertönt wie Kri, kri! und sie gibt ihn oft und ängstlich aus. Sie äugt sehr scharf, sodaß sie Fische — wovon sie wo nicht einzig, doch vorzüglich sich nährt — aus großer Höhe im Wasser gewahrt und pfeilschnell darauf herab- und, mit Kopf und Hals bis an die Brust in das Wasser hineinstechend, mit dem Schnabel das Gefangene sich aneignet, ohne öfters fehlzustoßen.

Wo sie, wie auf der Insel Stübber, ihr Geheck macht, legt das Weibchen zwei bis drei weißgrauliche, dunkelbraun und schwarz großgefleckte Eier in eine seichte Vertiefung am flachen sandigen Ufer; anderwärts auch auf nackte, den Meeresstrand begrenzende Felsen. Beide Gatten wechseln bei dieser, wie bei allen Arten von Meerschwalben, im Brüten periodisch ab.

Aus dem, was über ihre Nahrung gesagt worden ist, ergibt sich, daß sie der Fischerei schädlich sein muß.

---

1) Der Ausdruck aschgrau-bläulich (cendré bleuâtre) soll die bei den meisten Meerschwalben- und Mövenarten auf dem Oberkörper herrschende Gefiederfarbe andeuten und damit eine aus wenigem Lasur- oder Himmelblau und vielem Weiß gemischte Farbe bezeichnet werden. Temminck, a. a. O., in der Anmerk. †, erklärt sich hierüber deshalb, weil seiner Meinung nach die verschiedenen Wortbezeichnungen jener Farbe, besonders bei der Gattung Möve, dazu Gelegenheit gegeben haben, daß eine und dieselbe Art vervielfältigt und unter verschiedenen Namen beschrieben worden ist. W.

Uneßbar wird das Wildbret wahrscheinlich nicht, aber thranig von Geschmack sein. Ob dem durch das öfter erwähnte Aufblasen der Haut abzuhelfen sein möchte, käme auf Versuche an. Die Eier dürften eine nicht zu verachtende Speise abgeben, demnächst auch die Federn zum Bettausstopfen gut zu benutzen sein.

§. 3. Die weißgraue Meerschwalbe (Sterna canescens *Meyeri*, Sterna cantiaca *Gm. L.*, schwarzschnäbelige, kantische, kamtschatkaische Meerschwalbe, kleinere Kirke)[1]) mag, wie es scheint, weiter als die vorhergehende Art verbreitet sein. Häufig wird sie auf der Eierlandsinsel in Holland und, wie die großschnäbelige Meerschwalbe, auf der Insel Stibber im Sommer gefunden. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt sind überhaupt Meeresküsten. Das Inland, z. B. deutsche Flüsse, Seen und große Teiche, besucht sie vielleicht seltener noch als die vorhergehende Art.

Beschreibung. Schnabel lang; Fußwurzel 1″ hoch; Schwanz lang, stark gegabelt. Länge 15—16″.

Winterkleid beider Geschlechter: Schnabel schwarz, an der Spitze durchschimmernd gummiguttgelb; Augenstern schwarzbraun; Füße schwarz, die untere Seite der Schwimmhaut ockergelb; Stirn und Oberkopf weiß, letzterer hinterwärts mit kleinen schwarzen Flecken, welche in der Mitte der Federn stehen; Hinterkopf mit langen, tiefschwarzen, weißgefransten Federn besetzt; vor den Augen ein schwarzer, sichelförmiger Flecken; Genick, Oberrücken, Unterkörper und Schwanz weiß, mit einigem Glanz; übriger Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern sehr hell aschblau; Schwungfedern sammtartig aschgrau, an den innern Fahnen mit breitem weißen Streifen.

Sommerkleid: Stirn, Ober- und langfederiger Hinterkopf tiefschwarz; sonst alles wie beim Wintergewand.

Jugendkleid vor der Herbstmauser: Schnabel tiefschwarz, nur an der äußersten Spitze gelblich; rücksichtlich der Vertheilung des Schwarz und Weiß am Ober- und Hinterkopf und des Reinweißen am Unterkörper alles wie beim Winterkleid der Alten; Rücken und Schultern grauweißlich, schwarzbraun in die Quere gestreift; längste Schulterfedern mit breiter brauner Einfassung, Flügeldeckfedern in ebenso gefärbten halbzirkelförmigen Flecken ausgehend; Schwungfedern grauschwärzlich, mit weißen Rändern und Spitzen; Steuerfedern an der Fahnenwurzel aschgrau, weiter vorwärts schwärzlich, an der Spitze weiß.

Anmerkung. Gleich anfangs der Mauser im August erscheinen bei Jungen unter dem schwarzbraun gestreiften und gerandeten Gefieder durch-

---

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 479. Bechstein, Jagdzoologie, S. 905. W.

aus graublaue Federn; bei der folgenden Frühlingsmauser werden die Steuerfedern weißlich, bei der zweiten Herbstmauser erst vollkommen weiß.

Mit der Mauser, dem Naturell und der Nahrung verhält es sich wie bei der großschnäbeligen Meerschwalbe. Das Weibchen macht ein Gelege von zwei bis drei gelblichweißen, groß und klein, braun und grau gefleckten Eiern, selten auf Klippen, gewöhnlich auf dem Sand oder in tiefgründigen, unter Wasser stehenden Wiesen, und zwar stehen bei dieser Art vorzüglich die Nester so dicht beisammen, daß öfters die Brutvögel sich berühren. Temminck fand auf einem Bezirk von einigen hundert Schuh im Umfang 1500 Eier, also über 500 Nester. Auch diese Meerschwalbe nährt sich einzig oder doch fast nur von Fischen.

In Rücksicht der Schädlichkeit für die Fischerei und der Benutzung des Wildbrets, der Eier und Federn wird es muthmaßlich dieselbe Bewandtniß wie bei der großschnäbeligen Meerschwalbe haben.

§. 4. Die rothfüßige Meerschwalbe (Sterna hirundo *L.*, aschgraue, schwarzköpfige Meerschwalbe, Rohrschwalm, Spirer)[1]) ist im nördlichen Asien und Amerika, wie im nördlichen Europa, als Sommer- und Heckvogel einheimisch. In Deutschland kommt sie gegen Ende des Monats April oder zu Anfang des Monats Mai an und zieht im August und September wieder fort[2]), den südlichen Ländern, familienweise vergesellschaftet, zu. Auf dem Herbstzug trifft man oft mehrere Familien auf Teichen und Landseen beisammen an; im Frühling scheinen sie nur den Flüssen zu folgen und wählen auch nur flache, kieselige Ufer und Inseln derselben zum Sommeraufenthalt. Am häufigsten findet man sie an den Meeresküsten.

Sie, wie alle folgende Arten der Gattung Sterna, mausert sich alljährlich nur einmal.

Beschreibung. Schnabel mittelmäßig; Länge der Fußwurzel 10‴; Schwanz sehr gegabelt. Ganze Länge 13—14″.

Gewand alter Vögel beiderlei Geschlechts: Schnabel und Füße roth, ersterer oft mit schwärzlicher Spitze, Augenstern braunroth; Stirn, Oberkopf und lange Federn am Hinterkopf und Nacken schwarz; Hinterhals, Rücken und Flügel bläulichgrau; Unterkörper reinweiß, beim Weibchen die Brust mit leichtem aschfarbigen Anflug; Schwungfedern weißgrau, mit braungrauer Spitze; Schwanz weiß, die zwei äußern Seitenfedern beim Weibchen an der äußern Fahne schwärzlich.

Gewand der Jungen vom Jahre, vor der ersten Mauser:

1) Naumann's Vögel, III, 480. Temminck, Man. d'ornith., S. 481. Bechstein, Jagdzoologie, S. 873. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 763, §. 2.

2) Am Neusiedlersee kommt sie nicht selten vor; um Wien ist sie schon mehrmals erlegt worden. T.

Oberschnabel braun, am Rand und an der Wurzel schmuzig orangefarbig; Unterschnabel bis zur braunen Spitze schmuzig orange; Augenstern dunkelbraun; Füße schmuzig orange; Stirn, Ober- und Hinterkopf schmuzig weißgrau, letzterer vorn mit schwarzen Flecken, die langen Scheitelfedern schwarzbräunlich, mit schmalen weißlichen Kanten und Spitzen; Oberkörper und Flügeldeckfedern schmuzig hell graubläulich, mit weißlichen Federsäumen und bräunlichen Flecken; Unterkörper schmuzig und mattweiß; Schwungfedern und Steuerfedern hellgrau, jene mit weißen Schäften und Säumen, diese alle mit weißen Spitzen, die äußerste davon mit dunkelgrauer Fahne. Länge $11^1/_4$—$11^1/_2$''.

Ganz junge sind mit schwarz- und gelbbuntem Flaum bekleidet; bei zunehmender Stärke und bis zur Flugbarkeit oben hellgrau, unten weiß.

Diese Meerschwalbe ist außer der Zeit, wo sie noch unflugbare Junge hat, sehr scheu und wird dem Jäger, wenn er andern ihn mehr interessirenden Ufervögeln nachgeht, oft lästig; nicht sowol durch den unangenehm kreischenden Locklaut, der, langgezogen, ungefähr wie Griäh, griäh! ertönt, als durch den von Naumann ziemlich genau durch Keck, kreck! und Kraick! bezeichneten Angstlaut, welchen andere Vögel sehr gut kennen und als Warnungszeichen annehmen.

Eben dieses Keck, kreck! oft hintereinander und hastig ausgestoßen, sodaß daraus ein zusammenhängendes Gekecker wird, vernimmt man im Frühling oft als Zanklaut, wenn gleich nach der Ankunft fünf oder sechs Vögel dieser Art im schnellsten Flug bald steigend, bald fallend über dem Gewässer sich herumtummeln, auch dabei wol mit dem Schnabel sich eins versetzen. Vermuthlich ist dies Kampf der Männchen um den Besitz eines Weibchens. Nach wenig Tagen sieht man die neuen Pärchen stets beisammen, unbeweibte Männchen abgesondert und isolirt.

Im Mai legt das Weibchen zwei bis drei olivenfarben-weißliche, aschgrau und schwarzbraun, vorzüglich häufig am Kopfende gefleckte Eier auf kiesigen Sandbänken am und im Meer, auch auf kühlen Kiesgründen und Hegern an den Flüssen, auf den flachen Boden, zwischen den daselbst befindlichen Grand. Sie werden vom Weibchen bei rauher, feuchter Witterung und zur Nachtzeit anhaltend, an schönen, sonnenhellen Tagen aber — mindestens bis zum letzten Viertheil der Incubation — nichts weniger als eifrig bebrütet, sondern nach kaum halbe Stunden langem Sitz auf kürzere oder längere Zeit verlassen, je nachdem durch die Wirkung der Sonnenstrahlen die Brutwärme mehr oder weniger unterhalten wird. Gewahren die Alten, daß ein Mensch dem einstweilen unbesetzten Gelege sich nähert, so fliegen sie eiligst heran und umschwärmen das Haupt des vermeintlichen Feindes unter stetem Ausgeben des obenerwähnten Angstlautes, alle Scheu

verleugnend, ganz nahe und unablässig. Entfernt sich die Gefahr, so sticht das Weibchen auf die Neststätte herab und brütet eine Zeit lang recht emsig. Kaum 24 Stunden dem Ei entschlüpft, verlassen die Jungen die Neststätte in behendem Lauf. Bei irgend drohender Gefahr verbergen sie sich sehr geschickt, indem sie an den in der Nähe liegenden Grand fest sich andrücken und so, diesem an Farbe ähnelnd, leicht übersehen werden.[1]) In der frühesten Lebensperiode besteht deren Nahrung blos aus Wasserinsekten, die von den Alten fleißig zugetragen und aus dem Schnabel dargereicht werden; späterhin kommen Fischchen hinzu. Nach erlangter Flugbarkeit erhalten sie die Nahrung nicht anders, als wenn sie selbige den Alten im Fluge aus dem Schnabel gleichsam wegfangen, und hierdurch Anleitung zu der Kunst, selbst fliegend fliegende Insekten aus der Luft zu erschnappen.

Alte sind in dieser Kunst, besonders aber in der, Fischchen, welche ihnen hauptsächlich zur Nahrung dienen, und die sie, wenn sie in klarem Wasser nahe unter der Oberfläche schwimmen, bedeutend hoch über demselben umherschwebend, gewahren, blitzschnell herab- und in das Wasser stechend, zu fangen, ausgezeichnet geschickt, sodaß sie selten einen Fehlstoß thun. Noch geschickter und gleichsam bedächtlich betreiben sie an heißen, gewitterschwülen Sommertagen, wo ohnedies die Fische sehr hoch und den seichtesten Wasserstellen zugehen, den Fang. Alle in der Gegend sich aufhaltende Meerschwalben versammeln sich dann an einer solchen seichten Wasserstelle, und fliegen erst, immer mit gesenktem Gesicht und Schnabel, mehreremal auf dem Flusse hin und her. Vereinzelt schwenken sie demnächst, dicht über dem Wasser nach dem seichten Rand hin, gleichsam ein; schweben, fast auf einer und derselben Stelle sich haltend, oft mit den Flügelspitzen auf das Wasser schlagend, da so lange, bis sie gewahren, daß die dadurch erschreckten Fischchen sich immer mehr in das seichteste Weise ziehen. Pfeilschnell sticht dann ein Vogel nach dem andern auf das Fischchen, welches ihm eben am fanggerechtesten ist, eilt damit fort, verschlingt es in möglichster Geschwindigkeit oder trägt es den in der Nähe befindlichen Jungen zu und kehrt hierauf ungesäumt zurück. In dieser Art wird die Fischjagd so lange fortgesetzt, als sie Erfolg verspricht oder als die Vögel Lust dazu und Appetit haben.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß auch diese kleinere Meerschwalbe der Fischbrut in der That wesentlich schädlich werden kann.

---

1) Ganz junge Vögel dieser Art sind sehr schwächlicher Natur. Ich fand im Jahr 1805 deren drei und neben ihnen die Eierschalen auf einem Kiesheger, der kaum tausend Schritt von meiner Wohnung entfernt war; dennoch brachte ich bei Anwendung möglichster Behutsamkeit nicht einen einzigen lebend nach Hause. In dieser Schwächlichkeit, vorzüglich aber darin, daß diese Meerschwalbe ihr Gelege an solchen Stellen macht, die leicht und oft der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, liegt der Grund, warum die Vermehrung nicht stark ist. W.

Das Wildbret der Alten ist zwar von gutem Geschmack[1]), aber zähe, und immer ist der alte Vogel, wegen seiner steten Beweglichkeit im Fluge, mager. Junge Vögel dieser Art hingegen, wenn sie eben flügge geworden sind, geben einen höchst zarten und sehr wohlschmeckenden Braten ab.

§. 5. Die schwarzgraue Meerschwalbe (Sterna nigra, St. fissipes *L.*, schwarze Meerschwalbe, Brandvogel)[2]) kommt zu Ende des Monats April oder zu Anfang des Monats Mai im nördlichen Europa, Asien und Amerika als Zugvogel an, wählt ihren Aufenthalt und macht ihr Geheck, sehr gesellig mit ihresgleichen, in nicht dicht mit Schilf und Rohr besetzten Landseen oder Feldteichen, die mit bruchigen Rändern umgeben sind, und geht zu Ende des Monats Juli und im August schon wieder fort. Nur auf dem Zuge begriffen, verweilt sie bisweilen und auf kurze Zeit an Flüssen.

Beschreibung. Schwimmhaut bis zur Hälfte ihrer Länge ausgeschnitten; Fußwurzellänge zwischen 7 und 8‴; Schwanz schwach gegabelt, Flügel zusammengelegt, 1½″ über denselben hinausreichend. Länge 9—9½″.

Gewand alter Vögel beiderlei Geschlechts: Schnabel schwarz; Mundwinkel roth; Augenstern braun; Füße dunkel schwarz- oder braunroth; Kopf und Oberhals — zuweilen bei ganz Alten auch die Kehle — tiefschwarz; Kehle (gewöhnlich), Vorderhals, Brust, Bauch und After aschgrauschwarz; Oberkörper, nebst Steiß und Steuerfedern aschgrau-bläulich (bleifarbig); untere Schwanzdeckfedern reinweiß; zwei erste Schwungfedern am Vorderrand der innern Fahne weiß gesäumt.

Abänderung, je nachdem die zweite Herbstmauser entfernter oder näher herangerückt ist: entweder Hals, Bauch und After noch reinweiß, oder alle diese Theile mit weißen Federn des jugendlichen Alters untermengt, oder auch mit aschgrau-schwarzen, die, nach oben, den mannbaren Vögeln angehören.

Jugendkleid vor der ersten Mauser: Schnabel dunkelbraun, Mundwinkel fleischfarbig; Augenstern braun; Füße röthlichbraun; Stirn, Wangen, Seiten- und Vorderhals, nebst Kehle und übrigen untern Körpertheilen reinweiß; auf den Seiten der Brust ein großer schwarzgrauer Flecken; ein halbmondförmiger Flecken zunächst den Augen, Oberkopf, Hinterkopf und Nacken schwarz; Schulter- und Rückenfedern braun, mit hellern Kanten; Flügel, Steiß und Schwanz dunkel aschgrau; Deckfedern mit weißbräunlichen Spitzen.

---

1) Unbegreiflich ist mir diese Angabe von Winckell, denn ich habe das Wildbret aller Arten Meerschwalben stets fast ungenießbar gefunden. Alle fast ausschließlich von Fischen lebenden warmblütigen Thiere haben anerkannt ein übelschmeckendes Fleisch. T.

2) Naumann's Vögel, III, 194. Temminck, Man. d'ornith., S. 484. Bechstein, Jagdzoologie, S. 875. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 764, §. 3 und 765, §. 5 (junger Vogel vor der Mauser).

Sie ist bei weitem nicht so scheu wie die vorhergehende Art, hat aber mit jener den schönen schnellen Flug, jede andere Art der Bewegung und die stete Beweglichkeit gemein. Ihr gewöhnlichster Laut ertönt, nach Naumann's ziemlich treffender Wortbezeichnung, wie Kick, kick! nebst angehängtem, langgezogenem Kliiöh! Nächstdem vernimmt man, besonders oft wenn die Abreise herannaht, ein nicht unangenehmes Girren!

Gleich nach der Ankunft am Sommeraufenthaltsort bauen mehrere Paare, die auf einem Gewässer nachbarlich beisammen, auch mit Möven in Gesellschaft wohnen, ihre Nester aus trockenen Schilfblättern ohne alle Kunst sehr flach und stellen sie entweder mehrere Schuh hoch über dem Wasserspiegel auf die gegeneinander geknickten Stengel eines dichten Rohrbusches, oder auf mit langem Grase oder Schilfe bewachsene Kufen (Schlammhügel), oder auch auf die großen Blätter der Seerose (Nymphaea), sodaß das Nest halb schwimmt. Das Gelege besteht aus zwei, drei, höchstens vier hell olivengrünlichen, braun und schwarz häufig gefleckten Eiern, in deren Mitte jene Flecken in einem breiten Bande zusammenlaufen.

Die Jungen verlassen viel später, als es bei andern Seeschwalben der Fall ist, das Nest.

Bis sie flügge werden, tragen die Alten ihnen fleißig die aus Wasserinsekten bestehende Nahrung zu, doch vergessen sie sich dabei selbst auch nicht, sondern fangen dergleichen den ganzen Tag über, indem sie, kleine Zwischenräume abgerechnet, während welcher sie auf Rohrstengel, Schilfblätter und kleine Holzkörper, die auf dem Wasser schwimmen, der Ruhe wegen sich niederlassen, unablässig über dem Wasser umherschwärmen. Zuweilen sollen sie auch ein Fischchen fangen und verzehren. Ich habe viele Seeschwalben dieser Art geschossen, nie aber Fischrester in deren Magen gefunden.

Sonach sind sie zu den schädlichen Vögeln nicht zu rechnen, eher zu den nützlichen, da sie, nach Bechstein, auf Aeckern und Wiesen Landinsekten im Fluge fangen, auch Regenwürmer auflesen.

Das Wildbret der Alten fand ich mager und zähe, thranig nie; das der Jungen ist sehr wohlschmeckend.

§. 6. Die kleine Meerschwalbe (Sterna minuta *L.*) [1]) ist ein im Sommer die nicht sehr hoch nördlichen Theile von Europa, Asien und Amerika bewohnender und daselbst sein Geheck machender Zugvogel. Er kommt im nördlichen Deutschland erst im Monat Mai an, und geht zu Ende des Juli und im August schon wieder fort.

Beschreibung. Schnabel an der Spitze schwarz, übrigens orange-

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 487. Bechstein, Jagdzoologie, S. 906.

gelb; Augenstern braun; Füße orangeroth; Höhe der Fußwurzel 7‴; Schwanz stark gegabelt. Ganze Länge des Vogels 8″ 4‴.

Gewand alter Vögel beiderlei Geschlechts: Stirn und Augenbrauen reinweiß; Streifen vom Schnabel an durch die Augen, Ober- und Hinterkopf nebst Nacken tiefschwarz; Rücken und Flügel hell graubläulich; ganzer Unterkörper, Steiß und Schwanz weiß; Schäfte der Schwungfedern erster Ordnung braun.

Gewand der Jungen vor der ersten Mauser: Schnabel und Füße fleischfarben; Stirn weißgelblich; Ober- und Hinterkopf nebst Nacken bräunlich, mit schwärzlichen Querstreifen; vor und hinter den Augen ein schwarzes Fleckchen; Rücken und Flügel braungelblich, alle Federn mit schwärzlichen Schäften und schwarzgrauen Rändern; Schwung- und Steuerfedern mit weißgelblichen Spitzen. Mit der ersten Mauser erhält der Kopf die schwarze Federbedeckung, erscheint der Oberkörper hell graubläulich wie bei den Mannbaren; Schwung- und Steuerfedern behalten die dunklere Farbe des Jugendkleides.

Das Naturell, den Aufenthalt, die Fortpflanzung und Nahrung und Laut mit eingeschlossen, hat diese Meerschwalbe mit der rothfüßigen gemein. Ich beziehe mich daher auf das hierüber §. 4 dieses Kapitels Gesagte.

Ich habe dieselbe mehrere Jahre nacheinander auf und an dem Muldenflusse in der Gegend von Wurzen (im Königreich Sachsen) beobachtet, auch mehrere Exemplare geschossen, untersucht und selbst das Wildbret von Alten und Jungen gekostet. Das der erstern fand ich etwas zähe und thranig, das der letztern höchst zart und von vorzüglich gutem Geschmack.

§. 7. Sämmtliche Meerschwalben sind wegen ihres schnellen, unregelmäßigen Flugs schwer zu schießen, und den meisten Arten ist bei der ihnen eigenen Scheu schwer anzukommen. Dazu ist der Körper verhältnißmäßig klein und mit elastischem Gefieder dicht bedeckt, sodaß es schwierig ist, die passende, d. h. die hinlänglich durchschlagende und zugleich deckende Schrotsorte zur Flintenladung zu wählen. Die Arten, von welchen die §. 2 und 3 handeln, fordern mindestens Nr. 4 (goßlarer); die rothfüßige Meerschwalbe tödtet man in gehöriger Schußweite mit Nr. 5, die schwarzgraue und die kleine wollen mit Nr. 6 nahe und gut geschossen sein, wenn sie auf der Stelle fallen sollen.

Der Verfasser bekennt übrigens unverhohlen, daß er auf keine Federwildart so oft fehlgeschossen hat als auf diese. Und so dürfte es jedem meiner Brüder in Dianen, dem die Gelegenheit, diese Spaßjagd zu betreiben, sich dargeboten hat, wol auch gegangen sein. Aus Erfahrung spreche ich nur von den drei Arten, von welchen §. 4, 5 und 6 die Rede gewesen ist. Diesen konnte ich, ehe die Brütezeit eintrat, nicht anders etwas anhaben

als wenn ich an warmen Tagen, und wenn Regen oder Gewitter bevorstand, mich hinter einem am Ufer stehenden Strauch gegen Abend verborgen hielt, bis eine oder mehrere Meerschwalben dicht über dem Wasser daherschwebten, um auf die kleinen Fische, die bei solcher Witterung in dem seichtesten Gewässer ihr lustiges Wesen treiben, Jagd zu machen. Ebenso war es wieder, sobald die Jungen ihre vollkommene Flugbarkeit erreicht hatten.

Während der Brütezeit hingegen, und wenn die Jungen noch sehr schwach sind, darf man nur einen Hühnerhund an solchen Orten frei, doch kurz suchen lassen, wo die Meerschwalben notorisch ihr Geheck machen; unbekümmert um die ihnen selbst drohende Gefahr stechen dann die Alten, nach Art der Kibitze, unablässig auf den Hund, oder sie schweben, um ihn irre zuführen, vor ihm hin, steigen fast wie die Lerche ungefähr mannshoch aufwärts und flattern da, nach der Weise des Thurmfalken, längere Zeit auf einer und derselben Stelle. Allerdings gehört in diesem Moment nicht viel Kunstfertigkeit dazu, den Vogel zu treffen; doch wird der echte Waidmann jenen Zeitpunkt zur Erlegung nur in dem Fall benutzen, wenn es darauf ankommt, durch Untersuchung eines Exemplars seine ornithologischen Kenntnisse zu erweitern oder zu sichern. Denn nur sehr schädlichem, durchaus räuberischem Federwild soll und darf der wahre Jäger außerdem in der Heckzeit nachstellen.

Uebrigens habe ich die von Naumann bemerkte Eigenheit [1]): „daß alle Meerschwalben, wenn man aus der Verborgenheit (und aus der Tiefe in die Höhe) nach ihnen schießt, wie vom Schusse getroffen bis dicht auf den Wasserspiegel herab mehrmals sich überschlagen, dort aber urplötzlich sich wieder erheben und gesund und munter davoneilen", mehrmals bestätigt und so in der Supposition eines glücklichen Schusses mich getäuscht gefunden. Dies jüngern Jägern zur Lehre!

Bewährte Fangarten sind mir für diese Federwildgattung nicht bekannt.

Vielleicht dürfte auf die rothfüßige und auf die kleine Meerschwalbe die anwendbar sein, welche von andern Schriftstellern (in der ersten Ausgabe dieses Werks auch schon von mir) für die Möven vorgeschlagen worden ist: Man verfertige nämlich aus zwei leichten, dünnen, etwas verwitterten, beiläufig 1′ langen und 2″ breiten Spänen ein Kreuz, beködere dieses mit einem lebenden Fischchen, welches vermittels eines durch die Floßfedern gezogenen Fadens in der Mitte des Kreuzes so befestigt wird, daß es zwischen den Kreuzarmen frei sich hin- und herbewegen kann; binde an einen Arm des Kreuzes einen Bindfaden, besetze alle vier Arme des Kreuzes so mit dünnen Leimruthen, daß die Meerschwalbe nicht auf den Boden desselben

1) Naumann's Vögel, III, 203.

gelangen kann, ohne eine oder die andere Ruthe zu berühren; schiebe dann das mit dem andern Ende des Fadens an einem am Ufer eingetriebenen Pflöckchen angefesselte Kreuz auf das Wasser hinaus und warte, in einiger Entfernung gut verborgen, ab, ob vielleicht — denn zweifelhaft ist es bei der Scheu und dem scharfen Auge dieser Vögel immer — eine hin und wieder streichende Meerschwalbe, von dem angebundenen Fischchen gereizt, darauf stoßen möchte, in welchem Fall sie dann durch die Leimruthen festgehalten werden würde.

Für den, der über seine Zeit zu gebieten hat, wäre es schon der Mühe werth, einen Versuch zu machen, ob diese Fangart gelänge.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Möven und Raubmöven.

Larus *L.* und Lestris *Ill.*

§. 1. In diesem Kapitel vereinige ich die verschiedenen Mövenarten, die zuweilen in Deutschland, theils auf dem Zuge, theils verirrt angetroffen werden. Sie gehören zwei Gattungen, den eigentlichen Möven (Larus) und den Raubmöven (Lestris) an, und werden in die nämliche Familie und Ordnung wie die Meerschwalben in den zoologischen Systemen eingereiht.

A. Möven (Larus).

§. 2. Die Mantelmöve (Larus marinus *L.*, große Seemöve, schwarzrückige Möve, größte bunte Möve, gefleckte Möve) [1]) ist weit verbreitet. Sie bewohnt die Meeresgestade des nördlichsten Europa bis nach Island hinauf, Nordamerika und wol überhaupt den arktischen Kreis. Die Insel Stübber und die Ufer der Ostsee überhaupt besucht sie im Frühling und Herbst häufig, seltener die Küsten der Nordsee. Zufällig und selten kommt sie im April und August auf den schlesischen und übrigen größern Flüssen Deutschlands vor.

Beschreibung. Mantel (Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern) schieferschwarz; Füße weiß; Länge der Fußwurzel 2″ 10—11‴; die zusammengelegten Flügel sehr wenig über die Schwanzspitze hinausreichend. Ganze

---

1) Bechstein, Jagdzoologie, S. 300, Nr. 58. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 754, [illegible]

Länge des Männchens 26 — 27″, des Weibchens 24 — 25″ (alte Vögel).[1])

Vollkommenes Winterkleid der Alten: Schnabel weißgelb, höckeriger Ansatz an dem Unterkiefer hell karmoisinroth; nackter Augenring orangegelb; Augenstern citronengelb; Füße mattweiß; Augengegend, Oberkopf, Hinterkopf, Nacken weiß, jede Feder in der Mitte mit hellbraunem Längsstrich; Stirn, Kehle, Hals, ganzer übriger Unterkörper, Unterrücken und Schwanz weiß; Oberrücken, Schultern und Flügel dunkelschwarz, mit schwachem bläulichen Schein; Schwungfedern erster Ordnung gegen die Spitze tiefschwarz, die Spitze selbst weiß; Schwungfedern zweiter Ordnung und Schulterfedern mit weißen Endspitzen.

Jugendkleid bis zum Alter von drei Jahren. a) Junge vom Jahre: Schnabel tiefschwarz; nackter Augenring und Augenstern braun; Füße braungelblich; Kopf und Vorderhals weißgraulich mit vielen braunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers schwärzlich, mit weißbräunlichen Rändern und Spitzen und diese auf den Flügeldeckfedern Querbänder bildend; Unterkörper schmuziggrau, mit braunen Zickzacks und Flecken; mittlere Steuerfedern mehr schwarz als weiß, die äußern gegen das Ende schwarz, alle weiß eingefaßt; Schwungfedern schwärzlich, an der äußersten Spitze wenig Weißes. b) Einjährige: Spitze und Wurzel des Schnabels schmuzig weißgelblich; das Schwärzliche des Gefieders am Oberkörper wird von den sich mehr ausbreitenden Federrändern mehr concentrirt; am Unterkörper wird das Weiße vorherrschend gegen das Grau, und die braunen Flecken verschwinden nach und nach; der Kopf nimmt reinweiße Farbe an. c) Gewand, wie es aus der zweiten Herbstmauser hervorgeht: Höckeriger Winkelvorsprung am Unterschnabel roth, mit schwarzem Flecken in der Mitte; übriger Schnabel grüngelb, schwarz gefleckt; der nun in dem Umrisse sich bezeichnende Mantel erscheint schwärzlich, unordentlich braun und grau gefleckt; auf den weißen Theilen werden nur einzelne, kleine, anders gefärbte Flecken wahrnehmbar; der Schwanz stellt sich schwarz marmorirt dar.[2]) In der dritten Herbstmauser legt endlich der Vogel das obenbeschriebene Wintergewand der Alten vollkommen an.

---

1) Die Längen der Fußwurzel und der Flügel sind die einzigen unwandelbaren Kennzeichen, nach welchen Alte und Junge der einen Art dieser Gattung von den Alten und Jungen der andern Art, besonders aber die in den Farben sich so ähnlichen Jungen der drei ersten Arten voneinander, unterschieden werden können. Temminck, Man. d'ornith., S. 490, †. W.

2) Eine so gezeichnete Mantelmöve wurde im Spätherbst des Jahres 1815, indem sie, wahrscheinlich vom anhaltenden Fluge entkräftet, auf einem der höchsten Punkte der hiesigen Landschaft (Roßbach, unweit Brückenau) auf dem Feld sich niederließ, von einem Bauer erschlagen, dem Verfasser aber hiervon dann erst Kunde gegeben, als sie, schon viele Tage von einem Ort zum andern getragen, von niemand erkannt, endlich auf den Mist geworfen, so verdorben und in Fäulniß übergegangen war, daß es schwer hielt, insoweit sie zu reinigen, um sie der Untersuchung unterwerfen zu können. W.

Sommerkleid der Alten: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Nacken ganz weiß, ohne irgendeinen braunen Flecken; sonst alles wie beim Wintergewand.

Den Laut beschreibt Bechstein bellend und wie Gauh, gauh! ertönend; Meyer sagt gleichfalls, er ähnele dem Hundegebell und klinge wie Wag, wag! Auch lasse der Vogel ein helltönendes Guiovis! von sich hören.

Beweglichkeit: Sie ist im Fluge gewandt und ein sehr guter Schwimmer.

Nahrung: Fische [1]), Laich, schwimmendes Aas, junge Wasservögel, nach Temminck's [2]) Angabe (Man. d'ornith., S. 493) nur selten Muscheln, nicht, wie andere wollen, vorzüglich Conchylien.

Fortpflanzung: Sie findet, soviel man bisjetzt weiß, nur in der Gegend des arktischen Kreises statt; nicht, wie man sonst wol vorgegeben hat, in Holland auf dem Eierlande und auf der Insel Stübber. Ersterm widerspricht Meyer in seinem „Taschenbuch", letzterm Bennicke in den „Annalen der Wetterauer Gesellschaft", nach eigener Untersuchung. Das Weibchen legt drei bis vier dunkel olivenfarbige, mit großen und kleinen schwarzbraunen Flecken gezeichnete Eier auf Klippen oder in den Sand. Beide Gatten betreiben, wie alle übrigen Möven und Labbarten, das Brütegeschäft von Zeit zu Zeit abwechselnd; beide vertheidigen auch Gelege und Junge gegen die Feinde aus der Klasse der Vögel höchst muthig.

Schädlichkeit: Ergibt sich aus dem oben über die Nahrung Gesagten.

Benutzung: Beschränkt sich meist auf das Gefieder, denn das Wildpret der Alten soll und mag wol hart, grob und unverdaulich, gewiß auch thranig sein. Die Isländer halten das der Jungen und die Eier für gute Kost, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß dem so sei. [3])

§. 3. Die weißgraue Möve (Larus glaucus *L.*, große nordische Möve, Burgemeister) [4]) bewohnt das ganze Jahr hindurch die Küsten von Frankreich und Holland, besonders häufig die nordholländischen Inseln, geht von dort aus auf benachbarte süße Seen und Flüsse, auch zuweilen, doch nur zufällig, auf die schweizer Seen. Als Streifer findet man sie zu jeder Jahreszeit an den Ufern der Ostsee, doch öfter noch an der Nordsee, zu Tausenden, nach Bennicke, auf der kleinen Insel Norderoog, wo sie auch, wie auf den nördlichsten Inseln des Texel in Holland, brütet. Auf deutsche Flüsse und Seen verfliegt sie sich nur zufällig und einzeln.

---

1) Sogar den Lachs (Salm) soll diese Möve angreifen und dadurch überwältigen, daß sie, indem er seichte Flußstellen überspringt, auf ihn sticht und das Flossenband vom Bauch mit dem Schnabel trennt. W.

2) Nach Meyer hat Temminck viele Vögel dieser Art zergliedert. W.

3) Dürfte aber doch einem civilisirten Gaumen nicht behagen. T.

4) Temminck, Man. d'ornith., S. 493.

Beschreibung. Mantel bläulichgrau; Fußwurzellänge 2″ 5—6‴; Flügel zusammengelegt, sehr wenig über die Schwanzspitze hinausreichend. Ganze Länge des alten Männchens 22—23″, des alten Weibchens 21—22″. [1])

Vollkommenes Winterkleid alter Vögel beiderlei Geschlechts: Schnabel ockergelb, höckeriger Winkelvorsprung am Unterkiefer lebhaft roth; nackter Augenring gelb; Augenstern hellgelb; Füße schmuzig fleischfarben. Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf, Nacken und Seitenhals weiß; jede Feder auf der Mitte mit hellbraunem Längsstrich; Stirn, Kehle und übriger Unterkörper ganz weiß; Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern bläulichgrau; ebenso die Schwungfedern, die der ersten Ordnung in ziemlicher Breite von der Spitze herein, die der zweiten Ordnung nebst den Deckfedern nur an der Spitze weiß.

Jugendkleid bis zum Alter von drei Jahren. An Jungen vom Jahre: Schnabel schwarzbraun; Augenstern und nackter Augenring braun; Füße bräunlichgelb; Kopf, Hals und ganzer Unterkörper dunkelgrau, mit vielen hellbraunen Flecken; Gefieder des Oberkörpers in der Mitte hellbraun, mit schmaler, gelblicher Umgebung; Steuerfedern von der Wurzel an braun und überhaupt mehr braun als weißlich, alle an den Spitzen gelblich; Schwungfedern schwarzbraun, an der äußersten Spitze weiß. An Ein- bis Zweijährigen werden alle Farben blasser und das Weiße verbreitet sich mehr. Nach der zweiten Herbstmauser nimmt man schon bläulichgraues Gefieder und auf diesem einzelne hellgraue Flecken wahr; bei der zweiten Frühlingsmauser deutet sich der Mantel in Bläulichgrau an und bei der dritten Herbstmauser wird das Winterkleid vollkommen und als solches beständig.

Sommerkleid der Alten: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Hals weiß, ohne irgendeinen braunen Flecken; alles übrige wie beim Winterkleid der Alten.

Naturelleigenheiten: Diese Möve zeichnet sich, nach Meyer, von den übrigen großen Arten dieser Gattung, auch von den ihnen nahe verwandten Labbs (§. 9 dieses Kapitels) durch stete Unruhe und durch vieles Lautsein (Geschrei) aus. Gewöhnlich besteht der Laut in einem dem Rabenlaut ähnelnden, sehr kurz abgebrochenen, schnell ausgestoßenen Keu-eu-keu.

---

1) Von dieser Möve gibt es, nach Meyer, zufällige Abänderungen oder Ausartungen. Dahin gehört die von Naumann (Vögel, III, 184) beschriebene große Seemöve, welche außer den schön blaßbläulich-aschgrauen Schultern und Flügeldeckfedern und dem ebenso gefärbten Rücken ganz weiß ist; dann Bechstein's weißschwingige Möve (Ornithologisches Taschenbuch, II, 374, Nr. 7), welche als ganz weiß, mit hell-aschgrauem Mantel, beschrieben wird; endlich eine mit einzelnen grauen Strichen am Kopf und Hals und mit weißgrauen, an der Spitze weißen großen Schwungfedern, welche sich in Meyer's schöner Sammlung befindet (Taschenbuch, II, 472). Dergleichen Abänderungen sind bei den Wasservögeln sehr selten. W.

Verfolgt man sie oder nähert man sich im Frühling dem Brütort, so vernimmt man einen andern Laut (Angstlaut), der durch die Silben Giouw! nachgeahmt werden kann, wenn man sie durch die Kehle, vielleicht nach tiroler Art jodelnd, ausspricht und die letzten accentuirt. Sie ist außer der Brützeit höchst scheu. Es scheint, als mache sie ihr Geheck zuerst, wenn sie das dritte Jahr erreicht hat, denn jüngere werden auf dem Brütort der Alten nicht geduldet, sondern von demselben durch diese vertrieben.

Nahrung: Wie bei der vorhergehenden Art.

Fortpflanzung: Höchst zahlreiche Scharen dieser Mövenart ziehen sich auf den erhöhtesten Stellen der Dünen oder auf nackten Felsen zusammen. Daselbst legen die Weibchen dicht nebeneinander in eine kleine Vertiefung zwei bis drei abgestumpfte, olivenfarbige, mit einigen schwarzen und aschgrauen Flecken besetzte, oft auch grünliche oder hellbläuliche, braun und aschgrau gefleckte Eier. Junge halten sich, bis sie flügge sind, meist in Kaninchenbauen, so verborgen, daß es schwer hält, eins derselben habhaft zu werden.

Schädlichkeit: Ergibt sich aus der Nahrung.

Benutzung: Mit dem Wildbret mag es sich wol wie bei der vorhergehenden Art verhalten; wie bei jener kann das reiche und weiche Gefieder zur Bettfüllung verwendet werden. Vorzüglichen Vortheil ziehen die Aufseher des Eierlandes, eine der nördlichsten Inseln des Texel in Holland, von den Eiern dieser Möve. Die Aufseher zahlen für das ausschließliche Recht, auf der genannten Insel alle Eier der unzählbaren Menge von Vögeln, welche auf derselben ihr Gelege machen, zu sammeln und Handel damit zu treiben, eine beträchtliche Summe alljährlich an die Regierung. Vom Beginn der Legezeit bis zum Johannistag, aber durchaus keinen Tag länger, um von da an den Vögeln Ruhe zum Ausbrüten und Erziehen der Jungen zu lassen, wird eine Unsumme von eßbaren Eiern verschiedenster Art, und unter diesen täglich die große Zahl von 400, 500—800 Eiern der weißgrauen Möve aufgelesen und verkauft. Diese Möveneier haben einen stark versalzigen Geschmack [1]), welcher dem der in Halle an der Saale in der dortigen Sole (Salzquellwasser) gesottenen Hühnereier, daher Soleier genannt, wol ähnlich sein mag.

§. 4. Die Heringsmöve oder gelbfüßige Möve (Larus fuscus L., Larus flavipes *Meyeri*, große braune, große Hafmöve, Rathsherr) bewohnt die Küsten und Landseen des Nordens von Europa, Asien und Amerika. Die deutschen Küsten, Flüsse und Seen besucht sie einzeln und in geringzähligen Flügen selten, seltener noch Feldteiche, im April und Mai, öfter im August.

---

1) Meyer, Taschenbuch, II, 474. W.

Beschreibung. Schnabel im Verhältniß zu dem der vorhergehenden Arten kürzer, schmaler, nur an der Spitze gekrümmt; Mantel schieferschwarz; Füße gelb; Länge der Fußwurzel 2″ 1—2‴; zusammengelegte Flügel ungefähr 2″ über die Schwanzspitze hinausreichend. Ganze Länge des Männchens 19—20″, des Weibchens 18—19″.

Alte im vollkommenen Winterkleide: Schnabel citronengelb; höckeriger Winkelvorsprung am Unterschnabel brennendroth; Augenstern und nackter Augenring hellgelb; Füße hochgelb; Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf, Nacken und Seitenhals weiß, jede Feder mit hellbraunem Längsstriche in der Mitte; Stirn, Kehle, ganzer Unterkörper, Unterrücken und Schwanz weiß; Oberrücken, Schulter- und Flügeldeckfedern, nebst den Schwungfedern tiefschwarz, mit bläulichem Schimmer; gegen das Ende der beiden vordersten Schwungfedern ein länglichrunder, weißer, nach vorn zu schwarz begrenzter Flecken, die übrigen Schwung- und Schulterfedern mit weißer Spitze.

Junge bis zum Alter von drei Jahren: Schnabel schwarz, an der Wurzel braun; Füße schmuzig hell ockergelb; Kehle und Vorderhals oben weißlich mit hellbraunen Strichen; Kropfgegend und übriger Unterkörper weißlich, mit vielen großen sehr dunkelbraunen Flecken; Gefieder des ganzen Oberkörpers und der Flügel schwarzbraun, gelblich (nach Meyer weißgrau) gerändert; Steuerfedern an der Wurzel hellgrau, schwarz marmorirt, der übrige Theil schwarzbraun, an den Spitzen weiß gesäumt; Schwungfedern tiefschwarz, ohne weiße Spitzen.

Alte im Sommerkleid: Oberkopf, Augengegend, Hinterkopf und Hals ganz weiß, ohne braune Zeichnung, alles übrige wie beim Winterkleid der Alten.

Naturelleigenheiten: Naumann sagt, der Laut derselben ertöne, dem Lachmövenlaut ähnelnd, wie Kriäh! nur nach Verhältniß ihrer Stärke (Größe) tiefer gestimmt, als bei jenen kleinern Gattungsverwandten. An Scheu steht sie der weißgrauen Möve wenig nach. Ihr Flug ist schnell in seiner Art, doch schwimmend.

Nahrung: Fische, unter diesen besonders Heringe, auch schwimmende Aeser. Wahrscheinlich rührten von einem im Wasser gelegenen todten Vogel die Federn her, welche Naumann in dem Magen dieser Möve gefunden hat.

Fortpflanzung: Nest, eine kleine Vertiefung in den Dünen auf dem Sand oder unter Felsstücken. Gelege: zwei bis drei braungraue, schwarz gefleckte Eier.

Schädlichkeit: Wie bei den vorhergehenden Arten.

Benutzung: Das Wildbret und die Eier findet man im Norden gut eßbar; die Federn sind zum Ausstopfen ebenso anwendbar als die der vorhergehenden Arten.

§. 5. Die Sturmmöve oder graue Möve (Larus canus *L.*, große aschgraue Möve, Sturmvogel, grönländischer Serchvack) bewohnt die Küsten und Inseln der nordischen Meere und die dortigen Seen, z. B. den 18 Meilen langen; Laaland von Rußland scheidenden Peipussee. Am Ende des Monats Juli und im Anfang des Monats August kommt sie alljährlich als Zugvogel scharenweise aus der Ostsee und wandert nach den Küsten der Nordsee, wo sie gemeinhin bis zum eintretenden Frost verweilt und theilweise den ganzen Herbst, auch gelinde Winter hindurch verbleibt. Deutschlands Flüsse und Seen besucht sie gewöhnlich erst im Spätherbst, selten im Juli und August. Fällt gegen Ende des Monats Januar oder zu Anfang des Februar bei uns stürmische, aber gelinde Witterung ein, sobaß Teiche und Seen von der Eisdecke frei werden, so stellen sich nicht selten viele Möven dieser Art auf denselben ein. Vermuthlich sind das solche, die, durch die gelinde Witterung verführt, den Wiederzug zu früh antraten und durch den Sturm von ihrem eigentlichen Weg nach dem Sommeraufenthalt und Heckorte zu uns verschlagen wurden. Bei wieder eintretendem starken Frost muß dann ein großer Theil dieser Fremdlinge durch Hunger zu Grunde gehen oder den Raubvögeln und Raubthieren zur Beute werden.

Beschreibung. Schnabel klein; Fußwurzellänge 2″; zusammengelegte Flügel etwas über die Schwanzspitze hinausreichend; Schäfte der zwei ersten Schwungfedern schwarz. Ganze Länge 16—16½″.

Alte im vollkommenen Winterkleid: Schnabel an der Wurzel gelbgrünlich (in der Mitte bleifarbig), an der Spitze ockergelb; Rachen orangeroth; Augenstern braun; nackter Augenring roth; Füße bläulichgrau, gelblich gefleckt; Kopf, Nacken und Seitenhals weiß mit vielen schwarzbraunen Flecken; Kehle und übriger Unterkörper ganz weiß; Rücken, Schultern und Flügel rein bläulichgrau; Schwungfedern gegen das Ende hin tiefschwarz, auf den zwei äußersten, schwarz geschäfteten ein großer weißer Längsflecken, alle, wie die Schulterfedern, an den Spitzen weiß.

Junge vom Jahre: Schnabel schwarz, an der Wurzel des Unterkiefers gelblich; nackter Augenring braun; Füße schmuzig röthlichgelb; Oberkörper graubraun, Rücken- und Schulterfedern mit weißgrau-gelblichen Rändern und Spitzen; Stirn und Steiß weißlich, letzterer graulich gefleckt; Unterkörper weißlich, an den Seiten der Brust und des Bauches mit starkem hellgrauen Anflug; Steuerfedern an der Wurzel weiß, übrigens, die weißlich eingefaßten Spitzen ausgenommen, schwarzbraun; Schwungfedern der ersten Ordnung schwarzbraun (an der innern Fahne lichtgrau).

Junge nach der ersten Herbstmauser: Schnabel schwarzbraun, an der Wurzel gelblich; Füße röthlichgelb, theilweise bräunlich; auf dem Rücken bläulichgraues Gefieder mit braunem, gelblich gerändertem im

Gemenge; Kopf auf dem Grunde weiß, braungrau, oder braun gestrichelt; alle Untertheile mehr ins Weiße übergehend; Flügeldeckfedern und hintere Schwungfedern braungrau mit lichten Rändern; Schwungfedern der ersten Ordnung und Endband des Schwanzes schwarzbraun.

Einjähriger Vogel nach der zweiten Herbstmauser: Oft nur noch ein bräunliches Endband am Schwanz und wenig Schwarzbraunes auf der Mitte des Oberschnabels.

Vögel nach der zweiten und jeder folgenden Frühlingsmauser, also im vollkommenen Sommerkleid: Kopf, Scheitel, Nacken und Seitenhals ganz weiß, ohne braune Flecken; sonst alles wie beim Winterkleid der Alten. Doch findet man im Sommer wie im Winter Exemplare, an welchen die Enden der zwei ersten Schwungfedern entweder gar nichts oder nur sehr wenig Weißes haben.

Naturelleigenheiten [1]): Diese Möve fliegt leicht, schnell, theils schwebend gerade fortstreichend, theils in raschen schönen Schwenkungen. Auf der Fischjagd begriffen, flattert sie, nach Art des Thurmfalken und anderer Falken, lange auf einer und derselben Stelle, sticht blitzschnell mit Kopf und Hals bis an die Brust ins Wasser herab und eilt, den ihr selten entkommenden Raub im Schnabel, sogleich davon. Da, wo viele beisammen wohnen, sind sie ebenso arge Schreihälse, als die bei uns gemeinen Lachmöven, aber noch um vieles scheuer. Diese Scheu legen sie bei weiterer Entfernung von ihrem Wohnsitz einigermaßen ab; in der Nähe desselben verleugnen sie selbige nur dann, wenn sie Gelege und Junge in Gefahr sehen. Besonders stechen sie da, unbekümmert um den nachfolgenden Jäger, auf den in der Suche begriffenen Hühnerhund und verfolgen denselben unablässig und wüthend [2]), wenn er ein unflugbares Junges gefangen hat. Bei dieser Gelegenheit werden Alte am füglichsten erlegt, sonst immer schwer, wenn sie nicht etwa auf einer sandigen Landspitze, die weit in das Wasser hineinläuft, in Gesellschaft anderer Strand- oder Küstenläufer, Insekten und Gewürm zur Nahrungsbeihülfe suchen, und da Gelegenheit dem Jäger sich darbietet, gut verborgen — und in gutem Winde, denn alle Möven wittern ebenso scharf als sie vernehmen — und bis auf gehörige Schußnähe sich anzuschleichen. Der Ruhe halber setzen sie sich auf aus dem Wasser hervorstehende Stein- und Holzkörper, sogar auf Fischerhütten, Krackelstangen und auf dürre Baumäste. Ueber eine Meile weit in die See hinein gehen sie der Fischerei

1) Nach dem, was Professor Germann zu Dorpat hierüber selbst beobachtet und in den Annalen der Wetterauer Gesellschaft, I, 2, S. 247, mitgetheilt hat. W.

2) Sie geben dabei unaufhörlich einen kreischenden Angstlaut aus, den Professor Germann durch Kirrih, kirrih! bezeichnet. W.

wegen nicht, viel weiter streifen sie vom Wohnort aus über Land der Nahrung nach. Schwimmen sieht man sie selten.

Nahrung: Besteht in Fischen, Insekten und Würmern, nach Temminck auch aus Muschelwerk.

Fortpflanzung: Diese Mövenart macht ihr Geheck in Menge an den mit hohem Grase und mit Binsen bewachsenen Rändern großer, in der Nachbarschaft der Landseen und Flüsse gelegener Sümpfe, auch auf nassen Inseln, in Deutschland, soviel man weiß, nicht. Das Gelege des Weibchens besteht aus drei dunkelgrünlichen schwarzgefleckten Eiern. Die Jungen verrathen schon in früher Jugend viel Scheu, indem sie bei der Annäherung eines Menschen oder Hundes, schnell im Riedgrase fortlaufend, auch wol wie andere Möven schwimmend, bei zeiten sich entfernen.

Schädlichkeit: Wie bei den vorhergehenden Arten.

Benutzung: Das Wildbret soll unschmackhaft, das Gefieder aber muß wie das der übrigen Möven zu verwenden sein.

§. 6. Die dreizehige Möve (Larus tridactylus *Lath.*, Wintermöve, Tarock, Kautkegef, Kitiwake, Seefächer) ist eine Sommerbewohnerin und also auch ein Heckvogel des arktischen Kreises. Das nördliche Deutschland besucht sie meist nur auf dem Herbstzug, zu Ende des Monats October und im November. Man trifft sie dann scharenweise an den Flüssen, Seen und Teichen, auch auf benachbarten Wiesen und Sturzäckern. Erst beim Eintritt strengen Frostes zieht sie dem mittlern und südlichen Deutschland zu. Dort streift sie von einem offenen Gewässer zum andern und verweilt sich großentheils so lange, daß sie daselbst überwintern muß. In strengen Wintern sterben dann viele Hungers oder erfrieren. Was noch übrigbleibt oder im Herbst weiter nach Süden flüchtete, macht den Wiederzug so bald als Thauwetter eintritt, ohne im nördlichen Deutschland zu verweilen. Daß sie zuweilen den Sommer über bei uns bleibe, hat man früher wol ohne Grund vermuthet, entschiedene Gewißheit hat man wenigstens darüber bisjetzt nicht erlangt.

Beschreibung. Fußwurzellänge 1″ 4‴; anstatt der Hinterzehe ein Stumpf (Sturzel) ohne Nagel. Ganze Länge 15″.

Alte im vollkommenen Winterkleide, wie es nach der zweiten Herbstmauser jedesmal erscheint: Schnabel gelbgrün; Schnabelecken, Rachen und Augenliderrand ziegelroth; Augenstern braun; Füße auf der äußern Seite schwärzlichbraun, auf der innern mit dunkler Olivenfarbe untermischt; Oberkopf, Hinterkopf, Nacken und ein Theil des Seitenhalses einfarbig bläulichgrau; vor den Augen feine schwarze Striche; Stirn, Augengegend, Unterkörper, Steiß und Schwanz ganz weiß; Mantel nebst Schwungfedern rein bläulichgrau; erste Schwungfeder der ganzen Länge nach schwarz

eingefaßt, die vier ersten mit schwarzer Spitze, die an dreien davon sehr klein ist; die fünfte gegen das Ende hin mit schwarzem Bande, an der Spitze weiß.

Junge vom Jahre: Schnabel, Augenstern und nackter Augenkreis schwarz; Kopf, Hals und alle untern Theile weißlich; vor den Augen ein halbmondförmiger schwarzer, in der Ohrgegend ein schwärzlicher, am Scheitel ein schwarzbrauner Flecken; im Nacken eine breite schwarze Platte oder ein dergleichen Halbmond; Mantelgefieder und Flügeldecken dunkel aschblau mit schwarzbraunen Spitzen; Handwurzel und oberer Flügelrand schwarz; auf den Schultern und Schwungfedern zweiter Ordnung große schwärzliche Flecken; Schwungfedern erster Ordnung schwarz, Steuerfedern gegen das Ende schwarz, die Spitzen weißlich.

Junge nach der ersten Herbstmauser: Schnabel gelbgrünlich, schwärzlich gefleckt; Stirn und ganzer Unterkörper weiß; Rücken bläulichgrau, oft mit einigen braungefleckten Federn durchsprengt; die schwarzen Flecken vor den Augen und im Nacken, wie der schwärzliche in der Ohrgegend, stellen sich dunkel aschblau dar; schwarze und braune Flecken auf dem Flügelgefieder bleiben; Schwanz gegen das Ende hin schwarz.

Vogel im vollkommenen Sommerkleide: Ganzer Kopf und Hals weiß, ohne irgendeine Andeutung von Bläulichgrau und ohne schwarze Striche vor den Augen, sonst alles wie beim Winterkleid der Alten.

Naturell: Diese Möve gehört bei uns zu den ausgezeichnet scheuen Vögeln nicht; dummdreist, wie Naumann sie schildert, fand der Verfasser, der oft Gelegenheit zu Beobachtungen hatte, sie doch nicht. Beweglichkeit und Unruhe hat sie mit der vorhergehenden Art gemein. Weniger als diese belästigt sie mit ihrem Geschrei. Ihr gewöhnlichster Laut ist dem der Lachmöve fast gleichkommend. Naumann hat nächstdem, vielleicht von Jungen des Jahres, noch ein eigenes Pfeifen vernommen.

Nahrung: Außer der Nahrung der Sturmmöve soll die dreizehige, wie Naumann als Augenzeuge versichert, auch todte Vögel mit vieler Gefräßigkeit angehen.

Fortpflanzung: Sie macht in Norwegen, nach Meyer vorzüglich auf Svärhhults Klubb, Island und Grönland ihr aus zwei bis drei grünlichen, braun gefleckten Eiern bestehendes Gelege auf schroffe, schwer zugängliche, in das Meer hinausspringende Felsen.

Schädlichkeit: Diese ist selbst in unsern Gegenden nicht unbedeutend, besonders da, wo diese Möve überwintert, indem sie Fischen sehr nachstellt. Demnach überwiegt sie bei weitem den Nutzen, den man von der Mitwegnahme einigen Gewürms erwarten darf.

Benutzung: In Schottland soll das Wildbret gebraten als Appetit

angend zum ersten Gericht auf die Tafel gebracht werden. Der Verfasser hat bei eigenem Versuch diese angebliche Eigenschaft nicht wahrgenommen, wol aber das Wildbret des alten Vogels hart und zähe, das des jungen hingegen mürbe und wohlschmeckend gefunden.

Die Eier werden im Norden für Leckerbissen gehalten, deshalb mit Lebensgefahr vom gemeinen Mann aufgesucht und gut verkauft.

Der dunenartig befiederte Balg soll im hohen Norden zur Winterkleidung dienen. Bei uns sind die Dunenfedern zur Bettfüllung vortheilhaft verwendbar.

§. 7. Die Lachmöve (Larus ridibundus *Leisleri*, rothfüßige und schwarzköpfige Möve, Mohrenkopf) bringt den Sommer in Deutschland und überhaupt im nördlichen und nördlichsten Europa, auch in Nordasien und Amerika, den Winter aber im Süden zu, wohin sie im August, September und October die Herbstreise als Zugvogel, in zahlreichen Flügen vereinigt, antritt. Im März und April kommt sie bei uns wieder an.[1]) Im Sommer lebt sie überall fast ausschließlich am stillen Gewässer; auf dem Zuge besucht sie die Flüsse; im Winter begibt sie sich an die Meeresküsten.

Beschreibung. Länge der Fußwurzel 1″ 8—9‴; Schäfte der zwei ersten Schwungfedern weiß. Ganze Länge des Vogels 15″.

Alte im Winterkleide: Schnabel, Augenkreis und Füße hoch zinnoberroth; Augenstern dunkelbraun; Kopf, Hals und Schwanz, mit Ausnahme eines schwarzen Fleckens vor den Augen und eines dergleichen größern auf der Ohröffnung, vollkommen weiß; Brust, Bauch und After weiß mit rosenröthlichem Schimmer[2]); Rücken, Schultern und alle Flügeldeckfedern hell bläulichgrau; äußerer Flügelrand und vordere Schwungfedern reinweiß, die erste mit schwarzem Seitenrande, tiefschwarzer Zeichnung in der Mitte des innern Bartes und eben solcher Spitze. Bei noch nicht völlig ausgemauserten Vögeln über den Kopf weg eine leise Andeutung von zwei schmalen, sehr hellgrauen Querbändern; bei sehr alten ist die äußerste Spitze der vordern Schwungfedern weiß.

Junge vom Jahre: Schnabel schmuzig rothgelblich mit hornbrauner Spitze; Füße gelblich; Scheitel und Hinterkopf hell rothbraun; hinter den Augen ein großer weißer Flecken; Unterkörper und ein Halsband im Nacken weiß; dieses Weiß am Vorderhalse mit roströthlichem Anflug, an den Flanken mit halbmondförmigen braunen Flecken; Oberrücken, Schultern und mittlere Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblicher Einfassung; große Deckfedern bläulichgrau; oberer Flügelrand, Steiß und größerntheils die Steuerfedern

---

1) In Holland bleibt sie, nach Meyer und Temminck, das ganze Jahr hindurch. W.

2) Der rosenröthliche Schimmer verschwindet bald nach dem Tode, und man nimmt ihn daher bei ausgebälgten Vögeln nicht wahr. W.

weiß, und diese mit einem schwarzbraunen Endband; Schwungfedern erster Ordnung an der Wurzel und an der innern Fahne weiß, an der äußern und an den Spitzen schwarz.

Nach der ersten Herbstmauser und den Winter hindurch bemerkt man zwischen dem bläulichgrauen Mantelgefieder hin und wieder braune Federn; auch die Flügeldecken erscheinen bläulichgrau, doch mitunter braungefleckte, gelblich eingefaßte Federn; Stirn und untere Theile reinweiß; Kopf weiß, sehr hell aschgrau gefleckt; vor den Augen ein brauner Flecken und ein ebenso gefärbter auf der Ohröffnung; Schnabel röthlich mit brauner Spitze.

Das Sommerkleid wird bei dieser Möve schon bei der ersten Frühlingsmauser vollkommen und bleibt fernerhin sich gleich. Schnabel und Füße lack- oder dunkelkarminroth; ganzer Kopf und Oberhals sehr dunkelbraun verkappt; Augenlider mit weißen Federn umgeben; Unterhals und übriger Unterkörper sehr schön weiß mit rosenröthlichem Anflug. [1]) Alles übrige bleibt wie beim Winterkleide.

Naturelleigenthümlichkeiten: Immer, selbst in der Brütezeit, sieht man am Tage im nördlichen Deutschland eine große Menge, in Thüringen und Franken einzelne Exemplare dieser Vögel über und an den Gewässern, wo sie sich aufhalten, in der Luft, die sie mit ihrem heisern unangenehmen Locklaut — welcher, nach Naumann, wie Kriäh! ertönt, und mit einem kreischenden Irrkirrr, kreck, keck, eck! dann vorzüglich abwechselt, wenn sie am Ufer sitzen — erfüllen, bald im raschern, bald im langsamern Fluge herumschweben. Nur Hunger bringt sie zur Ruhe; denn wenn dieser sie quält, fallen sie auf dem Wasser, auf nassem Boden und auf frischgeackerten Feldern ein. Scharenweise stehen sie auf, sobald sie die Annäherung eines Menschen wahrnehmen, und umschweben ihn in der Brütezeit und wenn sie Junge haben, ängstlich schreiend. Raubvögel und Raubthiere verfolgen sie unabläßig, bis selbige sich entfernen.

Neidisch auf jedes Nahrungsmittel, das ihnen andere Wasservögel, vorzüglich wilde Gänse und Enten entziehen könnten, necken sie die an ihren gewählten Aufenthaltsorten einfallenden, auf selbige herabstechend, so lange, bis diese mehr aus Ueberdruß als aus Furcht ihnen Platz machen. Daher kommt es, daß auf Teichen, wo Möven häufig sich eingewohnt haben, wenig wilde Gänsekitten und Entenhecken angetroffen werden.

Nahrung: Fische, Insekten, Würmer, Mücken und Libellenlarven, die sie nur vom Wasser, nicht aus demselben nehmen, Wasser- und Uferaas, auch ausgepflügte Engerlinge.

---

1) Auch hier gilt die oben beim Winterkleide rücksichtlich der Vergänglichkeit des rosenfarbigen Anflugs gemachte Bemerkung. W.

Fortpflanzung: Die aus Schilf, Binsen und dürren Grashalmen bestehenden Mövennester stehen an den Teich- und Seerändern, auf Binsenhügeln, die mit Wasser und Sumpf umgeben sind. Man findet im April und Mai in jedem drei bis vier olivenbraune, rothgefleckte, oder grünlichgraue, schwarzgemuschte, oder schmuzigweiße, braunbespritzte Eier, oft in einem und demselben Nest jedes anders gefärbt. Nimmt man ein Gelege weg, so wird es — ob durch das nämliche Weibchen oder durch ein anderes, ist nicht ausgemacht — an den nächstfolgenden Tagen und in demselben Nest wieder ersetzt.[1])

Wenn die Jungen ausgekommen sind, verlassen sie gleich das Nest, werden wahrscheinlich nur in den ersten Tagen von den Aeltern mit Aesung versorgt und, wenn auch nicht immer geführt, doch mit Zärtlichkeit geschützt. Da alle Paare, die auf einem Gewässer hecken, bei anscheinender Gefahr gleiches Interesse haben, sie abzuwenden, so vereinigen sie auch ihre Kräfte und Bemühung zu diesem Zwecke.

Im Frühling, wenn diese Möven ankommen, streichen sie von einem großen, schilfigen Gewässer zum andern, bis sie einen schicklichen Ort, ihr Geheck zu machen, gefunden haben; hier halten sie dann mit den Jungen, bis zum Wegzuge, Stand, fallen aber, vorzüglich wenn die Abreise herannaht, früh morgens in großen Scharen auf dem Wasser nahegelegenen nassen Feldern, Wiesen und Sturzäckern ein.

Schädlichkeit: Der Schaden, welchen sie der Fischerei zufügen, ist nicht unbeträchtlich, doch wird derselbe durch den Beitrag dieser Vögel zur Verminderung der dem Naturhaushalte nachtheiligen Gewürm und Insekten hinlänglich gedeckt.

Dennoch muß der Jäger alle erdenklichen Mittel anwenden, sie zu vertreiben und ihnen Abbruch zu thun; denn sie sind, wie schon oben gesagt, dem Emporkommen der Gänse- und Entenjagd nicht nur im Wege, sondern sie führen, nur einigermaßen geduldet, den fast gänzlichen Ruin derselben herbei.

Am besten wird, wendet der Jäger zugleich alle weiter unten zu erörternden Jagd- und Fangmethoden mit Geschick an, der Zweck, diese unangenehmen Gäste loszuwerden, dadurch erreicht, wenn man die ganze Legezeit hindurch je den dritten Tag die Nester aufsuchen, diese zerstören und die vorgefundenen Eier wegnehmen läßt.

Benutzung: Das Wildbret der Alten ist keineswegs übelschmeckend, aber zähe, das der Jungen zart und sehr wohlschmeckend. Auch die Eier stehen den Kibitzeiern wenig nach.

---

1) Obenstehende Bemerkungen sind Resultate eigener vielfacher Erfahrung und ganz genauer Beobachtung des Verfassers. W.

Wenn die Nordländer die Federn zur Bettfüllung verwenden, so thun sie daran sehr wohl, denn sie sind schön weich und sehr dauerhaft. Experto credite Ruperto!

§. 8. Die kleine Möve (Larus minutus *Pallas*) kennt man bisjetzt als Bewohnerin von Südrußland, Livland und Finland. Von dort kommt sie im Sommer und Herbst einzeln, und in geringzähligen Flügen in das mittlere und südliche Deutschland, immer aber nur selten.

Beschreibung: Länge der Fußwurzel 11—12‴; Schäfte der vordern Schwungfedern schwarz; zusammengelegte Flügel 1½″ über die Schwanzspitze hinausreichend; Hinterzehe sehr klein mit schwachem geraden Nagel.

Vollkommenes Winterkleid der Alten noch unbekannt; doch äußert Temminck (Man. d'ornith., S. 508, in der Note) hierüber die Vermuthung, daß es von dem der vorhergehenden Art wenig verschieden sein möge; wenigstens sei es bei dem einzigen Vogel dieser Art, welchen er im Herbst auf den holländischen Küsten gesehen, ihm aus der Ferne so erschienen. Schnabel und Füße waren an diesem Exemplare zinnoberroth.

Jugendkleid beim Eintritt in die erste Herbstmauser: Schnabel schwarzbraun; Augenstern dunkelgrau; Füße blaß fleischfarben; Schwimmhäute weißgelblich, wenig ausgeschnitten; Stirn, Augengegend und alle unterwärtsgekehrte Theile weiß; Ober- und Hinterkopf dunkel schwarzgrau, ersterer nach der Stirn zu gelblichgrau, ein Flecken vor den Augen schwarzgrau, ein größerer hinter und unter den Ohren heller grau; Nacken und Rücken schwärzlichgrau; kleine Flügeldeckfedern weißlich, grau und schwärzlich gefleckt; die mittlern schwarzgrau, hell graubraun gerändert; die größten auswendig und an den Spitzen weißlich; vier erste Schwungfedern an der äußern Fahne und an der Spitze schwarz, an der innern Fahne weiß, Schäfte schwarz; drei folgende schwarzgrau, an der äußern Fahne fast aschgrau, mit weißen Spitzen; äußerste Steuerfeder weiß, an der innern Fahne ein kleiner eirunder schwarzer Flecken, übrige zehn von der Wurzel an bis zu zwei Drittheilen ihrer Länge weiß, das vordere Drittheil schwarz. Länge 10½″.

Sommerkleid: Schnabel sehr dunkel lackroth; Augenstern dunkelbraun; Füße karmoisinroth; Kopf und Anfang des Oberhalses schwarz; übriger Oberhals, Steiß, Schwanz und alle unterwärtsgekehrten Theile weiß; Rücken, Schultern und Flügel weißgrau; erste zwei Schwungfedern dunkelbraun mit weißer Spitze; drei folgende aschgrau, verloschen schwarz auf der innern Fahne gezeichnet. Beim alten Sommervogel sind Brust und Bauch mit Orangefarbe, die sich aber nach dem Tode verliert, überlaufen. Länge 11″ 5‴.

Nach Bechstein ist dieser dem Verfasser des gegenwärtigen Werks nie zu Gesicht gekommene Vogel ein Mittelding zwischen Möve und Meerschwalbe. Ueberhaupt mövenartig gestaltet, gleicht sie dem Kopf und Schnabel nach

letzterer ist dünn und schwach), auch im Betragen, der Meerschwalbe. Wie diese ist sie scheu und mit ihr gern in Gesellschaft.

Die Nahrung, welche sie meist fliegend, selten schwimmend fängt, besteht aus kleinen Fischen, Insekten und Würmern.

Sie macht ihr Geheck an der Wolga, hochnördlich, muthmaßlich in mehrern Gegenden des arktischen Kreises.

B. Raubmöven (Lestris).

§. 9. 1. Der Schmarotzer-Labb (Lestris parasiticus *Temm.*, Larus parasiticus *L.*, Schmarotzermöve, Struntmöve, Polarmöve, Mövenbüttel, Struntjäger). Er ist Bewohner der Küsten in den Gegenden des arktischen Kreises und auf den Hebriden, Orkaden, in Island und Norwegen häufig. Nur selten und zufällig kommt er auf die Küsten und Inseln der Ostsee, weit seltener noch an die Flüsse und Seen im Innern von Deutschland und der Schweiz.

Beschreibung. Hintertheil der Fußwurzel mit langen und rauhen Warzen; zwei mittelste Steuerfedern sehr lang.

Alter Vogel im Sommerkleide: Schnabel hell olivenfarbig, an der Spitze schwarz; außer dem winkelig vorspringenden höckerigen Ansatz am Unterschnabel ein ziemlich starker, gleichsam besonders eingekeilter Nagel auf dem Oberschnabel, welcher die abwärtsgekrümmte Spitze desselben bildet; Wachshaut röthlichgelb; Augenstern braungelb; Augenliderrand grau; Füße schwarz, stark beschuppt, hinten mit rauhen scharfen Warzen besetzt; Seiten des Kopfes, Nacken, Kehle und Vorderhals gelblichweiß; Scheitel und ganzer Oberkörper tief dunkelbraun; Brust und Bauch weiß, zur Seite schwarzbraun gewellt; Schwung- und Schwanzfedern bis auf die zwei mittelsten des letztern, welche ganz dunkelbraun und 2″ länger als die übrigen sind, auf der innern Fahne von der Wurzel nach der Spitze zu weiß, übrigens dunkelbraun; Schaft der Schwungfedern weiß. Ganze Länge des Vogels bis zur Spitze der mittelsten Steuerfedern 19—20″. [1])

Jüngerer Vogel (wahrscheinlich einjähriger) im Sommerkleide: Stirn und Scheitel bis gegen den Nacken dunkel braungrau, ins Schwarze fallend; Rücken, obere Flügeldeckfedern und Schultern bläulich aschgrau; Hals vorn, an den Seiten und im Nacken weiß; Brust graulichweiß; Bauch und Flanken aschgrau; Steuerfedern an der äußern Fahne dunkel-, an der innern Fahne und auf der untern Kehrseite heller braun-

---

[1]) So wird ein am 15. Juni 1805 bei Kostheim am Main geschossenes Exemplar in Meyer's Taschenbuch, II, 472, beschrieben. W.

grau, Schäfte weiß; zwei mittelste Steuerfedern über 4″ (pariser Maß) länger als die übrigen. [1])

Fortpflanzung: Das Weibchen legt nach Latham zwei aschgraue schwarzgefleckte Eier in ein aus Gras und Moos auf erhabenen Küstenstellen kunstlos verfertigtes Nest.

Nach Professor Langsdorf's Mittheilung ist das Nest auf den noch sehr wenig bekannten Inseln St.-Georg und St.-Paul nordwestlich von Unalaska gefunden worden, nach Latham auf den Hebriden und Orkaden in Heidegegenden.

2. Der Pomarin-Labb (Lestris Pomarinus *Temm.*). Auch er gehört den Gegenden des arktischen Kreises an. Nach Temminck kommt er zuweilen zufällig an den Küsten von Frankreich und Holland vor und wird nur durch Sturmwinde tiefer landeinwärts verschlagen. Auf diese Weise müßten die Exemplare, von welchen eins in der Schweiz und eins im Jahre 1810 am 16. October zwischen Offenbach und Hanau erlegt wurde, dorthin sich verirrt haben.

Beschreibung. Fußwurzel wenig rauhwarzig, 2″ 1—2‴ lang; Hinterzehe äußerst kurz mit weißem Nagel; zusammengelegte Flügel nicht über den Schwanz hinausreichend. Länge des Vogels 18—19″.

Alter Vogel: Schnabel bläulich; Augenstern goldgelb; Fußwurzel bleifarbig; Zehen und Schwimmhaut an der Wurzel weißlich, sonst schwarz; Hinterzehnagel weiß; ganzer Oberkörper fleckenlos kirschbraun; ganzer Unterkörper einfarbig heller braun; Schwungfedern an der innern Wurzel, Steuerfedern auf der obern Seite weiß, sonst schwarzbraun; Schwungfederschäfte weiß.

Junger Vogel [2]): Schnabel an der Wurzel blaugrünlich, an der Spitze schwarz; Kopf und Hals matt braun, die Federn heller braun, an der Spitze gesäumt; vor den Augen ein schwarzbrauner oder schwarzer Flecken; Rücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern dunkelbraun, in einem halbmondförmigen gelbröthlichen Flecken endigend; Brust, Bauch und Flanken graubraun; auf der Mitte der Federn rostgelbe Flecken und Zickzacks; Steiß-, After- und Schwanzdeckfedern schwarzbraun und roströthlich breit eingefaßt.

Auch dieser Labb ist nicht scheu. Außer den Nahrungsmitteln der vorhergehenden Art nehmen die Vögel der gegenwärtigen auch Insekten an.

Von der Fortpflanzung ist nichts bekannt.

---

1) Beschreibung eines im Anfang des Heumonats (Juli) bei Brienz gefangenen Vogels, nach Nr. 3 des Museum der Naturgeschichte Helvetiens (1819), S. 18 und 19, Lit. B, wobei die größere Verlängerung der mittelsten Steuerfedern gegen die beim alten Vogel, von Meyer bemerkte, auffallend ist. W.

2) Temminck setzt: Les jeunes de l'année (Junge vom Jahre); der Verfasser erlaubt sich hier die Abänderung in: Junger Vogel, und meint darunter den einjährigen, indem es ihm nicht wahrscheinlich ist, daß junge Vögel vom Jahre die weite Reise vom arktischen Kreise bis an die holländischen Küsten und sogar bis in die Schweiz hätten machen können. W.

3. Der Felsen-Labb (Lestris crepidatus *Temm.*, Larus crepidatus *L.*, Felsenmöve, schwarzzehige Möve, Falkenmöve, gestreifter Strandjäger). Er bewohnt die Küsten des Baltischen Meeres, Norwegen, Schweden und wahrscheinlich alle nördlichen Gegenden, in denen die vorhererwähnten Arten einheimisch sind; doch nicht allein die Küsten jener Länder, sondern auch die Flüsse und Seen im Innern. Als Zugvogel, vielleicht auch nur zufällig, öfter jedoch als der Schmarotzer- und der Pomarin-Labb, besucht er meist im Herbst Holland, Frankreich, die Schweiz, die Ostseeküsten und im Innern von Deutschland jedoch selten die Oder, die Elbe, den Rhein, den Main, die Fulda u. s. w. Am letztgedachten Flusse, bei Kassel, wurde am 2. October 1805 ein Vogel dieser Art lebendig gefangen.

Beschreibung. Fußwurzel wenig rauhwarzig, 1″ 8—9‴ lang; Hinterzehe 3‴ lang, mit schwarzem Nagel; zusammengelegte Flügel über den Schwanz hinausreichend. Länge des Vogels 14—15″.

Alter Vogel: Schnabel matt braun; Augenstern gelb; Fußwurzel dunkelgrün, braun überlaufen; Zehen und Schwimmhäute an der Wurzel weißgelblich, übrigens schwärzlich; Oberkörper ungefleckt graubraun; Unterkörper ebenfalls fleckenlos graubraun, nur etwas heller als der Oberkörper; Schwungfedern an der innern Wurzel und obere Kehrseite der Steuerfedern weiß, übrigens schwarzbraun; Schwungfederschäfte weiß. [1])

Junger Vogel vom Jahre (jedenfalls aber die Herbstmauser bestandener, da diese Möve die deutschen Flüsse und Hollands Küsten, wie es scheint, vor dem October nicht besucht): Schnabelwurzel grüngelblich, gegen die Spitze schwarz; Augenstern braun; Fußwurzel grün, bräunlich überlaufen; Scheitel dunkelgrau; obere Hälfte und Seiten des Halses hellgrau mit dunklen Längsstreifen; vor den Augen ein schwarzer Flecken; untere Hälfte des Halses, Rücken, Schultern, große und kleine Flügeldeckfedern umbrabraun, jede Feder braungelb eingefaßt; übrige untere Theile auf weißlichem Grunde dunkelbraun und braungelb gefleckt, Schwanzdeckfedern und After so in die Quere gestreift; Schwung- und Steuerfedern schwärzlich, an der Wurzel, innere Fahne und Spitze weiß; der Schaft an den beiden äußersten (Schwungfedern) weiß.

Auch dieser Labb gehört nicht zu den scheuen Vögeln. Im Fluge bewegt er sich, nach Naumann, in einer großbogigen Schlangenlinie, auf dem Lande nicht hoch in der Luft und mitunter so tief, daß er mit den Flügeln

---

1) Alte Vögel dieser und der vorhergehenden Art sind sich, wie aus deren Beschreibung hervorgeht, so täuschend ähnlich, daß die seither immer stattgefundene Verwechselung oder Vermischung beider nur durch Vergleichung der ganzen Länge und der von Temminck und nach ihm hier aufgestellten Artkennzeichen vermieden werden kann. Junge Vögel unterscheiden sich auch durch die abweichenden Gefiederfarben. W.

fast den Boden berührt, über dem Wasser in der Höhe schwebend und langsam die Stelle verlassend.

Kleine Fische sind auch seine Lieblingsatzung; aber zu ungeschickt, sie selbst zu fangen, verfolgt er, wie die übrigen Labbs, Möven und Meerschwalben so lange und hartnäckig, bis sie Fischchen, die sie für sich gefangen hatten, aus dem Schnabel fallen lassen oder aus dem Schlund wieder ausspeien; dann erst eignet er sich sie an. Außerdem verschmäht er auch Insekten, Würmer und Gehäusschneckchen nicht. Unter den letztern scheint er die blaue Kräuselschnecke (Helix janthina), wo sie sich findet, vorzugsweise zu verschlingen und davon der Abgang dann rothgefärbt zu sein. [1])

Das Weibchen legt zwei bis höchstens vier hellrostfarbene, schwarzgefleckte Eier in ein aus Moos und trockenem Grase kunstlos gefertigtes Nest, unfern des Meeresufers.

§. 10. Aus den naturgeschichtlichen Erörterungen, welche im Vorhergehenden enthalten sind, ergibt sich, daß die zur Temminck'schen Gattung Lestris (Labb) gehörigen Vögel eigentlich nicht zu den schädlichen gehören; denn einestheils rauben sie nicht selbst, sondern werden an (Fisch-)Räubern erst wieder zu Räubern, anderntheils sind sie auch weder so unruhig noch so arge Schreihälse und Necker anderer, den Jägern mehr interessirender Wasservögel, wie die zur Temminck'schen Gattung Larus (Möve) zu rechnenden Federwildarten.

Der Zweck des Jagd- und Fangbetriebes bei den bekannten drei Labbarten ist daher, insofern diese Vögel an sich zu den seltenen gehören, auch in der Naturgeschichte derselben noch nicht alles im Reinen ist, ein rein ornithologischer und ebendarum ein vom echten Waidmann und Waidwerksliebhaber nicht aus den Augen zu verlierender.

In Rücksicht auf sämmtliche Arten der Gattung Larus (Möve) hingegen soll und muß den Jäger und den Jagdberechtigten, außer jenem ornithologischen Zweck, noch ein ökonomischer zum emsigen Jagd- und Fangbetriebe lebhaft anreizen. Denn abgesehen von dem an sich nicht bedeutenden Vortheil, welchen die nutzbaren Theile gewähren, abgesehen selbst von der schon mehr zu beachtenden absoluten Schädlichkeit des größern Theils der zur besagten Gattung gehörigen Federwildarten für den Naturhaushalt, so darf doch die relative Schädlichkeit aller Arten dieser Gattung schlechterdings nicht unbeachtet bleiben, welche durch die von steter Unruhe der Möven bei Tag und Nacht, von dem dabei stattfindenden greulichen und ununterbrochenen Geschrei und von der Neckerei, mit welcher sie alle andern in ihrer Nachbarschaft sich aufhaltenden Wasservögel unausstehlich quälen, abhängigen, höchst

---

1) Meyer, Taschenbuch, II, 494.

nachtheiligen Einflüsse auf Sumpf- und Wasserjagd im allgemeinen, im besondern aber auf die Gänse- und Entenjagd sich beurkundet. Dies zum Vorwort zu der Beschreibung der als mit Vortheil anwendbar erkannten oder doch der Analogie nach dafür zu haltenden Jagd- und Fangbetriebsweisen.

§. 11. Folgende Jagdbetriebsmethoden sind dem Verfasser bekannt geworden:

1. Das Anschleichen hinter Teichdämmen und Wällen, in Gräben und Vertiefungen, oder hinter dichtem Gebüsch. Es findet bei allen Möven, wenn sie auf dem Zuge begriffen sind, von der Lachmöve aber während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in unsern Gegenden nur am frühen Morgen statt, indem sie alle bei und gleich nach Sonnenaufgang der Ruhe wegen, die Würmer und Insekten fressenden Arten aber auch der Nahrung wegen, am Rande der Gewässer oder auf benachbarten Weideplätzen und Sturzäckern einfallen und daselbst meist nur auf kurze Zeit verweilen. Unter Anwendung der übrigen, bei allen Schleichjagden nöthigen, bekannten Vorsichtsregeln muß hier auch auf guten Wind besondere Rücksicht genommen werden. Bei den Labbs, die an sich nicht scheu sind, immer nur einzeln vorkommen und öfter sich niederlassen, ist große Vorsicht nicht nöthig, doch für den immer räthlich, der ein nicht sehr scharfes Auge hat, oder der nicht ganz genauer Vogelkenner ist, weil sonst Verwechselung eines Labb mit den größern Möven, die sehr scheu sind, machen könnte, daß ein auch rarer Vogel letzterer Gattung entkäme, der bei größerer Behutsamkeit hätte können erlegt werden. [1])

2. Höher am Tage, wenn die Möven wieder zu schwärmen angefangen haben und dann immer, wenn ein Theil von den einen Teich gleichsam innehabenden am Ufer oder am sumpfigen Rand Ruhe hält, während der andere schreiend umherfliegt, gelingt das Anschleichen nicht mehr, eher noch, doch auch nur selten, successive Annäherung von der Seite mit dem Schießpferd. [2])

3. Während der Lege- und Brütezeit und bis dahin, wo die Jungen flugbar geworden sind, kann man in der Suche mit dem Hühnerhund an den Heckstätten alte Lachmöven jederzeit schießen, indem diese in der Nähe der Nester Hund und Jäger unablässig umschwärmen, auch öfter auf erstern stechen. Ebenso verhält es sich

4. bei der Suche, oder bei dem Treiben nach jungen oder Mauserenten, oder nach jungen Graugänsen. Gelegentlich können da alte Lach-

---

1) Diese Behutsamkeit ist jederzeit rathsam, wenn man nicht vollkommene Ueberzeugung davon hat, daß es deren nicht bedarf. W.

2) Kaum je mit dem Schilde, wie in der ersten Auflage gesagt worden ist. W.

möven und junge flugbare, einzeln im Fluge, nicht ganz flügge Junge, die sich, von Menschen und Hunden aufgeschreckt, in Scharen zusammenziehen und in dichtgedrängten Haufen aus dem Schilfe herausschwimmen, dutzendweise auf einen Schuß erlegt werden, besonders wenn der Jäger, wo er die Annäherung einer solchen Schar an der weitausgebreiteten Bewegung der Schilfstengel gewahrt, bei zeiten, wie dies bei jeder Wasserjagd in ähnlichem Fall geschehen soll, sich schußfertig hält.

5. Eine auf alle Mövenarten mit großem Vortheil anwendbare Jagdbetriebsweise ist folgende. Nachdem nämlich am Rand der Gewässer, wo Lachmöven den Sommer über oder Zugmöven anderer Arten für den Moment, oder wieder andere Arten auf kürzere oder längere Zeit im Spätherbst und Winter sich aufhalten, eine in die Erde vertiefte Schießhütte, gerade so wie die Brachvogelherdhütte erbaut und eingerichtet, auch vorn und in der Decke nicht zu enge Schießlöcher eingeschnitten worden, fesselt man in gehöriger Entfernung von den vordern Schießlöchern einige Lockvögel an, wozu die Lachmöve und die Sturmmöve [1]), weil dies die ärgsten Schreihälse sind, am besten sich eignen. Dann begibt man sich in die Hütte. Sobald die Lockvögel andere Möven in der Umgegend gewahren, werden auch sie laut. Wenn jene diesen Locklaut vernehmen, eilen sie sogleich herbei, umschweben die Lockvögel in schußmäßiger Höhe, oder fallen in deren Nachbarschaft ein. Im ersten Fall werden durch das Deckenloch der Hütte im Fluge, im andern durch das Vorderloch im Sitzen vom geübten Schützen in kurzer Zeit mehrere, zuweilen auch seltene Zugmöven erlegt.

6. Liegt während der Zugzeit ein Lachmövenflug auf einem nicht allzu breiten Gewässer, so stelle man sich in gutem Winde und vorsichtig verborgen, nur nicht allzu nahe, oberhalb des Fluges an, lasse dann, womöglich am jenseitigen Ufer, eine andere unterhalb des Fluges angestellte Person langsam demselben sich annähern. Schwimmend oder fliegend kommen die rege werdenden Möven dem Schützen nahe genug, um mit Schrot Nr. 4 ersten Falls drei bis sechs Stück auf einen Schuß im Sitzen zu erlegen; letzten Falls, wo sie oft scheu in die Höhe streichen, jedoch durch ein in die Luft geworfenes weißes Schnupftuch, welches von ihnen für ein Flugglied gehalten werden mag, getäuscht heraneilen, über dem Afterkumpan herumschweben und vom Jäger aus seinem Hinterhalt mit oder ohne Erfolg im Fluge mit dem Schusse begrüßt werden können.

---

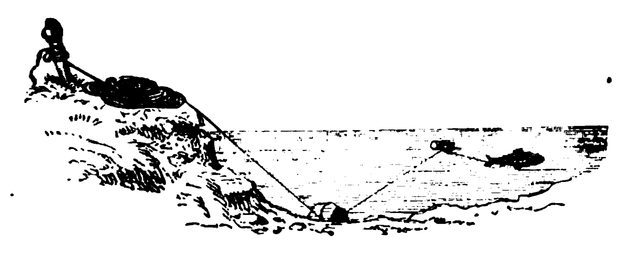
1) Obengenannte Möven, Alte und Junge, gewöhnen sich bald und leicht an den eingeschränkten Zustand, wenn man ihnen anfänglich in Milch oder Wasser gequelltes altbackenes Weißbrot, mit kleingeschnittenen Regenwürmern untermengt, zum Futter gibt. Späterhin begnügen sie sich mit kleinwürfelig geschnittenem Brot, nehmen auch zerschnittenes Gedärm von zahmen Hühnern und Haustauben, lieber aber Gewürm, Wasserinsekten und Fischchen zuweilen an. An frischem Wasser darf es ihnen aber nie fehlen. W.

7. Wenn die Möven vorher noch nicht beschossen worden sind, so halten sie auf befahrenem Wasser, zuweilen auch vor dem Kahne aus, wenn die Annäherung in gutem Winde und von der Seite bewirkt wird. [1])

Fangmethoden.

§. 12. 1. Junge unflugbare Lachmöven werden auf Seen und Teichen, wo dergleichen ausgekommen sind, bei der Jagd nach jungen und Mausernden von den Hunden in Menge, mehrere auch von den Treibern erhascht.

2. Nach Bechstein [2]) gehen Möven leicht an die mit einem Fischchen beköderte Angel. Ohne Zweifel muß das Köderfischchen vermittels einer Vorrichtung mit Kork und Federspule ganz nahe unter der Oberfläche des Wassers erhalten, das hintere Ende der Schnur aber am Ufer an einem Hakenpflöckchen befestigt werden. Die zweckmäßigste Art, auf Fische stoßender



Vögel habhaft zu werden, dürfte wol in dem durch den im beifolgenden Holzschnitt versinnlichten einfachen Verfahren bestehen.

3. Nach eben diesem Schriftsteller [3]) soll der Fang lustig, dann auch erfolgreich sein, wenn man aus zwei dünnen, 1½'· langen Spänen ein Kreuz macht, in der Mitte ein Fischchen anbindet und Leimruthen danebensteckt, hiernächst (so vermuthet der Verfasser des vorliegenden Werks) das an einem Bindfaden und vermittels desselben am Ufer befestigte Kreuz auf den Wasserspiegel hinausschiebt. Die herumschwärmende Möve soll, sobald sie den Fisch erblickt, auf denselben herabstechen und an den Leimruthen kleben bleiben.

Aus Erfahrung kennt der Verfasser weder diesen, noch den vorhergehenden Mövenangelfang. Mit dem letztern hat er, als mit einem vielfältig angerühmten, bei wilden Enten mehrmals Versuche gemacht, aber — stets ohne Erfolg.

---

1) Die Mittheilung der beiden letzterwähnten Jagdmethoden verdankt der Verfasser gleichfalls einem Freunde, dem Forstrath Fischer in Karlsruhe. W.

2) Vgl. dessen Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 1750.

3) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 1760.

4. Die Möven gehören in vorzüglichem Grade zu den geselligen und ebenso zu den sehr kecken Vögeln. Hierauf gründet sich die Vermuthung des Verfassers, daß sie auf einen Herd, welcher die ganze Einrichtung des Sumpfherdes haben, mit Lach- und Sturmmöven beläufert sein und an den sumpfigen Rändern der Mövenaufenthalts- und Einfallsgewässer gestellt werden müßte [1]), gut und häufig eingehen möchten.

Auch ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Möven, wie mehrere Sumpfvögel, in den Entenschlaggarnen gefangen werden können, wenn man Lockvögel dieser Art auf der Fangstätte anfesselt.

5. Junge Lachmöven könnten vermittels der Wassergarne in Menge gefangen werden, wenn bei Gelegenheit des Treibens nach jungen Mauserenten der eine Flügel jener Garne dicht am Schilfrand längs der Wasserblänke, der andere Flügel quer durch das Schilf bis an das Ufer des Teiches, vor dem Beginn des Treibens fangbar aufgestellt, während desselben aber das Ausnehmen und Tödten der in den Garnen eingegangenen Enten und Möven von den vorstehenden Schützen möglichst geräuschlos und schnell besorgt würde.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die wilden Gänse.

Anseres *Meyeri.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke. Latschen oder Ruder werden bei den Gänsen, wie bei allen Wasservögeln, deren Zehen durch eine ganze Schwimmhaut miteinander in Verbindung stehen, diese den eigentlichen Fuß bildenden Theile genannt.

Kette (Kitte) ist der Sammelname für die Glieder eines und desselben Gänsegehecks, mit Einschluß des Aelternpaares, auf solange, als eine solche Gänsefamilie an dem Heckorte abgesondert von andern Familien gleicher Art für und unter sich allein lebt.

Wenn späterhin am Aufenthaltsort oder auf der Wanderung einige wenige Ketten bis zur nächsten Paarzeit sich zusammenhalten, so wird diese geringzählige Gesellschaft Flug genannt. Besteht hingegen unter vielen

---

1) Daß die Wände aus verhältnißmäßig starkem Garn verfertigt werden müßten, versteht sich von selbst. W.

kellen ein solcher geselliger Verein, sodaß die Gesellschaft zahlreich ist, so wird selbige mit dem Sammelnamen Schar belegt.

§. 2. Die Gänse, von ältern Zoologen mit den Schwänen und Enten in eine Gattung vereinigt, wurden von neuern Ornithologen von diesen als eigenes Genus (Anser) getrennt. Sie gehören zur Ordnung der Schwimmvögel (Natatores) und zur Familie der Enten (Anatidae).

§. 3. Die Graugans (Anser cinereus *Meyer*, Anas anser ferus *L.*, gemeine wilde Gans, heimische wilde Gans, März- und Heckgans) ist als Zugvogel durch ganz Europa, im Sommer aber und während der Heckzeit meist nur in den nördlichen Ländern desselben verbreitet. Sie bewohnt gleichfalls den Norden von Asien und Amerika.

In Deutschland wird sie das ganze Jahr hindurch angetroffen, hält aber nur während der Paar- und Heckzeit Stand; außerdem ist sie ein Strichvogel, d. h. ein solcher, der seinen Aufenthalt von Zeit zu Zeit verändert, denn außer der Paarzeit halten sich oft große Scharen zusammen, und von diesen macht immer eine der andern Platz. Auch im Winter findet man sie bei uns, dann aber in Gesellschaft der Saatgans und meist in geringerer Zahl als diese.

Beschreibung. Schnabel stark und dick, einfarbig; zusammengelegte Flügel nicht bis zur Schwanzspitze reichend.

Männchen: Schnabel und Augenlider orangegelb, Schnabelnagel weißlich; Augenstern dunkelbraun; Füße fleischfarben, gelblich überlaufen; Hauptfarbe des Gefieders hell aschgrau; Oberrücken, Schultern, mittlere und große Flügeldeckfedern aschgrau, weißlich gekantet; kleine Deckfedern, ganzer äußerer Flügelrand und Wurzel der Schwungfedern erster Ordnung hell weißgrau; Steiß aschfarbig; After und untere Schwanzdeckfedern weiß. Länge 2′ 8—10″.

Das Weibchen ist stets etwas kleiner, dessen Hals dünner und heller grau. Sehr alte beiderlei Geschlechts sind an Brust und Bauch schwarzbraun unordentlich und klein gefleckt. Auch gibt es weißbunte.

An flugbaren Jungen sind bis zur ersten Mauser alle Theile, vorzüglich der Schnabel und die Latschen oder Ruder heller gefärbt.

Zuweilen sieht man eine weißgescheckte, selten eine ganz weiße Spielart, oder eine mit schwarzer Schnabelwurzel, die auch unter den zahmen Gänsen sich findet, und, öfter als bei andern Vögeln, Krüppel oder, wenn man will, Monstrositäten. Linné sucht die Veranlassung hierzu in den öfter beobachteten doppelten Dottern der Eier.

Die Graugans wird für den Stamm der zahmen Gänse gehalten. Doch zeichnet erstere sich immer durch schärfere, stärker gezähnelte Schnabelränder, durch eine schmälere Brust und einen mehr zugespitzten Hintertheil von der zahmen aus.

Bei dem ansehnlichen Gewicht der großen wilden Gans, welches 8—12 Pfund beträgt, und bei ihren mittelmäßig langen Flügeln ist es zu verwundern, daß sie so leicht von der Erde, bei reiner Luft sogar bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe sich erheben [1]) und nicht nur schnell, sondern auch weit, ohne auszuruhen, fortfliegen kann.

Flüge oder Scharen, welche des Abends und Morgens nur von einem Gewässer zum andern, oder von da aus nach den Feldern hinstreichen, wo sie Geäse zu finden wissen, steigen nicht gar hoch und machen die kleine Luftreise in Unordnung. Anders verhält es sich, wenn weite Wanderungen unternommen werden; denn da scheint, anfänglich wenigstens, der Patriarch der Gesellschaft der Anführer zu sein, indem er sich an die Spitze setzt, während hinter ihm je zwei und zwei andere, in immer sich weiter voneinander entfernenden schrägen Linien, von denen eine kürzer ist als die andere, folgen. [2]) Ob Ablösung des Anführers stattfindet, wie bei den Kranichen, ist nicht ausgemacht, aber wahrscheinlich; denn daß die vorderste ihre Stelle wieder einnimmt, wenn der Flug durch irgendeine Veranlassung in momentane Unordnung geräth, beweist nicht, daß sie bei eintretender Ermüdung nicht einem andern Scharengliede die Mühe übertragen sollte, zuerst die Bahn in der Luft zu brechen.

Der Gang ist, wie bei der zahmen Gans, langsam und schwerfällig, mit einem Worte latschig, daher vielleicht die waidmännische Benennung Latschen statt Füße.

Ganz so scheu wie die Saatgans ist die Graugans nicht, aber doch hinlänglich, um, besonders wenn sie bei andern ihresgleichen steht, dem Jäger die Annäherung sehr zu erschweren, um so mehr, weil da, wo viele beisammenliegen, wie beim Kranich, Wachen ausgestellt werden, und weil sie sehr scharf äugt, wittert und windet.

Ihr Kiekkak! ertönt fast jedesmal, wenn sie einzeln oder in einem Fluge mit andern vereinigt, durch Veranlassung von außen her oder aus eigenem Antrieb aufsteht. Findet man mehrere beisammen auf dem Felde oder in und am Wasser, so vernimmt man einen andern Laut, welchen man fast für ihre Sprache zu halten geneigt sein möchte. Er wird so ziemlich treffend durch Kak, kak, kak, kak! — das a etwas in o gehalten — versinnlicht werden können. So einförmig nun auch die Unterhaltung sein

---

1) Bei dicker, nasser Luft zieht sie tief. W.

2) Ist der Flug nicht zahlreich, übersteigt er die Zahl von zwölf nicht, so fliegen die Glieder desselben fast immer nur in einer schrägen Linie. W.

zog, so läßt es doch die ganze Gesellschaft sich gar sehr angelegen sein, sie fast ohne Unterbrechung fortzusetzen.

Daß die wilde Gans ein ziemlich hohes Alter erreichen könne, läßt sich daraus folgern, weil das Wildbret vieler kaum durch Baize und andere Künste der Köche mürbe zu machen ist. Solche Greise zeichnen sich immer durch viel dunklere Farbe am Schnabel und an den Ständen aus, paaren sich, wie die vom mittlern Alter, gleich zu Anfang des Frühlings, doch ohne ein Geheck zu machen; auch bleibt bis zum Herbst das Männchen beim Weibchen. Jederzeit fliegt letzteres voraus, wenn ein Paar aufsteht. Die Paarung der meisten einjährigen Gänse erfolgt fast immer vierzehn Tage bis drei Wochen später wie bei ältern, also erst zu Anfang des Monats April. Ehe es dahin kommt, fallen viele lärmende Zänkereien und Schlägereien zwischen den Männchen [1]) vor. Muth und Stärke erwerben dem Männchen den Besitz eines Weibchens, welches bald nachher in das in Sümpfen, Teichen und Landseen auf einer erhabenen trockenen Stelle oder auf erlenen alten Stöcken kunstlos aus Schilf und Binsenstengeln zusammengelegte, mit Gänsefedern leicht ausgefütterte Nest nach und nach bei uns mehr nicht als vier bis sechs Eier [2]) legt, die denen der zahmen Gänse an Gestalt ganz gleich und weiß, fast unmerklich ins Grünliche spielend, gefärbt sind. Sie werden vom Weibchen allein in vier Wochen ausgebrütet, während welcher Zeit das Männchen in der Nähe des Nestes Wache hält, auch jedesmal das Weibchen begleitet, wenn es der Aesung halber auf kurze Zeit sich entfernt.

Die ersten 24 Stunden nach dem Ausschlüpfen werden die mit grau=gelblichen wolligen Posen bedeckten Jungen im Neste von der Alten gehübert (gehudert) und dann ins Wasser und auf Plätze geführt, wo junges Gras steht, welches sie gleich zu weiden anfangen. Nachts gehen sie wieder ins Nest, und hier nimmt sie die Mutter, bis sie etwa 14 Tage alt sind, unter die Flügel; immer aber bleibt der Vater noch in der Nähe, um Weib und Kinder gegen Raubthieranfälle zu vertheidigen. Späterhin, wenn die Jungen stärker werden, sitzt die ganze Kette auf einem hinlänglich großen, trockenen,

---

1) Abgeschlagene vereinzeln sich oft und fallen dann nicht selten bei zahmen Gänsen ein, um da den Begattungstrieb zu befriedigen. Ich fand einst einen solchen Ehestandscompetenten mitten in einem Dorfe, auf einem Bach, unter vielen zahmen Gänseweibchen, schoß im Fluge darauf mit Schrot von Nr. 4 und hörte auch deutlich Schrote anschlagen. Die wilde Gans zog fort bis hinter das Dorf, wo sie auf dem nämlichen Bache wieder einfiel. Hier fand ich Gelegenheit, mich abermals hinanzuschleichen, und gab ihr den zweiten Schuß, indem sie etwa 60 Schritt vor mir aufstand. Nichts weniger als krank zog sie wieder zurück auf den ersten Platz und ließ sichs gemüthlich bei den zahmen Gänsen, bis sie mich gewahrte und nun zum andern mal da hinflog, wo ich das letzte mal Feuer auf sie gegeben hatte. Aergerlich ging ich nach Hause, holte die Büchse und schoß sie mit dieser im Sitzen endlich todt. Dieser Fall gehört zu den seltenen. W.

2) Andere Schriftsteller setzen die Zahl derselben auf acht bis vierzehn Stück. Der Verfasser hat nie mehr als sechs Junge in einer Kette beisammen gesehen, und Männer, die an Orten leben, wo viel wilde Gänse hecken, bestätigten oft durch ihr Zeugniß diesen Erfahrungssatz. Dieser schien daher zur Herabsetzung der Eierzahl zu berechtigen. W.

mit Wasser umgebenen Platz oder im dicksten Schilf immer dicht beisammen, wenn sie nicht im Wasser oder auf dem Lande Nahrung sucht.

Zwei volle Monate vergehen, ehe die Jungen flugbar werden. Für den Jäger ist es bemerkenswerth, daß in den letzten fünf bis sechs Tagen, ehe dies der Fall ist, die Schwungfedern ungemein schnell wachsen, sodaß, wenn heute eine junge wilde Gans sich durchaus noch nicht heben kann, sie vielleicht in drei Tagen schon eine halbe Stunde weit und noch weiter in einem Zuge fortzufliegen vermag. [1])

Die Mauserzeit der Alten erfolgt gewöhnlich im Monat Juni, doch hat der Verfasser im Jahre 1804 eine noch nicht völlig ausgemauserte Gans gegen Ende des Monats Juli geschossen; bei den Jungen soll sie erst zu Ende des Monats August beginnen und bis zum Spätherbst dauern.

Im Frühling vor der Paarung fallen bei uns Scharen von 200 und mehr Stück an den sandigen Ufern der Flüsse, auch auf großen Landseen und Teichen ein und schwatzen, bis die Männchen sich zu streiten anfangen, freundschaftlich miteinander, und zwar so laut, wie dies in gewissen menschlichen Gesellschaften der Fall ist (sicher aber weniger médisant). Weiterhin lebt jedes Paar friedlich, vom Monat Mai an jede Kette unzertrennlich beisammen; jedes unbeweibte Männchen aber, wenn es bei uns verweilt, vereinzelt und traurig Tag und Nacht in schilfigen Seen, Teichen und Sümpfen. Nur gegen Abend und früh mit Tagesanbruch geht alles der Nahrung nach.

Erst wenn der Hafer gehauen ist und auf Schwaden liegt, bilden sich nach und nach immer starkzähliger werdende Flüge und bleiben bis zur folgenden Paarzeit beisammen.

Im zeitigen Frühling wie im Spätherbst liegen die nun zu Scharen angewachsenen Flüge zur Nachtzeit und einen Theil des Morgens auf oder an den Gewässern, dann stehen sie zusammen auf und fallen da ein, wo sie Geäse zu finden wissen; in den ersten Nachmittagsstunden trifft man sie oft wieder am Wasser, um 3 Uhr etwa abermals auf den Feldern; abends kommen sie zur gewohnten Ruhestätte zurück.

Im Winter bringen sie den ganzen Tag auf den Saatäckern, die Nacht an offenen Stellen der Flüsse zu.

Bei ihrem Hin- und Herstreichen halten sie gewisse Stunden, die sich der Jahreszeit nach abändern, und fast immer nehmen sie denselben Zug. Dies ist für den Jäger sehr beachtenswerth.

Im Frühling besteht die Nahrung der Graugänse in grünem Getreide und frisch ausgesäeten Körnern, vorzüglich fallen sie die Erbsenfelder an;

1) Ein sicheres Merkmal, daß vollkommene Flugbarkeit ganz nahe sei, ist es, wenn man bemerkt, daß gegen Abend oder morgens in der Frühe auf der Wasserblänke herumschwimmende junge Gänse mit dem Vordertheil möglichst sich erheben und oft und schnell mit den Flügeln schlagen. W.

grüne Rübesaat (Reps) nehmen sie zu dieser Zeit nur dann an, wenn die jungen Triebe auszuschlagen anfangen. Späterhin, wenn sämmtliche Getreidearten zu schossen beginnen, schränkt sich das Geäse auf junges Spitzgras, Sumpfgräser und junge Kleeblätter ein. Wenn die Ernte des Sommergetreides anfängt, wird ihr sehr starker Appetit durch Hafer, Gerste und Erbsen gestillt, im zeitigen Herbst durch ausgestreute und aufgehende grüne Wintersaat, weiterhin und im Winter durch grünes Getreide und vorzüglich durch grüne Blätter der Winterrübesaat (Raps).

Das eben Gesagte beweist hinlänglich, daß diese Federwildart in Gegenden, wo sie häufig einfällt und verweilt, beträchtlichen Schaden anrichten müsse. Doch ist derselbe so groß nicht, wie Naumann in seiner „Naturgeschichte der Land- und Wasservögel" ihn angibt.

Dieser Schriftsteller sagt nämlich [1]): „Man hat auf Feldern, wo die wilden Gänse stark anfallen, zuweilen kaum den halben Samen geerntet, und in der Nähe einiger großen Teiche im Anhalt-Zerbstischen kann schlechterdings nichts als die Kartoffel gebaut werden."

Ich habe die meiste Zeit meines Lebens in den anhaltischen Landen zugebracht, habe oft die Jagd nach jungen und alten Graugänsen auf dem Heidebruchteich und auf dem Padätzer Teich bei Zerbst (dem größten unter allen dort befindlichen) mit betrieben; ich bin Zeuge gewesen, daß in der Nähe von Dessau und im Köthenschen, auch in mehrern Gegenden Sachsens, viele Tausend wilde Gänse auf den Saatfeldern lagen und sich äseten, aber Misernten habe ich dadurch nicht entstehen sehen; ich kann sogar behaupten, daß ganz nahe am Padätzer Teich Früchte aller Art oft so gut stehen, als man es nach der dortigen Bodenbeschaffenheit verlangen kann.

Dessenungeachtet gebe ich willig zu, daß es Pflicht des Jägers ist, den wilden Gänsen zu allen Zeiten so viel Abbruch als möglich zu thun. Jedes mir bekannte Mittel zu diesem Zweck soll daher in der Folge treulich angezeigt werden.

Das Wildbret alter wilder Gänse muß gebeizt werden, oder im Winter lange und stark durchfrieren, wenn es genießbar werden soll; das der Jungen ist zart und sehr wohlschmeckend. Zeitig eingefangen, gelähmt und in Steigen gesperrt, können sie, wie die zahmen, mit Gerste und Hafer gemästet, auch genudelt (mit Nudeln gestopft) werden.

Im Hannoverschen wird im Herbst das Wildbret gekocht, oder gebraten, in Töpfen eingelegt, mit einer sauern Gallerte (Weißsauer genannt) übergossen, den ganzen Winter hindurch aufgehoben und kalt auf die Tafel gebracht. So liefert es ein sehr gutes Gericht.

---

1) a. a. O., III, 281.

Die großen Schwungfedern sind zum Schreiben, die kurzen Federn zum Ausstopfen der Betten besser als die der zahmen Gänse zu gebrauchen.

§. 4. Die Saat- oder Moorgans (Anser segetum *Meyer*, kleine wilde Gans, Schneegans, Bohnengans) [1]) ist ein Zugvogel, der auf allen bekannten Theilen der Erde zu seiner Zeit gefunden wird. Wenn im hohen Norden von Europa, wo sie, wie im nördlichsten Asien und Amerika, den Sommer zubringt und ihr Geheck macht, der erste Schnee fällt, kommt sie scharenweise oft schon im September nach Deutschland, überwintert bei uns, vereinigt sich oft mit den Flügen der Graugans und zieht, wenn im Februar anhaltendes Thauwetter einfällt, dann schon, gewöhnlich aber im März, ihrer nördlichen Heimat wieder zu. In der Regel geschieht auch dies scharenweise, zuweilen aber, wenn der Winter bei uns sehr lange anhält, paaren sich viele schon hier und machen die Reise dann paarweise.

Beschreibung. Schnabel länger und mehr plattgedrückt als bei der vierten Art, schwarz und orangegelb gefärbt; zusammengelegte Flügel über die Schwanzspitze hinausreichend. Sie macht hier zu Lande ihr Geheck nicht.

Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel und am Nagel schwarz, in der Mitte (hell) orangegelb; Augenliderrand schwarzgrau; Augenstern dunkelbraun; Füße orangeroth; Kopf und Oberhals aschgraubraun; Unterhals und ganzer Unterkörper hell aschgrau; Oberrücken und sämmtliche Flügeldeckfedern aschgraubraun, weißlich gekantet; Steiß schwarzbraun; After und Umgegend weiß. Länge $2\frac{1}{2}'$.

Das Weibchen hat einen dünnern Schnabel, Kopf und Hals ist am Unterkörper, besonders an Brust und Hals, mehr weißgrau, auch überhaupt etwas kleiner.

An Jungen Hals und Kopf schmuzig rostgelb; meistentheils drei kleine weiße Flecken hinter der Wurzel des Oberschnabels; das ganze Gefieder hellgrauer.

Sonst glaubte man, und der Verfasser selbst stand früher in dem Wahne, es gebe unter den Saatgänsen Riesen, fast von der Stärke der Graugans, und Zwerge, bedeutend kleinere Exemplare.

Jetzt ist es ausgemittelt, daß erstere wirklich Graugänse, letztere aber Bläßengänse sind, die der Saatgans sehr ähneln und nur zufällig einer Saatgansschar sich angeschlossen haben. Immer liegen jedoch solche Fremdlinge in der Gesellschaft auf Feldern und Gewässern in einiger Entfernung von den eigentlichen Scharenmitgliedern. — Solchen Täuschungen können nur genaue Beobachtungen und Untersuchungen vorbeugen.

1) Bechstein, Jagdzoologie, S. 541, Nr. 32. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 676.

Die Saatgans ist einer der allerscheuesten Vögel und mit den schärfsten Sinneswerkzeugen begabt, daher auch schwer zu überlisten.

Ihr Flug ist noch rascher, und sie setzt ihn auf die Dauer noch länger in einem Stücke fort, als die Graugans.

Der Laut, den sie ausgibt, ist zwar dem der Graugans ähnlich, aber etwas höher gestimmt und oft quiekend. [1]) Alles übrige, was die Naturgeschichte dieser Gans betrifft, stimmt, insofern wir es wissen können, mit dem im dritten Paragraphen über die Graugans Gesagten überein.

§. 5. Nur die Graugans heckt in unsern Gegenden. Wo dies der Fall ist, kann unstreitig dann, wenn die Jungen ihre Flugbarkeit fast, aber noch nicht vollkommen erreicht haben, die Gänsejagd [2]) mit dem meisten Vortheil betrieben werden, wenn der Jäger dazu den Zeitpunkt genau genug auszuwählen versteht. Er muß sich deshalb von der Mitte des Monats Juni an, täglich früh und gegen Abend an den Seen und Teichen, auf welchen Ketten angekommen sind, im besten Winde und gut verdeckt, so anstellen, daß er die Blänken übersehen kann. Sorglos schwimmen Alte und Junge dann da herum. Vorzüglich vom 21. des genannten Monats an gebe man genau darauf Acht, ob und wie schnell das Wachsthum der Schwungfedern bei letztern zunimmt. Sobald man zum ersten mal sieht, daß sie sich auf den Latschen im Wasser, gleichsam stehend, aufrichten und mit den Flügeln schlagen, ist es die höchste Zeit, binnen 24 Stunden die Jagd anzustellen; wohl wird man indessen thun, diesen trüglichen Zeitpunkt nicht ganz abzuwarten, und im allgemeinen sind die Tage vom 24. bis zum letzten Juni die sichersten; nur um einige Tage später kann darauf gerechnet werden, daß sämmtliche Ketten entweder schon den Heckteich verlassen haben, oder bei Wahrnehmung des ersten Geräusches mit den Alten auf einmal aufstehen und der Jagdgesellschaft das Nachsehen lassen.

Soll ein glücklicher Erfolg diese Jagd krönen, so müssen schon zu Anfang des Monats Juni hin und wieder beiläufig 6 bis 8′ breite Lieten (Lücken) durch das Schilf gehauen und an demselben verdeckte Stände für die Schützen eingerichtet werden. [3]) Daß bei solchen Vorbereitungen genau darauf zu achten ist, um die Schützen bei der Jagd selbst vor gegenseitigen

---

[1]) Bechstein sagt darüber in seiner Jagdzoologie, a. a. O., Folgendes: „Das Geschrei klingt wie Dadadat, Jäüiaaa, Aaarrr! — Beira! Die Gänsin ruft heller: Kickick! — Beijack! Auf dem Zuge, der in einem Dreieck, eigentlich in einem spitzen Winkel geschieht, ist ein alter Gänserich der Anführer, der mit seiner gröbern Stimme: Beiran! — Dadadat! commandirt!" W.

[2]) Viele interessante Beiträge zur Gänsejagd finden sich in Diezel, Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 2, S. 266—288. T.

[3]) Ich habe auf Teichen gejagt, wo zu diesem Zweck kleine Inseln, zum Theil künstlich angelegt, befindlich und mit lebendigem Strauchwerk ringsum besetzt waren. Diesen nahten sich die Gänse immer furchtloser als breternen Schießhütten und aus abgeschnittenem Reisig verfertigten Schirmen. W.

Schußverletzungen zu sichern, versteht sich; jeder Jäger weiß, in wie unberechenbaren Richtungen die Schrote auf dem Wasser abgellen.

An dem zur Jagd bestimmten Tage — man wählt dazu womöglich einen heitern und stillen — wird, nachdem die Schützen auf den Ständen vertheilt sind, das im Teich oder See befindliche Schilf und Gesträuch von einer Liete zur andern entweder mit tüchtigen Wasserhunden abgesucht, oder besser noch, wenn es die Umstände gestatten, durch Jagdleute abgetrieben.

Den Jagdtheilnehmern muß es zur Pflicht gemacht werden, solange noch Gänse vorhanden sind, nicht auf Enten zu schießen, theils weil man erstere dadurch schüchtern macht, sodaß sie nicht gern über die Lieten gehen, theils weil die Jungen der letztern gewöhnlich noch zu schwach zu sein pflegen.

Sobald die Suche oder das Treiben — beides muß so angelegt werden, daß die Anstandsplätze in gutem Winde stehen — abgeht, macht jeder Schütze sich mit seiner mit goslarischem Schrot Nr. 3 oder 4 geladenen Flinte fertig und gibt genau Acht, wo sich vor der Liete das Schilf zu bewegen anfängt. In diesem Moment muß er anschlagen und Feuer geben, sobald die Gans mit Hals und Brust sichtbar ist. Beim ersten Treiben und solange die Ketten nicht beschossen sind, kommen zuweilen die Alten mit den Jungen gleich heraus, um zu sichern, und da ist es mir wol gelungen, beide Alten oder eine Alte und zwei Junge auf einen Schuß zu erlegen. Sind sie aber schon öfter vor dem Feuer gewesen, so kommt gewiß nur eine Alte behutsam mit dem Kopf hervor. Vermerkt sie irgend Verdacht, so fährt sie entweder zurück, oder pfeilschnell und tief unter dem Wasser über die Lücke hinweg, die Jungen aber kehren meist um.

Die Jagd wird fortgesetzt, bis alles oder doch das meiste aufgerieben ist. Ich war öfter dabei, daß 16—20 Stück in kurzer Zeit erlegt wurden.

§. 6. Da, wo auf dem Zuge befindliche wilde Gänse einfallen, ohne sich lange aufzuhalten [1]), ist das nicht neue Mittel, sie bei der Lockgans zu schießen, anwendbar.

Zuvörderst muß man sich eine junge Graugans zu verschaffen suchen, ihr die Flügel durch Ablösung des vordern Gelenks lähmen, und sie anfänglich wie die zahmen jungen Gänse, späterhin wie die alten füttern; auch kann man ihr Kartoffeln, Kohl, Rüben, Salat u. dgl. geben.

Ehe der Zug beginnt, läßt man in der Nähe eines von Dörfern entlegenen Gewässers, allenfalls auch auf dem Haferstoppelfeld, ein Loch in die Erde graben und es so wie beim Brachvogelherde überdecken, auch vorn und

---

1) Wo sie den Herbst und Winter über bleiben, würde diese Jagdart nur in den ersten Tagen nützlich, späterhin gewiß erfolglos sein. W.

in der Decke Schießlöcher anbringen. Dann wird, wenn wilde Gänse zu ziehen anfangen, die mit einem Riemen um den Leib angefesselte Lockgans, vormittags zwischen 7 und 9 Uhr, an einer langen Schnur, die an einem vor der Hütte eingeschlagenen Pflöckchen befestigt ist, angebunden und ihr am Ufer oder auf der Stoppel aus Hafer und gequellten Erbsen bestehendes Futter vorgeworfen.

Wenn der Laut der Zuggänse aus der Ferne her erschallt, fängt die angefesselte zu locken an; jene eilen dann heran und fallen entweder bei dieser ein, oder schwärmen doch in mäßiger Höhe über ihr herum. Im erstern Fall wird aus dem Loch am Vordertheil der Schießhütte im Sitzen, im letztern aus dem in der Decke befindlichen im Fluge mit Schrot von Nr. 1 geschossen.

Zugleich finde ich mich durch vielfältige Erfahrung berechtigt, zu bemerken, daß der Schütze, wenn er auch sonst nicht daran gewöhnt ist, beim Flugschießen vor das Wild zu halten, bei den Gänsen es immer thun muß, wenn er nicht sehr oft fehlen will. Worauf dieser Erfahrungssatz sich gründe, habe ich noch nicht ausmitteln können.

§. 7. Wo Grau- und Saatgänse im Herbst und Winter Stand halten, achte man einige Tage darauf, zu welcher Stunde des Morgens und an welchen Orten sie vom Wasser nach dem Felde streichen, und stelle sich, dieser Erfahrung zufolge, gut verborgen an; oft wird man in einem Morgen drei, vier Schüsse im Fluge anbringen können.

Noch mehr richtet man da, wo sie abends der Weide oder Aesung halber oder um zu ruhen einfallen, auf dem Anstand aus, vorzüglich im Winter an solchen Stellen der Flüsse, die nicht zufrieren. [1]) Nur muß man sie erst wirklich sich setzen lassen, um vielleicht drei, vier Stück auf einmal zu erlegen. Eine der im vorhergehenden Paragraphen beschriebenen sogleich eingerichtete Erdhütte verbirgt den Schützen am besten. Auf großen Teichen und Seen lohnt es die Kosten, da, wo die wilden Gänse abends stark auffallen, auf Pfählen stehende Schießhütten im Wasser selbst bauen zu lassen, um sich im Herbst abends gegen Sonnenuntergang darin anstellen zu können.

§. 8. Liegen Grau- und Saatgänse auf dem Lande oder am Wasser, so gelingt das Anschleichen nie, wenn es nicht hinter Teichdämmen und Anhöhen, oder in einem tiefen Graben, beim Schnee aber in weißer Kleidung geschehen kann. Weder das Schießpferd, noch das Schild und der Wisch (Strauchschirm) wollen ausreichen, um, dadurch gedeckt, sich hin-

1) Bei einem meiner Freunde wurden in einem Abende und auf einem Stande sieben Stück erlegt. W.

Bei dem ansehnlichen Gewicht der großen wilden Gans, welches 8—12 Pfund beträgt, und bei ihren mittelmäßig langen Flügeln ist es zu verwundern, daß sie so leicht von der Erde, bei reiner Luft sogar bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe sich erheben [1]) und nicht nur schnell, sondern auch weit, ohne auszuruhen, fortfliegen kann.

Flüge oder Scharen, welche des Abends und Morgens nur von einem Gewässer zum andern, oder von da aus nach den Feldern hinstreichen, wo sie Geäse zu finden wissen, steigen nicht gar hoch und machen die kleine Luftreise in Unordnung. Anders verhält es sich, wenn weite Wanderungen unternommen werden; denn da scheint, anfänglich wenigstens, der Patriarch der Gesellschaft der Anführer zu sein, indem er sich an die Spitze setzt, während hinter ihm je zwei und zwei andere, in immer sich weiter voneinander entfernenden schrägen Linien, von denen eine kürzer ist als die andere, folgen. [2]) Ob Ablösung des Anführers stattfindet, wie bei den Kranichen, ist nicht ausgemacht, aber wahrscheinlich; denn daß die vorderste ihre Stelle wieder einnimmt, wenn der Flug durch irgendeine Veranlassung in momentane Unordnung geräth, beweist nicht, daß sie bei eintretender Ermüdung nicht einem andern Scharengliede die Mühe übertragen sollte, zuerst die Bahn in der Luft zu brechen.

Der Gang ist, wie bei der zahmen Gans, langsam und schwerfällig, mit einem Worte latschig, daher vielleicht die waidmännische Benennung Latschen statt Füße.

Ganz so scheu wie die Saatgans ist die Graugans nicht, aber doch hinlänglich, um, besonders wenn sie bei andern ihresgleichen steht, dem Jäger die Annäherung sehr zu erschweren, um so mehr, weil da, wo viele beisammenliegen, wie beim Kranich, Wachen ausgestellt werden, und weil sie sehr scharf äugt, wittert und windet.

Ihr Kiekkak! ertönt fast jedesmal, wenn sie einzeln oder in einem Fluge mit andern vereinigt, durch Veranlassung von außen her oder aus eigenem Antrieb aufsteht. Findet man mehrere beisammen auf dem Felde oder in und am Wasser, so vernimmt man einen andern Laut, welchen man fast für ihre Sprache zu halten geneigt sein möchte. Er wird so ziemlich treffend durch Kak, kak, kak, kak! — das a etwas in o gehalten — versinnlicht werden können. So einförmig nun auch die Unterhaltung sein

---

1) Bei dicker, nasser Luft zieht sie tief. W.

2) Ist der Flug nicht zahlreich, übersteigt er die Zahl von zwölf nicht, so fliegen die Glieder desselben fast immer nur in einer schrägen Linie. W.

In Ermangelung solcher Garne könnte deren Stelle durch sehr busenreich gestellte Hasennetze vielleicht ersetzt werden.

§. 10. Mit Hals- und Trittschlingen [1]) wird bei Saatgänsen, wie bei Graugänsen, selten etwas ausgerichtet; öfter mit Tritt- und Tellereisen, wenn man im Winter auf von wilden Gänsen besuchten Rübesaatäckern einige dergleichen Eisen auf beiläufig 4′ ins Gevierte haltende Plätze legt, von denen der Schnee rein weggekehrt ist, dann die Eisen und die Plätze überhaupt mit Rübesaat und Braun- (Blau-) Kohlblättern ganz und gut bedeckt, mehrere ebenso große Plätze aber als Trugplätze nur von Schnee entblößt. Die Gänse nehmen dann auf den Trugplätzen die Blätter der Rübesaatpflanzen eifrig an, betreten bei der Gelegenheit die Fangplätze, und so wird man mitunter einer oder der andern habhaft. Doch gewährt auch diese Methode weniger Vortheil durch den Fang, als dadurch, daß die Schar, von welcher eine Gans in das Eisen geräth, den Acker, auf welchem sich dies ereignet hat, sobald nicht wieder heimsucht.

§. 11. Der Fang auf einem dazu an Gewässern und in Mooren (Brüchern), wo wilde Gänse einfallen, besonders eingerichteten großen Herde kann nicht einträglich genug sein, um den mit der ersten Einrichtung verbundenen Kostenaufwand zu decken und die auf die Herdstellung zu verwendende Mühe und Zeit zu belohnen.

Oft sehr ergiebig aber und für den Ornithologen besonders interessant ist der gelegentliche Fang auf Entenherden, vorzüglich auf dem einwändigen, welcher am Rhein gebräuchlich ist, wenn der Entenfänger Lockgänse unterhält und nebst Lockenten anfesselt. Dieser Fang erstreckt sich nicht nur auf Grau- und Saatgänse, sondern auch auf alle Deutschland nur auf dem Zuge besuchende Arten wilder Gänse. Nur muß der Entenfänger so lange als im Spätherbst das Wasser offen bleibt, auch wenn es im Winter offen wird, den Herd stellen, weil die verschiedenen Arten von Zuggänsen, die Saatgans ausgenommen, erst im Spätherbst und im Winter uns besuchen.

---

1) Halsschlingen sind begreiflicherweise nur in schilfigen, rohrigen Gewässern, Trittschlingen nur auf Aeckern und sumpfigen Lehden (in Mooren, Brüchern) anwendbar; jene werden daher in den vorher ausgekundschafteten Schilfgängen senkrecht und in die Quere (wie Laufdohnen), diese an den besagten Gänseeinfallsorten wagerecht, durch berindete Pflöcke gezogen, aufgestellt. W.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Wildente.

Anas *L.*

§. 1. Das Weibchen wird in der Jägersprache schlechthin Ente, da Männchen Entvogel genannt. [1])

Die wilden Enten reihen, wenn zu Anfang der Paarzeit mehre Entvögel der voranfliegenden Ente in einer schnurgeraden Reihe folgen; si züchten, indem sie den Begattungsact vollführen.

Die von einer Mutter ausgebrachten (ausgebrüteten) Jungen werde bis sie ihre volle Flugbarkeit erreicht haben und dann den Ort, wo sie unte der Obhut der alten Ente aufwuchsen, verlassen, unter dem Sammelname Geheck (Hecke) begriffen. Mit den Ausdrücken Schar und Flug verhäl es sich wie bei den Gänsen und bei allen in geselligem Verein lebenden ziehenden und streichenden Vögeln.

Anbeißen ist ein Ausdruck, den man auf angeschossene alte und junge Enten anwendet, die untertauchen und am Schilf mit dem Schnabel sich festhalten. Angeschossene enden da oft und kommen nicht wieder zum Vorschein.

Sonst alles wie bei der wilden Gans.

§. 2. Die Enten gehören zur nämlichen Ordnung und Familie wie die Gänse. Die hier näher zu betrachtenden Arten sind von den Ornithologen vielfach in Unterabtheilungen der Gattung Anas oder auch in eigene Genera gebracht worden.



§. 3. Die Stockente (Anas boschas *L.*, große wilde Ente, Märzente, Blumente, Spiegelente, Sterzente, Grasente, Hag- oder Hegeente, Rätschente, Roßente) [2]) ist bei uns ein Strichvogel. Sie wird in ganz Europa, Asien und Amerika, in nördlichen Gegenden, wo sie Zugvogel zu sein scheint, jedoch häufiger als in südlichen angetroffen.



Am alten Entvogel (Männchen) ist der Oberrücken rostbraun; der Mittelrücken und die Schulterfedern schön weißgrau mit feinen schwarzen Wellen-

1) Die provinziellen Benennungen Erpel, Entrich (Antrach) und Rutsch werden, beiläufig erwähnt, keineswegs empfohlen. W.

2) Naumann's Vögel, III, 257. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 159; dessen Jagdzoologie, S. 544. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 685.

linien durchzogen; der Steiß schwarz mit grünem Glanz; Gurgel und Brust kastanienbraun mit Purpurglanz; Bauch und Flanken graulichweiß mit feinen dunkelbraunen Wellenlinien; After schwarz; vordere Schwungfedern dunkelbraun; Schwanz aschgraubraun bis auf die mittlern gekräuselten und nach oben gekrümmten schwarzen, grünglänzenden Steuerfedern.

Bei den mannbaren jüngern Stockenten sind die Latschen und Ständer hell, bei sehr alten dunkel orangegelb; bei Jungen, bis sie ein Jahr alt werden, ist der Schnabel olivengrün, die Behäutung der Ständer und Latschen schmuzig braungelb; später wird der Schnabel grünlichgelb.

An den Jungen, welche soeben dem Ei entschlüpft sind, ist der Oberleib mit schwarzgrünen, der Unterleib mit schmuziggelben wollenen Posen bekleidet, aus denen nach etwa 14 Tagen das Gefieder hervortritt, welches bei beiden Geschlechtern die Farbenzeichnung der alten Ente (des Weibchens) annimmt und sie bis zur ersten Mauser behält. Nach derselben erscheint der Mittelrücken bei den jungen Männchen dunkler grau als bei den alten Entvögeln und, wie bei diesen, mit schwarzen Wellenlinien durchzogen.

Gleich nach der Mauser sind auch die alten Männchen den Weibchen höchst ähnlich gezeichnet, sodaß jene von diesen nur an der Schnabelfarbe unterschieden werden können. Nach Verlauf von drei bis vier Wochen kommen die das Geschlecht andeutenden Gefiederfarben, anfänglich aber auch nur fleckenweise zum Vorschein, und erst mit Ende des Monats October stellt das Gewand des Männchens in seiner Vollkommenheit sich dar.

Als Abänderungen bezeichnen die Ornithologen neuerer Zeit

a) die sogenannte Stör- oder Sterzente. Sie ist um mehr denn 4″ länger als die Stockente, sonst aber, den bei einigen rußbraunen Rücken ausgenommen, ganz so wie letztere gezeichnet. Linné beschreibt sie unter dem Namen Anas boschas major. Der Verfasser will es nicht leugnen, daß er geneigt ist zu glauben, die Störente möge eine besondere Art sein, oder doch eine vielleicht von klimatischen Verhältnissen abhängige, durchgängig größere Rasse. Sie ist zeither nur auf dem Zuge und Wiederzuge in unsern Gegenden bemerkt worden.

b) Die Roß- oder Spiegelente (Anas boschas naevia *L.*). Sie ist von gleicher Größe mit der Stockente und hat einen dunkelbraunen, fast schwarzen, röthlich gefleckten Rücken.

c) Die Schmalente (Anas boschas grisea *L.*). Sie steht der Größe nach zwischen der Stockente und zwischen der Störente. Der ganze Leib ist aschgrau; Schnabel, Ständer und Latschen sind schwarz. Auch bei dieser kann der Verfasser sich noch immer nicht davon überzeugen, daß sie der Art Stockente angehöre, und ebenso verhält es sich für ihn mit

d) der Schildente (Anas boschas nigra *L.*). So groß als die Stockente; der Schnabel schwärzlich; Ständer und Latschen schwarzbraun; Kopf und Hals schwarz; Brust dunkelbraun; übriger Ober- und Unterleib schwärzlich; Spiegel violett glänzend.

Zu den Seltenheiten im wilden Zustande gehören

e) die gefleckte Stockente, welche verschiedentlich weißgefleckt und gescheckt ist [1]);

f) die ganz weiße Stockente. [2])

Naumann ausgenommen [3]), halten alle mir bekannte Ornithologen die Stockente für den Stamm, von welchem unsere zahmen Enten entsprossen sind. Ich selbst war, bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der Gründe, mit welchen Naumann seine Meinung vertheidigt, früherhin unbedingt der gegentheiligen zugethan, weil ich Beweise von der fruchtbaren Begattung der zahmen Ente mit der Stockente und sogar von der Fortpflanzungsfähigkeit der aus jener Begattung entstandenen Jungen habe. Jetzt bin ich zweifelhaft geworden durch folgende Wahrnehmungen:

1) Die zahme Ente brütet, wie bekannt, vier volle Wochen, auch 30 Tage; die Stockente scheint nur 21—25 Tage zu brüten. Ich selbst habe zweimal unvollzählige Gelege von der Stockente im Neste gefunden, täglich das Nest zu der Stunde besucht, in welcher das erste mal die Legente abwesend war. Diese Besuche wurden fortgesetzt, nicht nur bis zu der Zeit, wo ich die Ente auf den Eiern traf und also auf Vollzähligkeit des Geleges schließen durfte, sondern bis zu dem Tage, wo ich die Eierschalen im Neste und die Brut ausgelaufen fand. Dies war einmal am 21., das andere mal am 23. Tage der Fall, und jedesmal sah ich am Abend desselben Tags die Alte mit den Jungen auf der Blänke eines benachbarten Teichs herumschwimmen. Bestimmter noch spricht für die höchstens 25tägige Brütezeit der Stockente die Erfahrung eines meiner Freunde, welchem am 5. Mai 1818 ein aus fünf Stockenteneiern bestehendes Gelege zugewiesen wurde, das er 14 Tage nacheinander besuchte, nie die Ente wieder auf dem Nest, auch das Gelege nicht verstärkt, sondern mit Laub von umstehenden Bäumen verschüttet fand, und daher sicher voraussetzen konnte, daß es von der Alten verlassen sei. Mein Freund nahm nun diese Eier mit nach Hause, ließ dieselben noch 14 Tage in der Speisekammer verwahren und dann, als

---

1) Eine solche beschreibt Bechstein in seiner Jagdzoologie, S. 546, nach einem ihm vorliegenden Exemplar folgendermaßen: „Auf dem Scheitel und an einer Seite des Halses entenhalsig, an der andern und am Unterleib weiß, auf dem Rücken und der Brust bräunlichgrau, am Steiß grün, am After weiß.“ W.

2) Ein solches Exemplar soll sich nach Meyer's Taschenbuch, II, 539, in der Sammlung des Hrn. Jockisch zu Nürnberg befinden. Gewiß eine große Seltenheit! W.

3) Siehe dessen Vögel, III, 271 fg. W.

eine zahme Bruthenne sich fand, sie, nebst noch sieben Eiern von der zahmen Ente, derselben unterlegen. Am 25. Tage wurde die Henne, welche seit zwei Tagen das Nest nicht verlassen hatte, abgehoben. Es fand sich, daß sie ein Junges, welches einem der gezeichneten Stockenteneier entschlüpft war, verzehrt, ein anderes aber in der Schale erdrückt hatte. Das dritte war ebenfalls schon etwas gequetscht, die beiden noch übrigen waren von der harten Außenschale gänzlich entblößt und die lebenzeigenden Jungen nur mit den innern Eierhäuten noch umhüllt. Aus diesem Umhüllungen, welche sogleich der Bruthenne weggenommen und mit gewärmten Kissen im Zimmer bedeckt wurden, entschlüpften nach Verlauf von sieben Stunden drei junge Stockenten; erst vier Tage später, während deren die Henne die sieben zahmen Enteneier anhaltend fort bebrütet hatte, kamen sieben junge zahme Enten aus. Sämmtliche zehn Junge wurden nun, ohne die Gluckhenne dazu zu lassen, forterzogen bis zur Halbwüchsigkeit. Als aber da sich offenbarte, daß die zahmen Jungen ebenso wenig wie die Bruthenne die Wildlinge dulden wollten, wurden sie abgesondert erzogen. Ich selbst habe im Monat Juli die Jungen, von denen das im Ei gequetschte um vieles schwächlicher war und späterhin eine Beute der Ratten geworden ist, gesehen. Zugestanden nun, daß durch vermehrte Brutwärme die Brütezeit um einen Tag oder um einige Tage verkürzt werden kann, so möchte diese Einwendung allenfalls gegen meine Beobachtung gemacht werden können, keineswegs aber, wie es mir scheint, gegen die meines Freundes.[1]) Denn wenn wol in keinem Fall angenommen werden mag, die Brutwärme der Henne sei stärker als die der Ente, so konnten aus Eiern, welche von letzterer 28—30 Tage bebrütet werden müssen, um Ausschlüpfen zu erwecken, in 25 Tagen von ersterer Junge nicht ausgebracht werden, und auch dieses selbst zugestanden, so mußten, wenn die Hausente wirklich von der Stockente abstammen sollte, aus den Eiern der erstern an eben dem Tage die Jungen auskommen, an welchem sie den Eiern der letztern entschlüpften. Da nun aber dies, nach dem Vorgesagten, nicht geschehen ist, so wird hierdurch die Abstammung der zahmen Ente von der Stockente zweifelhaft.

2) Von mehrern höchst achtungswerthen Ornithologen neuester Zeit, namentlich von Leisler, Meyer und Temminck, wurde der Luftröhrenbau beim Entvogel (Männchen) als eins der untrüglichsten Kennzeichen der Art angenommen. Am 3. Februar 1820[2]) bot sich mir die Gelegenheit dar, zwei

1) Eines höchst glaubwürdigen Mannes, dessen schriftliches Zeugniß ich erforderlichenfalls jedem vorlegen kann. W.

2) Also erst nach dem Erscheinen der zweiten Auflage von Thl. 1 des vorliegenden Werks, wo in der Einleitung, S. CCCXCV., der Luftröhrenbau von Anas boschas nach Temminck beschrieben ist. W.

Entriche (Männchen) von Anas domestica und einen Entvogel von Anas boschas in dieser Rücksicht vergleichend zu untersuchen. Aus dieser Untersuchung gingen folgende Resultate hervor:

Die Röhre selbst fand ich übereinstimmend mit Meyer's [1]) und Temminck's [2]) desfallsiger Angabe gleichweit; den untern Larynx nach vorn zu ein wenig erweitert, die an diesem angeheftete Knochenblase an der rechten Seite (des Vogels), nicht, wie Temminck sagt, an der linken. Bei Anas domestica hatte diese Aufgetriebenheit die Größe einer leutzkauer Weichselkirsche, auch deren abgerundete Gestalt, und lag fast horizontal; bei Anas boschas war sie reichlich so groß wie eine gute Herzkirsche, und es fand sich an der rechten Seite der Knochenblase, welche sich bis 3‴ hoch und in einem ziemlich spitzen Winkel an der Luftröhre erhob, eine zweite, kleinere, oberwärtsgekehrte, stumpfgespitzte Hervorragung, wovon bei Anas domestica nichts bemerkbar war.

Die ebenerwähnten Abweichungen, wenn sie bei fernerer Untersuchung der Luftröhre von Anas domestica und Anas boschas bemerkt werden, und sonach in einer zufälligen Unregelmäßigkeit in der Organisation des von mir untersuchten Stockentvogels ihren Grund nicht gehabt haben sollten, würden, glaube ich, bedeutend genug sein, um an die Artübereinstimmung der Stockente mit der Hausente nicht unbedingt glauben zu müssen.

Ohne merkliche Anstrengung erhebt sich die Stockente aus dem Wasser, oder von der Erde 6 bis 10′ fast gerade aufwärts, zieht dann, wenn sie nicht sehr beunruhigt wird und bald wieder einfallen will, wagerecht fort, oder steigt, insofern sie Gefahr ahnt, in schräger Richtung mehr und mehr, fliegt dann in ansehnlicher Höhe, wobei durch das schnelle Schlagen mit den Fittichen ein pfeifendes Getöse erregt wird, rasch und weit in gerader Linie fort oder beschreibt große Kreise, läßt sich da, wo sie in Sicherheit zu sein glaubt, schräg wieder herab, streicht hierauf, die Flügel nur unmerklich bewegend, etwa 20′ über dem Wasser wagerecht hin und fällt endlich fast senkrecht und schwer auf demselben ein. Ihr Gang ist schwankend (watschelig) und langsam. Desto leichter schwimmt sie. In der Ruhe wendet sie sich dabei, oft wechselnd, von einer Seite zur andern. Gewöhnlich schwimmt sie hoch, beunruhigt aber, oft so tief unter dem Wasser, daß nur der Kopf heraussteht. Wie die Hausente, steckt sie den Kopf und den halben Leib ins Wasser, reckt den Steiß empor und kann in dieser Stellung sich ziemlich lange erhalten; man bezeichnet dieses Manöver durch den Ausdruck stürzen, sich stürzen. Auch das völlige Tauchen wird dieser Ente leicht,

1) Taschenbuch, II, 540.
2) Man. d'ornith., S. 389.

und ganze Strecken schwimmt sie unter dem Wasser hin, ohne wieder sichtbar zu werden.

Sie äugt, windet und vernimmt sehr scharf, und so wird es ihr nicht schwer, da, wo sie Verfolgung zu fürchten hat, sich bei zeiten vor ihren Feinden in Sicherheit zu setzen. Wo sie hingegen gehegt wird, legt sie die ihr sonst eigene Scheu vor den Menschen fast ganz ab. [1])

Der Laut des Entvogels (des Männchens) besteht in einem tiefen, heisern, vereinzelt hervorgebrachten Quāk!

Die Ente (das Weibchen) schlägt, wenn sie sich in Gesellschaft anderer befindet, in einem hohen Tone ein helles Quak! an und wiederholt es accelerando fünf- bis sechsmal hintereinander, immer um einen Ton tiefer. Nur solange sie ihre Jungen führt, ist der Laut immer tief und gleich, wird lang gezogen und nach Pausen repetirt.

Im März, bei schönem Wetter früher, bei rauhem später, fangen mehrere Männchen mit einem Weibchen zu reihen an. In verliebter Eile suchen erstere sich in der Luft durch Geschwindigkeit im Fluge den Rang abzugewinnen, bis endlich die Schöne gewöhnlich auf einer mit Strauchwerk umgebenen Lache oder einem andern stillen Gewässer einfällt. Hier erhebt sich ein ernstlicher Kampf unter den Entvögeln, welcher mit der Flucht der schwächern endet und dem Stärkern das Recht des Züchtens erwirbt. Ehe es dahin kommt, schwimmt das Männchen mit dem Kopf tiefnickend um das Weibchen herum, nähert sich immer mehr, hackt leise mit dem Schnabel ihm auf die Brust, bis dieses, von so großer Zärtlichkeit gerührt, sich endlich ergibt.

Von da an schlägt der Entvogel jeden Versuch, seine ehelichen Rechte zu schmälern, mit Hartnäckigkeit ab, und, treu dem einmal geschlossenen Bunde, bleibt das Pärchen ungetrennt beisammen, bis das Weibchen zu brüten anfängt. Einzeln steht in der Paarzeit keins von beiden, doch steht aber das Männchen zuerst auf, und dieses fliegt auch immer voran. Sobald die Ente ihr ganzes Gelege gemacht hat, entfernt sich der Entvogel und geht zu andern seines Geschlechts.

Alte Weibchen bauen schon gegen die Mitte des Monats April, junge etwas später an Teichen, Lachen, Seen, auf mit Wasser umgebenen Rasenhügeln, in Brüchern auf erlenen Böcken (hohen Stämmen), auf dicht beästeten Weiden, nicht selten weit vom Wasser entfernt und im Walde in dichtem Gesträuch, ja selbst auf höhern Bäumen, ein rundes Nest aus allerhand

1) In der Stadt Köthen sah ich oft wilde Enten zu Hunderten, wie zahme, auf den Straßen umherlaufen und Nahrung suchen, ohne daß Menschen oder Hunde sie irregemacht hätten. Ich selbst habe sie dort im Hause eines meiner Freunde aus dem Fenster des untern Stockwerks oft gefüttert. W.

trockenem Reisig, Schilf, Binsen, Grasschmielen und füttern es mit Moos, Laub und endlich mit Federn aus. Oft bauen sie sogar auf alten Elster- und Krähenhorsten fort. Nach vollendetem Nestbau legt die Ente täglich, oder einen Tag um den andern, ein Ei. Das ganze Gelege besteht wenigstens aus fünf, höchstens aus 14 Eiern, welche denen der zahmen Enten völlig gleich, nur etwas kleiner sind.

Wird das erste Gelege zufällig zerstört, so erfolgt nicht selten ein zweites, das aber gewöhnlich geringzähliger zu sein pflegt. Die Brütezeit scheint nach dem, was hierüber oben gesagt worden, nur 21—25 Tage zu dauern, nicht wie bei der Hausente 28—30 Tage; doch müssen hierüber weitere Erfahrungen noch entscheiden. Gleich nach dem Ausschlüpfen laufen die Jungen, rasch wie die Mäuse, der Mutter nach. Steht das Nest auf einem Baum, so trägt sie jedes Junge im Schnabel herunter; doch ereignet sich oft der Fall, daß diese nicht warten wollen, sondern sich selbst hinunterstürzen; daher so mancher Entenkrüppel. Bis die Jungen beinahe halbwüchsig werden, geben sie, wie die zahmen, einen piependen, hernach einen heiser quäkenden Laut aus, durch welchen im dicken Schilf und Gestrüpp das ganze Geheck sich zusammenhält und ruft, auch seinen Aufenthalt der durch besondere Veranlassung etwa entfernten Mutter anzeigt. Diese, welche, vom Gatten verlassen, die Sorge der Erziehung ganz allein übernehmen muß, hängt mit treuer Liebe an ihren Kindern, beschützt sie gegen schwächere Feinde und sucht stärkere, z. B. Hunde, solange die Jungen klein sind, wie das Rebhuhn, durch fingirte Schwerfälligkeit im Fluge, durch zögerndes Schwimmen vor dem Hunde, wiederholtes Aufstehen und abermaliges Einfallen irrezuleiten. Währenddem eilen die Jungen im dichtesten Schilf dem Ufer zu, verkriechen sich einzeln unter demselben oder unter dem Gewürzel der daranstehenden Bäume und Sträucher, beißen sich auch wol unter dem Wasser an Schilfstengeln an, wenn die Gefahr näher kommt. Nur im höchsten Nothfall verläßt die Alte das Gewässer, umschwärmt es in größern oder kleinern Kreisen und nähert sich schnell, wenn sie den natürlichen oder gut nachgeahmten Laut eines Jungen vernimmt.

Wird sie nicht getäuscht und hat sie durch öfteres Rufen ihre Lieblinge an sich gezogen, so eilt sie mit ihnen dem Ufer zu und führt sie, wo Gesträuch und hohes Gras dasselbe umgibt, zu Lande oft große Strecken fort. Gewitzigte, stärkere Junge bedienen sich von selbst und einzeln dieses Rettungsmittels. Was von dem Geheck den Nachstellungen des Jägers entgeht, bleibt bis zur folgenden Paarzeit beisammen oder schlägt sich seinerzeit zu andern Flügen und Scharen.

Nach Bechstein soll der Entvogel sich mausern, wenn die Ente brütet, diese aber, wenn die Jungen halbwüchsig werden. Der Verfasser hat erstern

so früh nie in der Mauser gefunden, sondern immer nur, wie letztere, in den letzten Tagen des Monats Juni, oder in der ersten Hälfte des Monats Juli. [1])

Wenn die Jungen ihre vollkommene Flugbarkeit erreicht haben, welches in der Regel gegen Ende des Monats Juni oder Anfangs Juli, bei solchen aber, die durch ein zweites Gelege entstanden, nicht selten erst im August der Fall ist, streicht jedes Geheck einzeln von einem Gewässer zum andern, sucht aber doch den Ort, wo es auskam, oft wieder auf, insofern es daselbst nicht zu sehr beunruhigt wird. Während der Haferernte schlagen sich mehrere Gehecke in Flüge oder Scharen zusammen. Diese bringen dann den Tag in großen Brüchern, auf Landseen und bedeutenden Teichen im Schilfe, in Meeres- oder Flußbuchten zu. Abends und selbst mitten in der Nacht ziehen sie hoch in der Luft, selten so in Ordnung wie die Gänse, und meist truppenweise, aber immer unter der Anführung eines alten Entvogels, welchen man an seinem oft ertönenden Locklaut erkennt, hin und her, um Nahrung zu suchen. Morgens in der Frühe findet man sie auch oft auf kleinern Teichen.

Wenn im Spätherbst die stillen Gewässer zufrieren, liegen sie fast immer auf Flüssen, hochuferigen Bächen und warmen Gräben, und ganz im Winter an den dort offenbleibenden Stellen.

Behagt ihnen zu irgendeiner Zeit der Aufenthalt auf dem Wasser nicht, oder wollen sie ruhen, so gehen sie auf den Rand, vorzüglich auf Kiesheger an den Flüssen, sitzen da in gedrängten Haufen beisammen, schnattern leise miteinander oder schlafen, indem sie den Kopf rückwärts drehen und den Schnabel unter das Schultergefieder stecken. Ein Theil der Schar ist indeß immer wach und auf der Hut vor jedem Ueberfall. Ist etwas zu fürchten, so gibt ein ängstliches Quaken das Zeichen zum schnellen Aufbruch. Soll dieser (in der Regel geschieht das immer) in der Abend- und Morgendämmerung erfolgen, so wird erst die ganze Schar geschwätzig, vorzüglich (wie immer) die Weibchen, und endlich ertönt das Commandowort des Anführers. Er erhebt sich zuerst; schnell folgt ihm die ganze Schar. Da, wo sie einfallen will, senkt sie sich tief abwärts, schwebt einigemal, wahrscheinlich um zu sichern, im Kreise herum und fällt endlich ein. Hier erfolgt wieder eine kurze Unterhaltung, dann Ruhe, oder Vertheilung nach allen

[1]) Im Jahre 1806 mauserte sich in Sachsen die Stockente viel später als gewöhnlich, sodaß ich erst in der ersten Hälfte des Monats August Mauserenten geschossen habe. Diese Erscheinung habe ich mir ebenso wenig erklären können, als die, daß trotz des damaligen schönen Frühlings alles wilde und zahme Geflügel nicht nur ein geringzähliges Gelege machte, sondern von diesem auch wenig ausbrachte, wie dies im gegenwärtigen Jahre (1820) wieder der Fall zu sein scheint. In dem trockenen, heißen Sommer von 1810 und 1811 mauserten sich im Gegentheil die wilden Enten schon zu Anfang des Monats Juli. W.

Seiten, um Nahrung zu suchen. Diese besteht aus kleinen Fischen, vorzüglich aus Karpfenbrut, aus Fröschen, Froschlaich, Schnecken, Käfern, Würmern, Eidechsen, jungen Schlangen, Kaldaunen von gefallenen Schafen, Wasserkräutern und deren Wurzeln und Samen; aus Gerste und Hafer, vorzüglich wenn beides auf Schwaden liegt, im Herbst besonders aus Eicheln, wenn es solche unfern des Wassers gibt. Wie die Hausenten, durchschnattern auch die wilden allen Unflat und Morast, suchen das ihnen Schmackhafteste aus und lassen das nicht Anständige durch die Zähnelung an den Seiten des Schnabels wieder herausfallen.

Aus dem eben Gesagten erhellt, daß diese und alle wilden Enten einigen, doch sicher keinen sehr beträchtlichen Schaden in fischreichen Gewässern und während der Ernte auf den Feldern anrichten, daß selbiger aber schon durch die Vertilgung vieler im Naturhaushalt nachtheiligen Insekten u. dgl. überwogen wird.

Nächstdem gibt das Wildbret alter und junger eine gute Speise. Erstere sind im Herbst vorzüglich gut an Wildbret, die Weibchen oft sehr fett. Die Jungen sollte man immer erst der Flugbarkeit nahe kommen lassen, ehe man ihrer habhaft zu werden suchte, da vorher das Wildbret weichlich und nicht kräftig von Geschmack ist und sehr bald in Fäulniß übergeht. [1]) Die Federn sind zum Ausstopfen der Betten gut zu gebrauchen.

Hier noch einiges über die schickliche Zeit zum Jagd- und Fangbetrieb.

Im Frühling sind die Stockenten gewöhnlich schlecht am Leibe, auch wird durch öftere Beunruhigung der Vermehrung Eintrag gethan. Da nun in unsern Gegenden diese Federwildart von Jahr zu Jahr sich mehr zu vermindern scheint, so sollten die Jagdberechtigten und Jäger zu dieser Jahreszeit schonender zu Werke gehen, als es gemeiniglich zu geschehen pflegt. Wahr ist es zwar, daß das Wegnehmen der Entvögel in der Paarzeit deshalb um so weniger schadet, weil sie zum Aufkommen der Jungen nichts beitragen, und weil die Stelle der erlegten bei den verwitweten Weibchen sogleich wieder ersetzt wird; aber man wird doch immer bemerken, daß da, wo im Frühling viel Entvögel geschossen werden, die Enten nicht so häufig ihr Geheck machen, als da, wo man ihnen Ruhe läßt.

Auf Junge sollte man vor dem 1. Juli nirgends jagen, indem sonst viele ganz kleine, fast gar nicht zu benutzende von den Hunden gefangen werden. Die alte Ente von den Jungen wegzunehmen ist immer Unrecht; denn je älter die Ente wird, ein desto stärkeres Gelege macht sie. Auch sucht

---

1) Zu frühzeitige Erlegung der jungen wilden Enten ist recht eigentlich Aasjägerei; denn kaum heimgebracht, sind sie schon halbes Aas. W.

sie immer den Ort wieder auf, wo sie in den vergangenen Jahren ruhig ihre Jungen ausbringen und erziehen konnte.

Vom Monat Juli an hingegen kann Jagd und Fang, ohne allen Schaden, bis zur nächsten Paarzeit ausgeübt werden; außer in sehr harten Wintern, wo die Enten ohnehin sehr schlecht an Wildbret und den Nachstellungen der Raubthiere und Raubvögel im Uebermaß ausgesetzt sind.

§. 4. Die Schellente[1]) (Anas clangula *L.*, Quakente, Kobelente, Klangente, Dickkopf, goldäugige Ente[2]), das Männchen Köllje, das Weibchen Köllje-Quene) ist ein Zugvogel, der bei uns, in schwachen Flügen vereinigt, meist nur im Herbst vorkommt, im Monat December weiter südlich wandert und im Monat März seiner eigentlichen Heimat, dem Norden von Europa, Asien und Amerika, wieder zueilt.

Beschreibung. Altes Männchen: Schnabel sehr kurz, an der Wurzel breiter als an der Spitze, schwarz; Nasenlöcher an der vordern Hälfte des Schnabels liegend, durchgehend; Augenstern goldgelb; Fußwurzel und Zehen orangegelb, Schwimmhaut schwarz; an jedem Mundwinkel ein großer weißer Flecken; übriger Theil des Kopfes, dessen sammtartiges Gefieder im Affect aufgesträubt, eine rundlich gespitzte Holle bildet, und Oberhals sehr dunkelgrün, mit Purpurglanz; Unterhals, Brust, Bauch, Flanken, After, ein Theil der Schulterfedern und große Flügeldeckfedern, welche den schwärzlich eingefaßten Spiegel bilden, reinweiß; Rücken, Steiß und übriger Theil der Schulterfedern tiefschwarz; Schenkel und Schwanz schwarzgrau. Länge 17 bis 18″.

Weibchen: Schnabel an der Spitze (nach Meyer zuweilen in der Mitte) schmuziggelb, übrigens (nach Meyer) braun; Augenstern gelb[3]); Fußwurzel und Zehen hellgelb, Schwimmhaut schwärzlich; ganzer Kopf und Oberhals sehr dunkelbraun; Unterhals, Bauch und After reinweiß; Brust und Flanken dunkel aschgrau, mit weißlichen Federrändern; Gefieder des Rückens und der Schultern schwärzlich, mit sehr dunkel aschgrauen Spitzen und Rändern; Flügeldeckfedern zum Theil schwarz und weiß. Länge 15 bis 16″.

An jungen Männchen vom Jahre der Schnabel schwarzgrau; Augenstern schmuzig grünlichgelb; Füße schmuzig bräunlichgelb; im übrigen gleichen sie dem alten Weibchen. Bei einjährigen Männchen fängt

1) Gehört zur Gattung Glaucion *Keys. Blas.* T.

2) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 164; dessen Jagdzoologie, S. 566. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 694, §. 4.

3) Nach Bechstein (s. dessen Jagdzoologie) soll beim Weibchen der Augenstern doppelfarbig sein, und zwar aus einem weißen und aus einem gelben Ringe bestehen. Ihren Namen (Schellente) leitet man von dem Getöse ab, welches sie im Fluge, besonders beim Aufstehen, mit ihren kurzen Flügeln macht und das man einem dumpfen Schellengeläute ähnlich finden will (? —). W.

sich der weiße Flecken am Mundwinkel (siehe altes Männchen) zu zeigen an, und das Kopfgefieder stellt sich schwarz, jedoch ohne Schiller, dar.

Anatomische Bemerkung. Des Männchens von der Stimmritze an sehr enge Luftröhre erweitert sich gegen das Ende des zweiten Drittheils ihrer Länge in mehrern übereinanderliegenden großen Ringen, welche, durch membranöse Querfalten unter sich in Verbindung stehend, ungefähr wie ein Puderbiester, in einem sehr erweiterten Cylinder willkürlich auseinandergezogen und zusammengeschoben werden können; dann verengert sich die Röhre wieder und bildet ein Ganzes mit dem nach unten sich erweiternden Larynx, von dessen unterm Ende ein aus herzförmigen Knochen, die mit zwei (nach Meyer mit drei) Membranen trommelartig überzogen sind, gebildetes großes Labyrinth in diagonaler Richtung an der linken Seite sich erhebt; von da geht der längste und stärkste der beiden Luftröhrenäste in Form eines Trichters aus.

Diese Entenart fliegt und schwimmt sehr rasch und kann länger als jede andere tauchen.

Ihr Gang ist besonders schwerfällig, weil die Ständer weit hinten stehen, auch wird sie oft lahm.

Obgleich sie in ihrer Sommerheimat wol Nachstellungen nicht sonderlich ausgesetzt sein mag, so ist sie doch vorzüglich scheu.

Ihr Laut ist dem der gemeinen Ente gleich, doch etwas voller und heller. Da sie ihn oft ausgibt, so ist sie beim Entenfang sehr gut als Lockvogel zu gebrauchen.

Einzelne Paare machen ihr Geheck bisweilen mitten in Deutschland, auf Seen und großen Teichen, die nicht dicht mit Schilf besetzt sind. Das Nest steht auf Binsenhügeln. Es ist kunstlos, aber fest und rund aus Grashalmen und Schilf verfertigt, mit eigenen Federn des Weibchens weich ausgefüttert. Das Gelege besteht aus 10—17 Eiern.

Die Schellente verläßt das Wasser selten oder nie der Nahrung halber. Diese besteht vorzüglich aus Conchylien und Wasserinsekten, z. B. Larven von Wassermotten; doch auch aus Fischen, Fröschen u. s. w. Eingefangene, zu Lockvögeln bestimmte können mit Brot erhalten werden.

Sie sind, wenn sie im Herbst zu uns kommen, gut an Wildbret, sogar fett; doch schmeckt das Wildbret, wenn es nicht einige Tage in Essig gelegen hat, thranig. Die Federn werden wie die der gemeinen wilden Ente benutzt.

Nur selten gelingt es, den Anstand auf dem Einfall abgerechnet, sie mit Gewehr zu erlegen; desto leichter aber gehen sie auf eigenes und fremdes Gelock ins Schlaggarn.

§. 5. Die Pfeifente (Anas Penelope *L.*, Speckente, Brand-

ente, Schmünte, Rothhals, rothbrüstige Mittelente, oder schlechtweg Mittelente bei einigen Jägern, weil sie der Größe nach zwischen der Stock- und der Kriekente steht, Penelope, Piepäne)[1]) hält sich den Sommer über im Norden von Europa und Asien auf, und macht daselbst, namentlich am Kaspischen Meer und an den großen Seen an der Ostseite des Ural, vielleicht auch in einzelnen Paaren auf Deutschlands nördlichen Landseen, ihr Geheck. In der Regel kommt sie gegen Ende des Monats September und im October, und dann in großen Scharen, doch nicht alljährlich gleich häufig, auf unsere großen Flüsse, Seen und Teiche, geht mit Eintritt der ersten Nachtfröste in südliche Gegenden und macht im März flugweise, im April reihend, d. h. zwei oder drei Männchen mit einem Weibchen in Gesellschaft, den Wiederzug.

Männchen: Der kleine, schmale, rundliche Schnabel hellblau, an der Spitze schwarz; der Augenstern braun; die Ständer und Latschen aschgrau; Stirn weiß oder gelblichweiß; Kopf und Hals braunroth; das Gesicht glänzend schwarzgrün punktirt; Kehle schwarz, Brust weinhefenfarbig (nach Bechstein kastanienbraun, aschgrau überlaufen); Rücken, Flanken und Bauch weiß, ersterer mit schwarzen Wellenlinien durchzogen, After schwarz; Schulterfedern dunkel schwarzbraun, weiß gerändert; Flügeldeckfedern grauweiß; Spiegel dunkelgrün glänzend, oben und unten mit schwarzer Einfassung; vordere Schwungfedern dunkelbraun; Schwanz gespitzt, dunkelaschgrau gefärbt. Länge 18″.

Weibchen: Schnabel, Ständer und Latschen schwarzgrau; Kopf und Hals grau, hell rostgelblich überflogen und mit schwarzbraunen rundlichen Flecken besäet; Rückengefieder schwarzbraun, mit rostfarbiger Einfassung; Flügeldeckfedern braun, mit weißlicher Einfassung; Spiegel aschgrau mit Weiß gemischt; Brust und Flanken rostfarbig, jede Feder an der Spitze rostgrau; After weißgrau, mit schwarzbräunlichen, halbmondförmigen Querflecken. Länge $15^1/_2$—$16^1/_2$″.

Abänderungen: Ganz junge Männchen sind den alten Weibchen vollkommen ähnlich, bis auf den mehr oder weniger grünen Spiegel, welcher beim Weibchen diese Farbe nie hat.

Bei einjährigen Männchen erstreckt sich das Gelblichweiße von der Stirn bis auf den Scheitel, nicht so bei sehr alten Männchen, deren Flügeldeckfedern reinweiß sich darstellen.

---

1) Anas Penelope: Gmelin, Syst. Linn., S. 527, sp. 27. Ganard siffleur: Buffon, Des Ois., IX, 169, T. 10, 11. Pfeifente: Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), IV, 1109; dessen Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 166; dessen Jagdzoologie, S. 549; Naumann's Vögel, III, 307; Meyer, Taschenbuch, II, 541; Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 695, §. 5; Temminck, Man. d'ornith., S. 541.

Ueberhaupt sind bei dieser Entenart mehr zufällige Varietäten bemerkt worden als bei andern. Bechstein gibt in seinem „Handbuch der Jagdwissenschaft" folgende an:

1) Manche Pfeifenten haben nächst dem weißen Scheitel schwarz- und weißgestrichelte und gefleckte Schläfe, ebenso gestrichelte und durchwellte Wangen. Wie letztere stellt sich auch die Kehle und der Oberhals dar. Die Grundfarbe des Rückens erscheint schmuziggelb.

2) An andern ist Kopf und Hals hellrostfarben und, wie die Brust, schwarz bespritzt; der weiße Flecken auf den Flügeln mit Grau gemischt.

3) Noch andern fehlt die weiße Stirn, und diese haben gemeiniglich eine weingelbe Brust und einen bläulichen Spiegel.

Die Pfeifente fliegt äußerst leicht und schnell, auch ist sie sehr scheu.

Ihren Namen verdankt sie dem flötenartig pfeifenden, starken Laut, den sie sowol im Fluge als auf dem Wasser oft hören läßt. Nach Naumann besteht er aus hohen, angenehmen Tönen, welche in der Nähe wie Hoiiärr! und Dit-hoiiärr!, aus der Ferne aber, wegen Heiserkeit der schnarrenden Schlußtöne, wie Dit-dä! und Kückiiäh! sich vernehmen lassen sollen.

Ebendieser Schriftsteller legt beiden Geschlechtern diesen Laut bei. Dem mag aber wol nicht so sein, wenn, was kaum bezweifelt werden kann, von dem besondern, nur dem Männchen eigenen Luftröhrenbau jene Laute abhängig und in diesem Fall auch nur die Männchen selbige hervorzubringen im Stande sind.

Die anatomischen Untersuchungen zeigten beim Entvogel Folgendes:

Die Luftröhre ist oben in der Gegend der Stimmritze etwas erweitert. Am untern Larynx befindet sich eine nach vorn und nach der Seite aufgetriebene, mehr breite als hohe, oben ganz runde, etwas aufwärtsgerichtete Knochenblase.

Die Verschiedenheit der Stimmen bei den in einer Schar vereinigten Einzelwesen bringt, wo nicht Melodien, doch zuweilen Tertien-, Quarten- und Sextenfälle hervor.

Bei uns sieht und hört man diese Ente meist nur in der Luft und auf dem Wasser, selten am Ufer ruhend.

In ihrem Magen findet man vorzüglich Schnecken und Wasserkräuter; doch nehmen sie wahrscheinlich auch das meiste von dem an, wovon unsere Stockente sich nährt. Jene Hauptnahrung muß sie übrigens in seichtem Gewässer suchen, indem sie nur, nach Art der Stockente, sich stürzen (im Wasser gleichsam auf dem Kopf stehen), nicht aber, wie jene, tauchen kann.

Ihr Wildbret ist von besonders gutem Geschmack und vorzüglich im Spätherbst und Winter stark mit Fett belegt. Das Gefieder wird seiner Zartheit und Weiche halber dem anderer Enten vorgezogen.

Pfeifenten werden in Schlagnetzen leicht und häufig gefangen, geschossen meist auf dem Abendanstand; dann aber an solchen Gewässern, wo sie gern einfallen, wenn der Jäger still und gut verborgen steht, leicht und oft viele oder doch mehrere Exemplare auf einen Schuß, weil diese Enten in dichtgedrängten Scharen fliegen, in noch gedrängtern ein- und auffallen. Allerdings aber muß man den Zeitpunkt des Auffalls ohne Zögern benutzen, wenn der Schuß möglichst erfolgvoll angebracht werden soll, indem die Glieder einer Schar der Nahrung halber sich bald, obwol nicht weit, voneinander trennen müssen.

§. 6. Die Tafelente [1]) (Anas ferina *L.*, Rothente, braunköpfige Ente, Grellje) [2]) bewohnt den Norden der ganzen bekannten Welt und macht daselbst vorzüglich ihr Geheck, doch nach Naumann, Bechstein und Temminck mitunter auch schon im nördlichen Deutschland, wo sie auf dem Zuge zu Ende des Monats October und im November, gewöhnlich familienweise oder in Flügen von höchstens dreißig Stück vereint, auf Flüssen, süßen Seen und großen Teichen einfällt, zuweilen auch überwintert und in diesem Fall von einem offenen Gewässer zum andern streicht. Meistentheils geht sie jedoch mit Eintritt starken Frostes südlichen Gegenden zu, und besucht uns auf dem Wiederzuge im März oder Anfangs April einzeln oder paarweise. Zu dieser Zeit trifft man sie auch auf kleinen Teichen an.

Beschreibung. Sehr altes Männchen: Schnabel lang, an der Spitze und an der Wurzel schwarz, in der Mitte mit einer breiten, dunkelblauen Querbinde; Augenstern orangeroth; Fußwurzel und Zehen bläulich, Schwimmhaut schwarz; Kopf und Hals glänzend rostroth; oberster Theil des Rückens, Brust und Steiß mattschwarz; übriger Rücken, Schultern, Flügeldeckfedern, Flanken, Schenkel und After grauweißlich, mit vielen engstehenden, aschgrau-bläulichen Zickzacks; Bauch weißlich, mit kaum merklichen grauen Zickzacks; Schwingen und Schwanz dunkel aschgrau, Spiegelgegend oben, unten und hinten durch weiße Einfassung bezeichnet. Länge 16 bis 17″.

Altes Weibchen: Die sehr schmale Querbinde auf dem Oberschnabel schmuzigbläulich, übrigens Schnabel, Augenstern und Füße wie beim Männchen; Scheitel, Seiten- und Hinterhals, Oberrücken und Brust rostbraun, das Gefieder der letztern schmuziggelb berandet und durchwölkt; Zügel, Augenumgebung, Kehle und Vorderhals weiß, mit rostfarbigen Flecken; Bauch weißlich, an den Flanken große braune Flecken; die Zick-

---

1) Gehört zur Gattung Fuligula *Raj. Steph.* T.

2) Bechstein, Jagdzoologie, S. 561. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 697; wobei der Verfasser bemerkt, daß die Abweichungen, welche hinsichtlich des Naturgeschichtlichen zwischen dem in der ersten Ausgabe Beigebrachten und dem oben Gesagten stattfinden, von neuern und öftern Wahrnehmungen herrühren. W.

zacks auf den obern Theilen weniger als beim Männchen. Länge 15 bis 16″.

Junge Männchen vom Jahre gleichen dem Weibchen; bei ein- und zweijährigen ist das Rostrothe des Kopfes weniger lebhaft, das Schwarze der Brust nicht tiefschwarz, gewöhnlich in schwarzbraun übergehend, oft sogar mit hellbraunem Anflug; zuweilen Rücken und Flanken gefleckt.

Anatomische Bemerkung. Die weite Luftröhre des Männchens ist fast ihrer ganzen Länge nach aus ganzen, walzenförmigen Ringen zusammengesetzt, verengert sich zunächst dem untern Larynx schnell; dieser dehnt sich nur unterwärts in eine knochenartige Hohlung aus; an der rechten Seite erheben sich knöcherne Verzweigungen genau so, wie bei der vorhergehenden Art; die hintere, an der Röhre angeheftete Wand ist fast ganz knochenartig und mit drei kleinen, durchsichtigen Hautfleckchen belegt.

Nach Naumann sollen die Schwanzfedern dieser Ente kaum 14 Tage, nachdem sie ihre volle Größe erreicht haben, so abgeschliffen und verstoßen sich darstellen, wie beim Specht. Der Verfasser hat dies nie bemerkt, vielleicht übersehen.

Ihres plumpen Körpers wegen fliegt sie nicht besonders schnell, obgleich die Flügel so lang sind, daß dieselben, zusammengelegt, bis zur Schwanzspitze reichen. Sie schwimmt mit großer Leichtigkeit, taucht sehr behende bis auf den Grund und streicht weite Strecken unter dem Wasser hin, ohne Luft schöpfen zu müssen.

Man findet sie, am Tage wenigstens, selten auf dem Lande und auf der Blänke, sondern, wenn sie der Ruhe bedarf oder sich sonnen will, auf gegeneinandergeknickten Schilfstengeln und auf Binsenkufen sitzend.

In Gesellschaft ist sie sehr scheu, vereinzelt gar nicht.

Der Laut der Jungen soll, bis sie fast ein Jahr alt werden, nach Naumann, piepend bleiben, der der Alten durch mancherlei sonderbare Töne, besonders durch ein rauhes Geschnarr sich auszeichnen. Der Verfasser kennt nur den, welchen Naumann und Bechstein durch Görr, görr! bezeichnen. Diesen gibt die Tafelente vorzüglich dann aus, wenn sie aufgejagt wird; zuweilen aber auch des Abends, wenn sie auf dem Wasser in Ruhe umherschwimmt. Er wechselt dann mit einem eigenen Gezisch ab.

Sie macht ihr Geheck auf großen, stillen, nicht zu dicht mit Schilf und Rohr bewachsenen Gewässern, in einem kunstlos aus Schilf und Rohr zusammengelegten Nest. Das Geleg enthält 8 bis 13 weiße, grünlich überlaufene Eier.

Die Nahrung besteht aus fast allen Theilen der Wasserpflanzen, vorzüglich den Meerlinsen; nächstdem auch aus Wasserinsekten und Conchylien, selten wol aus Fischbrut, da das Wildbret gar keinen thranigen, wol aber

einen ausgezeichnet feinen Geschmack hat, sodaß es hierin, wie in Rücksicht der Zartheit und (im Herbst) des Fettseins das fast aller andern Enten übertrifft. Daher vermuthlich die deutsche Benennung sowol als die lateinische.

Die Jagd beschränkt sich meist auf glückliche Zufälle. Auf allen Arten von Entenherden wird sie im Herbst oft gefangen.

§. 7. **Die Knäkente** — Anas querquedula *L.*, **Winter-Halbente**[1], **große Kriekente, Rothhälschen, bunthälsige Ente, Zirtzente**; Weibchen: **Wachtelentchen, Grauentchen, sprenkelige Ente**[2]) — wohnt im nicht ganz hohen Norden von Europa und Asien auf Teichen und süßen Seen, deren sumpfige Ränder stark mit Schilf und Binsen besetzt sind, und macht daselbst ihr Geheck.[3] Während des Zuges, vom August bis zum November, wird sie auf den deutschen süßen Gewässern, die, wie vorbesagt, sumpfige Schilfränder haben, ziemlich häufig, doch nur familienweise, getroffen, dann geht sie vom nördlichen und mittlern Deutschland aus weiter südlich, überwintert zuweilen schon im südlichen Deutschland und macht zu Ende des Monats März und im April den Wiederzug nach der nördlichen Heimat hin.

Die Knäkente ist 1′ 4″ lang, wovon auf den Schwanz $2^1/_2$″ kommen, 2′ 1″ breit und 1 Pfund schwer. Der Schnabel ist $1^1/_2$″ lang, gerade, an der Stirn in einem dreieckigen Flecken etwas platt, grün- oder braunschwärzlich, mit schmalem schwarzen Nagel, der Augenstern hellbraun. Die Ständer und Latschen (Füße) sind schmuzig aschgrau oder bleifarben, mit $1^1/_2$″ hoher Fußwurzel. Der Scheitel glänzend schwarzbraun, über der Stirn weiß gestrichelt; über den Augen ein weißer Streif, der an den Seiten des Halses herunterläuft. Hinterhals, Rücken und Steiß dunkelbraun, am Rücken die Federn weiß gesäumt, am Steiß weiß und röthlichgrau in die Quere gestreift; Stirn, Wangen und Unterhals kastanienbraun, klar weiß gestrichelt; das Kinn schwarz; die Brust hell rostfarben, mit dichten schwarzbraunen Wellenlinien; der übrige Unterleib weiß, röthlich überlaufen, an den Seiten (Flanken) und am After mit dunkelbraunen Querstreifen. Die Deckfedern der Flügel hell aschgrau, mit großen weißen Spitzen; die Schulterfedern lang, sichelförmig über die Flügel hängend, schwarz, in der Mitte mit einem weißen Streif und an den Seiten aschgrau; die Schwungfedern dunkelbraun, aschgrau überlaufen; der Spiegel (glänzend) stahlgrün, unten

[1] **Halbenten** werden von den Jägern und Entenfängern alle die genannt, welche um ein Drittheil oder mehr kleiner sind als die Stockente; **Mittelenten** die, welche ihrer Größe nach zwischen der Stockente und der Knäkente stehen. W.

[2] Bechstein, Jagdzoologie, S. 551. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 698.

[3] Auch im nördlichen Deutschland soll sie, nach Naumann, öfter den Sommer über bleiben und hecken; ebenso nach Fischer's Angaben am Rhein. W.

und oben weiß eingefaßt; der Schwanz dunkelbraun, aschgrau überzogen. (Altes Männchen.)

Weibchen kleiner. Ueber und unter den Augen ein weißer Streif, durch dieselben ein dunkelbrauner; Kopf und Oberleib dunkelbraun, ersterer rostfarben gesprenkelt, letzterer mit gelblichweißen Federrändern; Wangen und Hals weiß, dunkelbraun besprengt; Brust kastanienbraun, weiß gefleckt; Flügel und Schwanz dunkelbraun; der Spiegel kaum merklich schwarzbräunlich (braungrün), ohne Glanz und weiß eingefaßt.

Auch das alte Männchen ähnelt im Herbst dem Weibchen und unterscheidet sich nur durch die Größe, den grünen Spiegel und die bläulichen Deckfedern.

Auch diese Entenart fliegt rasch und geräuschlos, schwimmt viel und leicht auf dem blanken Wasser umher, indem sie dabei fast fortwährend mit dem Köpfchen nickt, taucht auch oft, aber nicht lange. Trotz ihrer Munterkeit und Aufmerksamkeit auf alles, was um sie her vorgeht, ist sie nicht eben scheu; oft äußert sie Neugierde.

Wenn die Knäkente in voller Ruhe auf dem Wasser umherschwimmt, und wenn sie abends auf dem Striche und nachts auf dem Zuge begriffen ist, hört man von ihr, jedoch nur aus mäßiger Ferne, den Locklaut Knäk, knäk! nach welchem sie benannt wird; aufgeschreckt, gibt sie den heisern Angstlaut Zirr, zirr! aus.

Das Weibchen soll in ein am Ufer stiller Gewässer aus Binsen und Grashalmen verfertigtes, weich mit Federn ausgelegtes Nest 7 bis 12 gelblichgrüne Eier legen. Die ganz Jungen sollen wollig und olivengrün sein.

In der Paarzeit haben beide Gatten eine ungemeine, doch vor Untreue nicht ganz sichernde Anhänglichkeit aneinander, verlassen sich in der Noth nie, und im Tödtungsfall des einen Theils weicht nur gezwungen der andere.

Selten halten sich die gewöhnlich schwachen Knäkentenflüge lange an einem Ort auf; im Herbst treibt sie ihr unruhiges, lebhaftes Temperament, im Winter oft Nothwendigkeit von einem Gewässer zum andern.

Daß ihre Nahrung mehr aus Insekten, Schnecken, Wasserpflanzen und deren Samen, als aus Fischen besteht, beweist sich aus dem, was man im Magen findet, und aus dem reinen guten Geschmack des Wildbrets.

Jagd und Fang ist mit sonderlichen Schwierigkeiten nicht verbunden. Erstere hängt meist von örtlichen Verhältnissen ab, letzterer hat nichts Eigenes.

§. 8. Die Kriekente (Anas crecca *L.*, Kriech-, Krech-, Kruck-, Murr-, Schapsente, Krieke, Biekelchen, Karnull, Karnelle, Wäbke, Sommerhalbente; das Weibchen: Grauentchen, Trösel,

Socke)[1] ist in Deutschland das ganze Jahr hindurch als Strichvogel einheimisch, der vom November bis zur Paarzeit seinen Aufenthalt oft verändert. Sie wird in ganz Europa und Asien, bis China und Indien hinab, nirgends aber in starkzähligen Flügen vereinigt gefunden. Die im hohen Norden wohnenden Enten dieser Art sind Zugvögel und gehen als solche im October und November auf dem Zuge nach südlichen Gegenden, im März und April aber auf dem Wiederzuge nach der Heimat bei uns durch.

Beschreibung. Männchen: Der schmale Schnabel schwärzlich; Augensterne braun; Füße röthlich-aschgrau; Scheitel, Wangen und Oberhals rothbraun; von den Schläfen bis in den Nacken ein breites, goldgrünes, blauschillerndes Band sich ausdehnend; Unterhals, Rücken, Schultern und Flanken mit weißen und schwarzen Wellenlinien und Zickzacks gezeichnet; Brust weißbräunlich, mit schwarzen oder schwarzbraunen rundlichen Flecken; Bauch weiß oder weißgelblich; Flügeldeckfedern braun; Spiegel vorn schwarz, hinten goldgrün, mit blauem glänzenden Schiller und schmaler weißer Einfassung. Länge 14″.

Weibchen: Schnabel oben braun marmorirt, an den Rändern und unten braungelblich; hinter und unter den Augen ein rostfarben-weißliches, braungeflecktes Band; Gefieder des Kopfes und Oberkörpers dunkelbraun, mit breiter hellbrauner (röthlichgelber) Einfassung; Unterkörper weißlich; Spiegel halb schwarz, halb grün, oben und unten von einem weißen Streif begrenzt.[2] Länge 13″.

Junge Männchen ähneln vor der ersten Mauser dem Weibchen; zu Anfang des Winters sieht man junge Männchen, an welchen die Kehle weiß oder auch schwarz gefleckt, das Rothbraune und grün Schillernde am Kopf undeutlich und mit weißen und rostgelben Flecken übersäet, auch braunes Gefieder stark mit solchem, wie es am vollkommenen Winterkleid des alten Männchens sich darstellt, vermengt, die obere Spiegeleinfassung röthlich oft mit Rostgelb überflogen, das weiße Gefieder am Bauch schwarz gefleckt ist.

Anatomische Bemerkung. Die Luftröhre des Männchens ist eng, überall fast gleichweit, und es bildet sich an der linken Seite des untern Larynx eine knochenartige, durchsichtige, oben kugelförmig abgerundete Protuberanz von der Größe einer Zuckererbse.

Als zufällige Abänderungen erwähnt Bechstein in seinen angezogenen Werken folgende:

---

[1] Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 173; dessen Jagdzoologie, S. 554. Riesell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 701, §. 8.

[2] An der Verschiedenheit der Spiegelfarben sind Weibchen und Junge dieser und der vorhergehenden Art leicht und auf den ersten Blick zu unterscheiden. Vgl. Temminck, Man. d'ornith., S. 547, Anmerkung. W.

Kriekentenmännchen, an welchen der grüne Flecken an den Wangen schmal ist und sichelförmig nach dem Nacken hinläuft; die weißen Augenlinien bemerkt man nicht. An andern sind die Seiten des Kopfes schwarz; nur unter den Augen wird ein weißlicher Strich sichtbar. Jester führt noch eine Varietät an, bei welcher auf dem Spiegel eine weiße Querbinde erscheint.

Die Kriekente fliegt sehr schnell, schwimmt und taucht auch mit vieler Gewandtheit und Leichtigkeit.

Während der Paarzeit ist sie sehr scheu; wenn sie Junge hat, auch im Herbst und Winter gar nicht. Liegen während der letztgedachten Jahreszeiten mehrere auf dem Wasser beisammen, so scherzen sie fast unaufhörlich miteinander und sträuben dabei die Kopf- und Halsfedern auf.

Den wie Kreckkreck! oder Krückkrück! schnarrend ertönenden Laut vernimmt man meist nur, wenn sie, verscheucht, aufstehen; daher ihr lateinischer und deutscher Name.

Sie paaren sich im zeitigen Frühling. Im April ziehen sich die Pärchen gern auf schmale, mit Gesträuch umgebene Lachen oder Tümpel. Da baut das Weibchen auf einer trockenen, mit Wasser umgebenen Stelle, im Gestrüpp ihr Nest aus Schilf und Grashalmen, füttert es mit sich selbst ausgerupften Federn aus, legt mehr oder weniger, selten über acht röthlichweiße, nach Meyer und Temminck undeutlich braungefleckte Eier. Bechstein sagt: Männchen und Weibchen führen die Jungen gemeinschaftlich; ich habe immer nur letzteres bei, ersteres indessen oft nicht weit von der Hecke entfernt gefunden. Diese verläßt die einsamen Orte, wo sie auskam, bis zur vollkommenen Flugbarkeit der Jungen ohne besondere Veranlassung nicht, wenigstens nicht für immer.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich, wo der Jäger im Sommer diese Entenart vorzüglich zu suchen hat; doch wird er auch, obwol seltener, Hecken auf schilfreichen Teichen und andern stillen Gewässern finden. Sind die Jungen vollkommen flugbar, so wechseln sie im Familienverein mit der Alten den Aufenthalt öfters.

Die Nahrung besteht aus Schnecken, Insekten, Wasserkräutern, Sumpfgräsern, Binsensamen, und aus Gersten- und Haferkörnern; sehr selten aus ganz kleinen Fischchen. Sie verschluckt auch Quarzkörner.

Ihr Wildbret ist von ausgezeichnet gutem Geschmack; im Herbst sind besonders die Weibchen sehr fett.

Jagd und Fang wird wie bei der Stockente betrieben; nur muß man im Juli jeden kleinen Wassertümpel im Holze besuchen, um die Hecken zu finden.

§. 9. Die Reiherente[1]) (Anas fuligula *L.*, schwarze und euro-

---

1) Fuligula cristata *Raj. Steph.* gehört zur Gattung Fuligula. T.

päische Hauben-, Strauß-, Schopf-, Kuppen-, Moor- und Moderente, Freseke)[1] bewohnt die Gegenden des arktischen Kreises und macht dort ihr Geheck. Auf dem Zuge, im October und November, kommt sie, theils flug-, theils scharenweise auf die deutschen Seen, Teiche und auf solche Flußstellen, wo die Strömung nicht stark ist, geht aber bei zunehmender Kälte südlicher. Auf dem Wiederzuge besucht sie die süßen Gewässer des festen Landes im März und April meist paarweise und nur auf kurze Zeit, die Meeresküsten häufiger, eilt aber auch von da aus der nördlichen Heimat zu. Sie soll auch zuweilen ihr Geheck auf Seen und großen Teichen des mittlern Deutschlands machen; doch wurde zeither weder das Gelege noch eine Neststätte entdeckt, wol aber (nach Bechstein) vor einigen Jahren bei Kronenbreitungen im Werrathal auf einem großen Teich ein Paar alte Enten dieser Art im Juni angetroffen.[2]

Beschreibung. Sehr altes Männchen: Der am Vorderende breitere Schnabel als an der Wurzel hell aschblau, mit schwarzem Nagel; Nasenlöcher mehr nach der Wurzel zu liegend, durchgehend; Augenstern goldgelb; Fußwurzel und Zehen bläulich (bleifarbig); Schwimmhaut schwärzlich; auf dem Scheitel ein aus langen, schmalen Federn bestehender, herabhängender Federbusch; dieser Federbusch, nebst übrigem Kopf, Hals und Brust, schwarz mit violettem und stahlgrünem Schiller; Rücken, Flügel und Steiß schwarzbraun mit bronzenem Schiller und mit braunen Punkten besäet; Bauch, Flanken und Querband auf den Flügeln, welches den Spiegel bildet, reinweiß, der Spiegel schwarz eingefaßt; After schwarzbraun. Länge 15—16″.

Altes Weibchen: Schnabel und Füße dunkler als am Männchen; Augenstern hellgelb; Federbusch weniger lang; dieser Federbusch, nebst übrigem Kopf, Hals, Brust und Oberrücken mattschwarz mit Dunkelbraun überzogen; Unterrücken und Flügel mattschwarz mit kleinen hellern Punkten; Brust und Flanken mit großen rostbraunen Flecken; Bauch weißlich mit Rostbraun durchmischt; Spiegel wie beim Männchen, nur weniger breit und rein. Länge 14—15″.

Junge vom Jahre beiderlei Geschlechts: Augenstern schmuziggelb; vor der Mauser kein Federbusch auf dem Scheitel; an der Wurzel des Oberschnabels ein weißer (mit Hellbraun durchmischter) Flecken; auf der Stirn und zuweilen hinter den Augen weiß; übriger Kopf, Hals und Brust mattbraun, letztere mit Rostbraun durchmischt; Rücken und Flügel schwarz-

---

[1] Bechstein, Jagdzoologie, S. 559. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 712 (europäische Haubenente), Nr. 7.

[2] Wenn der obenerwähnte Fall das einzige ist, woraus das Nisten und Hecken der Reiherente in unsern Gegenden gefolgert werden soll, so scheint dieser Grund mir nicht hinreichend; denn es könnte ja auch einer der beiden Gatten in der Zugzeit eine leichte Schußverwundung erhalten haben und hierdurch das Dableiben beider veranlaßt worden sein. W.

braun mit hellbraunen Federrändern; Flanken rostbraun; Bauch weiß, beim Männchen reiner als beim Weibchen; Spiegel klein und schmuzigweiß; After grau und braun durchmischt.

An Jungen nach der Mauser und an Vögeln im einjährigen Alter der weiße Flecken an der Wurzel des Oberschnabels nicht mehr vorhanden, oder nur schwach angedeutet; der Federbusch bemerkbar, das Gefieder überall dunkler.

Anatomische Bemerkung. Die Luftröhre des Männchens verhältnißmäßig nicht sehr weit, und ihrer ganzen Länge nach (fast) gleichweit, nur nach unten etwas verengert; unterer Larynx nach vorn zu und an der rechten Seite zwei geringe, knochenartige, durch eine Naht geschiedene Erweiterungen bildend; an der linken Seite knochenartige, mit einem zarten durchsichtigen Häutchen überzogene Verzweigungen hervortretend. Letztgedachter Theil übrigens ganz so wie bei **Anas marila** (§. 12, Nr. 11) und bei **Anas ferina** (§. 6) gestaltet.

Der am öftersten, nach Naumann aber nur im Sitzen, nie im Fluge, erschallende Laut gleicht dem Tone, welchen man durch Pfeifen auf den Fingern hervorbringt, und wird von Bechstein durch Hai, haial bezeichnet. Nächstdem hat Naumann auch ein dumpfes Knarren vernommen.

Diese Ente gehört zu den sehr scheuen; doch soll sie es nach Naumann, wie die meisten Schwimmvögel, auf kleinen Gewässern weniger als auf großen sein. Diese Bemerkung ist an sich richtig; wie mir es scheint aber dadurch erklärbar, daß an kleinem Gewässer gemeiniglich bessere Gelegenheit zum Ankommen im Verborgenen sich darbietet, als auf und an großen.

Die Reiherente ist ein vortrefflicher Schwimmer und ein ebenso behender Taucher. Ihr Flug ist wegen des schnellen Schlages mit den kurzen Flügeln rauschend und wegen des verhältnißmäßig plumpen Körpers mit sichtbarer Anstrengung verbunden.

Sie nährt sich von Wasserkräutern und deren Samen, Insekten, Fröschen, kleinen Fischen und Conchylien, verschluckt auch zur Verdauungsbeförderung groben Sand.

Der Geschmack des Wildbrets, welches im Herbst sehr stark mit Fett belegt zu sein pflegt, ist etwas thranig. Wem dies zuwider ist, der wende die früher schon öfter angeführten Mittel an, um das Thranige zu beseitigen.

Der Jagdbetrieb beschränkt sich nach dem, was oben über die Scheu dieser Ente gesagt worden, auf geschicktes Anschleichen im Verborgenen. Annäherung mit dem Kahn, oder hinter dem Wische, Schilde oder Schießpferde, dürfte schwer und selten gelingen. Ob mit irgendeinem Fangapparat etwas auszurichten sei, weiß der Verfasser aus Erfahrung nicht zu sagen, glaubt aber Grund zum Zweifel zu haben.

§. 10. **Die Schnatterente** (*Anas strepera L.*, **Schnarr- und Lärmente, Locker**)[1]) bewohnt den nicht ganz hohen Norden von Asien und Europa, und macht daselbst, auch schon ziemlich häufig in Holland und selbst auf den großen Seen im nördlichen Deutschland, jedoch selten, ihr Geheck. In der Regel erscheint sie bei uns als Zugvogel, der vom October an und den ganzen Herbst über familienweise durch- und südlichern Gegenden zuwandert, im Frühling auf dem Wiederzuge aber vereinzelt und paarweise schon im März und in der ersten Hälfte des Monats April unsere Flüsse, Seen, Teiche und Sümpfe auf kurze Zeit besucht.

Beschreibung. Männchen: Schnabel schwarz (mit langen, blätterigen Lamellen); Augenstern hellbraun; Füße orangegelb, Schwimmhaut schwärzlich; Kopf und Oberhals auf grauem Grunde braun gefleckt; Unterhals, Rücken und Brust mit schwarzen Halbmondflecken; Schultern und Flanken mit schwärzlichen und weißen Zickzacks; mittlere Flügeldeckfedern rostbraun; große Deckfedern, Steiß und untere Schwanzdeckfedern tiefschwarz; Spiegel reinweiß. Länge 19″.

Weibchen: Schnabel bräunlich; Augenstern und Füße wie beim Männchen; Rückengefieder schwarzbraun, rostgelb eingefaßt; Brust röthlichbraun, schwarz gefleckt; keine Zickzacks an den Flanken; Steiß und untere Schwanzdeckfedern graulich.

Anatomische Bemerkung. Die Luftröhre des **Männchens** ist von oben herein enger als bei der Stockente; weiter nach unten erweitert sie sich etwas, wird aber nahe am untern Larynx wieder sehr enge, dieser erweitert sich nach vorn zu etwas und bildet dann an der linken Seite eine knochenartige, ebenso gestaltete, aber etwas kleinere Protuberanz als bei der Stockente.

Ihr Flug ist schnell, leise rauschend, nicht pfeifend wie bei der Stockente. Ihr Schnatterlaut, den sie im Sitzen und in der Ruhe, vorzüglich abends und morgens, sehr häufig ausgibt und nach welchem sie benannt wird, wird in höhern Tönen wie bei der Stockente vernehmlich. Nächstdem hört man noch von ihr den langgezogenen Locklaut **Quäk, quäk!**[2]) Sonst hat sie in ihrer Lebensweise mit der Pfeifente alles gemein, befindet sich auch oft und gern in deren Gesellschaft.

Ihre Nahrung besteht aus Wasserpflanzen und deren Samen, Gewürmen, Insekten, kleinen Gehäusschnecken und kleinen Fischen.

Das Nest steht in schilfreichen Seen, Brüchern und Teichen auf

---

1) Bechstein, Jagdzoologie, S. 563. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 708, Nr. 3.

2) Nach Bechstein (Jagdzoologie, a. a. O.) soll dieser nur dem Weibchen, dem Männchen aber ein pfeifendes **Piepen** eigen sein, wenn hierbei nicht eine Verwechselung mit der Pfeifente stattfindet. W.

erhabenen, mit Binsen besetzten, trockenen Stellen, und enthält ein Gelege von acht bis neun graugrünlichen Eiern.

Das Wildbret hat einen merklich wildernden Geschmack. Ebendeshalb und weil es, besonders das des Weibchens im Herbst, stark mit Fett belegt ist, wird es von Wohlschmeckern vorzüglich geschätzt.

Diese Ente steht bei den Entenfängern als der emsigste Lockvogel in hohem Ansehen, und wird daher, wenn sie in die Gewalt des Fängers kommt, sorglich gepflegt. Mit gelähmten Flügeln gewöhnt sie sich bald an die Gesellschaft und Kost der Hausente.

Auf das Gelock von ihresgleichen, auch außerdem ziemlich häufig, geht sie in Entenfängen und auf allen Wasserherden ein. Der Jagdbetrieb beschränkt sich meist auf den Abendanstand, sonst auf glücklichen Zufall.

§. 11. Die Löffelente[1]) (Anas clypeata *L.*, Schild-, Spatel-, Fliegen-, Mücken-, Murrente, Löppelschunte, Löppelgans, Breitschnabel, Seefasan [??], deutscher Pelikan?!)[2]) kommt auf dem Zuge zuweilen schon im August, gewöhnlich im September, meist familienweise, aus nördlichern Gegenden nach Deutschland, streicht dann bis bis zum Eintritt starken Frostes von einem Wasser zum andern. Dann zieht sie in geringzähligen Flügen südlichen Gegenden zu, überwintert daselbst und macht den Wiederzug nach dem Sommeraufenthalt und der Heckstätte, vereinzelt oder paarweise, vom Ende des Monats März bis zum Anfang des Monats Mai. Wahrscheinlich gehen die im Frühling zuerst bei uns erscheinenden am weitesten nördlich. Die in der ersten Hälfte des Monats April das südliche und mittlere Deutschland durchstreifenden mögen es wol sein, welche in Holland und Norddeutschland an den mit Schilf, Binsen und Strauchwerk besetzten Rändern der Landseen und Teiche ihr Geheck machen; von den spätesten Nachzüglern geschieht dies bisweilen auch im mittlern Deutschland.

Beschreibung. Männchen: Der breite, vorn löffelartig gestaltete Schnabel oben schwarz, unten gelblich; Augenstern hochgelb; Füße orangefarbig; Kopf und Hals schwarzgrün glänzend; Brust reinweiß; Bauch und Flanken kastanienbraun; Rücken schwarzbraun; kleine Flügeldeckfedern himmelblau; Schultern weiß, mit schwarzen Flecken und Punkten; Spiegel glänzend dunkelgrün, weiß eingefaßt. Länge 18″.

Weibchen: Schnabel schwarzbraun, an den Rändern und unten braun;

---

1) Wird dem Genus Rhynchaspis *Leach* zugetheilt. T.

2) Bechstein, Jagdzoologie, S. 566. Daselbst wird obige Ente zu den großen gerechnet und deren Länge zu 21″ angegeben. Da dies weder mit den Angaben anderer Schriftsteller, noch mit den Wahrnehmungen des Verfassers übereinstimmt, so ist man versucht zu glauben, daß Bechstein ein ausgestopftes Exemplar vor sich gehabt habe, dessen Balg bei der Operation sich ausgedehnt haben mag. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 706, Nr. 1. W.

Augenstern bleichgelb; Kopf hellrostfarbig, mit feinen schwarzen Strichelchen; Gefieder der obern Theile schwarzbraun, röthlichweiß eingefaßt; untere Theile röthlichweiß, mit großen braunen Flecken; kleine Flügeldeckfedern schmuzig-hellblau; Spiegel schwarzgrün. Länge 17″.

Junge im Herbst und Alte in der Mauser sind an einigen Körperstellen dem Männchen im Winter, an andern dem Weibchen oder dem jungen Männchen vor der Mauser in Rücksicht der Gefiederfarben ähnlich; doch ist die Zeichnung undeutlich und unbestimmt.

Anatomische Bemerkung. Die Luftröhre des Männchens ist von gleichem Durchmesser bis zum untern Kopf, wo sie sich ein wenig erweitert; hier zeigt sich an der linken Seite eine kleine knochenartige Protuberanz, die sich etwas nach unten ausdehnt; die Aeste sind sehr lang.

Zufällige Abänderungen.

a) Am alten Männchen der Bauch weiß (Frisch, Vögel, Tafel 162).

b) Schnabel beim Männchen grüngelb; am Halse ein weißer Ring; Unterhals und Kropf glänzend kastanienbraun; Brust und Bauch weiß; Flanken hell aschgrau-schwärzlich in die Quere durchwellt; After in der Mitte schwarz, an den Seiten weiß; Rücken und Flügel wie am Stockentenmännchen; Steiß und Schwanzfedern schwarz, letztere an den Seiten mit breiter weißer Einfassung (Naumann, Vögel, III, 305).

c) An jungen Männchen die Brust schmuzigweiß, jede Feder mit großem, halbmondförmigem, dunkelbraunem Saum; Schulterfedern braun, gelblich eingefaßt, einzelne weiße Federn untermengt; Oberleib braun, mit schmalen gelblichen Federrändern, aber ungleich weniger als beim Weibchen; Unterleib kastanienbraun, vorzüglich an den Seiten braun gefleckt; Afterfedern schwarz und weiß gemasert (Meyer, Taschenbuch, II, 544).

Altersverschiedenheit (nach Bechstein, Jagdzoologie, S. 567).

d) Junge Männchen sehen im Spätherbst mehr dem (alten) Weibchen ähnlich; im Frühling ist der Kopf mehr schwarzbraun als sammtschwarz, mit grünem Glanz; der Unterleib rostgelb, dunkelbraun gewellt. An den jungen Weibchen sehen die kleinen Flügeldeckfedern ebenso graubunt aus, wie der übrige Leib.

Diese Ente bezeigt sich im Frühling mehr scheu als im Herbst; doch ist sie es in ausgezeichnet hohem Grade nie.

Ihr Flug ist geräuschvoll, im Frühling leicht, im Herbst aber wegen der Fettauflage schwerfällig.

Sie taucht nie, außer wenn sie verwundet ist und dann vom Hunde verfolgt wird.

Das Weibchen soll nach Bechstein (Jagdzoologie, a. a. O.) einen starken Quaklaut ausgeben, den jedoch der Verfasser ebenso wenig als Naumann (Vögel, S. 303) je gehört hat; vom Männchen vernimmt man ein besonders schnarrendes, gleichsam verunglückt-trillerndes Quäken.

Die Nahrung besteht aus Wasserpflanzen und deren Samen, aus Spitzen von jungem Grase, vorzüglich aber aus Schnecken und Wasserinsekten. Nach letztern schwimmt die Löffelente fast den ganzen Tag, mit gerade ausgestrecktem Halse und auf dem Wasserspiegel aufgelegtem Schnabel umher, schlürft sie und zugleich etwas Wasser mit ein, welches durch die kammartige Zähnelung an den Seiten des Schnabels wieder abläuft. Kleine Fische nimmt sie wol nie oder doch nur sehr selten an, da das Wildbret gar keinen thranigen Geschmack hat. Wol aber ist dasselbe zart, sehr saftig und im Herbst außerordentlich stark mit Fett überzogen.

Das Nest steht auf erhabenen, feuchten, mit Schilf oder Binsen besetzten Stellen am Rand der Gewässer, meist unter überhängendem Gesträuch, und wird mit Dunen, die das Weibchen sich selbst ausrupft, ausgefüttert. Das Gelege enthält 7 bis 14 sehr hell grüngelbliche, nach Bechstein röthlichweiße Eier. Ebengedachter Schriftsteller (Jagdzoologie, a. a. O.) bemerkt noch, daß die Jungen, vermuthlich in der ersten Zeit ihres Lebens, den großen Schnabel immer auf die Brust stützen, und daß selbige mit dem Futter junger Hausenten sich erziehen lassen.

Außer dem äußerst wohlschmeckenden Wildbret dieser Ente bietet auch das Gefieder derselben, besonders das dunenartige, eine sehr gute Benutzung dar.

Jagd und Fang wie bei der Stockente.

§. 12. Die übrigen Entenarten, die nur als Zugvögel, und zwar äußerst selten das Innere Deutschlands besuchen, mögen hier noch kurz erwähnt werden. Sie gehören ebenfalls verschiedenen Gattungen an.

1) Die rothe Ente (Anas rutila *Pallas*, Anas casarca *Gm. L.*, Kasarka, astrakanische Ente, nach Latham fälschlich rothe Gans, denn Schnabel, Füße und Lebensweise bestimmen den Vogel vollkommen als Ente).

Beschreibung. Schnabel schwarz; Augenstern gelblichbraun; Füße lang, schwarzbraun; Scheitel und Band durch die Augen weiß; Stirn, Wangen und Kehle weißgelb-röthlich; Hals rostfarbig, mit schwarzem Bande, welches dem Weibchen fehlt, umgeben; ganzer übriger Körper gelbroth; Steiß und Schwanz schwarzgrün; Schwingen schwarz, auf denselben ein durch die großen Deckfedern sich bildender weißer Spiegel. Länge 20″.

Heimat: Oestliche Gegenden von Europa, südliches Rußland, Persien, Indien. Zugzeit: Spätherbst. Einfallsgegenden und Orte: Ungarn, Oesterreich und Schlesien auf Flüssen, Seen und großen Teichen, jedoch selten.

Lebensweise: Ist noch zu wenig bekannt, als daß darüber etwas Bestimmtes gesagt werden könnte. [1])

2) Die Brandente (Anas tadorna *L.*, Ringel-, Loch-, Fuchs-, Bühl-, Krach-, Bergente — fälschlich Gans).

Beschreibung. Männchen: Schnabel (sehr platt, oberer vorn etwas aufwärtsgebogen), sammt dem fleischigen Höcker an der Stirn blut- oder karmoisinroth; Augenstern braun; Füße fleischfarben; Kopf und Oberhals dunkel stahlgrün glänzend; Unterhals, Flügeldeckfedern, Rücken, Flanken, Steiß und Schwanzwurzel reinweiß; Schultern, ein breites Querband zwischen Brust und Bauch [2]); After, Schwingen und Vordertheil der Steuerfedern schwarz; Brust von einem breiten rostfarbigen Bande umgeben, das sich nach dem Rücken hinaufzieht; Spiegel grün, mit purpurfarbigem Glanz; untere Deckfedern des Schwanzes rostfarbig. Länge 22—23″.

Weibchen kleiner als das Männchen; Stirnhöcker fehlend und an dessen Stelle ein kleiner schmuzigweißer Flecken; alle Farben matter; das Brustband schmaler und das Querband zwischen Brust und Bauch oft mit großen weißen Flecken besetzt.

Junge (kaum halbwüchsige): Schnabel in der Mitte schwach rostfarbig, sonst wie die Füße grau; Augenstern bräunlichgrau; Seiten des Vorderkopfs, Wangen, Vorderhals und ganzer Unterkörper weiß; Hinterhals graubraun, mit weißlichen Federrändern; Schwung- und Schwanzfedern graubraun, letztere mit weißer Einfassung.

Anatomische Bemerkung. Beim Männchen dehnt sich die bis zum untern Larynx ziemlich gleichweite Luftröhre daselbst in zwei aus einer dünnen knorpelartigen Substanz gebildete, auf der Außenseite gewölbte Höhlungen aus, welche unten miteinander in Verbindung stehen, oben aber voneinander abgesondert sind und deren linke nur halb so groß ist als die rechte.

Heimat: Das nördliche Europa (auch die Küsten der Nordsee, häufig Holland) an den Meeresgestaden, wo die Wellen stark sich brechen, an Brandungen, wovon die Benennung Brandente hergenommen ist, und auf salzigem Gewässer. Zugzeit und Einfallsgegend: Herbst, selten Frühling und während derselben nicht selten im mittlern Deutschland auf Flüssen, Seen und Teichen, aber nur kurze Zeit verweilend; vermuthlich weil sie, nach Boje's zu Kiel und Forstrath Fischer's zu Karlsruhe Wahrnehmung, bei süßem Wasser nicht ausdauert, das Seewasser ihr aber unentbehrlich zu sein scheint. Lebensweise: Sie nährt sich von Conchylien,

---

1) Es scheint dies diejenige rothe Ente zu sein, von welcher vor wenigen Jahren in öffentlichen Blättern gesagt wurde, ihr Schweiß (Blut) gelte in Rußland für ein Specificum gegen den Biß wasserscheuer Thiere. W.

2) Obiges Band nach Meyer kastanienbraun. W.

Fischen, Insekten und Wasserpflanzen; ist sehr scheu; macht ihr Geheck in Löchern unter dem Ufer, in Fuchs- und Kaninchenbauen oder in Felsspalten. Das Gelege besteht aus 10 bis 12 weißen rundlichen Eiern.

Sie geht nicht in den großen Entenfang, wol aber in Wasserschlagnetze.

Benutzung: Das Wildbret ist ohne vorgängige Enthäutung durch Abblasen thranig; die Eier hingegen werden wie die Dunen, welche denen der Eiderente gleichkommen, sehr gesucht und geschätzt. [1])

3) Die Spießente (*Anas acuta L.*, Pfeil-, Nadel-, Spitz-, Schwanz-, Fasanen- und Pfriemenente, Langhals, Pylsteert).

Beschreibung. Männchen: Schnabel schmal, dunkel aschblau; Augenstern hellbraun (nach Meyer im Herbst dunkelbraun); Füße aschgrau-röthlich, Schwimmhaut schwärzlich; Hals lang und dünn; Oberkopf untermengt braun und schwarz; Wangen, Kehle und Oberhals braun, mit violettem und purpurfarbenem Schiller; im Nacken ein schwarzes, mit zwei weißen Streifen eingefaßtes Band; Vorderhals und Unterleib weiß; Rücken und Flanken mit schwarzen und aschfarbigen Zickzacks; auf den Schultern lange, schwarze Flecken; Spiegel kupferfarbig und grünglänzend, oben mit einem gelbrothen, unten mit einem weißen Bande eingefaßt; die beiden mittelsten Federn des Schwanzes schwarzgrün, verlängert und zugespitzt. Ganze Länge 23—24″.

Weibchen: Schnabel schwärzlich; Füße röthlich-schwarz; Kopf und Hals hell rostfarbig, mit kleinen schwarzen Flecken besäet; obere Theile schwarzbraun, mit ungleichen gelbbraun-röthlichen Halbmondflecken gezeichnet; untere Theile rostgelb, hellbraun gefleckt; Spiegel gelb- oder braunröthlich, oben mit einem gelblichen, unten mit weißschwärzlichem Bande eingefaßt; Schwanz kegelförmig, ohne Verlängerung der zwei mittelsten Federn. Länge 20″.

Junges Männchen: Kopf rostbraun, schwarz gefleckt; Bauch gelblich; Spiegel olivengrün, ohne Schiller.

Flugbare Junge vor der Mauser graubunt.

Anatomische Bemerkung. Beim Männchen die Luftröhre aus gleichweiten Ringen bestehend; der untere Larynx nach der linken Seite gewendet und in eine kleine knochenartige Erhöhung aufgetrieben.

Heimat: Im Norden der ganzen bekannten Erde. Zugzeit, Einfallsgegenden und Orte: Im September und October flugweise; auf dem Wiederzuge, im März, einzeln und paarweise fast auf allen schilfreichen Gewässern und macht daselbst auch oft ihr aus acht bis zehn blaugrünlichen Eiern bestehendes Gelege; sie ist jedoch dem Verfasser in den vielen Jahren, die er in Gegenden, welche für den Aufenthalt dieser Ente nach obigem

1) Das meiste aus Laurop's und Fischer's Sylvan, 1819, S. 49—56, entlehnt. W.

sich sehr geeignet hätten, verlebte, niemals vorgekommen. In der übrigen Lebensweise soll sie, nach Naumann, mit der Löffelente alles gemein haben, doch scheuer als jene sein.

Das Wildbret soll sehr wohl schmecken.

In Rücksicht des Jagdbetriebs scheint alles mit dem bei der Stockente übereinzustimmen. Ihrem Aufenthalt nach zu urtheilen, hat es auch mit dem Fang gleiche Bewandtniß.

4) Die Eiderente (Anas mollissima *L.*, Eidervogel, Eidergans) bewohnt die nördlichsten Theile von Europa, Asien und Amerika. Auf dem Zuge kommt sie schon nicht oft nach Schweden und Dänemark, selten, zufällig, einzeln und nur in strengen Wintern auf offene Stellen der deutschen Flüsse und Seen.



Beschreibung. Die Schnabelwurzel zu beiden Seiten hoch in die Stirn, mit einer spitzwinkeligen Federhaut, hinaufgehend; Schulterfedern sichelförmig.

Männchen im Alter von vier Jahren: Schnabel mattgrün; Augenstern braun; Füße matt graugrün; auf beiden Seiten über den Augen ein breites, schwarzes, violett schillerndes Band; Scheitel ebenso befiedert, von einer Linie begrenzt, welche grünlichweiß erscheint; Genick und Seiten des Oberhalses blaßgrün; Unterhals, Rücken, Schulter- und kleine Flügeldeckfedern reinweiß; Brust röthlichweiß oder fleischfarben; Bauch, After und Steiß tiefschwarz. Länge 23—24″.

Altes Weibchen: Schnabel, Augenstern und Füße wie beim Männchen; Gefiederhauptfarbe rostgelb, schwarz in die Quere gestreift; Flügeldeckfedern in der Mitte schwarz, dunkel rostfarbig eingefaßt; auf den Flügeln zwei (nach Meyer, Taschenbuch, II, 507, nicht bei allen vorhandene) weißliche Streifen; Bauch und After dunkelbraun oder dunkel aschgrau, mit schwarzen Streifen. Länge 21—22″.

Junge Männchen vom Jahre: Schnabel und Füße schwarzgrün, letztere oft braunröthlich; Scheitel, Wangen und Oberhals mit aschgraubraunem, dunkelbraun geflecktem Flaum besetzt; von der Schnabelwurzel aus über den Augen ein breiter, weißlicher, schwarz punktirter Streif sich hinziehend; Unterhals und Brust weiß und schwarz in die Quere gestreift, und diese Farben mit Rostgrau gemischt; Oberkörper schwarz, mit braunen Federrändern; Unterkörper schwarzbraun, mit weißlichen oder hellbraunen Federsäumen; Schwanz aschgraubraun; Schulterfedern nicht sichelförmig, sondern

gerade, an den Spitzen abgerundet. (Dies ist, nach Temminck, Anas spectabilis, foemin. *Sparm.* Mus. Carls., fasc. II, T. 40.)

Zweijähriges Männchen: An allen Theilen Andeutung der den Alten zukommenden Gefiederfarben; auf dem Halse, der Brust, dem Oberrücken und den Flügeln große weiße Flecken; der größere Theil des Rückens tiefschwarz und ungefleckt; der Unterkörper weißlich und schwarz gefleckt und gestreift. (Dies ist dann, nach Temminck, Anas mollissima *Sparm.* Mus. Carls., fasc. I, T. 6.)

Dreijähriges Männchen: Die Zeichnung des Gefieders im ganzen regelmäßiger; die weißen Theile reinweiß; die Streifen an den Seiten des Kopfes werden sichtbar; Hinterkopf und Wangen hell grünlich; Rücken und einige Schulterfedern noch schwarz, und oft am Halse einige braune und braun gestrichelte Federn mit weißen untermengt.

Anatomische Bemerkung. Des Männchens Luftröhre ist ihrer ganzen Länge nach von gleichem Durchmesser und aus harten, ganzen, walzenförmigen, durch Membranen verbundenen Ringen zusammengesetzt; der untere Larynx dehnt sich nach vornhin aus und bildet an der linken Seite eine kleine, halbkugelförmige Erhöhung; der dreieckige Untersatz (socle) am Grunde der Stimmritze (glotte) ist sehr hervorragend.

Scheu soll die Eiderente, nach Bechstein, nicht sein. Sie nährt sich von Fischen, Conchylien, Insekten und Meergras. Die Bewohner von Island, Lappland, Grönland und Spitzbergen essen nicht nur das Wildbret und die Eier dieser Ente, sondern treiben auch einen nicht unbedeutenden Handel mit den feinen Dunen [1]), welche das Weibchen zum Futter des aus die unzugänglichsten Klippen und Felsvorsprünge am Meeresgestade aus trockenem Meergras unkünstlich gebauten Nestes sich ausrupft, und die, wie die fünf, höchstens sechs grünlichen Eier, aus welchen das Gelege besteht, mit Lebensgefahr gesammelt werden. In unsern Gegenden kann von besondern Jagd- und Fangbetriebsmethoden nicht die Rede sein. Der Zufall, und zwar ein sehr glücklicher, muß dem Jäger behülflich sein.

5) Die Sammtente (Anas fusca *L.*, Moder- oder Moor-, braune See-, Fliegenente, Torpane) ist Bewohnerin des Meeres in der arktischen Zone der Alten und Neuen Welt, auch in Norwegen und Schweden häufig einheimisch. Die Küsten von England, Frankreich und Holland, selbst die Seen und Sümpfe des nähergelegenen Innern besucht sie auf dem Zuge und Wiederzuge regelmäßig. Auf den deutschen Flüssen und Seen soll sie im December in geringzähligen, vermuthlich aus

---

1) Die Dunen pflegt man auch Eider zu nennen, und hiervon rührt der deutsche Name des Vogels her. W.

Familiengliedern bestehenden Flügen, im Februar einzeln, meist alljährlich erscheinen.

Beschreibung. Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel höckerartig etwas aufgetrieben; die Wurzel selbst, nebst Nasenlöchern und äußern Schnabelrändern, schwarz; der Nagel rothgelblich; das übrige des Schnabels orangegelb; Augenstern perlfarben; Fußwurzel und Zehen hochroth; Schwimmhaut schwarz; ganzer Körper, bis auf einen weißen Halbmondflecken hinterwärts unter den Augen und einen kleinen weißen Spiegel auf den Flügeln, ist sammtschwarz. Länge 20—21″.

Weibchen: Schnabel schwarzgrau; Nasenlöcher erhaben, etwas höckerig; Augenstern braun; Fußwurzel und Zehen schmuzigroth, Schwimmhaut schwarz; Oberkörper schwarzbraun oder rußfarbig; Unterkörper grauweiß, mit schwarzbraunen Flecken; vor dem Auge und auf der Ohröffnung ein weißer Flecken (auf den Flügeln ein weißer Strich). Länge 18″.

Junge Männchen sind während des ersten Jahres dem alten Weibchen höchst ähnlich, mit dem Unterschied, daß (der Augenstern dunkelgrau) die Fußwurzel nebst Zehen ziegelroth erscheint, und daß die weißen Flecken vor und hinter den Augen kleiner und weniger deutlich sind. Länge 19″.

Anatomische Bemerkung. An der Luftröhre des alten Männchens unter der Stimmritze eine kleine, knochenartige, längliche, in der Mitte gefurchte Erweiterung; ungefähr in der Mitte der Luftröhre eine zweite größere, knochenartige Erweiterung, welche da, wo sie die Halswirbel berührt, plattgedrückt und unten halbkugelförmig gerundet ist; am untern, rechts und links auch ein wenig erweiterten Larynx zwei kleine, gleichfalls knochenartige Protuberanzen. Bei jungen Männchen im ersten Lebensjahre ist das ganze der Luftröhre, mit Einschluß der bei den alten Männchen erwähnten, bei den Jungen noch unregelmäßigen Erweiterungen, theils von [...]tiger, theils von knorpelartiger Substanz; mit weiter zunehmendem Alter des Vogels verknöchern sich die gedachten Erweiterungen je mehr und mehr.

Die Sammtente soll nicht scheu sein. Dies bestätigt mein Freund Diezel, welcher ein Exemplar derselben unweit Schweinfurt auf dem Main erlegte, sowie auch der Pfarrer Dötterlein in Weißenbach, mein nächster Nachbar, welcher eine Sammtente im Monat März auf einem seinem Hause nahegelegenen Teich (Weiher) wahrgenommen hat. Ihre Nahrung soll aus Conchylien, Insekten und Gräsern bestehen. Ist dem so und nimmt sie nie oder doch nur selten Fische an, so dürfte Bechstein's Angabe, daß das Wildpret thranig schmecke, nicht für vollkommen begründet zu halten sein.

6) Die Trauerente (Anas nigra *L.*, schwarze Ente, Mohrenente) hat gleiche Heimat mit der vorhergehenden, hält, wie jene, an den englischen, französischen und holländischen Küsten die Zug- und Wiederzug-

periode regelmäßig, und zwar in höchst zahlreichen Scharen, die auch auf die Gewässer im Innern sich verbreiten. Der Verfasser zählt es zu den Jagdunglücksfällen, daß ihm diese, angeblich jeden Spätherbst und Winter, auch im Frühling beim Wiederzuge die deutschen Flüsse, Seen und Teiche besuchende Ente nie zu Gesicht und zum Schuß gekommen ist.

Beschreibung. Altes Männchen: Auf der Wurzel des Oberschnabels eine kugelförmige Hervorragung, diese schwarz, in der Mitte mit hochgelbem Längsstriche; Nasenlöcher orangefarben; Nagel sehr plattgedrückt und abgerundet, wie das übrige des Schnabels schwarz; Augenstern braun; nackter Augenring gelb; Fußwurzel und Zehen graulichbraun, Schwimmhaut schwarz. Das ganze Federkleid tief sammtschwarz (Kopf und Hals mit violettem Schiller); Schwanz kegelförmig. Länge 18″.

Weibchen: Oberschnabelwurzel aufgetrieben, doch ohne kugelförmige Hervorragung; Nasenlöcher und ein Flecken auf dem Vordertheil des Oberschnabels gelblich, das übrige des Schnabels schwärzlich; nackter Augenring und Augenstern braun; Fußwurzel und Zehen grünlichgelb; Schwimmhaut schwärzlich; Scheitel, Hinterkopf und Nacken tief braunschwarz; Wangen und Kehle, nebst einem Theil des Vorderhalses, hell aschgrau mit (verloschenen) braunen Spritzflecken; Rücken, Flügel und Bauch dunkelbraun mit braunweißlichen Federrändern; Brust graubraun, mit braunweißlichen Federspitzen. Länge 16—17″.

Anatomische Bemerkung. Die Luftröhre des Männchens unter der Stimmritze sehr verengert, dann bauchig erweitert, sodaß der mittlere Durchmesser das Doppelte gegen den obern, unter der Stimmritze, und gegen den untern am untern Larynx beträgt; am untern Larynx zwei schlauchförmige, in der Mitte durch eine dünne, durchsichtige Membran vereinigte, knorpelige Erweiterungen.

Sie hält sich bei uns meist auf dem blanken Wasser, fast nie im Schilf auf, und taucht oft, lange und sehr behende; ist auch sehr scheu; daher kommt man ihr auf großen Gewässern schwer, leichter an kleinen hochuferigen oder mit Gesträuch und Dämmen (Wällen) umgebenen schußmäßig bei. Ihr Flug, wol mehr der Flügelschlag, ist ziemlich schnell, doch wird beim Aufschwingen vom Wasser Anstrengung bemerkbar; denn ehe sie es vermag, flattert sie, nach Art der Hurbel, erst eine Strecke dicht über dem Wasserspiegel hin.[1]) Sie nährt sich von Muscheln[2]), Insekten, kleinen Fischen, Würmern und Wasserpflanzentheilen. Zur Verdauungsbeförderung verschluckt sie Quarz- und andere Sandkörner.

---

1) Währenddeß muß sie am leichtesten können geschossen werden. W.

2) Nach Meyer vorzüglich vom Mytilus edulis. W.

Das Wildbret soll nach Bechstein einen wildernden, nach Naumann einen unangenehmen thranigen Geschmack haben.

7) Die aschgraue Ente (Anas cinerascens *Bechst.*) ist in Sibirien und den angrenzenden Ländern einheimisch. Nach Deutschland kommt sie als Wandervogel, wie es scheint meist nur paarweise im Frühling.

Beschreibung. Männchen: Schnabel lang, stark, breit, mit gekrümmtem, zugespitztem Nagel; Wurzel des Oberschnabels nur erhaben, schwarz, mit Ausschluß der Nasenlöcher, welche wie der Unterschnabel fleischfarbig (röthlichgelb nach des Verfassers Wahrnehmung) erscheinen; Augenstern graubraun; Füße ockergelb, mit grünlichem Anstrich, Schwimmhaut schwarz; Zügel, Scheitel, Hinterkopf, Nacken und Brust dunkelbraun; Gegend unter den Augen, Seiten- und Vorderhals reinweiß; übriges Gefieder rothbraun-schwärzlich. Länge 16—17″.

Weibchen: Die Theile, welche beim Männchen braun sich darstellen, sehr aschgrau, mit hellern (fast bronzefarbigen nach des Verfassers Wahrnehmung) Federspitzrändern; das Weiße am Halse graulich überflogen; Brust und Bauch weißgrau und braun gestrichelt. Länge 15—15½″.

Besondere Scheu soll dieser Ente nicht eigen, wol aber ihr Flug sehr rasch sein. Dies die Auskunft, welche mir hierüber der Jäger gab, welcher die beiden Weibchen erlegte, die ich gleich nach dem Tode gesehen habe.

Im Magen fand ich kleine Schnecken, Reste von Insekten, Wasserpflanzen und Quarzkörner.

Das Wildbret ist wohlschmeckend, aber etwas zähe; Thrangeschmack habe ich nicht wahrgenommen; ich bezweifle daher, daß kleine Fische einen wesentlichen Nahrungstheil dieser Ente ausmachen.

8) Die weißköpfige Ente (Anas leucocephala *Lath.*, Ruder-, Kupfer- und blauschnäbelige Ente) bewohnt das östliche Europa, ist in mehrern russischen Provinzen und schon in Livland und Finland gemeiner Heckvogel; in Ungarn und Oesterreich regelmäßig Zugvogel; sonst in Deutschland, besonders im südlichen, auf offenen Stellen der Flüsse und Seen Wintergast, doch nur ein seltener.

Beschreibung. Schnabel groß, sehr breit; Flügel kurz; Schwanz lang, kegelförmig, Steuerfedern steif, zugespitzt, mit rinnenartiger Vertiefung; Füße lang, weit nach hinten gestellt.

Männchen: Schnabel blau, von der Wurzel an bis gegen die Nasenlöcher aufgetrieben, in der Mitte gefurcht; Augenstern gelb; Füße braun, bläulich überlaufen; Scheitel tiefschwarz; Wangen, Kehle und Hinterkopf reinweiß; Unterhals und Nacken schwarzbraun; Oberkörper, Brust und Flanken schön dunkel rostroth, mit feinen schwarzbraunen Zickzacklinien durch-

schnitten. Steiß rostfarbig mit Purpurschiller; Schwanz schwarz; Bauch und After rostgelblichweiß. Länge 15—16″.

Weibchen: Schnabel bräunlichblau; Füße braun (nach Meyer); Scheitel braun; Wangen, Kehle und Oberhals weiß; Unterhals schwarzbraun; alles Rostfarbige graubraun überflogen; die Zickzackstreifen weniger deutlich. Länge ungefähr 14″.

Die jungen Männchen sollen, nach Bechstein, den alten Weibchen gleichen.

Sie ist ein trefflicher Schwimmer und ein höchst behender, lange unter dem Wasser aushaltender Taucher. Ihren starren 4½″ langen Schwanz soll sie im Wasser nicht allein unterwärts, sondern auch oberwärts richten können, und dieser im ersten Fall zum Ruder, im andern zum Segel dienen.

Sie soll sich blos von Schalthieren und Fischen nähren, ihr Wildbret folglich, ohne vorherige künstliche Behandlung, thranig schmecken.

9) Die Eisente (Anas glacialis *L.*, Winterente, kleiner Pfeilschwanz, Spitzschwanz, Hanick, Klas-Hanick, Kirre) bewohnt in der Heckzeit den höchsten Norden der Alten und Neuen Welt; kommt, als unsere Gegenden zufällig besuchender Wandervogel, im Spätherbst und Winter vereinzelt — das sind gewöhnlich Alte beiderlei Geschlechts dieser Art — oder in geringzähligen Flügen, die in der Regel aus Jungen, vermuthlich von einem Geheck, bestehen, auf Deutschlands Flüsse, Seen und Teiche.

Beschreibung. Schnabel schmal und sehr kurz; kürzer als bei allen übrigen in Deutschland vorkommenden Entenarten gleicher oder größerer Länge, nämlich nur 1½″ lang.

Sehr altes Männchen: Schnabel schwarz (schwarzgrau nach Meyer), in der Mitte mit einem orangerothen Querbande; Augenstern orangegelb; Fußwurzel und Zehen gelb; Schwimmhaut schwärzlich; Scheitel, Nacken, Vorderhals und ganzer Unterhals, lange, schmale, sichelförmig über die Flügel gekrümmte Schulterfedern, Bauch, After und Schwanzseitenfedern reinweiß; Wangen, eigentliche Kehle und Flanken aschgrau; auf beiden Seiten des Halses ein großer kastanienbrauner Flecken; Brust, Rücken, Steiß, Flügel und die zwei sehr langen, mittelsten Schwanzfedern rußbraun. Länge mit Inbegriff der zwei verlängerten Schwanzfedern 20—21″.

Altes Weibchen: Schnabel bläulich, meist in der Mitte mit bleichgelbem Querbande; Augenstern hellbraun; Füße bleifarbig; Stirn, Kehle (eigentliche) und Augenbrauen grauweißlich; Nacken, Vorderhals, ganzer Unterhals, Bauch und After weiß; Scheitel und großer Flecken auf dem Seitenhalse schwarzgrau; Brust braun, graue Federn untermengt und diese weiß gekantet; Oberrücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern schwarz (schwarzbraun nach Meyer) mit rostgrauen Kanten und Spitzen; übrige obere

Theile rußbraun; zwei mittelste Schwanzfedern nicht verlängert, alle kurz, weiß eingefaßt. Länge 16″.

Junge vom Jahre: im allgemeinen dem alten Weibchen ähnelnd; das Weißliche an der Stirn häufig mit Braun und Aschgrau gefleckt; Kehle, Vorderhals und Nacken braungrau; ein großer Flecken hinter den Augen; Bauch und After weiß; Brust und Schenkel braun und aschgrau gefleckt.

Ein- und zweijähriges Männchen: Scheitel und Nacken noch nicht reinweiß, sondern, wie die Kehle und oft der Vorderhals, schwarzbraunweiß und aschgrau gefleckt; Schulterfedern, welche beim Männchen mittlern Alters weiß oder weißgrau erscheinen, braungelblich oder weißlich, mit großen dunklern Flecken; die zwei mittelsten Schwanzfedern schon um 1″ und darüber gegen die übrigen verlängert.

Anatomische Bemerkung. Die Luftröhre des Männchens bis 1″ über dem untern Larynx gleichweit, auf dieser Stelle zusammengedrückt und an der linken Seite aus fünf breiten, miteinanderverbundenen, knochenartigen Halbringen bestehend; an der rechten Seite durch längliche Einschnitte geöffnet sich darstellend; hier ein aus vier feinen knochenartigen Streifen (arcies), deren Zwischenräume durch fünf straff ausgespannte Membranen ausgefüllt sind, bestehender Rand (clavier) sich bildend; der untere Larynx nach beiden Seiten und nach unten in mehrern knochenartigen Hervorragungen sich erweiternd, deren vordere inwendig durch eine knorpelartige Masse geschlossen und mit einem dünnen Häutchen überzogen ist.

Nach Naumann ist diese Ente nicht sehr scheu, aber äußerst flüchtig (soll doch wol heißen: sie fliegt sehr schnell). Im Fluge schlägt sie ihren Körper bald auf diese, bald auf jene Seite. Ihr Laut ist von dem aller andern Enten verschieden, wozu ohne Zweifel in dem sonderbaren Luftröhrenbau der Grund zu suchen ist. Naumann sagt, er bestehe aus drei Silben, von denen die erste fauchend, die zweite dumpf, die dritte heiser schnarrend, das Ganze aber wie Aan-klrick-ärrr! ertöne. Nach Oedmann klingt derselbe wie A-al, plötzlich mit Agleck! endigend; nach Langsdorf wie A-aaglick! Nach Steller wie Aangitsch, aangitsch! [1])

Das Weibchen soll in der Hudsonsbai, in Grönland, am Eismeer, zwischen Lappland und dem Polarkreise in ein mit ihren Dunen gefüttertes Nest fünf weiße, bläulich gefleckte Eier legen. Den Dunen und Eiern streben dort die Eingeborenen, jenen als einem guten Handelsartikel, diesen als einem guten Nahrungsmittel emsig nach.

---

1) Vgl. Naumann's Vögel, III, 323, und Meyer, Taschenbuch, II, 313. Durch das Obige wird es recht einleuchtend, welch ein misliches Ding es mit der Versinnlichung der Vogellaute durch Worte ist. Wenn aber in der That die Kamtschadalen Liedermelodien nach dem Ruf der Eisente verfertigt haben und diese Angitsch nennen, so möchte Steller's Wortbezeichnung doch wol die ähnlichste sein. W.

Die Eisente nährt sich hauptsächlich von Conchylien; doch läßt der thranige Geschmack des Wildbrets auch schließen, daß sie Fische annehme. Vermuthlich wird sie, besonders in der Noth, Wasserpflanzen und deren Samen, auch vielleicht Getreidekörner nicht verschmähen. Naumann's Wahrnehmungen gestatten diese Vermuthung.

10) Die **Kolbenente** (Anas rufina *L.*, **rothköpfige Hauben-, Karmin- und Rothkopfente, rothhälsige Ente, rothhaubige Pfeifente**), Bewohnerin vom Nordosten von Europa, kommt beim Zuge und Wiederzuge regelmäßig auf das Kaspische Meer, in die Türkei und nach Oesterreich, weniger regelmäßig auf die großen schweizer Seen, selten und nur zufällig im Spätherbst und Winter auf Flüsse und Seen des nördlichen und mittlern Deutschlands.

Beschreibung. Männchen: Schnabel lang, an der Spitze niedergedrückt, zinnoberroth, dessen Nagel weiß; Augenstern rubinroth; Fußwurzel und Zehen schön roth, Schwimmhaut schwarz; Kopf — dessen Scheitel mit einer aus langen, seidenartigen Federn bestehenden, kolbigen Holle geziert ist —, Wangen, Kehle und Oberhals braunroth (dunkelziegelroth nach Meyer und Bechstein); Unterhals, Brust, Bauch und After tiefschwarz; Rücken, Flügel und Schwanz hellbraun; Flanken, Handwurzel, ein großer halbmondförmiger Flecken an der Schulter, Spiegel und Schwungfederwurzel weiß (Spiegel schwarz eingefaßt). Länge 20—21″.

Weibchen: Schnabel, Fußwurzel und Zehen braunröthlich, ersterer mit schmuziggelber Einfassung; Scheitel weniger buschig behaubt, wie Hinterkopf und Nacken dunkelbraun; Wangen, Kehle und Seitenhals weißgrau; Brust und Flanken braungelb; Bauch und After grau; Rücken, Flügel und Schwanz braun, mit leichtem ockerfarbigen Ueberflug; kein weißer Flecken an der Schulter; Spiegel halb weißgrau, halb hellbraun; Schwungfederwurzel weiß, mit braunem Anflug. Länge 18½″.

Anatomische Bemerkung. Die Luftröhre des Männchens ist unmittelbar unter dem obern Larynx erweitert, verengert sich aber zunächst der Längenmitte schnell und stark; darauf erweitert sie sich nochmals sehr und endigt sich in ebenso engen Ringen. Der untere Larynx bildet zwei aufgetriebene Kammern; von diesen ist die auf der linken Seite die größte und dickste, und sie besteht aus knochenartigen Verzweigungen, welche mit einem dünnen durchsichtigen Häutchen überzogen sind. Aus eben dieser Kammer tritt der linke Luftröhrenast hervor.

Ueber die Lebensweise dieser Ente sagen die ornithologischen Schriften nur soviel, daß sich diese Thiere von Conchylien und Wasserkräutern nähren.

Das Wildbret soll, nach Bechstein, einen etwas schlammigen Geschmack haben.

11) Die Bergente (Anas marila *L.*, Muschel-, Schaufel-, Aschenente, Schimmel, Warten) bewohnt die arktischen Kreise beider Welten, kommt auf dem Zuge in höchst zahlreichen Scharen und auf dem Wiederzuge häufig nach England und Holland; weniger regelmäßig vereinzelt oder doch nur in schwachzähligen Flügen besucht sie im Herbst, vorzüglich im November, auch im Winter, nach Bechstein, besonders offene Gräben in Berggegenden, und auf dem Wiederzuge die meisten deutschen Flüsse und großen Seen.

Beschreibung. Altes Männchen: Schnabel an der Wurzel erhaben, in der Mitte platt, an der Spitze ausgebreitet, hellblau, mit weißlichen Nasenlöchern, schwarzen Rändern und schwarzem Nagel; Augenstern goldgelb, Fußwurzel und Zehen hell aschgrau, Schwimmhaut schwärzlich; Kopf und Oberhals schwarz, mit glänzend grünem Schiller; Unterhals und Brust tiefschwarz; Oberrücken und Schultern weißlich, mit weitläufig stehenden, feinen, schwarzen geschlängelten Querlinien; Flügeldeckfedern schwarz und weiß marmorirt; Spiegel, Bauch und Flanken weiß, erster aus einem kleinen, schwarz eingefaßten Flügelbande bestehend; After mit braunen Zickzacklinien. Länge 17—18″.

Altes Weibchen: Schnabel und Füße wie beim Männchen; Augenstern schmuziggelb; um die Schnabelwurzel herum ein breiter weißgelblicher Zaum; das übrige des Kopfes und Oberhalses schwarzbraun (rostbraun nach Meyer); Unterhals, Brust und Steiß dunkelbraun; Rücken und Schultern mit engerstehenden, geschlängelten, schwarzen und weißen Querlinien; Flanken braun gefleckt und mit dergleichen Zickzacklinien gestreift. Länge 16″.

Bei dem jüngern Männchen stehen dicht um die Schnabelwurzel herum einzelne weiße Federn; das Schwarze des Kopfes und Halses ohne Schiller und mit einigen schwarzbraunen Federn untermengt; das Weiße des Rückens mit braunen Flecken und die geschlängelten Querlinien dichter nebeneinander als bei den alten Männchen; Bauch schmuzigweiß, grau gefleckt; an den Flanken schwarzbraune größere Flecken. Bei jüngern Weibchen ist die Grundfarbe des Rückens braun, und in dieser stellen sich die geschlängelten Querlinien weniger deutlich dar.

Anatomische Bemerkung. Die weite Luftröhre des Männchens besteht bis zu drei Viertheilen ihrer Länge aus wechselsweise gestellten Halbringen, die auf dem obern Theil der Luftröhre, wo selbige von häutiger Substanz ist, sich nicht vereinigen. Einen Zoll über dem untern Larynx ist die Röhre zusammengezogen und flach; an dieser Stelle sind die Ringe ganz und durch Membranen unter sich verbunden. Der untere Larynx erweitert sich in knochenartige Hohlungen nach der Seite und nach unten; an der linken Seite stellen sich knochenartige, erhabene und gegen die Röhre

plattgedrückte Verzweigungen dar, welche mit einer durchsichtigen Membran überzogen sind. Bei jungen Männchen ist die ganze Röhre knorpelartig und häutig; die knochenartigen Hohlungen sind in Ringen angedeutet, welche durch Membranen getheilt sind.

Ihr Laut soll, nach Bechstein und Naumann, wie Hoia! sich vernehmen lassen. Sie ist nicht ausgezeichnet scheu, hält sich aber selten nahe am Ufer auf, erhebt sich ungern vom Wasser, fliegt schnell, taucht oft, behende und lange.

Sie nährt sich von Fischen, Fröschen, Conchylien, Insekten und Wasserpflanzen.

Das Wildbret ist etwas thranig von Geschmack.

12) Die weißäugige Ente (Anas leucophthalmos *Borkhausen*, braunköpfige Ente, Braunkopf, Brandente, Murrente) bewohnt am häufigsten die östlichen Theile von Europa; nicht selten aber soll sie auch im nördlichen Deutschland vom März an bis zum October in dicht mit Schilf besetzten Sümpfen, Seen, Teichen und kleinen Waldtümpeln sich aufhalten und daselbst ihr Geheck machen. Im Herbst und Winter streicht sie von dort aus familienweise auf den Flüssen, Seen und Teichen des mittlern und südlichen Deutschlands umher. Zufällig und nicht häufig besucht sie Holland und Frankreich.

Beschreibung. Altes Männchen: Schnabel lang, schwarzgrau, an der Wurzel und am Rand aschblau; Nagel schwarz; Augenstern perlfarben weiß; Füße schwarzgrau; Schwimmhaut schwarz; der dick befiederte Kopf, Hals, Brust und Flanken kastanienbraun, kupferfarbig glänzend; um den Hals ein schmaler dunkelbrauner Ring; unter dem Kinn ein dreieckiger reinweißer Flecken; Rücken und Flügel schwarzbraun, mit Purpurschiller und kleinen rostfarbigen Punkten; Spiegel weiß, mit braunschwarzer Einfassung; Bauch und untere Schwanzdeckfedern reinweiß. Länge 15″.

Weibchen: Kopf, Hals — an welchem der Ring fehlt —, Brust und Flanken braun, mit hell rostfarbigen Federrändern; Gefieder des Oberkörpers schwärzlich, mit hellbraunen Spitzen; das übrige wie beim Männchen. Länge 14—14½″.

Junge vom Jahre: Schnabel schwarzblau, vor dem Nagel ein heller, graublauer Flecken; Augenstern braun; Füße schmuzig bleigrau, auf den Gelenken dunkelbraun; Scheitel und Nacken dunkelbraun; Wangen und Vorderhals rostfarben; Kinn und kleiner Flecken am Halse weiß; Schultern und Oberrücken braun, mit hellern Federrändern; Unterrücken glänzend schwarzbraun; Steiß mit rostfarbiger Federeinfassung; Unterhals und Kropf braun, mit breitem rostfarbigen Federsaum; Brust glänzend grauweiß, einzeln braun gefleckt; Bauch braun, weißlich gefleckt; lange Seitenfedern in der Schenkel-

gegend rostfarbig; After weiß, einzeln braun gefleckt; Flügeldeckfedern braunschwarz; Schwanz und Schenkel braun.

Anatomische Bemerkung. Die Luftröhre des Männchens unmittelbar unter der Stimmritze und oberhalb des untern Larynx sehr verengert; Zwischenraum zwischen beiden gedachten Stellen bauchig so erweitert, daß in der Mitte der Erweiterung der Durchmesser derselben das Doppelte von dem Durchmesser der verengtesten Stellen der Luftröhre beträgt; der untere Larynx bildet an der rechten Seite eine knochenartige Protuberanz und an der linken Seite eine aus knochenartigen Verzweigungen bestehende, an der auswendigen Seite mit einem durchsichtigen Häutchen überzogene Wölbung; die Seite hingegen, welche sich an die Röhre anschließt, ist ganz knochenartiger Substanz.

Ueber die Lebensweise dieser Ente haben wir das meiste, was wir davon wissen, dem emsigen Forscher Naumann zu danken, der seine Beobachtungen vorzüglich auf den großen Teichen im Anhalt-Zerbstischen gemacht hat. Nach ihm ist sie nicht scheu; fliegt rasch, mit schnellem Flügelschlag, tief über dem Wasser hin; steht bei plötzlicher Ueberraschung leicht auf, und gibt dabei in hohem Ton einen gleichsam schnurrenden, wie Körrr, körrr, körrr! klingenden Laut aus. In der Ruhe (sitzend und ungestört) läßt sie ein dumpfes, kurz abgesetztes Murren und ein, sozusagen, trauriges Stöhnen hören. Sie ist ein guter Taucher, stürzt sich aber auch auf seichten Wasserstellen wie die Hausente. Mit den meisten Entenarten hat diese den Hang zur Geselligkeit insofern gemein, daß sie ihre immer nicht großen Herbst- und Winterreisen familienweise macht. Bei der Frühlingsheimkehr halten die Pärchen sich schon zusammen. Zum einmal gewählten Aufenthaltsort haben diese Pärchen eine ungemeine Vorliebe und umschwärmen denselben den ganzen Tag, bis eine anständige Heckstätte aufgefunden ist. Man findet diese im dichtesten Rohr und Schilf, auf kleinen Inseln und auf den Schilf- oder Binsenkufen, mit welchen die Inseln besetzt sind, immer am freiesten Rand derselben. Das Nest selbst ist aus getrockneten Wasserpflanzenblättern unkünstlich gebaut und wird vom Weibchen mit seinen eigenen Dunen ausgefüttert, mit denen das aus neun bis zehn weißlichen Eiern bestehende Gelege auch jedesmal hinlänglich bedeckt wird, wenn die Brütende der Nahrung halber davon abgeht. Vom Nest verscheucht, hält die Ente sich unfern desselben im Rohr verborgen und geht, wenn keine Gefahr mehr vorhanden ist, sogleich wieder darauf. Die den Eiern entschlüpften Jungen sind in den ersten Wochen mit graubraunem Flaum bekleidet, schwimmen und tauchen schon in der frühesten Jugend geschickt, nähren sich von kleinen Insekten und deren Larven und von zarten Wasserpflanzen. Sie werden bis zur Flugbarkeit, welche nach sieben bis acht Wochen erfolgt,

von der Alten bei drohender Gefahr, ohne alle Rücksicht auf eigene Sicherheit, nach bestem Vermögen geschützt.

Wenn die Weibchen zu brüten anfangen, trennen sich die Männchen von ihnen und schließen unter sich, wahrscheinlich auch mit unbeweibt gebliebenen, einen geselligen Verein; jedoch enthält die Gesellschaft selten mehr als vier Glieder.

Die Nahrung der Alten und der ausgewachsenen Jungen besteht hauptsächlich aus über und unter dem Wasser befindlichen Wasserpflanzen und deren Samen, aus Wasserinsekten und deren Larven, aus kleinen Fröschen, selten aus kleinen Fischen. Daher kommt es, daß das Wildbret dieser Ente nicht nur zart, sondern im Herbst auch fett und von sehr gutem Geschmack ist.

Alle auf die Stockente anwendbaren Jagd- und Fangmethoden finden auch bei der weißäugigen statt.

13) Die Kragenente (Anas histrionica *L.*, scheckige Ente, buntköpfige Ente, Harlekin; Weibchen: Anas minuta *L.*, Zwergente) bewohnt die Gegenden der arktischen Kreise. Im Winter kommt sie zuweilen in schwachzähligen Flügen, vermuthlich familienweise, an die Küsten der Ostsee, auch, nach Bechstein, auf deutsche Flüsse und Seen.

Beschreibung. Altes Männchen: Schnabel kurz, zusammengedrückt, mit stark gekrümmtem Nagel, schwarz; Nasenlöcher nicht weit von der Wurzel des Oberschnabels, einander sehr nahe liegend; Augenstern braun; Füße und Schwimmhaut bläulichschwarz; Kopf und Hals violettschwarz; großer dreieckiger Flecken zwischen Schnabel und Auge, Längsstreif zu beiden Seiten des Halses, Ring um den Hals, halbmondförmige Binde an beiden Seiten der Brust, dieses alles reinweiß; Unterhals und Brust aschblau; Flanken rostroth; Bauch braun; Rücken, Flügel und Steiß schwarz, mit violettem und blauem Schiller; Spiegel violettschwarz. Länge 17″.

Weibchen: Schnabel, Augen und Füße wie beim Männchen; Oberkörper fast durchgängig dunkelbraun, mit Aschgrau überflogen; Stirn braun; kleiner Flecken vor den Augen, großer Flecken an der Schnabelwurzel und ein anderer hinter den Ohren weiß; Kehle schmuzigweiß; Brust und Bauch weißlich, mit Braun überflogen und gefleckt; Flanken gelblich braunroth. Länge 16″.

Junge vom Jahre: Braun und weiß gesprenkelt; der weiße Flecken zwischen Schnabel und Auge auch bei ihnen schon bemerklich. Das Männchen bekommt erst im zweiten Jahre den weißen Halsring.

Sie soll sich von Conchylien, Laich und Insekten nähren, ein trefflicher Schwimmer und Taucher sein.

Weiter ist weder über deren Lebensweise, noch über den Geschmack des Wildbrets etwas bekannt.

§. 13. Nur der unverständige Jäger missbraucht die Vergünstigung, wenn und wo sie stattfindet, wilde Heckenten das ganze Jahr hindurch schießen zu dürfen; der rechtliche Waidmann wird in der Reihe- und Paarzeit blos gelegentlich einen vor ihm heraussstiebenden Entvogel schießen, doch auch dies nicht übertreiben, und überhaupt die Gegenden, in welchen die Weibchen zu brüten pflegen, so wenig als möglich beunruhigen, auch darauf genau Acht haben, daß die Nester nicht aufgesucht und die Eier nicht ausgenommen werden. Begangene Frevel dieser Art verdienen strenge Ahndung. Wie viel Eintrag der Entenvermehrung übrigens durch das Zerstören der Brut geschehe, beweist die alljährlich mehr bemerkliche Verminderung dieser Federwildgattung; nur wenn einige Jahre nacheinander der Frühling so nasse Witterung halten sollte, daß die Brücher (Moore, mit Strauchwerk besetzte Sümpfe) durch hohen Wasserstand ganz unzugänglich gemacht würden, wäre zu hoffen, daß sie wieder zunehmen könnte.

Aus dem Gesagten erhellt, warum ich es für Unrecht halte, den wilden Enten im Frühling, wo sie noch dazu schlecht an Wildbret sind, auf irgendeine Weise beträchtlichen Abbruch zu thun. Sommer (bei Heckenten), Herbst und Winter (bei Heck-, Strich- und Zugenten) bleibt ja immer zum Betriebe der sämmtlichen in der Folge zu beschreibenden Jagd- und Fangmethoden noch übrig, von denen die meisten, bei regelmäßigem Verfahren, dem Jagdliebhaber Vergnügen, dem Jagdberechtigten und Jäger alle nicht unbedeutende Vortheile gewähren.

§. 14. Zuerst soll von der Ausübung der Sommerjagd, d. h. der Jagd nach jungen und Mauserenten, die Rede sein.

Vor dem 1. Juli muß sie in der Regel gar nicht stattfinden, weil dann erst die am frühesten ausgekommenen jungen Enten aller Arten, die bei uns ihr Geheck machen, flugbar werden und dann das Wildbret derselben erst schmackhaft und nutzbar ist. Die angenehmste Jagd machen junge Enten, wenn sie zu flattern anfangen, ohne in einem Zuge weit fortfliegen zu können. Bei den meisten ist dies in der Mitte des Monats Juli der Fall. Bis dahin muß der Jäger die in seinem Revier befindlichen Teiche und andere schilfige Gewässer gegen Abend und früh mit Tagesanbruch oft begehen; denn wie es bei den wilden Gänsen der Fall ist, kommen dann auch die alten Enten, von ihren Jungen begleitet, auf den Blänken zum Vorschein.

Warum ich in der Regel nicht dafür bin, die Alte wegzuschießen, darüber habe ich mich bereits ausgesprochen. Eine Ausnahme von dieser Schonungsregel kann ich nur da zugestehen, wo etwa ein Geheck auf Lachen oder Gräben ausgekommen ist, die mit fließenden Gewässern in Verbindung stehen. Denn in diesem Fall führt die alte Ente, sobald sie irgend Gefahr

ahnt, die Jungen fort; wird erstere hingegen weggenommen, so entfernen letztere sich nicht so leicht.

Da, wo man nun der Flugbarkeit nahe Hecken gewahrt, wird die Jagd angestellt, zu welcher, wenn sie von Erfolg sein soll, mehrere Schützen, deren Flinten mit Schrot Nr. 4 (Hasenschrot) zu laden sind, beigezogen werden müssen.

Wo es große schilfreiche Gewässer und Teiche gibt, lohnt es der Mühe, eben die vorbereitenden Anstalten zu treffen und bei der Jagd ebenso zu verfahren, wie bei der Jagd auf junge wilde Gänse; ich verweise daher den Leser auf das in §. 5 des vorhergehenden Kapitels Gesagte. Gut aber ist es, nothwendig sogar, daß bei der Jagd auf junge und Mauserenten, wo die Möglichkeit stattfindet, Jäger mit in der Reihe der Treiber gehen und Wasserhunde suchen lassen.

Wären die zu bejagenden Gewässer von so bedeutendem Umfang, daß man, um Kosten zu vermeiden, nur Eine große Jagd im Jahre anstellen dürfte, so würde es rathsam sein, an schicklichen Stellen die schon erwähnten Wassergarne mit anzuwenden, deren Stelle allenfalls auch durch recht busenreich gestellte Hasengarne ersetzt werden kann.

Aber nur unter diesen Umständen, oder wenn die Gewässer außerordentlich stark mit Schilf und Rohr verwachsen sind, ist der Gebrauch derselben zu billigen; auf mäßig großen Teichen oder schmalen stillen Gewässern (alten Flußbetten) würde die Garnanwendung Geiz verrathen, auch den Jagdfreund außer Stand setzen, öfter als einmal des Vergnügens zu genießen, welches das Ententreiben oder die Suche mit Hunden unstreitig gewähren.

Sind die Verhältnisse so, daß man ohne große Umstände mehrere Jagden gedachter Art anstellen kann, so hat der Jäger im voraus dafür zu sorgen, daß an den Orten, wo man in der Folge die Schützen anstellen will, Lieten (Schluchten), wie die §. 6 des vorhergehenden Kapitels beschriebenen, gehauen, auch auf bedeutende Teiche, die vom Rand aus nicht zu beschießen und zu tief sind, um darin waten zu können, Kähne geschafft werden. Im letzten Fall dürfte es räthlich sein, die erste Liete vom Ufer nach der Blänke hinein, die zweite, etwa funfzig Schritt von dieser entfernt, von der Blänke nach dem Ufer heraus u. s. w., jede aber nur so lang hauen zu lassen, daß die darüberziehenden Enten mit einem Flintenschuß zu erreichen sind.

Hat man dies alles, auch, wenn es nöthig ist, Schirme zu Anständen eingerichtet, und zwar so, daß die meisten Schützen, der Wind mag kommen woher er will, in gutem Seitenwinde, nur ein Paar etwa in schlechtem Winde, stehen können, so werden sie sämmtlich an dem zur Jagd bestimmten

Tage auf den Ständen vertheilt und angestellt; zwei Jäger aber, mit guten Wasserhunden [1]) versehen, begeben sich in den Unterwind, lösen die Hunde, ferner selbige zum fleißigen Suchen an, waten hinterdrein oder ziehen sich an den Seiten des Gewässers hin und setzen die Suche bis ans Ende desselben fort.

Wäre der abzujagende District zu weit ausgedehnt, um ihn auf beiden Ufern ganz mit Schützen bestellen zu können, so gibt der, welcher auf den Flügeln den in der Suche befindlichen Jägern zunächststeht, sobald diese ihm gleich sind, den übrigen angestellten Jagdtheilnehmern ein verabredetes Zeichen. Demzufolge rückt jeder um einen Stand weiter vor, bis der ganze See oder Teich von den Hunden abgesucht ist. Kommt man bei diesem Verfahren bis ans Ende des Gewässers, so werden die Hunde herausgepfiffen. Mit diesen ziehen sich die in der Suche mitgehenden Jäger, während die Schützen ihre ersten Plätze wieder einnehmen, bis dahin zurück, wo zuerst angefangen wurde, und beide, Schützen und Suchjäger, verfahren genau so wie das erste mal. An sehr langen Gewässern würde bei dem Zurückgehen zu viel Zeitverlust stattfinden; dann kann auf den Wind keine Rücksicht genommen werden, sondern die suchenden Jäger nehmen blos die Hunde am Ausgang des Wassers solange an, bis die Schützen an den bestimmten Plätzen angelangt sind, und suchen hierauf ohne weiteres vorwärts.

Besonders müssen die in der Suche arbeitenden Jäger darauf sehen, daß nun die Hunde vorzüglich im dicksten Schilf und Gesträuch, welches am Ufer befindlich ist, sich Mühe geben, die darin versteckten Enten auszumachen.

Die geschossenen läßt man durch die Hunde apportiren, und manche junge oder Mauserente werden sie selbst fangen und bringen, wenn selbige vorher auch keine Schußverwundung erhielt. Besonders merken die Hunde es bei einiger Uebung bald, daß angeschossene und unflugbare Enten in die auf dem Lande befindlichen Sträucher und in die ans Wasser stoßenden Wiesen sich flüchten; sie gehen deshalb gern aus dem Wasser und machen Jagd für sich. Oft darf man das nicht gestatten, und eigentlich nie eher, bis die Suche beendigt ist, sonst gewöhnen sie sich daran, anstatt im Schilf zu arbeiten, die Ränder abzusuchen. [2])

---

1) Es ist nicht räthlich, gute, ferme Hühnerhunde in der Wassersuche sehr zu strapaziren; denn theils gehört schon viel dazu, wenn sie nicht ungezogen werden sollen, theils verlieren die Nasennerven durch häufige Hautverletzungen, die durch das Schilf bewirkt werden, an Reizbarkeit, theils consumirt der Hund seine Kräfte zu sehr und bekommt Anlage und Empfänglichkeit zur Hundeseuche oder rheumatische Zufälle. Besser ist es daher, einen oder zwei Hunde langhaariger Rasse zu halten, deren Dressur sich nur auf Appell, Apportiren und gehorsames Arbeiten im Wasser beschränkt. Im Nothfall muß übrigens jeder Hühnerhund im Wasser zu gebrauchen sein und aus demselben alles unfehlbar apportiren. W.

2) Vielleicht nirgends in Europa kann der Jäger so schöne Erfahrungen und so reiche Ausbeute bei der Jagd auf alle Arten Sumpf- und Schwimmvögel machen, als in Ungarn, sowol in den Donau- und Theißgegenden als auch am Neusiedlersee. T.

Hier noch einige allgemeine Bemerkungen:

1) Sieht man eine alte Ente, ängstlich quakend, kurz vor dem Hund hinflattern, bald einfallen, bald wieder aufstehen, so ist dies ein Zeichen, daß die Jungen noch sehr schwach (klein) sind. Man pfeife dann die Hunde ab und eile soviel als möglich von dem Ort weg und vorwärts mit der Suche. Soll die alte Ente ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an die Jungen werden, so darf man, wenn sie, was immer bald geschieht, aufsteht und am Gewässer hinschwebend, sichert, ob alles ruhig oder noch Gefahr vorhanden sei, sich nur etwas verborgen halten und den piependen Laut der Jungen nachahmen; sicher eilt sie bald heran und kann dann leicht geschossen werden.

2) Sind die Jungen stärker, etwa halbwüchsig, doch noch nicht flugbar, so hat die Alte schon mehr Vertrauen auf den Rettungsinstinct derselben, steht früher auf, geht weiter fort, kommt aber doch bald wieder, um zu sehen, wie es ihren Lieblingen ergangen sei. Könnte man es nicht über sich gewinnen, der sorgsamen Mutter, eigenen Vortheils wegen, das Leben zu schenken, so darf man nur das Gequäk der Jungen, in die zusammengedrückte Hand, die man bei der Angabe des ersten Tones etwas erweitert, dann, um den höhern Schlußlaut hervorzubringen, verengert, blasend nachahmen, und der Zweck, Annäherung zu bewirken, wird selten fehlschlagen.

3) Flügellahme und sonst angeschossene Enten beißen sich nicht selten unter dem Wasser an Schilfstengeln an, oder tauchen doch oft vor den Hunden. Bemerkt man dies, so pfeife man selbige ab und arbeite weiter; bei der Wiederholung der Suche oder beim endlichen Begehen der Ränder werden die Verwundeten meist immer auf dem Trockenen gefunden und von den Hunden gefangen werden.

4) Bei keiner Jagd ist auf seiten der Theilnehmer soviel Behutsamkeit beim Schießen nöthig und unerlaßlich als bei dieser. Sie müssen nicht nur auf den Stand der andern, sondern vorzüglich auch darauf Acht haben, wo die suchenden Jäger, die Treibeleute und die Hunde sich befinden. Es ist kaum glaublich, wie sehr die Kraft der Schrote beim Aufschlagen auf dem Wasser verstärkt wird, und in wie verschiedenartigen Richtungen sie abprellen. Noch vorsichtiger sei man, wenn die Suche in einem mit Gesträuch bewachsenen Sumpf angelegt ist; nie schieße man da im Fluge, wenn die Ente nicht 24 bis 30′ hoch über dem Boden hinstreicht; womöglich lasse man sie lieber, ehe man drückt, ganz aus dem umstellten Bezirk heraus.

Die in der Suche befindlichen Jäger müssen ebenso vorsichtig sein. Sie dürfen nach den angestellten Schützen hin nie, sondern nur rückwärts schießen. Auch haben sie darauf genau zu achten, daß keiner von ihnen und ebenso wenig ein Treiber zurückbleibe. Wo sie das Ganze nicht übersehen,

uch von den vorstehenden Schützen nicht gesehen werden können, müssen sie ausgesetzt ihren momentanen Standpunkt durch Pfeifen und beständiges immern der Hunde zu erkennen geben. [1])

§. 15. Späterhin, wenn die jungen Enten völlig flugbar sind, und alte nicht mehr in der Mauser liegen, gewährt die im Vorhergehenden chriebene Jagd keine bedeutenden Vortheile. Auf schmalem Gewässer kann der einzelne Jäger eher etwas ausrichten, wenn er eine Stunde nach nenaufgang mit dem Hunde es absucht. Gewöhnlich oder doch öfter gen da die Glieder eines Geheckes nicht dicht beisammen im Schilf, halten lich gut aus und stieben einzeln auf. Oft habe ich bei diesem Verfahren hrere Stück auf einem mäßigen Teich geschossen.

Sieht man indessen zu eben der Jahreszeit, oder später, selbst im Herbst Winter, am frühen Morgen, vorzüglich bei nebeligem Wetter, Enten-ge auf Blänken liegen, so thut das Schießpferd, der Wisch oder das ild gute Dienste, insofern es nicht möglich wäre, sich hinter Teichdämmen r sonst unbemerkt hinanzuschleichen.

§. 16. Während der Ernte fallen in wasserreichen Gegenden die Stock-ten nach Sonnenuntergang und die ganze Nacht hindurch scharenweise auf fer- und Gerstenschwaden ein, vorzüglich wenn das Sommerfeld nicht weit Teichen und Seen entfernt ist.

Läßt man an solchen Orten tiefe Schießlöcher ausgraben, ehe das Ge-de gehauen wird, überdeckt man diese, wie die Hütte beim Brachvogel-d, mit Reisig und sorgt für die nöthigen Schießöffnungen, ist man noch im Besitz einer oder einiger an den Flügeln gelähmter wilden Lock-en, deren Stelle allenfalls auch durch ein diesen ähnlich gefärbtes zahmes eibchen ersetzt werden kann, und fesselt man selbige in gehöriger Flinten-ßweite vom Schießloche an, ehe man sich gegen Abend mit einer mit rot Nr. 3 oder 4 geladenen Doppelflinte in demselben verbirgt: so darf n, in den ersten Tagen besonders, darauf rechnen, einige Schüsse theils Sitzen, theils im Fluge sehr vortheilhaft anbringen zu können; jedoch ß man mit Vorsicht schießen, um die Lockente, in deren Nähe die andern einfallen, nicht zu verletzen. [2])

Späterhin und den ganzen Herbst hindurch gewährt diese Jagdart, n sie morgens und abends am Ufer der Gewässer ganz so betrieben wird, ie im §. 7 des vorhergehenden Kapitels gesagt wurde, nicht unbedeutenden

---

[1]) Zur Verhütung von Unglücksfällen dürfte es sehr räthlich sein, auch bei dieser Jagd die beim treiben vorgeschriebenen Strafgesetze, gehörig modificirt, geltend zu machen. W.

[2]) Bei der Lockente kann man auch im Frühling Stockentvögel und Jugenten beiderlei Geschlechts ßen, wenn unter Beihülfe der obenerwähnten Vorrichtungen die Lockente unfern des Ufers auf r Schilfkufe oder auf der Blänke angefesselt wird. W.

Nutzen. In der letztgedachten Jahreszeit vorzüglich liegen etwa eine hal
Stunde nach Sonnenaufgang ganze Scharen wilder Heckenten sowol als Zu
enten auf den Blänken, auch am Ufer der Flüsse. Bedient man sich, we
Teich= oder andere Dämme das Anschleichen nicht erleichtern, dann d
Schießpferdes, des Schildes oder des Wisches zur Annäherung, und ge
man dabei nicht übereilt zu Werke, so gelingt es oft, sechs, acht Stück a
einen Schuß zu erlegen. Nur muß an flachuferigem Gewässer bei all
Entenjagden auf guten Wind stets Rücksicht genommen werden, wenn glü
licher Erfolg sie belohnen soll.

§. 17. An solchem Gewässer, wo im Herbst die wilden Enten aben
in der Dämmerung gern einfallen — vorzüglich ist dies der Fall auf Hol
lachen, deren Ränder mit Eichen besetzt sind, von denen in Mastjahren d
reifen Früchte ins Wasser fallen —, kann man sich in gutem Winde u
hinlänglich verborgen auch anstellen und im Sitzen sowol als im Fl
schießen. Letzteres gewährt mehr Vergnügen, ersteres mehr Nutzen, insofe
man den Zeitpunkt, wenn die Enten im Einfall begriffen sind, benutzt, u
die Flinte an den Kopf zu nehmen, vorher aber unbeweglich stillsteht. Lieg
sie einmal auf dem Wasser, so ist zehn gegen eins zu wetten, sie werde
selbst beim Mondschein, das Anschlagen gewahr und stieben auf.

Noch häufiger erlegt man sie im Winter an solchen Wasserstellen, d
nicht zufrieren, abends auf dem Anstand.

Daß man immer einen, womöglich schwarzen oder braunen Hund zu
Apportiren bei sich haben muß, und daß man die geschossenen Enten ni
im Wasser liegen lassen darf, bis man abgeht, versteht sich von selbst.

§. 18. Auf hochuferigen Bächen und Gräben, die im Winter off
bleiben, findet man, wenn Teiche und Flüsse mit Eis belegt sind, beständ
Enten. Schleicht man sich da am Tage im guten Winde (beim Sch
mit einem weißen Fuhrmannshemde bekleidet) hinan, so kann man oft u
gut zum Schusse kommen.

§. 19. Schon Vater Döbel und andere Schriftsteller nach ihm hab
erwähnt, daß ein dem Fuchs ähnlich gefärbter und gestalteter Hund be
Entenschießen während der Zug= und Wiederzugzeit sehr gute Dienste lei
wenn der hinter einem Teichdamm oder in einer Schießhütte gut verborg
Jäger selbigen infolge vorgängiger Abrichtung dazu an einem offenen Wa
und zwar an dem Ufer, welches der Einfallsstätte der Enten gegenüber u
wo der Wind gut ist, in den nicht zu hohen und nicht zu dichtstehend
Binsenkufen einigemal hin= und hertraben läßt, bis die jenseits liegend
Enten den Hund ansichtig werden. Ist nun dieser daran gewöhnt, oh
weiteres Rufen oder Pfeifen abzuwarten, von Zeit zu Zeit zu seinem Herrn
zu kommen und bei demselben zu beharren, bis er das Patrouilliren zu

iederholen befiehlt, so werden die Enten durch die ihnen eigene Neugierde
d durch Recognoscirungsinstinct angetrieben, dem Ufer, auf welchem sie
r etwas wahrnahmen, was ihrem Erbfeind, dem Fuchs, ähnlich war,
s aber mir nichts dir nichts verschwand, wieder zum Vorschein kam und
rmals ihrem Auge sich entzog, ohne genau erkannt zu werden, zuzu-
wimmen, um über den erblickten Gegenstand ins Reine zu kommen. So
langen sie unvermerkt in die Schußnähe des verborgenen Jägers, und
hr als eine muß in der Regel ihren Vorwitz mit dem Leben bezahlen,
e daß dadurch die übrigbleibenden auf lange gewitzigt würden.

§. 20. Um über die Anlage eines großen Entenfanges meinen
ern etwas vollkommen Belehrendes zu sagen, bin ich, offenherzig gesagt,
on nicht hinlänglich unterrichtet.

Ich liefere daher zuvörderst die Jester'sche Beschreibung eines solchen [1]),
m sie, mit der Döbel'schen (Jäger-Praktica, II, 242 fg.) im wesentlichen
reinstimmend, klarer als jene ist. Jester sagt: „Der Entenfang wird
e am Ufer eines Flusses oder Teiches angelegt, und zu dem Ende hier
einer etwa 80 bis 100′ langen und 8′ breiten Strecke eine sehr dichte
pflanzung von Weidenwerft veranstaltet, von diesem aber eine Art von
dem Strauchgewölbe — das Gewölbe muß mindestens so hoch sein, daß
n, obwol gebückt im Kahn sitzend, hineinfahren kann — oder vielmehr
gengang verfertigt, dessen Seitenwände sowol an der Ufer- als der gegen-
rstehenden Wasserseite so dicht sein müssen, daß keine Ente durchkriechen
n. Auf Flüssen, wo das Grundeis stark geht, wird zur Deckung der
lage oberhalb derselben ein Faschinenbau angelegt. An den beiden Oeff-
gen oder Eingängen des Fanges sowol als an der Seitenwand nach dem
om zu — in der man ebenfalls zwei bis drei Oeffnungen zum Hinein-
wimmen der Enten machen muß — werden Fallthüren, die jedoch so
gerichtet sein müssen, daß sie sehr schnell niedergelassen werden können, in
r Wand nach der Uferseite aber zwei bis drei runde Löcher angebracht
d vor diesen kleine aus Weidig geflochtene Thüren, und zwar nicht Fall-
ren, sondern Zusetzthüren, deren Gebrauch in der Folge erklärt werden
l, vorgesetzt. Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung
m Fange, wenn ein Baum in der Nähe ist, auf diesem, sonst auf Pfählen,
gesetzt und gehörig mit Schilf oder Weidenwerft bekleidet. Die Lockenten [2])
rden theils außerhalb des Fanges und zwar unweit der Oeffnungen, theils
erhalb derselben auf kleinen Schilfkaupen angefesselt. Der der Hütte zu-
chst ausgesetzten Lockente wird gewöhnlich ein Faden (Ruhrfaden) angelegt,

---

1) Vgl. Jester's Kleine Jagd, III, 41 fg. (3. Aufl., II, 35).

2) Die Quak- oder Schellente (§. 4) und die Schnatterente (§. 10) locken am besten, nächst diesen
e Stockente (§. 3). W.

um solche mit diesem, wenn sie sich zu wenig bewegt, aus der Hütte an-
(anrühren) zu können. Vor der einen Oeffnung werden einige Stangen
das Wasser gestoßen und diesen eine solche Stellung gegeben, daß man
ein mit Seitenwänden und einer Decke versehenes Garn aufhängen ka
Um die Enten zu körren, wird innerhalb des Fanges, sowol auf dem Wa
als auf einer quer durchzogenen und an beiden Seiten befestigten bre
Bohle, Hafer und Malz aufgestreut, vor der auf dem Wasser ausgestreu
Körrung aber einige Schilf- und Rohrkaupen angebracht, damit die Körru
nicht wegschwimmen kann. Die beste Jahreszeit zum Fang ist der Sp
herbst. Der Entenfänger muß sich vor Tagesanbruch in der Hütte einfind
Die Enten werden einige Tage vorher auf die nämliche Art wie auf d
Herde gekörrt. Sobald der Entenfänger gewahr wird, daß eine hinlängli
Anzahl Enten in den Fang hineingeschwommen ist, läßt er die Fallthürc
mittels der Zugleinen plötzlich nieder, begibt sich zuvörderst nach den an
Uferseite des Fanges in der Wand angebrachten Löchern, stellt vor dies
nachdem er zuvor die Thüren weggenommen, Hamen der Garnsäcke,
auf ähnliche Art wie die Garnsäcke der Fischer, jedoch mit etwas weit
Einkehlen gemacht sind, vor und pflöckt solche bis an das Ufer hin
Sobann fährt er in einem Kahn nach der andern Seite des Fanges u
sucht die Enten in die Garnsäcke hineinzutreiben. Hierauf fährt er nach d
jenigen Oeffnung, wo die Stangen stehen, und hängt hier das Garn, wel
jedoch ganz genau an die Oeffnung anschließen und tief in das Wa
herabgehen muß, auf. Nun begibt er sich endlich durch die Oeffnung, m
tels Aufhebung der Fallthüren, in den Fang hinein, um die etwa n
umherschwimmenden Enten ebenfalls in die Garnsäcke hineinzutreiben o
todtzumachen."

§. 21. Nach Hartig's Lehrbuch für Jäger (7. Aufl.), II, 189, w
den die großen Entenfänge (Entenkois), wie sie in Würtemberg u
Baden bestehen und in denen alljährlich viele Tausende wilde Enten a
Arten gefangen werden, folgendermaßen eingerichtet:

„Man läßt in einem ruhigen Wiesenthal, das von einem großen Ge-
wässer, worauf zur Strich- und Zugzeit Enten häufig sich aufhalten (ein-
fallen und längere oder kürzere Zeit verweilen), nicht weit entfernt ist, ein
Quadrat von etwa sechs bis acht Morgen, mit einem 6′ hohen, dichten
Breterzaun umgeben, damit so leicht keine Raubthiere hineinkommen können.

„In der Mitte dieses Quadrats läßt man einen etwa zwei bis drei
Morgen großen viereckigen Weiher (Teich) ausgraben und die Erde an den
Seiten zu einem Wall aufwerfen, damit die Enten an diesen Wällen im
Ueberwinde liegen können, der Wind mag kommen aus welcher Himmels-
gegend es sei. In den vier Ecken dieses Weihers läßt man halbmondförmig

...ommte, 100′ lange, vorn am Weiher 20′, hinten nur 3′ breite Kanäle ...ben [1]), die beim Anfang am Weiher 4′ tief sind, gegen die Mitte mit ...chtem Wasser auslaufen und nach hinten ganz trockene flache Gräben sind. ...ber diese Fangkanäle werden hölzerne Spriegel gesteckt, die vorn einen ...ogen von 16 bis 18′ Höhe überm Wasserspiegel bilden, nach hinten aber ...it einem 3′. hohen Bogen endigen. Ueber diese Spriegel wird ein Netz ...s Bindfaden gezogen, woran die Maschen 3″ von einem Knoten zum ...dern messen. Vor die hintere kleine Oeffnung dieses Bogenkanals wird ... 10′ langer Hamen gehängt, der ebenfalls von Bindfaden, jedoch nur ...it 2″ weiten Maschen gestrickt und mit kleinen Reifen, wie der Hamen ...n Hühnertreibzeuge, auseinandergehalten wird.

„Außerdem ist an der auswendigen Seite eines jeden Fangkanals eine ... hohe Wandung von Schilf angebracht, die aus lauter 10′ langen Theilen ...steht, wovon immer der nächstfolgende auf der auswendigen Seite 3′ dach-...elförmig überragt und so weit absteht, daß zwischen jedem mit mehrern ...uklöchern versehenen Wandtheile eine 2′ weite Lücke entsteht, durch die ...n den hintern Theil des Fangkanals übersehen, von den weiter vorn-...enden Enten aber nicht bemerkt werden kann, wenn man zwischen zwei ...ndtheilen steht. Ist der Fang so weit fertig, so bringt man ein paar ...wend graue zahme Enten oder gelähmte und gezähmte wilde Enten auf ... Weiher, füttert sie beständig in den Fangkanälen, und gewöhnt sie auf ... Ton eines Pfiffes zu kommen, der Aehnlichkeit mit dem Laut irgend-...es Vogels hat. Auch gewöhnt man sie daran, einen kleinen Spitz- oder ...delhund, dem auch wol ein Fuchsbalg über den Rücken gebunden wird, ...rend der Fütterung jedesmal ohne Scheu zu sehen und demselben tiefer ... den Kanal zu folgen, wenn er sich vor einem mehr entfernten Wand-...ile zeigt, wo zugleich jedesmal Futter ausgestreut wird. Es muß daher ... kleiner Hund [2]) eigens dazu abgerichtet werden, daß er auf den Wink, ...r wenn man etwas Brot über die Wand wirft [3]), zur untern Wandlücke ...ein, längs der Wand hin und durch die obere Lücke wieder heraus zu ...em Herrn läuft (trabt, nicht springt).

„Der Fang selbst wird auf folgende Art bewirkt: Wenn in der Zug- ... Strichzeit wilde Enten auf dem Weiher einfallen und, wie dies ge-...hnlich ist, sich zu den zahmen oder gezähmten gesellen, so begibt sich der ...tenfänger hinter die Wandung desjenigen Fangkanals, wo der Wind gut

1) Will man nur zwei Kanäle anlegen, so müssen sie auf der Süd- oder Südostseite des Weihers ...racht werden, weil zur Zugzeit der Enten der Wind gewöhnlich aus Westen und Nordwesten ...t und vom guten Winde der glückliche Erfolg des Fanges größtentheils abhängt. W.

2) Ein dem Fuchs in Bau, Farbe und Größe ähnelnder soll, wie bereits §. 19 gesagt, die besten ...nste thun. W.

3) Das Broteinwerfen ist wol eigentlich nur als Abrichtungsmethode zu betrachten. W.

ist. Hier tritt er hinter den ersten, zunächst der vordern weiten Oeffnung des Kanals stehenden Wandtheil, pfeift seinen Lockenten und wirft etwas trockenes Malz oder Brotbröckchen über die Wand in den Kanal, worauf die Lockenten, nebst den wilden Fremdlingen, die sich durch ihr schüchternes Benehmen auszeichnen, herbeikommen und die Poschung (dies ist der Ausdruck, mit welchem Fasanenwärter und Entenfänger die Fütterung bezeichnen) aufnehmen werden. Dann begibt sich der Entenfänger in möglichster Stille hinter den nächstfolgenden Wandtheil, wirft über diesen etwas Futter und zieht so nach und nach die ganze Gesellschaft immer tiefer in den Fangkanal. Sind die Wildlinge, welche gewöhnlich den Lockenten hinten nachfolgen, 10—15 Schritt in den Kanal gezogen, so schleicht sich der Entenfänger um einige Wandtheile zurück und zeigt sich in einer Wandlücke hinter den Enten, worauf dieselben aufstehen und in den hinten vorstehenden Hamen streichen. Da die übrigen Wildlinge, wenn deren noch auf dem Weiher liegen, wegen der Krümmung des Kanals nicht sehen können, was vorgegangen ist, so werden sie nicht scheu und lassen sich späterhin auf gleiche Weise fangen.

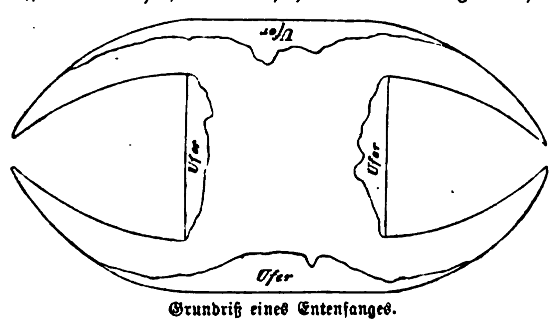
„Sollten die Enten nicht tief genug in den Kanal gehen wollen, so muß sich der Hund im Innern des Kanals auf obenerwähnte Art an einem dem Hamen näherstehenden Wandtheil sehen lassen, doch nicht daselbst verweilen. Aus angestammter Neugierde kommen dann die Enten näher und gerathen durch ihren Vorwitz in Gefangenschaft.

„Unfern des Weihers, hinter Buschwerk versteckt, befindet sich die Hütte, in welcher der Entenfänger sich aufhält. Bei derselben darf ein kleiner Stall für die Lockenten, ingleichen ein mit Netz überzogener und mit einem kleinen Wasserbecken versehener Aufbewahrungsort für die gefangenen Wildlinge, wenn sie nicht gleich getödtet werden sollen, nicht fehlen."

§. 22. Anmerkung zur vierten Auflage. Zur Vervollständigung dieser Fangmethoden schalte ich hier die sehr klare Beschreibung eines interessanten und gewiß auch sehr praktischen Entenfanges auszugsweise ein, welche Dr. Holzinger in der Jagdzeitung, 1862, S. 758 fg., gab:

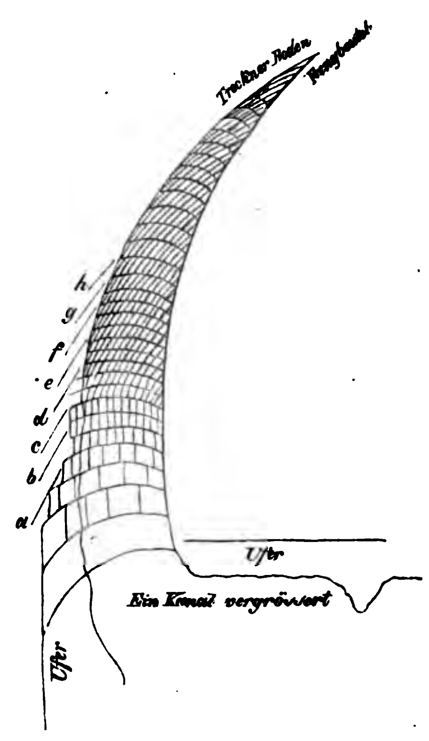
„In einer ruhig gelegenen, ringsum abgeschlossenen und von nassen Wiesen umgebenen Niederung befindet sich ein Teich. Derselbe formirt am besten ein Quadrat, dessen Seiten z. B. je 60 Klafter Länge haben, und dessen Ufer mit hohem Waldgebüsch und Rohrgeflechten eingefaßt sind. Aus den Ecken dieses Teichs laufen nach den vier Hauptwinden Kanäle, die an ihrer Basis, vom Teich aus, 2½ Klafter breit und einige wenige Fuß tief sind, aber allmählich seichter und zugleich schmäler werden, bis sie nach und nach auf zwei Fuß Breite und noch spitzer auslaufen. Diese Kanäle sind halbmondförmig gekrümmt, haben eine Länge von je 40 Klafter, und

es sind bei jedem an dem nach der Außenseite zu liegenden Ufer, ziemlich nahe am Wasserrand dichte, an 7′ hohe und 10′ lange Rohrwände ange-



Grundriß eines Entenfanges.

bracht, von deren Aufstellung man sich am leichtesten einen Begriff macht, wenn man sich selbe als Coulissen eines Theaters denkt; sie sind nämlich dachziegelartig gestellt, doch so, daß immer zwischen ihnen eine ungefähr zwei Fuß breite Lücke gelassen wird, die von der nächstfolgenden Wand so verdeckt wird, daß man von der Mündung des Kanals aus eine ununterbrochene Einfassung zu sehen glaubt.



„In jeder dieser Rohrwände ist eine kleine verschließbare Oeffnung, ähnlich dem Guckloch der Schauspieler in der Courtine angebracht, durch welche der Entenfänger auf den Teich lugen kann, um auszuspioniren, ob eine hinreichende Anzahl Gäste auf demselben versammelt ist.

„Von der Mündung an ist jeder Kanal etwa bis auf 10 Schritt von oben frei. Von da an überspannen ihn aber große hölzerne Spriegel in Halbkreisen von circa 15 Fuß Lichthöhe, die anfänglich ganz weitläufig, dann immer dichter durch Querstäbchen, die mit ihnen ein schwaches, sehr weitmaschiges Gitternetz bilden, verbunden sind. Wie nun diese Spriegel wegen fortwährender Abnahme der Breite des Kanals mit

beiden in die Erde gesteckten Enden immer näher zusammenkommen, nehmen sie auch ebenmäßig in der Höhe ab; darauf kommen nur noch große Reifen, die anfänglich mit weitmaschigem Bindfadennetz überspannt sind, das in der Richtung gegen die Spitze des Kanals aber bald enger und immer enger wird, und es hören diese Reifen schließlich mit circa 2 Fuß Höhe auf, wo dann an dem letzten ein vorn ebenso breiter als der letzte Reif war, aber allmählich enger werdender, mit ganz kleinen Reifchen auseinandergehaltener, spitz auslaufender, 10 Fuß langer Garnsack vorgehängt ist, der aufgespannt am trockenen Boden liegt und dessen Spitze an einem Pflock straff angespannt wird. Dieser Hamen ist aber der eigentliche sogenannte Fangbeutel. Das allmähliche Ueberspannen des Kanals zuerst mit schwachen Hölzchen, dann mit weitmaschigem, sofort mit engerm Gitternetz, ist sehr sinnig berechnet. Die zu fangenden Enten können nämlich nur durch eine unverfänglich scheinende Vorrichtung dahin gebracht werden, sich an den Anblick des ganzen Apparats zu gewöhnen. Sind sie einmal mit den weiten Bügeln vertraut, dann wird sie die dichtere Stellung derselben, weiter das leichte Gitterwerk, das darauffolgende enger werdende Netz auch nicht mehr befremden. Da ihnen indeß nichts ferner liegt, als etwa aus eigenem Antrieb sich diese praktische Einrichtung des Kanals zu Gemüthe zu führen, so müssen sie durch irgendetwas zu einer solchen Visite verleitet werden. Dies geschieht durch die sogenannten Lockenten.

„Es werden nämlich auf dem Teich eine größere Anzahl (etwa 60 Stück) zahmer Enten unterhalten, die sich daselbst Tag und Nacht umhertreiben und daran gewöhnt sind, jedesmal erst nach einem Fange und zu nirgends anders als in einem der vier Kanäle des Teichs vermittels über das Gitterwerk in denselben gestreuter Gerste gefüttert zu werden. Die Anwesenheit des Jägers errathen sie durch einen kurzen Pfiff desselben, oder durch das Erscheinen eines mittelmäßig kleinen fuchsrothen, sogenannten Entenhundes, den der Jäger zu jedem Fange mitnimmt. Zeigt sich ihnen nämlich dieser, so ist, das wissen sie aus Erfahrung, die Poschung in Aussicht. Sie erheben augenblicklich ein freudiges Geschnatter und schwimmen gegen den Kanal zu, sich in die Nähe des ihnen wohlbekannten Hundes machend. Bevor jedoch der Entenfänger daran geht, die Lockenten in Anspruch zu nehmen, hat er nöthig, zuerst den Strich des Windes zu beobachten und zu eruiren, welchem der Kanäle er günstig ist, d. h. in welchen er, vom Teich kommend, hineinweht, da bei der scharfen Witterung der Wildenten die Hoffnung auf einen Fang illusorisch wäre, wenn sie infolge eines vom Jäger ausgehenden Luftstriches dessen Anwesenheit erriethen; eine Notiz, die wir natürlich nur für den Laien machen. Der als dem Fange günstig gefundene Kanal wird hierauf der Schauplatz der Operation.

„Der Entenfänger schickt also den Hund, der beileibe kein Geläute geben darf, durch die Lücke *a* in den Kanal, von wo aus sich dieser den Lockenten flüchtig präsentirt, um gleich darauf, jedoch nicht mehr durch die Lücke *a*, sondern durch *b* aus dem Kanal herauszukommen. Sodann wird er durch die Lücke *b* wieder in den Kanal zurückgeschickt und zwar nach Umständen zu wiederholten malen, um abermals den Lockenten bemerkbar zu werden und hierauf durch die Lücke *c* herauszutreten. Dieses Manöver wird solange fortgesetzt, bis Lockenten in den Kanal schwimmen und, dem Hunde folgend, mit diesem nach und nach in demselben immer weiter vorwärtskommen. Dem Zuge der Lockenten schließt sich aber, sei es nun aus Neugierde oder Gesellschaftstrieb, alsbald auch eine mehr oder weniger große Anzahl Wildenten an. Mittlerweile wird der Hund für den Fall, als die zahmen und hinter ihnen die nachgefolgten Wildenten noch nicht weit genug in dem Kanal sind, noch mehreremal, z. B. bei der Lücke *f*, in den Kanal geschickt. Es kann nämlich geschehen, daß die Wildenten entweder nicht alsogleich den Muth haben, den zahmen nachzuschwimmen, oder daß sie sich aus sonst einem Grunde verspäten, welcher Umstand es dann nothwendig macht, den Hund mehrmals durch ein und dieselbe Lücke den Lockenten sich zeigen zu lassen und durch das hierdurch veranlaßte längere Verweilen dieser an einer und derselben Stelle des Kanals die Wildenten zum endlichen Anschlusse zu bestimmen. Haben sie sich nach einer solchen Ermuthung wirklich angeschossen, was freilich immer erst nach vorausgegangener sehr genauen Prüfung aller verdächtigen Details geschieht, so hat das nunmehr erfolgende, obenbeschriebene Erscheinen des Hundes an einer tiefer im Kanal befindlichen Lücke den Zweck, die Lockenten und ihretwegen die wilden wieder tiefer in den Kanal zu führen. Sind aber die Wildenten in demselben nur einmal, z. B. bei der Lücke *c* angelangt, so begibt sich der bisher auf der Lauer gewesene Entenfänger hurtig und mit beträchtlich grimmer Geberde durch die Lücke *b* an das Ufer des Kanals und erschreckt, indem er so plötzlich in aller Nähe den Wildenten imponirt, die einen so schnöden Verrath gar nicht Ahnenden. Sie stoßen darum im Moment scheu auf, haben jedoch nicht die Courage, gegen den Jäger zu aus dem Kanal heraus auf den Teich zu fliegen, von wo sie gekommen, sondern dringen vielmehr, sich über die an dergleichen schon längst gewohnten Lockenten erhebend und hastig fliehend, in der eingeschlagenen Richtung den ganzen immer enger werdenden Kanal entlang bis an den am Erdboden liegenden Fangbeutel vor, in den sie zuletzt blindlings hineinrennen und in welchem sie sich sogar in einer Weise aneinanderpferchen, daß ihnen jetzt ein Umkehren ganz unmöglich ist. Es wird dies sonderbare Hineindrängen in den Sack begreiflich, wenn man erwägt, daß das entsetzte Thier, welches auf der Flucht nicht umblickt und

daher die Seitenlücken des Kanals gar nicht wahrnimmt, in seiner Wildheit einfach dahin stürzt, wo es nur immer einen Weg vor sich sieht, auf dem es zu entkommen glaubt. Der Entenfänger hat jetzt nichts weiter zu thun, als den verhängnißvollen Sack abzunehmen und in aller Behäbigkeit den darin wohl „besorgt und aufgehobenen" die Hälse umzudrehen.

„Die Ausbeute eines solchen Triebes beträgt je nach der Jahreszeit, in der gefangen wird, und der Art anderweitiger Umstände durchschnittlich 8—12 Stück. Das Verfahren dabei dauert bei der Ungleichheit der Bereitwilligkeit, mit der die Enten in dem einen oder andern Fall sich bequemen, den erforderlichen Grad von Naivetät zu entwickeln, 10—25 Minuten und kann den Tag über öfter wiederholt werden, da die auf dem Teich zurückgebliebenen wilden Gefährten wegen der schon erwähnten Krümmung des Kanals von dem innerhalb desselben abgespielten, stets mit der Hinrichtung endenden Trauerspiele glücklicherweise nichts sehen und somit ohne vielen Aufschub mit ebenderselben List in die Falle gelockt werden können.

„Der fuchsrothe Hund spielt also bei dem Schauspiel eine nicht unbedeutende Rolle. Wie bei den Lockenten, ist auch bei ihm einzig der Fraß die Triebfeder seines künstlerischen Wirkens. Er wird nämlich zu Hause nie oder nur selten gefüttert. Der Entenfänger wirft ihm vielmehr sein Mahl bissenweise bei Gelegenheit des Fanges durch die zwischen den Coulissen befindlichen Lücken an den Rand des Kanals. Dem Bissen nach springt dann der Hund hinein und ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, infolge einer Reihe sprechender Gegenvorstellungen mit der Hundspeitsche daran gewöhnt, nie durch dieselbe Lücke, durch die er in den Kanal sprang, zurückzukehren, sondern die nächst tiefer gelegene zu benutzen, was, wie wir bereits wissen, nothwendig ist.

„In dem Kaiserthum Oesterreich haben wir Entenfänge zu Bisenz und Rampersdorf in Mähren, dann den 1759 unter Kaiser Franz I. angelegten zu Koptschan (Kopcsan in Ungarn), nicht weit von dem 1805 historisch gewordenen Flecken Hólic. In Deutschland waren sonst sehr viele, von denen die meisten aber wegen Abnahme des Erträgnisses eingegangen sein sollen. Nach Naumann existiren dergleichen noch bei Weißensee in Thüringen, bei Werth in Rheinbaiern, bei Marienburg im Hannoverischen, einer auf der Insel Föhr, deren Einwohner, Friesen, hauptsächlich vom Entenfang leben, und ein besonders wichtiger Entenfang auf der benachbarten Insel Sylt, beide an der Westküste Jütlands.

„Im kaiserlichen Entenfang Koptschan beträgt der Fang während der eigentlichen Zugzeit, die in die Monate September, October und November fällt, durchschnittlich 5400 Stück. Im Jahre 1854 wurden aber 12036

gefangen, während das Maximalergebniß dieses Entenfanges im Jahre 1814 sogar mit 17018 Stück registrirt ist."

§. 23. Auch in Schlagnetzen und Herdapparaten werden wilde Enten häufig gefangen, und zwar gibt es nicht nur Landherde, sondern auch Wasserherde. Weder mit dem einen noch mit dem andern hat der Verfasser selbst zu operiren Gelegenheit gehabt. Er hält sich daher an die Beschreibnng, welche Jester (Kleine Jagd, III, 37 fg.) darüber geliefert hat. Sie lautet so:

„1) Der Landentenherd wird entweder nahe am Ufer eines Teiches oder Flusses, oder auch wol im Teich oder Fluß selbst angelegt. Sowol zum Entenherd als Entenfang hat man Lockenten nöthig. Man erhält diese am besten dadurch, daß man die Eier einer wilden Ente durch eine zahme ausbrüten läßt, alsdann aber die Jungen mit andern zahmen Enten aufzieht.

„Es wird nun, wenn der Entenherd auf dem Ufer angelegt werden soll, zuvörderst ein hierzu schicklicher Platz ausgewählt, und wenn solcher gehörig geebnet und zubereitet worden, werden die Schlagwände eingepaßt und zugerichtet.

„Die Hütte des Entenfängers wird in einer verhältnißmäßigen Entfernung von dem Herd angebracht und mit Schilf und Rohr, weil die Enten an diesen Anblick gewöhnt sind, bekleidet. Wenn der Herd völlig eingerichtet ist, werden die Enten einige Tage mit Hafer und aufgequellter Gerste oder Malz gekörrt, bis sie ungescheut einfallen. Die Lockenten werden während der Körrung auf dem Herdplatz angefesselt. Sobald als man gewahr wird, daß die Enten die Körrung annehmen und der Wind gut ist — es muß dieser von dem Herd gegen die Hütte des Entenfängers zustehen —, kann man mit dem Fangen vorgehen. Die beste Tageszeit sind die Morgen- und Abendstunden, wenn sich Tag und Nacht scheidet. Man muß nicht gleich rücken, sobald etwa nur drei bis vier Enten einfallen, sondern abwarten, bis sich mehrere einfinden und man einen Zug thun kann, der der Mühe lohnt. Man muß, wenn man einen Tag gestellt hat, den Herd wiederum einige Tage hintereinander freilassen, ehe man wieder stellt. Die Ente ist auf dem Herd scheuer wie jeder andere Vogel, und es ist viel Behutsamkeit nöthig, wenn man zum Zweck kommen will.

„2) Der Wasserentenherd, welcher, anstatt auf dem Ufer, in Teichen oder Flüssen angelegt wird, erfordert einen beträchtlichern Kostenaufwand und mühsame Zubereitung. Deutliche Beschreibung findet, wenigstens ohne Zeichnung, nicht statt, deshalb hier nur das Wichtigste. Wenn sich in dem Teiche oder Flusse eine Insel vorfindet, so ist dies um desto besser; wo nicht, so muß (und dies ist allerdings mit Kosten verknüpft) eine künstliche Anlage aufgeführt werden, die aber nicht leicht anders als in Teichen, die man

ablassen kann, stattfindet. Es wird nun auf diesen Fall eine Art von Insel oder vielmehr Hügel (denn der Platz zu dieser Gattung Entenherde muß in der Mitte erhaben sein und von dem Wasser und den Schlagwänden wie ein Gewölbe nach der Mitte hinanlaufen) aufgeführt und mit Rasen bedeckt. Die Länge und Breite des Hügels muß ganz genau nach der Länge und Breite der Schlagwände, die Höhe nach dem höchsten Wasserstand des Teichs abgemessen werden. Wer die Kosten nicht scheut, thut wohl, wenn er zwei Hügel und mithin zwei Herde nebeneinander errichten läßt, welches jedoch, sowie überhaupt die ganze Anlage, nur da gerathen ist, wo die Ente in überaus großer Menge einfällt und man auf einen sehr reichhaltigen Fang rechnen kann. Die Netze bestehen zwar ebenfalls aus Schlagwänden, die aber ungleich mehr Busen wie die gewöhnlichen haben und zu dem Ende mit 180 Maschen, die sämmtlich $2\frac{1}{2}''$ weit sind, angefangen, 120 mal herumgestrickt und rundherum mit starkem Bindfaden verhauptmascht werden müssen. Zu jedem Herd sind zwei gegeneinanderaufschlagende Wände nöthig. Die Hütte des Entenfängers wird womöglich vom Herd gegen Südosten aufgerichtet und ihr eine solche Stellung gegeben, daß der Entenfänger beide Herde übersehen kann. Von dem Stellen und Zurichten der Netze bemerke ich nur soviel, daß die Netze oder Schlagwände unter dem Wasser gestellt und von diesem bedeckt sein müssen. Die Lockenten werden entweder auf dem Herd angefesselt, oder noch besser auf dem Teich ausgesetzt, auf welchen Fall sie aber an den Flügeln gelähmt und ihr Futter auf dem Herd zu nehmen gewöhnt werden müssen. Ehe man mit dem Fangen vorgeht, werden die Enten ebenfalls auf dem Herd mit Hafer und Malz gekörrt."

§. 24. Ein anderer Entenfang mit Schlagnetzen oder auf dem Entenherd, das Entenstellen, wird am Rhein in den sogenannten Entengründen [1]) nicht nur von den Jägern, sondern auch von den Lachs- (Salm-) Fischern in der Zug- und Wiederzugzeit der am Rhein vorkommenden wilden Entenarten betrieben.

Viele Tausende von wilden Enten nicht nur, sondern auch beiläufig sämmtliche dort auf dem Zuge einfallende Arten von wilden Gänsen, Sägern, größern Tauchern, Möven, Steißfüßen, nebst verschiedenen Sumpfvögeln, z. B. Numenius arquata, Totanus glottis, Totanus

1) Die Entengründe sind Anschwemmungen von Kies, Sand und einigem Schlamm (wie man sie unter der Benennung Kiesgründe, Sandheger oder Kieswörthe auch an andern deutschen Strömen und Flüssen findet), welche der Rhein von da an, wo er im Oberrhein in die Ebene tritt, bei hohem Wasserstand und dadurch bedingter starker Strömung, auf der einen Uferseite abreißt und auf der entgegengesetzten, weiter stromunterwärts, wieder anlegt. Sie nehmen dort oft eine Fläche von mehrern hundert Morgen ein. Die Wandelbarkeit an denselben ist, wie allerwärts, so groß, daß oft in einem Jahre oder doch in wenigen Jahren der Sandheger, wegen der Lockerheit des Zusammenhanges zwischen den Bodengemengtheilen, ganz verschwindet, oder doch zu hochuferig und hierdurch zum Entenstellen unbrauchbar wird. W.

fuscus, Fulica atra, Gallinula chloropus u. a. m., werden auf diese Weise in jedem Jahre von den Entenjägern erbeutet. [1])

Der Verfasser glaubt manchem seiner Leser durch die Beschreibung einer zwar mühsamen, aber als sehr belohnend erprobten Fangmethode nützlich werden zu können; er liefert sie daher umständlich und so deutlich, als er es vermag.

A. Anzeige und Beschreibung der Erfordernisse (Requisiten) zum Entenfang mit Schlagnetzen.

a) Zwei oder drei Wände (Schlagnetze), jede von 40 bis 50′ Länge und 16 bis 18′ Breite, deren $2^1/_2$ bis $3^1/_2$″ von einem Knoten zum andern haltendes Gemäsch von dünnem, doch festem Bindfaden — gleichviel ob spiegelig oder geradeweg — gestrickt, sodann in der untersten Maschenreihe die Unterleine von der Stärke eines kleinen Fingers, in der obersten Maschenreihe die etwas stärkere Oberleine — jede von diesen Leinen beiläufig 3′ länger als die Wand — eingezogen wird. Vorn in der ersten und hinten in der letzten Maschenreihe müssen gleichfalls schwache Saumleinen eingezogen werden, welche etwas über 5′ lang sind, um, wenn davon das Netz der Breite nach bis auf 5′ busenreich eingebunden ist, selbige an der Ober- und Unterleine befestigen zu können.

b) Zu jeder Wand zwei 5′ lange Schlagstäbe.

α) Der vordere von Holz, $1^1/_4$ bis $1^1/_2$″ im Durchmesser dick, und oben und unten mit Eisenblech so beschlagen, daß durch ein an der inwendigen Seite durchgehendes Loch die Ober- und Unterleine gezogen und rückwärts an und in sich selbst verfestigt werden kann.

β) Der hintere ganz von Eisen, 1″ breit und $^3/_4$″ dick; beide unten in einem eisernen Gewerbszapfen endend. An diesen Stäben wird das Netz überall gleichmäßig busenreich vertheilt und mit Bindfaden festgebunden, nachdem die Stäbe durch das äußere Gemäsch geschoben worden.

c) Zu jedem Schlagstab eine Lorve aus festem Holz, beiläufig $2^1/_2$′ lang, am Kopfende 4″ ins Gevierte dick, und da mit einem so breiten und so tiefen Einschnitt, daß zwischen den beiden durch diesen Einschnitt entstandenen Backen, wenn selbige in- und auswendig mit Eisenblech beschlagen und mit einem durchgehenden Loch versehen sind, der vermittels eines passenden, eisernen Bolzens darin festgehaltene Gewerbszapfen des

---

1) Der Verfasser verdankt die Mittheilung alles in diesem Paragraphen Vorkommenden seinem Freunde, dem Forstrath Fischer zu Karlsruhe. W.

Schlagstabes sich frei bewegen kann. An dem eckig zugespitzten untern Ende muß jede Lorve 8 bis 9″ breit mit Eisen beschlagen sein, um allzu schneller Abnutzung vorzubeugen.

d) Zu jeder Wand drei hölzerne, am Kopfende mit einem vorspringenden Haken versehene, an der scharfkantigen Spitze mit Eisen beschlagene Pflöcke, von gleicher Dimension mit den Lorven (c).

e) Ferner zu jeder Wand zwei, eines kleinen Fingers dicke, 9′ lange Schlagleinen, von denen eine am vordern, die andere am hintern Schlagstab dicht unter der Oberleine befestigt wird.

f) Zu jeder Wand noch die 200 bis 250′ lange, fingersdicke, der Dauer wegen gewöhnlich mit Theer getränkte Rucleine, deren eines Ende an einem starken 10″ langen Knebel, das andere genau in der Mitte einer andern etwas schwächern, nicht mit Theer getränkten Leine von 20′ Länge befestigt wird.

Zur Einrichtung des Fanges im ganzen bedarf man dann noch:

g) Eine 5 bis 6′ hohe, 8 bis 9′ breite transportable Rohrwand, nebst zwei 5 bis 6′ langen, 4″ im Durchmesser dicken, unten in einer scharfen, womöglich mit Eisen beschlagenen Spitze, oben in einer Gabel ausgehenden Pfählen und einer 9 bis 10′ langen, mit den Pfählen gleich starken Querstange, welche, wie jene, berindet oder doch stark verwittert, nicht neu sein soll.

h) Funfzehn bis zwanzig Fauten oder Lockwische, Rasentorf- oder Riedgrasbüschel, die mit dünnen Weiden so zusammengebunden und an dem Kopfende eines 1 bis $1^1/_2$′ langen berindeten Pflöckchens befestigt, der Größe und Gestaltung nach, einige Aehnlichkeit mit dem Körper einer Ente haben.

i) Vier bis acht Lockenten und ebenso viel Ruhrenten. Man erzieht und zähmt hierzu von klein auf Hausenten, welche in ihrer Farbenzeichnung der Stockente (Anas boschas) ähneln. Zu Lockenten werden Weibchen gewählt, weil diese emsig laut werden (quaken, schreien), wenn wilde Enten in der Nachbarschaft des Fangplatzes erscheinen; zu Ruhrenten nimmt man Männchen, da diese, sich selbst ganz frei überlassen, unfehlbar nach den Weibchen hineilen und von selbigen sich nicht entfernen, noch weniger entfliehen. Dadurch, daß sie, vorzüglich die Entriche, nur dann, wenn sie auf das Pfeifgelock des Entenfängers diesem willfährig sich nähern, aus der Hand desselben Futter erhalten, gewöhnt man sie, dem Pfiff ihres Herrn zu folgen.

k) Ein Paar Entenstiegen (mit Einschnitten am Vordertheil durchbrochene Kasten) zur Aufbewahrung der Lock- und Ruhrenten.

l) So viele Fesseln, als man Lockenten hat. Sie bestehen aus einem Riemen oder aus einem starken zusammengedrehten Bindfaden, dessen

Vorderende die Bestimmung hat, an der einen Latsche (an einem Bein) der Lockente befestigt zu werden, an dessen Hinterende aber ein Paar eiserne Kettengelenke, die in einem beweglichen Wirbel (Pistile) ausgehen, befindlich sind. Mit diesem Wirbel steht ein beiläufig 4 bis 5' langes, starkes und festes Doppelstück Bindfaden im Zusammenhang.

m) Eine hinreichende Anzahl von Stangen, die oben in einer Gabel, unten in einer Spitze ausgehen und dazu bestimmt sind, außer den Fangstunden auf dem Stellplatz zwischen den senkrecht aufgerichteten Schlagstäben die Oberleine der Wand aufzunehmen, in den Boden eingetrieben, das Netz in der Luft schwebend zu erhalten und so das Abtrocknen der Wände zu vermitteln. Endlich

n) das verschließbare Blockhäuschen, von der Größe, daß es während der Fangzeit und außer den Fangstunden die Entenfänger nebst den Lock- und Ruhrenten beherbergen, wenn aber der Fang ganz ausgesetzt bleiben soll oder muß, den ganzen Fangapparat aufnehmen und verwahren kann.

B. Wahrzunehmende örtliche Verhältnisse bei Einrichtung eines Entenherdes an Strömen und Flüssen.

Nur solche Stellen eignen sich hierzu, an welchen der Kiesgrund (Sandheger) sehr sanft abhängig und etwas bauchig (bogenförmig) in das Flußbett verläuft, wo daher das Wasser nur seicht über den Kies oder Sand hinflittert (rieselt), weil an so beschaffenen Stellen, sowol beim Steigen als beim Fallen des Wassers, wenn eins oder das andere nicht zu bedeutend eintritt, die Schlagnetze fortwährend gebraucht werden können, indem man beim Steigen am Kiesgrund etwas hinaufwärts, beim Fallen etwas tiefer nach dem Flußbett hineinwärts die Schlagwände fangbar einrichtet. Wo die Strömung stark ist, kann diese Fangmethode nicht stattfinden, und ebenso wenig an buchtigen Flußkrümmungen, wo das Wasser staut (fast ruhig steht). In den letztern Orten werden die scheuen Enten den Fangapparat sogleich gewahr und schwimmen entweder nicht herbei oder entfliehen.

C. Einrichtung des Fangplatzes.

Zuvörderst werden die Wände (A a) nach dem Flußbett hineinwärts so nebeneinander ausgeschlagen (ihrer Länge nach ausgebreitet), daß der vordere Schlagstab (A b α) zunächst dem Trockenen, jedoch unter Wasser, der hintere (A b β) nach dem Flußbett hineinwärts liegt, und daß beim Rucken (beim Zuschlag der Netze vermittels der Zugleine) die Wände stromunterwärts und nebeneinander (keineswegs gegeneinander) schlagen. Diese Einrichtung findet nicht allein darum statt, weil begreiflicherweise die Wände

stromaufwärts weniger rasch zuschlagen müßten, sondern auch darum, weil die Zugenten gewöhnlich unterhalb des Herdes und der Lock- und Ruhrenten einfallen und dann stromaufwärts nach diesen hinschwimmen. Nachdem das Ganze der Wand sehr stramm angezogen worden, erfolgt das Eintreiben der Lorven (A c) gerade unter den Gewerbszapfen der Schlagstäbe (A b a β) und die Befestigung der letztern in erstern vermittels der Bolzen.[1])

Demnächst schlägt man für jede Wand einen der Hakenpflöcke (A d) beiläufig 1′ weit stromunterwärts außer der Linie, nach welcher die Unterleine der Wand gerichtet ist, so weit über die Lorve des hintern Schlagstabes hinaus, den andern Hakenpflock so weit vor der Lorve des vordern Schlagstabes in den Kiesgrund ein, daß die beiden straff angezogenen Schlagleinen (A e), wenn jede an ihrem Hakenpflock erst gefangen ist, an denselben festgebunden werden kann. Ebenmäßig treibt man auf dem Punkt, wo beim zugeschlagenen Netz der Kopf des vordern Schlagstabes hinfällt, den dritten Hakenpflock ein und bindet daran, in der Art wie vorgedacht, den einen Arm der mit der Ruckleine in Verbindung gesetzten Doppelleine (A f), den andern aber an dem Knopf des vordern Schlagstabes, welcher die Oberleine festhält.

Nachdem ferner die Fauten oder Lockwische (A h) zum Theil auf dem Trockenen, zum Theil im Wasser, ohne Beobachtung großer Ordnung und Gleichmäßigkeit bei der Vertheilung, um den ganzen Fangplatz herum und deren Stifte so tief in den Boden gedrückt worden sind, daß die Wische beinahe den Boden und das Wasser berühren, wird jeder Lockente die Fessel angelegt, jede Fessel mit dem daran befindlichen Bindfaden an einen Stein von der Größe und Schwere, daß die Ente ihn nicht fortzubewegen vermag, und so lang, daß sie in einem Raum von 2′ ins Gevierte herumschwimmen kann, gebunden; dann aber werden unter- und oberhalb der zurückgeschlagenen Wände diese Steine — ziemlich gleichheitlich vertheilt, doch so, daß durch die Schlagwände beim Rucken die Enten weder bedeckt noch erreicht werden — in das Wasser gesenkt.

Wenn nun zuletzt der Entenfänger alle seine Fußtritte[2]), sowol im Wasser als auf dem Trockenen, stets rückwärtsgehend, mit einem Rechen (Harken), oder auch mit dem breiten Fuß sorgfältig verstrichen und geebnet hat, schlägt er die Ruckleine (A f) von dem Schlagnetz nach dem Trockenen des Kieshegers hin, in gerader Linie aus, unterlegt selbige, um Reibung auf dem scharfen Kiese möglichst zu vermindern, von 20 zu 20 Schritt mit berindeten, 2 bis .3′ langen, möglichst dicken Prügeln in die Quere,

1) Die Lorven sowol als alle übrige Pfähle müssen unter dem Wasser stehen, auch die Netze so tief liegen, daß die Enten selbige beim Darüberhinschwimmen mit den Latschen nicht berühren. B.
2) Die heranschwimmenden Enten scheuen sich sonst davor.

treibt zuletzt, beiläufig $2^1/_2{}'$ vor dem Rukleinenknebel, die Gabelpfähle, hinter welchen die Rohrwand (A g) aufgestellt werden soll, 8 bis 9′ voneinander entfernt, so tief in den Boden, daß sie 4 bis $4^1/_2{}'$ über demselben hervorstehen, legt die Querstange zwischen den Gabeln ein, stellt dahinter die Rohrwand (A g) und steckt durch das in gleicher Höhe mit der Querstange zur Aufnahme der von jedem Schlagnetz her ausgeschlagenen Rukleine eingeschnittene Loch, welches zugleich zur Uebersicht und Beobachtung alles dessen dient, was auf dem Fangplatz und in der Umgegend vorgeht, das Ende derselben, woran der Knebel eingeschleift ist.

D. Verfahren beim Fangbetrieb.

Der Entenfang mit Schlagnetzen beginnt mit Anfang des Entenherbstzuges im Monat October [1]), gibt die meiste Ausbeute im November, und hört successive früher oder später im December auf, je nachdem stärkere Fröste früher oder später eintreten. [2])

Mit dem Anfang des Entenwiederzuges, bei nicht harten Wintern schon in der ersten Hälfte des Monats Februar, beginnt die Fangperiode von neuem und endigt mit Ausgang des Monats März. [3])

Wenn nun morgens mit Tagesanbruch auf dem Entenherd alles nach C) fängisch eingerichtet ist, begeben sich so viele Entenfänger, als Schlagnetze vorhanden sind, mit der Stiege (A k), in welcher die Ruhrenten (A i) sich befinden, hinter die Rohrwand, vertheilen sich an die Rukleinenknebel und warten möglichst verborgen und still der Enten, die da kommen ...en und die zu jeder Tageszeit einfallen. [4])

Noch in weiter Ferne vernehmen die auf dem Fangplatz angefesselten Lockenten die Annäherung des mehr oder weniger zahlreichen Fluges, welcher ... das eifrige Gequak jener sich zu senken und den Fangplatz kreisend zu umschwärmen pflegt.

Sobald die Entenfänger dies gewahren, werfen sie einen Ruhrvogel nach dem andern hoch über die Rohrwand hinaus. Indem diese nun spornstreichs den Lockenten (den Weibchen) zueilen, werden in der Regel die

---

1) Dies ist die Zeit, zu welcher die eingangserwähnten Sumpfvögel gelegentlich mitgefangen werden. W.

2) In diese letzte Periode des Fangens wilder Enten fällt gewöhnlich der Mitfang wilder Gänse. Den Beschluß machen die Säger und Taucher. W.

3) Er sollte, sobald die Enten zu reihen anfangen, geschlossen, oder es sollte den Entenfängern ... zum Gesetz gemacht werden, von gedachter Zeit an jedes mitgedeckte Weibchen — wenigstens von Anas boschas — in Freiheit zu setzen. Inzwischen muß bemerkt werden, daß die Enten, welche am Rhein brüten, im Frühling sehr schwer oder gar nicht mehr in die Garne gehen oder der Locke folgen. W.

4) Am ergiebigsten ist gewöhnlich der Fang morgens bis 10 Uhr und nachmittags von 4—5 Uhr. W.

Fremdlinge zum Einfall unterhalb des Fangplatzes, wie schon gesagt, veranlaßt und durch das fortwährende Gelock zur successiven Annäherung gereizt.

Es gehört für den Entenfänger ein scharfes, geübtes Auge und Ruhe dazu, auf eine Strecke von mindestens 200 Schuh, noch dazu in der Dämmerung oder bei trübem Wetter, durch das kleine Guck- und Zugloch in der Rohrwand zu ermessen, ob und wenn mit bestmöglichem Erfolg die herangeschwommenen wilden Enten von der einen oder der andern Schlagwand, im seltenern Fall von zwei Wänden zu gleicher Zeit, gedeckt werden können. Neulinge und Fanghitzige rucken auch hier, wie auf jedem Herd, leicht fehl. Altmeistern widerfährt das nie oder doch nur höchst selten; sie haben schon den Moment abzuwarten gelernt, in welchem eine möglichst starke Ausbeute ihre Mühe am reichlichsten lohnen muß.

Beim Eintritt dieses Zeitpunkts für einen oder auch für zwei Fänger muß der Ruck (Zug) vermittels des in der Zugleine eingeschleiften Knebels mit höchster Kraftanwendung, und so der Zuschlag des Decknetzes mit möglichster Schnelligkeit bewirkt werden. [1]) Es bedarf übrigens der ganzen Kraft eines tüchtigen Mannes hierzu, und gewöhnlich muß dieser beim Rucken sich rücklings auf den Boden niederfallen lassen. Daher dürfte es den Fängern wol nicht zu verargen sein, wenn sie den Platz hinter dem Schirm, auf dem sie niederstürzen müssen, mit Moos, Stroh oder sonst etwas Weichem belegten.

Mit guten Wasserstiefeln, wie solche die Fischer und Flößer tragen, versehen, eilen hierauf die Fänger sämmtlich hinzu und tödten die gefangenen wilden Enten u. s. w. so schnell, als es durch Umdrehen der Köpfe, Brechen des Genicks, oder, bei Exemplaren, die nicht verletzt werden sollen, durch Erstickung unter dem Wasser nur immer geschehen kann.

Hierauf wird alles wieder gehörig fängisch eingerichtet und, nachdem die Ruhrvögel aufgenommen, die todten gefangenen Enten aber weggenommen sind, der Fangversuch fortgesetzt, bis an diesem Morgen oder Abend nichts mehr zu hoffen ist. Dann, und wenn überhaupt nicht gefangen werden soll und kann, werden die unter A m erwähnten Gabeln herbeigeholt und an denselben die Netze in der am angezeigten Ort beschriebenen Weise zum Abtrocknen aufgehängt, zuletzt aber alle übrigen Fangrequisiten in dem Blockhäuschen (A n) bis zum weitern Gebrauch aufbewahrt. Noch ist zu bemerken, daß, da bekanntlich alle wilden Enten bei jeder Fangmethode leicht und auf geraume Zeit den Fangplatz meiden, die Einrichtung mehrerer dergleichen, insofern dazu die örtlichen Verhältnisse geeignet sind, vortheilhaft

---

1) Wenn auch die Ruhrvögel zugleich mitgedeckt werden, so schadet dies nichts, es müßte denn sein, daß der Fänger unachtsam genug wäre, einen mit den gefangenen wilden Enten zu verwechseln und zu tödten; sie scheuen die Netzdecke, einmal daran gewöhnt, auch nicht. W.

sein muß, um abwechseln zu können. Dieser Wechsel wird übrigens auch
ist durch das Steigen und Fallen des Wasserspiegels nöthig.

§. 25. In der Gegend von Bremen sollen nach der Beschreibung
des Hrn. J. D. Engelken, eines von dorther gebürtigen Zöglings des Forst-
instituts zu Karlsruhe, welche mein Freund, der Herr Forstrath Fischer,
ebenfalls mir mitgetheilt hat, die Entenherde folgendermaßen eingerichtet
werden.

In Sümpfen oder in der Nähe derselben wird auf Viehweiden oder
Wiesen eine etwa 10—12 Morgen haltende, etwas niedriggelegene Fläche
mit einem 2′ hohen und 1′ breiten Erdwall umgeben. Durch Lücken, welche
in dem Erdwall offen bleiben, wird aus benachbarten Bächen oder Flüssen,
aus kleinen Kanälen oder Gräben, der eingedämmten Fläche so lange Wasser
zugeführt, bis selbige damit bis an den obern Rand des Walles angefüllt
ist; dann werden die Lücken geschlossen. Sollte das Wasser sich zu sehr
vermindern, so wird auf dem vorbezeichneten Weg soviel als nöthig wieder
eingelassen.

Im Monat October, wenn kein Vieh mehr auf die Weide geht und
der Entenzug beginnt, werden obige Vorkehrungen getroffen und bis zu Ende
des Monats März das Wasser immer angespannt erhalten.

Hierauf wird, 6—10′ vom Wasser entfernt, eine beiläufig 8′ weite,
′ hohe, gewöhnlich an den Seiten rundgeformte, oben gewölbte Hütte auf-
geführt, allerwärts mit Rasen überlegt, mit einigen Gucklöchern versehen,
von außen noch mit einem 3′ hohen Erdwall umgeben und so den Enten
möglichst unbemerklich gemacht.

In einer Entfernung von 40—45 Schritt von der Hütte, gegen Sü-
den hin, wird dann das Schlagnetz gelegt. Es besteht aus einem Stück,
welches, mit Ausschluß des von den hintern Schlagstäben aus sich zuspitzenden
Schwanzes, bei einer Länge von 22 bis 24′ und einer Breite von 10′ ein
längliches Viereck bildet, an der Saumleine, die vom Schwanz aus, an
beiden Längsseiten in den Randmaschen aufgenommen und bei der Stellung
zwischen den vordern und hintern Schlagstäben bis auf 14′ busenreich gleich-
mäßig eingelesen wird. Auch bei dem 8′ langen Schwanz wird auf etwas
Busen gerechnet.

Die Herdstellung geschieht folgendermaßen: Es wird ein hinlänglich
langer und starker Hakenpfahl 100′ weit von der Hütte entfernt bis einen
halben Schuh unter den Wasserspiegel eingetrieben. An den besagten Pfahl
wird ein 3′ langer, einen halben Zoll im Durchmesser dicker, nach vorn zu
aufwärts hakenförmig gebogener eiserner Stab mit dem hinten daran befind-
lichen Ring angehängt, und an dem Haken die Saumleine vor dem Schwanz-
ende eingehängt. Zwischen dem gedachten Schwanzpfahl und dem Rucklock

in der Hütte, in schnurgerader Linie und 11′ von dem Schwanzpfahl
fernt, kommen zwei Lorven, in deren jeder ein 5′ langer Schlagstab ge
artig eingelassen und befestigt ist, dicht nebeneinander gleichtief mit
Schwanzpfahl und so gerichtet eingetrieben, daß der eine Schlagstab r
winkelig rechts, der andere ebenso links fällt. Wieder in gerader
vom Schwanzstab über die hintern Lorven und 14′ von diesen entfernt
eine Lorve, deren Backen so weit voneinander abstehen, daß beide vo
Schlagstäbe, von einem durchgehenden Gewerbszapfen aufgenommen und
gehalten, sich frei, und zwar der eine rechts, der andere links, rechtwi
nach außen und wieder lothrecht aufgerichtet übereinanderschlagen.

Alle vier Schlagstäbe haben am obern Ende einen 1″ tiefen, s
richteten und so weiten Einschnitt, daß in demselben die eingelegte S
leine aufgenommen und festgehalten wird.

Wenn nun diese Vorrichtung getroffen ist, hängt man am Sch
pfahl den Hakenstab an, den Haken selbst aber am äußersten Ende
Schwanzes in die Saumleine ein, liest das Gemäsch des ausgeschla
Garnes bis vor die vordern Schlagstäbe gleichmäßig busenreich ein,
breitet es über alle vier Schlagstäbe so aus, daß die zu beiden Seiten g
mäßig stramm angezogene Saumleine in den Kerben der vordern und
tern Schlagstäbe haftet.

Wie weit dann die Saumleine mit ihren beiden Vorderenden über
vordern Schlagstäbe hinausreichen müsse, um in einem gewissen Punkt
einigt und an einem kleinen Knebel befestigt zu werden, und so, wen
letzterm die genau so (wie §. 23, A f, gesagt) beschaffene Rucleine,
geschleift, in die Hütte gezogen und da mit einem starken Zugknebel in
bindung gesetzt ist, höchst schnellen Aufschlag der Schlagstäbe mit dem Gar
in perpendikulärer Richtung, beim Rucken in der Hütte zu bewirken, –
darüber muß man sich an Ort und Stelle durch Versuche Kunde verschaffen
Um aber die Schlagstäbe mit dem ganzen Garn in diesem senkrechten g
schlossenen Stand zu erhalten, die Schnelligkeit des Zuschlags noch zu ve
mehren, auch die Saumleinen und Schlagstäbe so fest zusammenzuhalten
daß keine gefangene Ente herauskommen kann, läßt man, 1′ auswärts v
dem Kopfende jedes vordern, seitwärts ausgeschlagenen Schlagstabes und
nach der Hütte hinwärts von demselben entfernt, einen Hakenheftel von d
Stärke und Länge des Schwanzpfahles bis fast auf den Grund im Wass
einschlagen; hängt an jeden Heftel einen beiläufig 1′ kürzern, sonst ganz
wie der das Schwanzende haltende eingerichteten, eisernen Hakenstab; befest
an jedem derselben eine etwas schwächere Leine als die Saumleine, zi
jene unter dem an der Erde und zunächst liegenden Schenkel von dieser w
und bindet sie, stramm angezogen, in einem 4′ vor dem treffenden vorde

Schlagstab an der gegenüberliegenden Saumleine eingenähten Ringe fest. Dies sind die Kreuzleinen, von denen Hr. Engelken sagt: „es komme hierauf das Meiste an", und es ist daher auf das Finden der gehörigen Länge und Spannung möglichste Sorgfalt zu wenden.

Um endlich die ganz fängische Stellung des Apparats zu bewirken, wird jeder Schlagstab unter ein am Kopfende etwas hakenförmig geschnitztes, vor dem Kopfende des Schlagstabes in den Boden getriebenes Pfählchen geklemmt, jedoch nur so, daß dadurch der schnelle Zuschlag der Wände beim Rucken nicht wesentlich behindert werden kann.

Auch auf diesem Herd, auf welchem zwei, drei bis vier solcher Netzapparate nebeneinandergelegt werden, sind Lock- und Ruhrenten (§. 23, A i) unentbehrlich. Von erstern wird neben jedem Schlagstab eine in der §. 23, C, besagten Art angefesselt; der letztern bedienen sich die Entenfänger unter den §. 23, D, bemerkten Verhältnissen. [1])

Der Fang auf diesem Herd wird abends in den Entenzugzeiten und in der Morgendämmerung betrieben.

Bei demselben dienen dem Entenfänger die Lockenten zugleich zum Merkzeichen, ob auf einem Netz und auf welchem Enten sich befinden.

Die Schnelligkeit, mit welcher diese Schlagwände im Moment des Rucks sich schließen, und die Schnellkraft, welche dabei sich äußert, ist so groß, daß selbst die Enten, die gerade über der Mitte des Netzes sitzen, nicht entkommen, viel weniger die, die auf den Wänden sitzen, indem sie beim höchst raschen Aufschlag mit ungemeiner Heftigkeit von einer Wand gegen die andere geschleudert werden, und schon im Garn eingeschlossen sind, ehe sie das Entfliehen nur versuchen können.

Die Lockenten sind bei dieser Art von Schlagnetzen sehr kurz anzufesseln, damit sie den Schlagstäben nicht so nahe kommen, um beim Rucken von selbigen beschädigt werden zu können. Man bedient sich dazu eines zugespitzten Pflöckchens von gehöriger Länge, bringt am Kopfende desselben ein handbreites Bretchen wagerecht an, auf dessen Mitte das eine Ende der kurzen Fessel angenagelt wird. Dies hat auch das Vortheilhafte, daß 1) die kurz angefesselten Enten aus Mangel an Bewegung und daraus entstehender Langeweile fleißiger locken; daß sie 2) bei stürmischer Witterung das Bretchen, welches, gehörig tief eingesteckt, den Enten zum Ruhepunkt dient, mit den Rudern (Latschen) erreichen können.

Verläßt der Entenfänger des Morgens den Fangplatz, so zieht er das Netz auf und schlägt dasselbe, wo es ins Wasser reicht, über die Wand-

[1]) Auch die Fauten oder Lockwische (§. 23, A h und C) dürften gute Dienste thun. W.

leinen, damit es abtrocknet. Auch zieht er die Fesselbretchen über den Wasserspiegel in die Höhe und legt die Fessel zum Abtrocknen darauf.

Die wilden Enten fallen, besonders im Spätherbst, gern auf großen Weihern (Teichen) ein, die einen reinen Wasserspiegel haben. Besonders anziehend sind ihnen die künstlich angeschwellten Gewässer: sie finden da, wegen der geringen Tiefe, leicht Nahrung.

Beim Frosteintritt lassen sich diese Fangplätze mehrere Nächte vom Eis freihalten. Dies geschieht dadurch, daß man eine kleine Strömung bewirkt, indem man durch den gewöhnlichen Kanal Wasser in die umwällte Fläche hineintreibt, auf der entgegengesetzten Seite aber durch eine kleine in den Erdwall gemachte Oeffnung wieder abfließen läßt. Man gewinnt auf diese Weise für einige Nächte Zeit und für ein Schlagnetz wenigstens offenes Wasser. Zu dieser Zeit erscheinen in der Gegend von Bremen die wilden Enten in großer Anzahl, vorzüglich wenn diese vortrefflichen Wetterpropheten merken, daß der Frost anhaltend wird. Sie werden dann leicht und in bedeutender Menge die Beute des wagsamen, unter einer warmen Decke im Hüttchen eifrig lauernden Fängers.

§. 26. Oben, §. 14, bei Beschreibung der Jagd auf junge und Mauserenten, ist schon der Wassergarne Erwähnung geschehen. Hier noch die Bemerkung, daß in ganz schmalen schilfigen Gräben, welche durch nasse Wiesen oder Brücher sich hinziehen und vielleicht mit fließenden Gewässern in Verbindung stehen, noch mehr mit Hamen und Geleiter — beides gerade so, nur aus stärkern Fäden und mit weiterm Gemäsch verfertigt, als am Rebhühnertreibzeug — ausgerichtet werden kann, wenn man erstern gerade in der Mitte des Grabens, da wo er sich ins Flußwasser ergießt, doch dicht am Schilf vorstellt und beide Flügel von letztern schräg vorwärts bis an die Ränder des Grabens hinzieht. Werden nun die Wiesen zuerst und dann der Graben langsam und ohne Lärm abgesucht, und hält man die Hunde immer kurz, so eilen alle nicht flugbare Enten dem Graben zu und nach dem Flußwasser hin. Dort findet man oft eine ganze Hecke oder mehrere Mauserenten im Hamensack.

§. 27. Vom Entenfangen mit Angeln wird in allen ältern und neuern Jagdschriften viel Rühmens gemacht. Der Verfasser bekennt, daß er aus Erfahrung über den Erfolg, welchen man von diesem wenigstens nicht waidmännischen Fang erwarten darf, nicht urtheilen kann. Jester [1]) sagt hierüber Folgendes: „Es werden dazu von Pferdehaaren gedrehte Schnüre verfertigt und diese mit gewöhnlichen Angelhaken versehen; man läßt nun weiter einige Pfähle von mäßiger Stärke in das Wasser stoßen, bindet an

1) Kleine Jagd (3. Aufl.), II, 38.

jede Schnur einen Stein, diesen aber hinwiederum zusammt der Schnur mit einem bis auf den Boden des Wassers hinabreichenden Bindfaden an den Pfahl, an dem er jedoch unter dem Wasser angebunden werden muß. Um den Angelhaken nicht tiefer, als erforderlich ist, sinken zu lassen, wird, wie bei jeder andern Angelschnur, ein Federkiel und Kork aufgesteckt. Zum Köder bedient man sich entweder kleiner Fische, oder noch besser einer Kalbs- oder Rehzunge. Beim Aufstellen wird der an den Pfahl angebundene Stein auf diesen gelegt, die Schnur mit dem Köder aber, nachdem solche vermittels des Federkiels gehörig gestellt worden [1]), in das Wasser gesenkt. Der Erfolg ist nun, wie leicht einzusehen, kein anderer als daß die Ente, die, sobald sie den Köder unter dem Wasser gewahr wird, nach diesem untertaucht und ihn verschlingt, durch den beim Anziehen der Angelschnur von dem Pfahl herabfallenden Stein in den Grund gezogen wird, von wo man sie demnächst, wenn man die ausgestellten Angeln auf einem Kahn befährt, mittels des an dem Pfahl festgemachten Bindfadens in die Höhe zieht und von dem Angelhaken losmacht. Die ausgestellten Angelhaken müssen übrigens öfters untersucht und mit frischem Köder versehen werden.

§. 28. Alle geschossenen und gefangenen wilden Enten müssen, sobald als es irgendmöglich ist, ausgezogen und gerupft werden. Durch das Ausziehen bewirkt man, vorzüglich im Sommer, längere Haltbarkeit. Unverzügliches Rupfen ist besonders im Herbst, zu welcher Zeit die Enten bekanntlich gut an Wildbret, die weiblichen vorzüglich, auch fett zu sein pflegen, nöthig, weil es ein vielfältig bestätigter Erfahrungssatz ist, daß bei allem getödteten Federwild, speciell aber bei den wilden Enten, die Federn ungemein zehren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Säger.

Mergi *L.*

§. 1. Die Säger schließen sich an die Enten an und gehören zur nämlichen Familie und Ordnung wie diese.

Dem Doctor Otto gebührt das Verdienst, durch anatomische Untersuchung

---

1) d. h. so gestellt, daß der Köder höchstens 6" unter dem Wasser hängt, welches begreiflicherweise klar sein muß. W.

und Vergleichung ausgemittelt zu haben, daß bei den Sägern die Gleichförmigkeit des Luftröhrenbaues hinsichtlich der Männchen ein untrügliches Artkennzeichen abgebe. Auf diesem Wege gelangte jener achtbare Gelehrte dahin, die mehrern Sägerarten, welche man sonst annahm, mit Bestimmtheit und unzweifelhaft auf diejenigen drei Arten zurückzuführen, von welchen hiernächst weiter die Rede sein wird.

§. 2. Der Gänsesäger (Mergus merganser, Mergus castor *L.*, gemeiner Säger, Gänsesägetaucher, rothköpfige Tauchergans, große und gemeine Tauchente, großer Seerachen, gezapfter Kneifer, Kariffer, Winternörk, Merch, Sebetz, Bibertaucher, Eisente)[1]) wohnt den Sommer über im Norden von Europa, Asien und Amerika in Menge an den Seeküsten, um daselbst sein Geheck zu machen, indem das Weibchen auf der Erde zwischen Steinen, unter niederm Gebüsch oder in hohlen Baumstämmen ihr aus 12 bis 14 an beiden Enden gleichmäßig stumpfgespitzten Eiern bestehendes Gelege ausbrütet. Als Zugvogel besucht er vom Ende des Monats November bis zum Ende des Monats Februar die deutschen Küsten der Nord- und Ostsee ziemlich häufig, fast alljährlich die offenen Stellen der größern Flüsse, Seen und Teiche im mittlern und südlichen Deutschland einzeln oder zu drei bis vier Stück vergesellschaftet, seltener und meist nur dann Norddeutschland, wenn zu Anfang des Winters auf der Elbe, Oder und Mulde viel Grundeis und beim Aufbruch jener Flüsse viel Treibeis geht.

Beschreibung. Altes Männchen: Schnabel dunkelroth; ein Längsstreifen auf dem Oberschnabel und der Nagel schwarz; Augenliderrand grau; Augenstern im Mittelalter rothbraun, im hohen Alter roth; Füße zinnoberroth; Kopf, nebst dickbuschiger, kurzfederiger Holle, und Oberhals schwarzgrün mit violettem Schiller; Unterhals, Brust, Bauch, After, Flügeldeckfedern, von denen die großen schwarz gesäumt sind, und am weitesten vom Körper entfernte Schulterfedern reinweiß, an den untern Theilen mit rosenroth gelblichem Anflug; Oberrücken und dem Körper näherstehende Schulterfedern tiefschwarz; Handwurzel schwarzbraun; Unterrücken und Schwanz aschgrau. Länge 26 bis 28″.

Weibchen: Schnabel blaßroth; Augenstern braun; Füße gelbroth; Schwimmhaut und Lappen rothgrau; Kopf nebst lang- und schmalfederigem, pinselförmigem Büschel, und Oberhals rostbraun; Kehle weiß; Unterhals, Brust, Flanken und Schenkel grauweißlich; Bauch und After weißgelblich;

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 457; dessen Jagdzoologie, S. 911. v. Wildungen, Taschenbuch, 1801. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 732, §. 2.

alle vorher nicht erwähnte Obertheile dunkelaschgrau; Spiegel weiß, ohne Querband. [1])

Junge Männchen vom Jahre sind kaum vom Weibchen zu unterscheiden. Einjährige Männchen zeichnen sich durch Folgendes vom Weibchen aus: Die Scheitelfedern erscheinen schwärzlich; unter den Flügeldeckfedern zeigen sich einige weiß; das Rostbraune des Halses wird dunkler und mindestens mit einem angedeuteten schwärzlichen Ring eingefaßt. Die Kehle ist auf weißem Grund einzeln schwärzlich gefleckt.

Anatomische Bemerkung. Die sehr lange Luftröhre des Männchens ist gleich unter der Stimmritze aus walzenförmigen Ringen zusammengesetzt; 2″ weiter nach unten bildet die Röhre schnell eine große, von oben nach unten beigedrückte, aus abwechselnden Ringen bestehende Erweiterung; dann folgt wieder eine aus walzigen Ringen componirte röhrige Stelle; hierauf wird eine zweite, der ersten an Form und Bestandtheilen gleiche, jedoch weniger große Erweiterung bemerkbar; endlich wird die Röhre nahe am untern Larynx wieder enge und walzenförmig. Der sehr große untere Larynx erweitert sich nach vorn, nach der linken Seite und nach hinten in ein dreikammeriges großes, knochenfestes Labyrinth; auf der rechten Seite befindet sich eine dreiseitige, aus drei Knochenrändern, die oben in Eins zusammenlaufen, und zwischen welche drei durchsichtige Häutchen trommelfellartig ausgespannt sind, gebildete Nebenkammer. Dieser Theil des Larynx ist inwendig von der ganz knöchernen Kammer an der linken Seite durch eine mit einer Oeffnung versehene, unten schlaffe, häutige Scheidewand getrennt. Von den weit auseinanderstehenden beiden Luftröhrenästen geht der an der rechten Seite hervortretende, der beweglichen Membran, welche die vorerwähnte innere Scheidewand bildet, gerade gegenüber, in die membranöse Brusthöhlenverkleidung.

Die vorangehende Charakteristik der Gattung enthält das Wesentlichste über die Lebensweise sämmtlicher Sägerarten. Bei der gegenwärtigen ist in dieser Beziehung noch Folgendes zu bemerken:

Der Schaden, den sie der Fischerei zufügen, ist auch bei uns nicht unbedeutend. In den nördlichen Küstengegenden wird er durch den Nutzen aufgewogen, den diese Vögel den Fischern auf folgende Weise stiften: Starke Flüge derselben fallen den ganzen Herbst hindurch unfern des Strandes im Meere, oder gewöhnlicher noch vor einem Meerbusen auf, bringen da — ob wirklich, wie man erzählt, in einer Halbcirkelform vertheilt und geordnet, lasse ich dahingestellt sein — die dort sich aufhaltenden Fische durch häufiges

1) Dies, nebst der Körperlänge, das sicherste Unterscheidungszeichen der Weibchen und jungen Männchen dieser Art von den Weibchen und jungen Männchen der nächstfolgenden Art, indem bei letztern der Spiegel aschgrau in die Quere gestreift ist. W.

Tauchen und Schlagen mit den Flügeln so in Alarm, daß sie, ihren Todfeind kennend, in Menge ängstlich dem seichten Wasser zueilen. Dieser Rettungsversuch ist schon deshalb unzweckmäßig, weil er den lüsternen Räubern die Ausübung ihres Handwerks erleichtert; aber er wird es noch mehr, weil die Fische dabei, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe fallen; denn an jenen Zufluchtsorten legen die Fischer Reusen, stellen Garnsäcke und warten, um für die Folge die gefiederten Treiber nicht scheu zu machen, den Zeitpunkt in kleinen Wasserhütten ab, wenn selbige gesättigt sich entfernen, um beim Heben der Reusen und Garnsäcke zu sehen, inwiefern ihnen jene vorgearbeitet und mehr oder weniger zugejagt haben.

Das Wildbret soll unangenehm thranig schmecken. Das Gefieder steht dem der Gänse an Nutzbarkeit nicht nach.

§. 3. Der langschnäbelige Säger (Mergus serrator *L.*, rothbrüstiger Säger, gezapfter Säger, rothbrüstige Tauchente, gemeiner Seerachen, braunköpfiger Meerrachen, Schwarzkopf)[1] hat mit dem Gänsesäger Heimat, Heckstätte und Lebensweise gemein. Auch besucht er die nördlichen Küsten Deutschlands und die großen und kleinen Flüsse, die Landseen und Teiche des nördlichen Deutschlands während des im vorhergehenden Paragraphen angegebenen Zeitraums regelmäßiger und häufiger, die des mittlern und südlichen Deutschlands seltener und weniger häufig als jener. Meyer's Wahrnehmung: „daß zu Anfang der Zugzeit, im November 1819, der langschnäbelige Säger häufiger auf dem Main sich eingefunden habe als sonst, daß aber diese ersten Ankömmlinge meist junge Vögel gewesen seien", habe ich in demselben Jahre auch in der Gegend von Wurzen an der Mulde gemacht.

Beschreibung. Altes Männchen: Der lange Schnabel zinnoberroth, mit schwarzen Längsstreifen auf der Mitte des Oberkiefers und graubraunem Nagel; Augenstern roth; Füße orangefarbig; Kopf nebst dem langen herabhängenden Federbusch und Oberhals schwarz, grün glänzend; um den Hals ein weißer Ring; Brust rostbräunlich, schwarzgefleckt, zunächst dem Flügeleinsatzgelenk fünf bis sechs große weiße, schwarz eingefaßte Flecken; Oberrücken und Schultern tiefschwarz; Bauch weiß; Schenkel und Steiß mit aschgrauen Zickzacks gestreift (Steiß und Schwanz bei sehr alten dunkelbraun, meiste Flügeldeckfedern und kleine Schwungfedern weiß); Spiegel weiß, mit zwei schwarzen Querbändern. Länge 21 bis 22".

Altes Weibchen: Schnabel und Füße schmuzig orangefarben; Augenstern braun; Kopf, Federbusch und Hals lebhaft rostbraun; Kehle weiß;

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 460; dessen Jagdzoologie, S. 912. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 734, §. 3.

Vorderhals und Brust tief aschgrau und weiß marmorirt; Unterkörper weiß; Spiegel weiß, mit einem aschgrauen Querband. Länge 19 bis 20″.

Bei jungen Männchen vom Jahre: Schnabel hellroth; Augenstern gelb oder braungelb; Scheitel und Kopf dunkelbraun, oder rostbraun; Kehle weißgrau; hintere Hälfte des Halses und Oberbrust weiß- und braungefleckt; Oberkörper asch- oder braungrau; Flanken braungrau oder braun, hellgrau durchwellt.

An einjährigen Männchen erscheint am Oberkörper, mit Ausnahme des noch rostbraunen Kopfes und Halses, schon vieles schwarz.

Anatomische Bemerkung. Der obere Theil der mittelmäßig langen Luftröhre des Männchens ist, außer daß die zweite Erweiterung fehlt, wie bei der vorhergehenden Art beschaffen; $1\frac{1}{2}''$ oberhalb des untern Larynx ist die Röhre stark beigedrückt und enthält 19 bis 20 Ringe, welche am hintern Theil der Röhre sehr weit sind, vorn aber einen, aus schmalen Knochenstreifen, in deren Zwischenräumen 20—22 Membranen trommelfellartig ausgespannt sind, bestehenden Randvorsprung bilden. Der große untere Larynx erweitert sich nach vorn und nach unten, wodurch zwei knochenartige Kammern am Hintertheil entstehen, von denen die rechtsstehende die größte ist; beide sind seithalben mit einer Membran überspannt. Bei dieser Sägerart befindet sich in der linksstehenden Kammer eine membranöse Scheidewand von gleicher Einrichtung mit der, welche bei der vorhergehenden und in der rechten Kammer des untern Larynx als vorhanden bemerkt wurde. [1])

Als Räuber kleiner Fische und der Brut größerer auf unsern Gewässern hemmt auch dieser Säger die Vermehrung; im Norden soll er, wie der Gänsesäger, den Fischern als Zutreiber Nutzen stiften.

Seine Federn werden den Eiderdunen fast gleich geschätzt und in nördlichen Gegenden diesen beigemengt. Dort genießt man auch die Eier gern, deren das Weibchen 8 bis 13 schmuzigweiß- oder grauweißgefärbte auf den trockenen Boden oder unter niedriges Gesträuch unfern des Meeresufers legt.

Das Wildbret der Alten ist hart, das der Jungen zart, zu Anfang der Zugzeit und bis in den Monat Januar hinein mehr oder weniger mit Fett überzogen. Thranig schmeckend fand ich es, bei mehrmaligem Genuß, weder bei Alten noch bei Jungen.

---

1) Von der obenstehenden Temminck'schen Beschreibung des Luftröhrenbaues weicht die Meyer'sche (Taschenbuch, II, 570) nicht unerheblich ab. Da der Verfasser in diesem Fall keine Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte und also nicht darüber urtheilen kann, welche Beschreibung die treffendste ist, so folgt hier auch die Meyer'sche: „Die männliche, meist walzenförmige Luftröhre hat oben, ungefähr $1\frac{1}{2}''$ unter der Stimmritze, eine große bauchige Erweiterung; sonst ist sie in ihrer ganzen Länge ziemlich gleichweit und endigt sich in ein vierkammeriges großes Labyrinth, dessen beide Nebenkammern fast gleichgroß sind, oben voneinander abstehen und unten in einem Winkel zusammenlaufen; die äußere Fläche ist in beiden häutig und durchsichtig; die innere und obere Fläche in der rechten knöchern, in der linken häutig." W.

Mir hat es geschienen, als komme es im Geschmack fast mit dem Fleisch der Hausente überein, nur sei es etwas süßlicher. Man thut sehr unrecht, diese Vögel zu den uneßbaren zu rechnen. Ich lasse die Auerhahnspastete sicher stehen, wenn ich die Wahl zwischen dieser und einem Ragout vom Wildbret dieses Sägers habe.

§. 4. Der weiße Säger (Mergus albellus *L.*, kleiner Säger, weiße und kleine Tauchente, weiße Nonne, Rhein- und Eistaucher, Kreuzente, Scheckente, kleiner Merch, Weißzopf)[1]) hat Heimat, Zugzeit und Lebensweise mit den beiden vorhergehenden Arten gemein. Doch kommt er häufiger, meist in geringzählige Flüge vereint, wie es scheint, familienweise, vom November bis zu Ende des Monats Februar auf offene Stellen der deutschen Flüsse, Seen und Teiche, soll auch an den Ostseeküsten und an den in der Nähe derselben gelegenen Seen sein Geheck machen, indem das Weibchen, nach Bechstein, an trockenen Uferstellen aus dünnem trockenen Reisig und dürren Grashalmen ein kunstloses Nest baut, dasselbe mit Dunen, die es sich selbst ausrupft, ausfüttert und 8 bis 12 weißliche Eier legt und ausbrütet.

Beschreibung. Altes Männchen: Schnabel, Fußwurzel und Zehen aschgrau bläulich; Schwimmhaut schwarz; Augenstern braun; Schläfe, nebst einem Längsflecken am Hinterkopf schwarzgrün glänzend; buschige Holle auf dem Scheitel; Hals, Schultern, kleine Flügeldeckfedern und ganzer Unterkörper sehr reinweiß; Oberrücken, zwei über die Seiten der Brust hinlaufende Bogenlinien, nebst den Schulterrändern tiefschwarz; Schwanz aschgrau; Flanken und Schenkel mit aschgrauen Zickzacks. Länge $15^1/_2$ bis 16″.

Weibchen: Obertheil des Kopfes nebst Holle, Wangen und Hinterkopf rostbraun; Kehle, Oberhals, Bauch und After weiß; Unterhals, Brust, Flanken und Steiß hell aschgrau; Rücken und Schwanz sehr dunkel aschfarben; Flügel weiß aschgrau- und schwarzbunt. Länge 15″.

Junge beiderlei Geschlechts ähneln im ersten Lebensjahre sich untereinander und dem alten Weibchen[2]) so sehr, daß sie dem Aeußern nach nicht voneinander zu unterscheiden sind, sondern nur durch anatomische Untersuchung, bei welcher schon der Luftröhrenbau über das Geschlecht vollkommene Gewißheit gibt.

Einjährige Männchen werden kenntlich durch kleine schwärzliche Federchen, welche an dem Schnabelwinkel einen großen Flecken bilden; durch einige weißliche und weiße Federn, welche dem Gefieder des Kopfes und

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 465; dessen Jagdzoologie, S. 829 Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 735.

2) Bis auf weiße Enden der großen Flügeldeckfedern, da hingegen bei Alten beiderlei Geschlechts nur die äußersten Spitzen derselben weiß sind. W.

alle vorher nicht erwähnte Obertheile dunkelaschgrau; Spiegel weiß, ohne Querband. [1])

Junge Männchen vom Jahre sind kaum vom Weibchen zu unterscheiden. Einjährige Männchen zeichnen sich durch Folgendes vom Weibchen aus: Die Scheitelfedern erscheinen schwärzlich; unter den Flügeldeckfedern zeigen sich einige weiß; das Rostbraune des Halses wird dunkler und mindestens mit einem angedeuteten schwärzlichen Ring eingefaßt. Die Kehle ist auf weißem Grund einzeln schwärzlich gefleckt.

Anatomische Bemerkung. Die sehr lange Luftröhre des Männchens ist gleich unter der Stimmritze aus walzenförmigen Ringen zusammengesetzt; 2″ weiter nach unten bildet die Röhre schnell eine große, von oben nach unten beigedrückte, aus abwechselnden Ringen bestehende Erweiterung; dann folgt wieder eine aus walzigen Ringen componirte röhrige Stelle; hierauf wird eine zweite, der ersten an Form und Bestandtheilen gleiche, jedoch weniger große Erweiterung bemerkbar; endlich wird die Röhre nahe am untern Larynx wieder enge und walzenförmig. Der sehr große untere Larynx erweitert sich nach vorn, nach der linken Seite und nach hinten in ein dreikammeriges großes, knochenfestes Labyrinth; auf der rechten Seite befindet sich eine dreiseitige, aus drei Knochenrändern, die oben in Eins zusammenlaufen, und zwischen welche drei durchsichtige Häutchen trommelfellartig ausgespannt sind, gebildete Nebenkammer. Dieser Theil des Larynx ist inwendig von der ganz knöchernen Kammer an der linken Seite durch eine mit einer Oeffnung versehene, unten schlaffe, häutige Scheidewand getrennt. Von den weit auseinanderstehenden beiden Luftröhrenästen geht der an der rechten Seite hervortretende, der beweglichen Membran, welche die vorerwähnte innere Scheidewand bildet, gerade gegenüber, in die membranöse Brusthöhlenverkleidung.

Die vorangehende Charakteristik der Gattung enthält das Wesentlichste über die Lebensweise sämmtlicher Sägerarten. Bei der gegenwärtigen ist in dieser Beziehung noch Folgendes zu bemerken:

Der Schaden, den sie der Fischerei zufügen, ist auch bei uns nicht unbedeutend. In den nördlichen Küstengegenden wird er durch den Nutzen aufgewogen, den diese Vögel den Fischern auf folgende Weise stiften: Starke Flüge derselben fallen den ganzen Herbst hindurch unfern des Strandes im Meere, oder gewöhnlicher noch vor einem Meerbusen auf, bringen da — ob wirklich, wie man erzählt, in einer Halbcirkelform vertheilt und geordnet, lasse ich dahingestellt sein — die dort sich aufhaltenden Fische durch häufiges

[1]) Dies, nebst der Körperlänge, das sicherste Unterscheidungszeichen der Weibchen und jungen Männchen dieser Art von den Weibchen und jungen Männchen der nächstfolgenden Art, indem bei letztern der Spiegel aschgrau in die Quere gestreift ist. W.

Tauchen und Schlagen mit den Flügeln so in Alarm, daß sie, ihren Todfeind kennend, in Menge ängstlich dem seichten Wasser zueilen. Dieser Rettungsversuch ist schon deshalb unzweckmäßig, weil er den lüsternen Räubern die Ausübung ihres Handwerks erleichtert; aber er wird es noch mehr, weil die Fische dabei, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe fallen; denn an jenen Zufluchtsorten legen die Fischer Reusen, stellen Garnsäcke und warten, um für die Folge die gefiederten Treiber nicht scheu zu machen, den Zeitpunkt in kleinen Wasserhütten ab, wenn selbige gesättigt sich entfernen, um beim Heben der Reusen und Garnsäcke zu sehen, inwiefern ihnen jene vorgearbeitet und mehr oder weniger zugejagt haben.

Das Wildbret soll unangenehm thranig schmecken. Das Gefieder steht dem der Gänse an Nutzbarkeit nicht nach.

§. 3. Der langschnäbelige Säger (Mergus serrator *L.*, rothbrüstiger Säger, gezapfter Säger, rothbrüstige Tauchente, gemeiner Seerachen, braunköpfiger Meerrachen, Schwarzkopf)[1] hat mit dem Gänsesäger Heimat, Heckstätte und Lebensweise gemein. Auch besucht er die nördlichen Küsten Deutschlands und die großen und kleinen Flüsse, die Landseen und Teiche des nördlichen Deutschlands während des im vorhergehenden Paragraphen angegebenen Zeitraums regelmäßiger und häufiger, die des mittlern und südlichen Deutschlands seltener und weniger häufig als jener. Meyer's Wahrnehmung: „daß zu Anfang der Zugzeit, im November 1819, der langschnäbelige Säger häufiger auf dem Main sich eingefunden habe als sonst, daß aber diese ersten Ankömmlinge meist junge Vögel gewesen seien", habe ich in demselben Jahre auch in der Gegend von Wurzen an der Mulde gemacht.

Beschreibung. Altes Männchen: Der lange Schnabel zinnoberroth, mit schwarzen Längsstreifen auf der Mitte des Oberkiefers und graubraunem Nagel; Augenstern roth; Füße orangefarbig; Kopf nebst dem langen herabhängenden Federbusch und Oberhals schwarz, grün glänzend; um den Hals ein weißer Ring; Brust rostbräunlich, schwarzgefleckt, zunächst dem Flügeleinsatzgelenk fünf bis sechs große weiße, schwarz eingefaßte Flecken; Oberrücken und Schultern tiefschwarz; Bauch weiß; Schenkel und Steiß mit aschgrauen Zickzacks gestreift (Steiß und Schwanz bei sehr alten dunkelbraun, meiste Flügeldeckfedern und kleine Schwungfedern weiß); Spiegel weiß, mit zwei schwarzen Querbändern. Länge 21 bis 22".

Altes Weibchen: Schnabel und Füße schmuzig orangefarben; Augenstern braun; Kopf, Federbusch und Hals lebhaft rostbraun; Kehle weiß;

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 460; dessen Jagdzoologie, S. 912. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 734, §. 3.

Vorderhals und Brust tief aschgrau und weiß marmorirt; Unterkörper weiß; Spiegel weiß, mit einem aschgrauen Querband. Länge 19 bis 20″.

Bei jungen Männchen vom Jahre: Schnabel hellroth; Augensterne gelb oder braungelb; Scheitel und Kopf dunkelbraun, oder rostbraun; Kehle weißgrau; hintere Hälfte des Halses und Oberbrust weiß- und braungefleckt; Oberkörper asch- oder braungrau; Flanken braungrau oder braun, hellgrau durchwellt.

An einjährigen Männchen erscheint am Oberkörper, mit Ausnahme des noch rostbraunen Kopfes und Halses, schon vieles schwarz.

Anatomische Bemerkung. Der obere Theil der mittelmäßig langen Luftröhre des Männchens ist, außer daß die zweite Erweiterung fehlt, wie bei der vorhergehenden Art beschaffen; $1\frac{1}{2}$″ oberhalb des untern Larynx ist die Röhre stark beigedrückt und enthält 19 bis 20 Ringe, welche am hintern Theil der Röhre sehr weit sind, vorn aber einen, aus schmalen Knochenstreifen, in deren Zwischenräumen 20—22 Membranen trommelfellartig ausgespannt sind, bestehenden Randvorsprung bilden. Der große untere Larynx erweitert sich nach vorn und nach unten, wodurch zwei knochenartige Kammern am Hintertheil entstehen, von denen die rechtsstehende die größte ist; beide sind seithalben mit einer Membran überspannt. Bei dieser Sägerart befindet sich in der linksstehenden Kammer eine membranöse Scheidewand von gleicher Einrichtung mit der, welche bei der vorhergehenden und in der rechten Kammer des untern Larynx als vorhanden bemerkt wurde. [1])

Als Räuber kleiner Fische und der Brut größerer auf unsern Gewässern hemmt auch dieser Säger die Vermehrung; im Norden soll er, wie der Gänsesäger, den Fischern als Zutreiber Nutzen stiften.

Seine Federn werden den Eiderdunen fast gleich geschätzt und in nördlichen Gegenden diesen beigemengt. Dort genießt man auch die Eier gern, deren das Weibchen 8 bis 13 schmuzigweiß- oder grauweißgefärbte auf den trockenen Boden oder unter niedriges Gesträuch unfern des Meeresufers legt.

Das Wildbret der Alten ist hart, das der Jungen zart, zu Anfang der Zugzeit und bis in den Monat Januar hinein mehr oder weniger mit Fett überzogen. Thranig schmeckend fand ich es, bei mehrmaligem Genuß, weder bei Alten noch bei Jungen.

---

1) Von der obenstehenden Temminck'schen Beschreibung des Luftröhrenbaues weicht die Meyer'sche (Taschenbuch, II, 570) nicht unerheblich ab. Da der Verfasser in diesem Fall keine Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte und also nicht darüber urtheilen kann, welche Beschreibung die treffendste ist, so folgt hier auch die Meyer'sche: „Die männliche, meist walzenförmige Luftröhre hat oben, ungefähr $1\frac{1}{2}$″ unter der Stimmritze, eine große bauchige Erweiterung; sonst ist sie in ihrer ganzen Länge ziemlich gleichweit und endigt sich in ein vierkammeriges großes Labyrinth, dessen beide Nebenkammern fast gleichgroß sind, oben voneinander abstehen und unten in einem Winkel zusammenlaufen; die äußere Fläche ist in beiden häutig und durchsichtig; die innere und obere Fläche in der rechten knöchern, in der linken häutig.“ W.

Mir hat es geschienen, als komme es im Geschmack fast mit dem Fleisch der Hausente überein, nur sei es etwas süßlicher. Man thut sehr unrecht, diese Vögel zu den uneßbaren zu rechnen. Ich lasse die Auerhahnspastete sicher stehen, wenn ich die Wahl zwischen dieser und einem Ragout vom Wildbret dieses Sägers habe.

§. 4. Der weiße Säger (Mergus albellus *L.*, kleiner Säger, weiße und kleine Tauchente, weiße Nonne, Rhein- und Eistaucher, Kreuzente, Scheckente, kleiner Merch, Weißzopf)[1]) hat Heimat, Zugzeit und Lebensweise mit den beiden vorhergehenden Arten gemein. Doch kommt er häufiger, meist in geringzählige Flüge vereint, wie es scheint, familienweise, vom November bis zu Ende des Monats Februar auf offene Stellen der deutschen Flüsse, Seen und Teiche, soll auch an den Ostseeküsten und an den in der Nähe derselben gelegenen Seen sein Geheck machen, indem das Weibchen, nach Bechstein, an trockenen Uferstellen aus dünnem trockenen Reisig und dürren Grashalmen ein kunstloses Nest baut, dasselbe mit Dunen, die es sich selbst ausrupft, ausfüttert und 8 bis 12 weißliche Eier legt und ausbrütet.

Beschreibung. Altes Männchen: Schnabel, Fußwurzel und Zehen aschgrau bläulich; Schwimmhaut schwarz; Augenstern braun; Schläfe, nebst einem Längsflecken am Hinterkopf schwarzgrün glänzend; buschige Holle auf dem Scheitel; Hals, Schultern, kleine Flügeldeckfedern und ganzer Unterkörper sehr reinweiß; Oberrücken, zwei über die Seiten der Brust hinlaufende Bogenlinien, nebst den Schulterrändern tiefschwarz; Schwanz aschgrau; Flanken und Schenkel mit aschgrauen Zickzacks. Länge 15½ bis 16″.

Weibchen: Obertheil des Kopfes nebst Holle, Wangen und Hinterkopf rostbraun; Kehle, Oberhals, Bauch und After weiß; Unterhals, Brust, Flanken und Steiß hell aschgrau; Rücken und Schwanz sehr dunkel aschfarben; Flügel weiß aschgrau- und schwarzbunt. Länge 15″.

Junge beiderlei Geschlechts ähneln im ersten Lebensjahre sich untereinander und dem alten Weibchen[2]) so sehr, daß sie dem Aeußern nach nicht voneinander zu unterscheiden sind, sondern nur durch anatomische Untersuchung, bei welcher schon der Luftröhrenbau über das Geschlecht vollkommene Gewißheit gibt.

Einjährige Männchen werden kenntlich durch kleine schwärzliche Federchen, welche an dem Schnabelwinkel einen großen Flecken bilden; durch einige weißliche und weiße Federn, welche dem Gefieder des Kopfes und

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 465; dessen Jagdzoologie, S. 839 Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 735.

2) Bis auf weiße Enden der großen Flügeldeckfedern, da hingegen bei Alten beiderlei Geschlechts nur die äußersten Spitzen derselben weiß sind. W.

Genickes untermengt sind; durch schwarze und aschgraue Federn, mit welchen der Oberrücken im Gemeng besetzt ist, und durch Andeutung der zwei Bogenlinien an den Seiten der Brust.

Anatomische Bemerkung. Des Männchens dicht unter der Stimmritze sehr verengerte Luftröhre wird bis zum untern Larynx stufenweise immer mehr erweitert; die Röhre ist aus wechselsweise gestellten Halbringen zusammengesetzt. Der untere Larynx bildet nach vorn zu eine knöcherne Hervorragung; an der linken Seite breitet sich eine knöcherne Kammer aus, aus welcher oben eine schmale, halbcirkelförmige Knochenrippe hervortritt; diese Kammer ist auf beiden Seiten mit einer durchsichtigen Membran überzogen.

An Scheu, an Schnelligkeit im Fluge, an Fertigkeit im Tauchen und Fortgehen unter dem Wasser, und an Gewandtheit und Behendigkeit beim Fischen übertrifft dieser Säger seine Gattungsverwandten bei weitem. Er hat das Eigene, daß er seinen Fischraub sogar unter dem Eise mit glücklichem Erfolg treibt, indem er an einer kleinen offenen Stelle taucht, minutenlang unter der Eisdecke herumschwärmt und, wenn im nähern Umkreise eine andere offene Stelle sich nicht findet, an demselben Ort, wo er verschwand, wieder zum Vorschein kommt, ohne, wie es scheint, je irre zu gehen, was, wenn es geschähe, ihm unfehlbar das Leben kosten müßte.

Da seine Nahrung vorzüglich, bei Alten vielleicht einzig aus Fischen besteht, so ist es klar, daß er in diesem Betracht zu den schädlichen Vögeln gehört, und daß das Wildbret der Alten nur dem Lecker munden könne, dem ein stark thraniger Geschmack nicht zuwider ist. Junge Vögel dieser Art werden sich in der frühesten Lebensperiode vermuthlich von Insekten und vielleicht von Laich nähren; das Wildbret solcher mag daher auch wol, wie bei den andern Sägern, von besserm Geschmack sein. Das Gefieder mag dieselbe Nutzung gewähren, wie das der übrigen Gattungsverwandten.

§. 5. Die Erlegung sämmtlicher Sägerarten mit Schießgewehr ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden; denn bei der Scheu dieser Vögel gelingt es nur unter günstigen örtlichen Verhältnissen und unter vorsichtigster Benutzung dieser Verhältnisse, ihnen schußmäßig beizukommen. Ist nun aber auch die Annäherung hinter einem Erdwall, oder hinter dichtem Gesträuch, oder an einer hochuferigen Stelle glücklich bewirkt, so kommt es wieder darauf an, ob der einzelne Vogel oder eine kleine Gesellschaft auf tiefem oder auf seichtem Wasser sitzt. Im erstern Fall kann der Schuß füglich ganz erspart werden, selbst mit der Doppelflinte; denn unter zehn Schüssen mislingen gewiß neun, wegen der Behendigkeit aller Säger im Tauchen; der Nachschuß mit dem andern Lauf, der bei vielen andern Tauchvögeln gewöhnlich dann der sicherere ist, wenn er im Moment des Wieder-

Beschreibung. Oberkiefer sehr wenig gekrümmt; Unterkiefer in der Mitte und an der Basis von gleicher Breite, unten ohne Furche; Schnabellänge $3^1/_4$—$3^1/_2$″.

Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel schwärzlich; Augenstern braun; Füße an der Außenseite braun, an der innern, wie die Schwimmhaut, weißlich; Kopf und Nacken aschgraubraun, an der Stirn am dunkelsten; Kehle und Vorderhals glänzend violettschwarz; unter der Kehle ein (unterbrochenes) schmales, von den Ohröffnungen aus über die Seiten des Halses ein breites, der Länge nach schwarz und weiß gestreiftes Band; Unterhals schwarz und weiß gestreift; Brust, Bauch, After und Schenkel ganz weiß; Rücken, Steiß und Flanken tiefschwarz; an den Seiten des Oberrückens ein länglicher Flecken, dessen Federn an den Spitzen weiß sind; Schultern mit zwölf bis dreizehn reinweißen Querstrichen gezeichnet; Flügeldeckfedern schwarz, mit kleinen weißen Flecken besät. Länge 24—26″.

Das Weibchen nistet im hohen Norden an den Rändern süßwässeriger Seen und in Sümpfen, die viele blanke Wasserstellen haben, im Gesträuch und langen Grase. Das Gelege besteht aus zwei braunen, mit schwarzen Flecken einzeln besetzten Eiern. Diese, wie das Wildbret, der gargemachte Balg und die Federn, werden von den Bewohnern des hohen Nordens geschätzt. Bei uns würde das Wildbret, wenn man es auch öfter haben könnte, seines thranigen Geschmacks wegen doch nicht hoch in Anschlag kommen dürfen.

§. 4. Der rothkehlige Seetaucher (Colymbus septentrionalis *L.*)[1] bewohnt ebenfalls den Norden von Europa, Asien und Amerika, und macht daselbst, auch nach Bechstein schon in Preußen und Livland, sein Gehecke. Als Zugvogel kommt er im Herbst, besonders aber im Winter, häufig an die Küsten von England, Frankreich und Holland. Junge Vögel vorzüglich besuchen im Spätherbst und Winter die Küsten der Nord- und Ostsee, auch im Winter die offenen Stellen der Flüsse und Seen, und zwar nicht nur im nördlichen, sondern ebenmäßig im mittlern und selbst im südlichen Deutschland fast alljährlich, jedoch einzeln.

Beschreibung. Oberschnabel gerade, Unterschnabel etwas nach oben gekrümmt, die Ränder an beiden Kiefern sehr nach innen gebogen. Schnabellänge 2″ 10‴ bis 3″.

Alte: Schnabel schwarz; Augenstern orangebraun; Füße an der Außenseite schwarzgrünlich, an der inwendigen, wie die Schwimmhaut, grünlichweiß; Seitenkopf, Kehle und Seiten des Halses sammtartig aschgrau oder mäusefahl; Scheitel schwarzgefleckt; Hinterkopf, Hinter- und Unterhals mit

---

1) Bechstein, Jagdzoologie, S. 698, Nr. 113.

die Meere des arktischen Kreises und macht auf den in der Nähe derselben befindlichen süßwässerigen Seen sein Geheck, indem das Weibchen zwei große hellbraune Eier legt und ausbrütet. Im Spätherbst kommen gewöhnlich junge Vögel dieser Art (selten alte) auf die deutschen Küsten, Flüsse und Landseen, überwintern daselbst, von den offenen Stellen eines Gewässers zu denen des andern streichend, und treten, sobald der Winter im nördlichen Deutschland nachläßt, den Wiederzug an.

Beschreibung. Oberkiefer fast ganz gerade; Unterkiefer etwas nach oben gekrümmt, in der Mitte am breitesten, unten gefurcht; Schnabellänge 4″ 1—4‴.

Alte beiderlei Geschlechts: Schnabel von der Wurzel an schwarz, an der Spitze aschfarbig; Augenstern braun; Füße an der Außenseite schwarzbraun, an der innern sammt den Schwimmhäuten weißlich; Kopf, Kehle und Hals schwarz, mit grünem und bläulichem Schiller; unter der Kehle ein schmales, schwarz- und weißgestreiftes Querband; auf dem Hinterhalse ein breiter, schwarz und weiß der Länge nach gestreifter Halbring; Rücken, Flügel, Flanken und Steiß tiefschwarz; auf jeder Rücken- und Schulterfeder gegen das Ende hin zwei reinweiße, viereckige Flecken; Flügeldeckfedern, Flanken und Steiß mit kleinen weißen Flecken durchsprengt; Brust, Bauch, After und Schenkel reinweiß. Länge 28—31″.

In unsern Gegenden ist dieser Vogel sehr scheu, daher hält er sich immer weit vom Ufer entfernt. Er führt den Namen Taucher mit vollstem Recht, denn er wird in der Tauchgeschicklichkeit von irgendeinem andern Wasservogel schwerlich übertroffen. Sein Flug ist schnell und anhaltend. An das Land geht er nie oder höchst selten; seiner sehr weit hintenstehenden Schenkel und Beine halber kann er gehend sich nur sehr schlecht bewegen.

Den weit erschallenden Laut dieses Seetauchers bezeichnet Bechstein durch Güööh.

Seine Nahrung besteht aus Fischen, Fröschen, Wasserinsekten und Seegewächsen.

Das Wildbret soll einen thranigen Geschmack haben, im Norden aber, wie die Eier, gern genossen werden. Die gargemachten Bälge werden von den Bewohnern des hohen Nordens zur Verbrämung der Kleidungsstücke verwendet; die Federn sind zum Ausstopfen sehr gut zu benutzen.

§. 3. Der schwarzkehlige Seetaucher (Colymbus arcticus *L.*, Polartaucher) [1]) hat rücksichtlich der Heimat, der Zugzeit, der Verbreitung während seines Winteraufenthalts in unsern Gegenden, der Lebensweise und der Nahrung alles mit dem schwarzhalsigen Seetaucher gemein.

---

1) Bechstein, Jagdzoologie, S. 698, Anmerk. zu Nr. 112.

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Erstes Kapitel.

Der Dachs.

Meles taxus *Schreb.* [1])

§. 1. Alle zur niedern Jagd gehörigen Raubthiere haben in der waidmännischen Kunstsprache Seher, keine Augen; Lauscher, keine Ohren; Fett, kein Feist; Gebiß, keine Zähne, und besonders Fänge, keine Eckzähne.

Sonst bedient man sich, wenn von ihnen die Rede ist, der gewöhnlichen Ausdrücke: Schweiß, statt Blut; Läufe, statt Füße u. s. w.

Beim Dachs sind folgende besondere Ausdrücke üblich:

Schwarte: Haut; Pürzel, Zain, Ruthe: Schwanz; Klauen: Zehen nebst Nägeln an denselben; Bau: seine unterirdische Wohnung; Röhren, Geschleife, Einfahrten: die Eingänge des Baues; Kessel: der Ort, wo unter der Erde die Röhren zusammenlaufen.

Der Dachs bewohnt den Bau, befährt die Röhren, sitzt im Kessel; er versetzt, verklüftet, verliert sich, indem er sich in einer Röhre oder im Kessel verschanzt; er wird vom Dachshund im Kessel angetrieben.

Er schleicht und trabt, er geht nicht; weidet sich oder nimmt Weide an, er frißt nicht; er sticht oder wurzelt, indem er mit der Nase schmale Furchen in den Erdboden macht, um die Weide herauszuwerfen; er ranzt oder rollt, indem er sich begattet. [2])

Wenn er beim Hetzen den Hunden sich widersetzt und an ihnen verbeißt, so sagt man, er hat sich verfangen.

Er wird todtgeschlagen, dann schärft man erst die Schwarte

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1797. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 23. Schreber, Säugethiere, III, Tab. CXLII.

2) Flemming bedient sich in seinem „Deutschen Jäger" des Ausdrucks brunften. W.

schwarzen und weißen Längsstreifen; Kehle und Gurgel lebhaft braunroth; Brust, Bauch, After und Schenkel ganz weiß; Flanken, Rücken und alle übrigen obern Theile schwarzbraun, bei sehr alten fleckenlos, bei drei= oder vierjährigen mit sehr kleinen, undeutlichen, weißlichen Flecken. Länge 19—25″.

Dieser Vogel, dessen Laut wie Kaïh, kaïh! sehr lang gezogen ertönt, hat im übrigen die nämliche Lebensweise wie die beiden vorhergehenden Arten.

Das Weibchen macht sein aus zwei an beiden Enden gleich dicken bräunlich=gelbgrauen Eiern bestehendes Gelege an ebendenselben Orten und Stellen, wo das schwarzkehlige Seetaucherweibchen nistet.

Die Nahrung des rothkehligen Seetauchers besteht weniger ausschließlich aus Fischen, wie bei den andern Arten dieser Gattung; derselbe nimmt auch Krebse, Krabben, Wasserinsekten und Würmer an. Daher kommt es, daß das Wildbret einen weit bessern Geschmack hat als das der übrigen Gattungsverwandten, doch gehört es zu den Leckerbissen nicht. Die Federn sind sehr gut nutzbar.

§. 5. Jagd= und Fangbetrieb hat eigentlich nur für den Ornithologen, was freilich jeder Jäger zu werden streben sollte, Interesse; denn um ihrer Schädlichkeit, rücksichtlich der Fischverminderung, willen ist es in unsern Gegenden, wo Seetaucher nie häufig vorkommen, gerade nicht nöthig, denselben eifrig nachzustellen, und für die Tafel wird an ihnen wenig gewonnen.

Es genügt demnach, an das zu erinnern, was bei andern Tauchvögeln, namentlich beim Steißfuß, darüber gesagt worden ist.

Ueberhaupt werden wol nicht viele Jäger sich mit Grund rühmen dürfen, Seetaucher geschossen zu haben. Der gelegentliche Fang in den Entenschlagnetz=Apparaten mag in der letzten Zeit des Herbststellens eher stattfinden können.

obern zwei gerade kegelförmige Fänge, endlich in ersterer auf jeder Seite sechs, in letzterer auf jeder Seite fünf Mahl- oder Backenzähne, von denen die vordersten obern und untern, selbst bei geschlossenem Maul, sich nicht berühren, auch im Alter, wie beim Bär, gewöhnlich ausfallen. Daher kommt es, daß man oben oft nur vier, unten fünf Backenzähne auf jeder Seite findet.

Uebrigens bemerke man, daß im Spätherbst unter der Schwarte erst eine gewöhnlich etwas über $1/3''$ starke Fettlage sich über den ganzen Rücken und die Seiten des Dachses verbreitet. Dann folgt ein dünner Streif, welcher aus sehr zartem Wildbret besteht. Unter diesem Streifen findet man eine zweite, oft 1″ starke Fettlage, die sich, wie die erste, über das Wildbret des Rückens und der Seiten ausdehnt.

Zu eben der Jahreszeit scheint das ganze Netz ein bloßes Gewebe von Fettstriemen zu sein; das sehr dünne Gescheide ist so mit Fett umlegt, daß es nur mit Mühe, ohne zerrissen zu werden, herausgezogen werden kann; der Magen ist dem des Schweines sehr ähnlich; der Blinddarm fehlt; die Harnblase hat die Größe eines Hühnereies; die Muttertrompeten reichen beim Weibchen bis an die Nieren; das Herz steckt gleichsam in einem Fettsack; die Leber hat sechs Lappen. So fand Götz, wie er in seiner „Europäischen Fauna" sagt, die Beschaffenheit der innern Theile, und meine eigenen Beobachtungen stimmen in dieser Hinsicht mit den seinigen überein.

Als Geschlechtsunterscheidungszeichen gibt man an, daß das Weibchen (die Dächsin) etwas kleiner und schmäler, auch an allen Theilen heller gefärbt sei als das Männchen. Von den acht Säugwarzen stehen vier an der Brust, vier am Bauch.

Alte Jäger und Jagdschriftsteller, z. B. Fouilloux in seinem „Traité de la Vénérie", Flemming und Döbel, ebenso mehrere unter den ältern Naturforschern, namentlich Linné, sprechen von zwei Dachsarten. Die eine nennen sie den Hundedachs, die andere den Schweinedachs. Buffon verwirft diese Meinung. Ihm folgt Bechstein, welcher seine Behauptung durch verschiedene Gründe unterstützt, die theils von der Verworrenheit und dem Widersprechenden in der Angabe der Kennzeichen, theils, und mit Recht, davon hergenommen sind, daß diejenigen, welche die angegebene Verschiedenheit des bei uns gemeinen Dachses behaupten, doch zugeben, daß beide sich miteinander begatten, ein Fall, der bei zwei verschiedenen Arten irgendeiner Haarwildgattung, solange sie sich in Freiheit befanden, nie bestimmt nachgewiesen worden ist.[1])

1) Vgl. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, I, 363 fg. Exacte Beobachtungen haben schon längst nachgewiesen, daß Schweine- und Hundedachs durchaus nicht verschiedene Thiere, nicht einmal Varietäten einer und derselben Species sind. T.

es, löst die Fettlagen ab, bricht ihn hiernächst auf, und zerwirkt und zerlegt ihn.

§. 2. Der gemeine Dachs wird auch Gräving oder Greifing genannt, Dachsbär nach Linné.

Er gehört zur Ordnung der Raubthiere (Carnivora), und zwar zur Familie der Marder (Mustelina)[1]) und zur Gruppe der Dachse.

§. 3. Der gemeine Dachs wird in den meisten Ländern von Europa bis zum 60° nördl. Br., im nördlichen und mittlern Asien bis zum Kaspischen Meer und der Lena, doch nirgends häufig angetroffen.

Die Länge eines alten, völlig ausgewachsenen Dachses kann man füglich auf $2^1/_2$—3′, die Höhe auf 1′ 3—4″, die Schwere im Frühjahr auf 20—25, im Herbst auf 30—40 Pfund ansetzen.

Das Merkwürdigste an diesem Thier ist das Stinkloch (Saugloch, von einigen Jägern auch Schmalzröhre genannt), eine zwischen dem Pürzel und dem Waidelloch befindliche, mit kleinen Drüsen besetzte Queröffnung, unter der sich ein 1″ tiefer, inwendig behaarter Beutel bildet, in welchem eine weißliche, klebrige, widrig riechende Feuchtigkeit von dem zwischen der Schwarte und dem Wildbret befindlichen Fett sich absondert. Mit den innern Theilen steht dieser Beutel nicht in der geringsten Verbindung. Weiter unten wird die Rede davon sein, zu welchem Zweck diese Einrichtung von der Natur getroffen wurde.

Die ganze Schwarte ist mit borstenartigem, starrem, fettig anzufühlendem Haar besetzt, welches aus gelblicher Grundwolle sich erhebt und hinterwärts niederlegt. Die Länge desselben macht, daß bei den ohnedies sehr kurzen Läufen, die in breiten fünfzehigen Tatzen, von denen die vordern mit langen Klauen bewaffnet sind, ausgehen, der Bauch auf der Erde fast aufzustreichen scheint.

Um die Köpfe der Unterkinnlade schließen sich die Ränder der Pfannen, wie bei der Hyäne, so fest an, daß selbige sich zwar auf und nieder, aber nicht vorwärts bewegen kann.

Das äußerst scharfe Gebiß besteht eigentlich aus 38 Zähnen, und zwar aus 12 Schneide- oder Vorderzähnen, von denen sechs in der obern und ebenso viele in der untern Kinnlade stehen. Von den obern ist einer um den andern inwendig ausgehöhlt, und sämmtlich sind sie merklich größer und breiter als die untern; von den letztern sind die zwei zunächst an den mittelsten stehenden die längsten, auch etwas hineinwärts gedrückt, die äußersten scharf abgestutzt.

Dann folgen in der untern Kinnlade zwei hinterwärtsgebogene, in der

[1]) Worüber vielleicht mancher Jäger ungläubig den Kopf schütteln wird. T.

dieses nicht als allgemein geltende Regel angesehen werden, denn dem Verfasser sind Beispiele bekannt, daß drei bis vier alte Dachse den ganzen Sommer hindurch einen und denselben Bau, doch in abgesonderten Kesseln, bewohnt haben, es war aber ein Hauptbau, d. h. ein solcher, der sehr viele tiefe und weitgehende Röhren hat und daher ein ziemlich großes Terrain einnimmt. [1])

Uebrigens ist er ein scheues Thier, das, wenn es in der Nacht beim Mondschein auf eine beleuchtete Stelle kommt, vor seinem eigenen Schatten erschrickt; jedoch fehlt es ihm weder an Muth noch Stärke, mit seinem so scharfen Gebiß gegen jeden Angriff sich tapfer zu vertheidigen.

So sah ein Jäger im Schaumburgischen einst einem Kampf auf Leben und Tod zwischen drei halbwüchsigen Dachsen und vier jungen Füchsen zu, dem nur die Dazwischenkunft der alten Füchsin, welche die Feinde ihrer Kinder in die Flucht trieb, ein Ende machen konnte.

Man will sogar Fälle wissen, daß der Dachs nicht nur gegen Hunde, sondern auch gegen Menschen der angreifende Theil gewesen sei.

So mußte einst ein Bauer, der einem Dachs begegnete, vor seinem Anfall sich durch die Flucht auf den Wagen retten, und einen Jäger griffen ein anderes mal zwei Dachse so ernstlich an, daß er Feuer auf sie zu geben sich gedrungen sah. [2])

Unter allen bei uns einheimischen wilden Säugethieren ist er das trägste; denn Buffon's Behauptung, daß er drei Viertheile seines Lebens verschlafe, oder doch ruhend hinbringe, enthält nichts Uebertriebenes.

Einen grinsenden Laut gibt, wie man sagt, die Dächsin aus, wenn sie Schmerzen empfindet, nie der Dachs, von welchem ich nur, wenn er von Hunden geneckt wird, ein dumpfes Murren vernommen zu haben glaube.

Sein Alter soll dieses Thier gewöhnlich nicht viel über 12, zuweilen aber doch bis auf 20 Jahre bringen. Wie schwer es sei, hierüber etwas Bestimmtes zu sagen, fällt in die Augen, denn der Schluß von eingeschränkt erhaltenen wilden Thieren auf solche, die im natürlichen freien Zustand leben, bleibt immer trüglich.

Unter den Krankheiten, von welchen die Dachse befallen werden, zeigt sich Blindheit besonders an alten oft; Raude kommt in allen Altern im Sommer vor. Beide mögen wol von dem langen Aufenthalt in dem dumpfigen Bau, verbunden mit der natürlichen Schärfe in den Säften,

---

1) Es gibt Hauptbaue, die von noch größern Familien bewohnt werden. So wurden vor etwa 15 Jahren im kaiserl. königl. Forstrevier P. in Niederösterreich in einem solchen nicht weniger als neun Stück gegraben. T.

2) Vgl. v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1797.

Ebenso wenig als Buffon, Bechstein, Jester u. s. w. habe ich jemals mehr als eine Art vom gemeinen Dachs gesehen, wol aber wirkliche Abweichungen in Rücksicht der Farbe des Haares, und scheinbare in Beziehung auf den Körperbau, welche jedoch entweder von der Verschiedenheit des Alters und der Geschlechter, oder, und zwar vorzüglich, von der Jahreszeit herzurühren scheinen. So z. B. ist die Grundwolle auf der Schwarte junger Dachse im ersten Jahre mehr graulich gefärbt, das daraus hervorgehende Haar aber überall etwas heller und bis zum ersten Herbst so kurz, daß der Kopf viel spitziger und länger, die Läufe viel höher zu sein scheinen als bei alten.

Aehnliche Bemerkungen wird man auch im Frühjahr und Sommer an letztern zu machen Gelegenheit finden, ganz vorzüglich an der Dächsin, wenn sie Junge hat; sie haben aber bei letzterer besonders darin ihren Grund, daß sie durch das Säugen sowol, als durch die Besorgung des Erziehungsgeschäfts weit mehr noch herunterkommt als der männliche Dachs.

Als Spielarten führt Bechstein [1]) auf:

1) **Den weißen Dachs**, welcher oben weiß, unten gelblich gefärbt ist. Ein solcher ist, nach Jester [2]), vor einigen und dreißig Jahren in Preußen gegraben und der Vorfall von dem damaligen Forstbedienten des gaulendenschen Reviers in einem ihm zuständigen Exemplar von Buffon's „Naturgeschichte" angemerkt worden.
2) **Den gefleckten Dachs**. Er ist weiß, mit gelbröthlichen, dunkelbraunen Flecken. Ein solcher wurde im Jahre 1724 bei Hubertsburg in Sachsen gegraben. Diesen hat schon Götz in seiner „Europäischen Fauna" und v. Wildungen in seinem „Neujahrsgeschenk" u. s. w. vom Jahre 1799 erwähnt; auch findet man ihn unter Ridinger's „Seltenen Thieren", Tafel 74.

Der nordamerikanische Dachs soll etwas kleiner sein als der unserige. Auch dort hat man die weiße, obenerwähnte Spielart gefunden. [3])

Der Dachs kann sich nicht schnell bewegen [4]); auch äuget er schlecht, windet und vernimmt aber desto schärfer.

Mehrentheils lebt, außer der **Rollzeit** (Brunftzeit), jeder Dachs, welchen Geschlechts er sei, ganz isolirt und bewohnt seinen Bau allein; doch kann

---

1) Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, S. 228.
2) Die kleine Jagd (3. Aufl.), I, 226.
3) Brisson, Regn. anim., S. 255.
4) Daß der Dachs sich nur langsam bewege, ist eine allgemeine Annahme, der ich nicht beipflichten kann, da ich mehrmals Gelegenheit hatte, mich vom Gegentheil zu überzeugen. Im September 1855 z. B. war einer meiner Wildbodenhunde, der zwar alt, aber noch ziemlich scharf war, nicht im Stande, einen Dachs einzuholen und festzumachen, der kaum 10 Schritt von ihm entfernt aus einer Fluchtröhre gefahren war. T.

trägt ihnen hierauf schickliche Aesungsmittel zu, und nimmt sie bei zunehmenden Kräften so bald als möglich in der Nachbarschaft des Baues mit auf die Weide.

Daß die Alte, wie einige Schriftsteller sagen, nach den ersten drei Wochen die Jungen am Tage vor die Hauptröhre führe und da im Sonnenschein mit ihnen spiele, habe ich nie gesehen, und es streitet meines Erachtens dies auch so sehr mit dem diesen Thieren eigenen lichtscheuen Wesen, daß ich das Vorgeben für eine Jägerfabel zu halten mich versucht fühle. Das hingegen ist gewiß, daß, bis die Jungen mit auf die Weide gehen, die Dächsin viel früher als zu anderer Zeit, noch in der Abenddämmerung den Bau verläßt, und daß ihr bis vor die Hauptröhre die Jungen folgen, auch da, nach ihrer Art recht komisch sich kollernd, miteinander scherzen. [1])

Bis gegen die nächstfolgende Brunftzeit bleiben diese bei der Mutter und in dem Bau, wo sie gesetzt wurden, dann müssen sie, sich selbst überlassen, für ihr Fortkommen und für Wohnungen sorgen. Das volle Wachsthum erreichen sie erst im zweiten Jahre ihres Lebens und wahrscheinlich dann auch erst die Fortpflanzungsfähigkeit.

So leicht es auch sein mag, junge Dachse zu zähmen und eingeschränkt mit Rüben, Wurzeln, Nüssen, Fleisch, Eiern, Fischen, gekochten Gemüsen und Brot zu erhalten, so sehe ich doch nicht ein, zu welchem Zweck dies geschehen soll. Der zahme Dachs ist weder gut von Ansehen, noch angenehm unterhaltend für den Besitzer. Auch ist es gefährlich, ihn im Hause zu haben, weil er, indem er sich gern auf die Feuerstätten legt, Kohlen, die sich in der Schwartenwolle anhängen, fortschleppen und so zum Brandstifter werden kann. Man gönne ihm doch Freiheit und Leben, bis er zweckmäßig zu benutzen ist.

§. 5. Den allergrößten Theil seiner Lebenszeit bringt der Dachs in einem Bau zu, den er meist im Walde, selten in Weinbergen, und stets so nahe als möglich an solchen Orten, von denen er nicht weit nach der Weide zu schleichen braucht, am liebsten an Anhöhen in festem Sandboden, doch auch auf plattem Lande in Lehmboden und, wenn es sein muß, selbst in steinigem Boden, die Erde mit den scharfen und breiten Vorderklauen aufgrabend und mit den Vorderläufen rückwärts scharrend, mit unbegreiflicher Anstrengung zur Nachtzeit neu ausführt [2]), insofern er nicht etwa einen

1) Zu jeder Tageszeit kann man in nicht beunruhigten Revieren die jungen Dachse vor dem Bau, sich sonnend und spielend, beobachten. T.

2) Es müßte sehr interessant sein, das eigentliche Verfahren des Dachses und aller in Bauen wohnenden Thiere beim Ausführen der Röhren, die oft in einer Tiefe von 10 und mehreren Schuh unter der Oberfläche der Erde 20—30 Schuh weit in geraden und krummen Richtungen fortgehen und doch im Hintergrund zusammentreffen, zu beobachten. Eine so große Menge Erde auf eine beträchtliche Strecke stets rückwärtskriechend herauszuschaffen, ist doch für ein Thier eine, man möchte sagen herkulische Arbeit. W.

herrühren; denn die Jägerbehauptung, daß der Fuchs den Dachs mit der Raude anstecke, scheint unwahrscheinlich.

Das einzige bekannte Beispiel, daß eine im Jahre 1795 in der Gegend von Dresden von einem Dachs geschlagene (gebissene) Frau mit der Tollwuth befallen wurde, kann wol nicht beweisen, daß dieses Thier besondere Anlage zu der schrecklichsten aller Krankheiten habe. Wahrscheinlich war er selbst von einem tollen Hunde oder Fuchse gebissen und so angesteckt worden.

§. 4. Ueber die wahre Rollzeit oder, wenn man will, Brunftzeit sind, indem einige sie in den November und Anfang des December, andere in den Februar setzen, auch bei dieser Wildart die Meinungen noch immer getheilt gewesen.

Eigene Erfahrungen, welche ganz mit denen von Bechstein, Jester und Döbel gemachten übereinstimmen, da auch ich im Februar schon junge Dachse und im November [1]) zweimal, sonst nie, zwei starke Dachse, ein Männchen und ein Weibchen, beisammen im Baue gefunden habe, veranlassen mich, den Spätherbst als die wahre Brunftperiode anzunehmen, obgleich ich nicht leugnen will, daß bei sehr früh eintretenden Wintern die Brunft zurückgehalten werden, und daß der Trieb dazu, vorzüglich wenn viel Eicheln unter dem Schnee verborgen liegen bleiben, dieser aber Anfangs Februar weggeht, dann erst zuweilen erwachen kann; denn ich weiß mich auch des Falles zu erinnern, im April ganz schwache junge Dachse gesehen zu haben. [2])

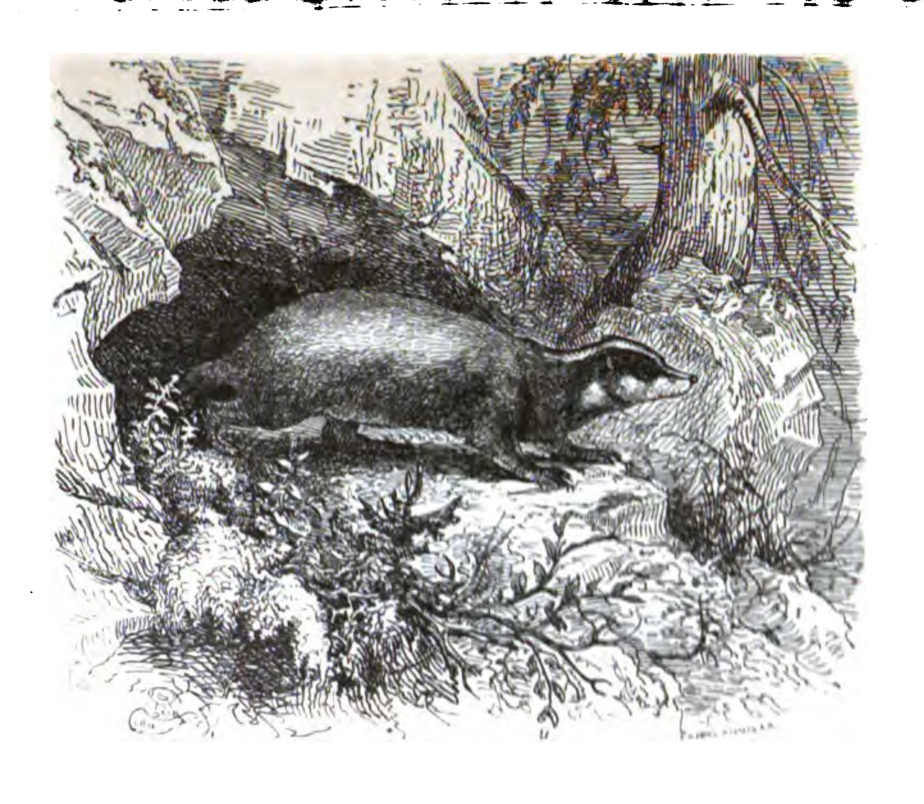
So phlegmatischen Temperaments übrigens der Dachs ist, so macht sich doch gleich zu Anfang der Rollzeit der männliche in der Nacht auf, ein Weibchen zu suchen. Findet er eins außer dem Bau auf der Weide, so begleitet er es nach gemachter Bekanntschaft nach Hause, bleibt aber noch nicht bei ihm. Dies geschieht erst nach etwa drei Tagen, wo dann auch die Begattung vor der Hauptröhre des Baues, welchen die Dächsin bewohnt, mit ungemeiner Ruhe vor sich geht. Sobald die Befruchtung erfolgt ist, duldet die Dächsin die fernern Zudringlichkeiten des Liebhabers nicht mehr, sondern gibt ihm den Abschied. (?) Geduldig erträgt dieser sein Schicksal, zieht sich in seine alte einsame Wohnung zurück, und sucht die etwa erlittene Kränkung schlafend zu vergessen.

Neun bis zehn Wochen geht die Dächsin dick, bringt dann drei bis fünf, in den ersten neun Tagen blinde, anfänglich blaugrau gefärbte Junge zur Welt, nährt sie während der ersten drei Wochen blos aus dem Gesäuge,

---

1) Einer meiner Bekannten will sogar in eben dem Monat, als er nach einem Dachs sich angestellt hatte, gesehen haben, daß Dachs und Dächsin aus einer Röhre dicht hintereinander herauskamen und vor derselben den Begattungsact ausübten. W.

2) Vor zwei Jahren wurden in meinem Nachbarrevier K. im October zwei alte und ein ganz junger Dachs aus dem nämlichen Bau ausgegraben. T.



Zu II, 267.

Der Dachs.

längere Zeit unbefahrenen findet, den er dann nur bequemer sich einrichtet und reinigt.

Es gibt entweder Hauptbaue, die zuweilen von mehr als einem Dachse, ja wol gar von Dachs und Fuchs zugleich bewohnt werden, oder in hartem, ebenem Boden weniger große, und in diesen hält sich dann nur ein Dachs auf.

Ein Hauptbau hat oft zehn, zwölf und mehrere Röhren, die nach allen Himmelsgegenden, mehrere Schritt voneinander entfernt, ausgeführt sind, von denen etwa zwei vom Bewohner immer befahren werden und sich durch das in einem harten Hügel davorliegende, unberasete Erdreich auszeichnen. Die übrigen sind theils Flucht-, theils Luftröhren, welche letztere fast gerade von oben hinabgehen.

Mehrere von diesen Röhren laufen hinten in einem Kessel zusammen, der geräumig genug ist, um dem Thiere zur Ruhe- und Schlafstätte, zum Ehe- und Wochenbett zu dienen. Zu diesem Ende scharrt und trägt der Dachs, wenn der Bau ausgeführt ist, eine Quantität trockenen Laubes vor die Hauptröhre, und schiebt es, mit Kopf und Brust sich dagegen stemmend, durch selbige bis in den Kessel.

Hat ein Hauptbau mehrere Bewohner, so lebt von diesen jeder in einem abgesonderten Kessel, in welchem wenigstens eine Haupt- und mehrere Nebenröhren zusammenlaufen.

Kleinere, nur von einem Dachs bewohnte Baue haben gewöhnlich nur zwei oder drei Röhren und einen Kessel.

Ungemein groß ist die Reinlichkeit, welche in einem Dachsbau herrscht. Nie löst sich der Bewohner während der Jahreszeiten, in welchen er ausgeht, in demselben; nur im Winter geschieht dies, aber auch dann nicht im Kessel, sondern in einer Nebenröhre, und jedesmal wird die Losung verscharrt.

Von der Mitte des Februar an bis zur Mitte des November ruht und schläft der Dachs in der Regel nur den Tag über im Bau, läßt sich auch dann selten mit Gewalt daraus vertreiben. [1])

Wenn es völlig finster ist [2]), kommt er jeden Abend, oft erst um 10 oder 11 Uhr, vorsichtig in der Hauptröhre hervor, steckt den Kopf heraus und sichert. Glaubt er ruhig zu sein, so schüttelt er, noch in der Röhre, den Sand oder die Erde ab, und trabt dann eilig ein Stück vom Bau weg. Dann schleicht er weiter nach der Weide, sticht [3]), um diese zu erhalten, im Laub und in der Erde nach Eicheln, Bucheckern, Busch- und Gartenobst,

---

1) Zuverlässige Jäger haben mich versichert, daß ihnen öfters Fälle vorgekommen seien, wo der Dachs am Tage, beim Graben, sich, durch eine Fluchtröhre herauseilend, habe retten wollen. W.
Dieser Fall ist mir ebenfalls einigemal vorgekommen. T.

2) Daß die Dächsin, welche Junge hat, früher ausgeht, ist schon oben gesagt worden. W.

3) Die Furchen, welche durch das Stechen entstehen, sind dem Gebräche ganz schwacher Frischlinge sehr ähnlich. W.

Eingesalzene und geräucherte Keulen des jungen Dachses sind so zart und wohlschmeckend als junge Schweineschinken.

§. 7. Da der Dachs viel mehr Nutzen schafft, als Schaden anrichtet, so ist es unverzeihlich, daß gemeine Jäger ihr Möglichstes dazu beitragen, sein Geschlecht gänzlich zu vertilgen. Nicht genug, daß sie, ohne an öftere Benutzung zu denken, in jedem Herbst, als der rechten Jagdzeit, graben, hetzen, fangen und schießen was sie nur können, sind einige auch wol noch unvernünftig genug, den Dachshunden zur Uebung im Frühjahr junge Dachse zu graben.

In großen Revieren sollte man auf Bauen, welche im Mittelpunkt oder doch über eine halbe Stunde von der Grenze entfernt liegen, nie graben, sondern dann und wann nur einen Dachs im Eisen fangen oder auf dem Anstand schießen. Bei Behandlung der Grenzbaue müßte man sich freilich nach dem Benehmen der Nachbarn richten.

Das Dachshetzen sollte eigentlich überall, der nächtlichen Beunruhigung der Reviere halber, nicht erlaubt sein und, wenn es von Unbefugten ausgeübt würde, streng bestraft werden.

§. 8. Bei der Dachsspur erscheint der Ballen fast wie beim Hunde, nur ist er nach den Seiten etwas breiter. Auszeichnend sind besonders die Abdrücke der langen Klauen an den Vorderläufen.

Im Traben schränkt der Dachs, vorzüglich im Herbst, sehr stark, d. h. die Abdrücke beider Vorder- und Hintertritte stehen in der Spur breit






Fährte des Dachses im Spätherbst.

voneinander, oder er geht, wie man vom Pferd zu sagen pflegt, weit; die flüchtige Spur stellt alle vier Läufe in einem sehr irregulären Dreieck dar.

§. 9. Zur Dachsjagd wären nach den §. 7 aufgestellten Regeln alle Hunde, den Dachshund bedingungsweise ausgenommen, entbehrlich. Von diesem soll daher hier nur geredet werden.

Wie er gestaltet sein soll, ist bekannt genug. In Rücksicht der Farben mag noch bemerkt werden, daß es, die gelben Extremitäten abgerechnet, auch

Tränke wegen beim Selbstgefühl seiner körperlichen Unbeholfenheit nicht leicht vom Bau, den er bewohnt. Weitere Reisen macht er nur, wenn er, von seinem Erbfeind, dem Fuchs, oder sonst vertrieben, eine andere Wohnung aufsuchen oder ausführen muß.

Nur wenn ihn der Tag einmal im Freien übereilt, schiebt er sich in einen hohlen Baumstamm oder Reishaufen ein. [1])

§. 6. Der einzige irgend bedeutende Schaden, welchen der Dachs anrichtet, ist, daß er Rübenfelder, die in der Nähe seines Baues liegen, fleißig besucht und merklich straft; auch thut er in Eichel- und Bucheckersaaten Schaden durch Wegnehmen des Samens, sowie in Weinbergen in der Reifezeit den Trauben. Die Räubereien an lebenden nützlichen Thieren, welche man ihm schuld gibt, sind nicht hinlänglich erwiesen, oder doch höchst geringfügig.

Dagegen stiftet er im Naturhaushalt durch seinen Beitrag zur Verminderung schädlicher Thiere, Insekten und Würmer einigen Nutzen.

Bedeutender, beträchtlich sogar ist der Vortheil, welchen der Jäger vom zur rechten Zeit gefangenen Dachs ziehen kann. Denn er legt

1) im Herbst so viel Fett auf, daß man nicht selten, wenn es ausgelassen ist, 5—7 Pfund von einem gewinnt. Es wird in Apotheken gebraucht und soll bei innern und äußern Schäden gute Dienste leisten [2]); es liefert aber auch ein dem Baumöl vorzuziehendes Brennmaterial für die Lampe, eine treffliche Schmiere zu Wasserstiefeln und wird als ein herrliches Ingredienz zum Seifenkochen geschätzt.

2) Seine Schwarte ist von der Mitte des October an bis zum Ende des Januar fest, dauerhaft und für Nässe und Regen undurchdringlich. Sie wird daher von Sattlern und Täschnern rauhgar gemacht, zu Jagdtaschen, Büchsensäcken, Hundehalsbändern, Koffer- und Kummetüberzügen verarbeitet.

3) Aus den langen Haaren macht man Bürsten, auch stärkere Maler- und Vergolderpinsel, besonders gute Pinsel zum Auftragen des Seifenschaumes beim Bartabnehmen.

4) Sein Wildbret ist, gehörig gesalzen und gewürzt, kein übles Gericht, und eine Dachskeule mit Blumenkohl oder Birnen ist ein ganz angenehmes Gericht.

---

1) Ein höchst seltener und merkwürdiger Fall hat sich (nach v. Wildungen's Taschenbuch, 1800, S. 151) im Niederwald bei Höchst ereignet, indem man da im Februar aus dem obersten horizontal stehenden Ast einer 20 Fuß hohen hohlen Eiche einen Dachs mit der Zange hervorzog, wo er, der Losung nach zu urtheilen, öfter sich aufgehalten hatte. Eine sehr schräge Richtung muß der Baumschaft wol gehabt haben, sonst wäre es dem unbeholfenen Thiere unmöglich gewesen, in der Höhlung desselben hinaufzusteigen. W.

2) Gewiß ist es, daß es, auf braunes und schwarzes Haar bei Menschen und Thieren gestrichen, dasselbe grau beizt. W.

Eingesalzene und geräucherte Keulen des jungen Dachses sind so zart und wohlschmeckend als junge Schweineschinken.

§. 7. Da der Dachs viel mehr Nutzen schafft, als Schaden anrichtet, so ist es unverzeihlich, daß gemeine Jäger ihr Möglichstes dazu beitragen, sein Geschlecht gänzlich zu vertilgen. Nicht genug, daß sie, ohne an öftere Benutzung zu denken, in jedem Herbst, als der rechten Jagdzeit, graben, hetzen, fangen und schießen was sie nur können, sind einige auch wol noch unvernünftig genug, den Dachshunden zur Uebung im Frühjahr junge Dachse zu graben.

In großen Revieren sollte man auf Bäuen, welche im Mittelpunkt oder doch über eine halbe Stunde von der Grenze entfernt liegen, nie graben, sondern dann und wann nur einen Dachs im Eisen fangen oder auf dem Anstand schießen. Bei Behandlung der Grenzbaue müßte man sich freilich nach dem Benehmen der Nachbarn richten.

Das Dachshetzen sollte eigentlich überall, der nächtlichen Beunruhigung der Reviere halber, nicht erlaubt sein und, wenn es von Unbefugten ausgeübt würde, streng bestraft werden.

§. 8. Bei der Dachsspur erscheint der Ballen fast wie beim Hunde, nur ist er nach den Seiten etwas breiter. Auszeichnend sind besonders die Abdrücke der langen Klauen an den Vorderläufen.

Im Traben schränkt der Dachs, vorzüglich im Herbst, sehr stark, d. h. die Abdrücke beider Vorder- und Hintertritte stehen in der Spur breit







Fährte des Dachses im Spätherbst.

voneinander, oder er geht, wie man vom Pferd zu sagen pflegt, weit; die flüchtige Spur stellt alle vier Läufe in einem sehr irregulären Dreieck dar.

§. 9. Zur Dachsjagd wären nach den §. 7 aufgestellten Regeln alle Hunde, den Dachshund bedingungsweise ausgenommen, entbehrlich. Von diesem soll daher hier nur geredet werden.

Wie er gestaltet sein soll, ist bekannt genug. In Rücksicht der Farben mag noch bemerkt werden, daß es, die gelben Extremitäten abgerechnet, auch

Scheckenrassen gibt. Unter diesen waren die besten, welche ich sah, schwarz, aschgrau gefleckt.

Langhaarige Dachshunde taugen selten etwas. Sie haben, wenn sie auch noch so gut sind, den Nachtheil, daß beim Gebrauch im Bau die Erde ungemein fest zwischen den Haaren sich anhängt und nur mit großer Mühe, die nicht gespart werden darf, wenn der Hund überhaupt gesund bleiben und besonders an den Sehern nicht leiden soll, herauszubringen ist. Herzhaftigkeit, Muth und Feuer ist dieser kleinsten Rasse von allen Hunden, die zur Jagd gebraucht werden, nach Verhältniß ihrer körperlichen Stärke, im höchsten Maße eigen, und dies sind auch Eigenschaften, die ihr nicht fehlen dürfen.

Alles, was über die Fütterung und Fortzucht des Hühnerhundes gesagt worden, ist auch hier anwendbar. Es versteht sich übrigens, daß, wenn man etwa nur einen Dachshund halten kann und dieser eine Hündin ist, dahin gesehen werden muß, daß sie ohne Noth nicht zu einer solchen Jahreszeit belegt werde, wo man sie zu ihrer Bestimmung anwenden will.

Hat man aber ein irgend bedeutendes Holzrevier, so befleißige man sich wenigstens auf ein Paar gute Dachshunde, und zwar auf Hund und Hündin, um immer bei guter Rasse zu bleiben. In diesem Fall kann die für den Hühnerhund angegebene Belegezeit auch hier als die schicklichste gelten. Nur im Herbst und Winter, wo auf Dachs und Fuchs das meiste zu thun ist, sorge man, daß beide brauchbar seien.

Ueber die Erziehung junger Dachshunde hier nur soviel: Man intimidire sie nie durch vieles Schlagen und lasse sie im Sommer in einem für sie besonders eingerichteten Zwinger, im Winter in einem eigenen Ställchen aufwachsen und umherlaufen. Sollen sie Stubenhunde werden, so strafe man sie, solange sie unreinlich oder sonst ungezogen oder zänkisch gegen andere Hausthiere sind, dafür mit birkenen Ruthen.

Eigentlich künstliche Abrichtung findet bei keiner Hunderasse weniger als bei dieser statt. Bei ihr muß die Natur fast alles thun. Wahr ist es indessen, daß richtige Behandlung ebenso viel dazu beiträgt den jungen Dachshund gut zu machen, als unrichtige ihn für immer zu verderben.

Ich will mich daher bemühen, zu ersterer in möglichster Kürze Anleitung zu geben.

Hat man einen nicht allzu tiefen und weitläufigen Fuchsbau im Revier, in welchem junge Füchse ausgekommen sind, so lasse man sie ruhig und ungestört bis gegen Ende des Monats Mai. Dann nehme man den jungen Hund, wenn er ein volles Jahr oder darüber alt ist, nebst einem alten zuverlässigen, nicht zu scharfen [1]), stecke beide in eine große Jagdtasche,

---

1) Der Dachshund ist scharf, wenn er dem Dachs oder Fuchs im Bau sehr zu Leibe geht, ganz

bis vor ihm eingeschlagen ist — dauerte dies auch sechs und mehrere Stunden —, höchstens zwei Schuh vom Thiere entfernt vorliegen und ununterbrochen laut sein; nie darf er im Bau würgen. Alte Füchse muß er, wenn er sie nicht antreiben kann, so lange necken und angreifen, bis sie in der Flucht außer dem Bau ihr Heil suchen. Zu letzterm Behuf sind fährtenlaute Hunde allenfalls noch brauchbar, weil dieser Fehler meist von übermäßigem Feuer herrührt, dieses aber hierbei nicht zu stark sein kann.

Schließlich bemerke man noch, daß der Dachshund vor dem Gebrauch gar nicht oder doch nur wenig fressen darf, nach der Arbeit im Bau aber jedesmal sobald als möglich rein gewaschen, vorzügliche Sorgfalt aber bei ihm auf behutsame Reinigung der Augen verwendet, dann jeder bedeutende Schlag oder Biß, der ihm vom Dachs oder Fuchs beigebracht ward, mit blauem Wasser oder gutem Seifenspiritus bis zur völligen Heilung täglich gewaschen und jeder starke Riß oder Schlag, wenn es nöthig ist, nach vorheriger Reinigung mit kaltem Wasser sogleich geheftet werden muß.

§. 10. Außer auf dem Anstand wird nicht leicht ein Dachs mit Schießgewehr erlegt werden, denn der Fall, daß er sich, vom Anbruch des Tages auf der Weide übereilt, unter einem Windfallsstamm oder Reisighaufen einschiebt und hier vom Hühnerhund oder Saufinder gelegentlich gefunden und gestellt wird, ist selten, und ereignet er sich ja, so kann gewöhnlich der Schuß gespart werden, indem man hinanspringt und den Dachs todtschlägt.

Selbst der Anstand ist eine höchst misliche Jagdart, doch will ich das Nöthige darüber sagen, weil man auf Grenz- und Hauptbauen zuweilen seine Zuflucht dazu nehmen muß.

Hat man nämlich durch tägliches Verspüren der frisch befahrenen Röhren — wobei man, obgleich der Dachs nicht so leicht wie der Fuchs den Bau, welchen er einmal bewohnt, verläßt, wenn er auf demselben Witterung von Menschen bekommt, doch immer die Vorsicht anwenden muß, stets von hinten an die befahrene Röhre zu gehen — Kunde erlangt, wo der Dachs aus- und einwechselt, so richtet man etwa im September auf einem höchstens 25 Schritt vom Bau entfernten Baum oder auf einer da eingetriebenen Säule eine Kanzel [1]) ein, von welcher alle frisch ausgeführten Röhren zu übersehen sind, verspürt hierauf täglich noch genauer, verstreicht mit einer langen Gerte jedesmal die frische Spur, setzt auch wol, wenn der Boden

1) Zu diesem Behuf wird eine starke Leiter am Baum aufgerichtet und befestigt, etwa auf der zehnten bis zwölften Sprosse ein Bretchen zum Sitz angenagelt und vor diesem ein Reifen an zwei an beiden Leiterbäumen angebrachten Stangen befestigt, dann nach dem Baum hintergebogen, an beiden Enden einer an diesem angenagelten, etwa 5′ langen Stange angebunden, das Ganze aber mit Strauchwerk verhängt. W.

Nur wenn auf diesem Wege gar nichts auszurichten wäre, hetze man an einem fest umschlossenen Ort junge Füchse mit dem jungen und alten Hunde, mache dann gleichfalls an einem gut vermachten Ort eine hinlänglich weite, etwa 12 Schuh lange Rinne in die Erde, bedecke sie mit einem Bret und dieses so mit Sand und Rasen, daß kein Licht von oben hineinfällt, lasse dann erst einen jungen Fuchs, fast zu gleicher Zeit mit ihm den jungen Hund und allenfalls auch einen alten, nicht scharfen mit hinein, lasse sie geraume Zeit vorliegen, aber ja nicht würgen, öffne dann hinten die Röhre etwas, sodaß der Fuchs herauskommen und der Hund ihm folgen kann. Hier über der Erde gestatte man nun das Würgen, feuere ihn sogar dazu an.

Ist der junge Hund von guter Rasse, so wird es nie, oder doch nur selten fehlen, daß er nach diesen ersten Uebungen, besonders wenn ihm ein alter Hund vorarbeitet, nicht gern und willig die Röhren eines Baues befahre, auch, wenn er etwas im Bau findet, laut werde und vorliege. Sobald nur einigemal vor ihm ausgegraben worden, brauche man ihn allein. Anfänglich erwarte man dann nicht, daß er anhaltend vorliegen solle. Vielmehr wird er in der Regel, wenn er ein Weilchen laut war, zu einer Röhre herauskommen, um sich nach seinem Herrn umzusehen. Augenblicklich nehme ihn dieser dann auf, gebe ihm schmeichelnd vor der Röhre durch den Zuruf „Faß Füchschen!" recht, und lasse ihn, wenn er feurig sich bezeigt, wieder hinein.

Das Aufnehmen und Verhalten, welches, so oft er sich außer dem Bau blicken läßt, wiederholt werden muß, macht ihn immer begieriger; bald wird er nur zur Röhre heraussehen, wenn er den Jäger erblickt, zurückfahren, immer länger anhalten, und gar nicht eher abgehen, bis man vor ihm eingeschlagen und die Füchse ausgegraben hat.

Nur erst dann, wenn der Hund auf junge Füchse gut gemacht ist, darf man ihn an den Dachs oder alten Fuchs bringen, sonst wird er, da diese sich ihm kräftig widersetzen, vorzüglich wenn ihn der Dachs schlägt, feige, geht entweder nun gar nicht mehr in den Bau, oder liegt, wenn er dies ja noch thut und auch laut wird, so weit vom Dachs und Fuchs entfernt vor, daß dieser sich entweder versetzt, oder in eine Nebenröhre ausweicht und sich verliert, wodurch doch wenigstens mehrere Einschläge nöthig werden.

Soll der Dachshund mit Recht für gut und fest gelten, so muß er herzhaft, hart bei etwa erhaltenen Schlägen und Bissen, und feurig sein, sobald er zu Bau gelassen wird, jede Röhre befahren, nie fährtenlaut werden, d. h. nie anschlagen, wenn er nicht den Dachs oder Fuchs dicht vor sich hat, den Dachs und Fuchs, wenn er einen oder den andern in den Röhren findet, ohne abzulassen, im Kessel antreiben, dann, ohne abzugehen,

Sobald der Dachs den Bau verlassen und hinlänglich weit, um nichts gewahr zu werden, sich entfernt hat, steigt der Jäger von der Kanzel herab, verstopft mit bereitliegenden Reisholzbündeln alle Flucht- und Nebenröhren, steckt dann in jede Haupteinfahrt das Ringende einer Haube, dehnt das Zugende so weit als möglich aus, pflöckt dies mit den kleinen Hefteln rings-um die Röhre an und treibt, nachdem die Zugleine ausgeschlagen worden, den daran befindlichen Hauptheftel ein.

Dann begibt er sich in aller Stille zum andern Gehülfen, holt diesen ab und beide ziehen mit den Hunden auf den Bau. Auf der Spur des Dachses werden nun die Hunde gelöst. Während diese ihr folgen, zieht ein Jäger selbigen auf Holzwegen nach, der andere aber setzt sich auf die Kanzel. Sobald die Hunde vor dem Dachs laut werden, ihn stellen oder gar packen, springt der Jäger, welcher ihnen folgt, hinan und schlägt oder schießt ihn todt, wenn er kann.

Ist dies nicht der Fall, so eilt der Dachs gewiß dem Bau zu. Sollte er ja vor der Röhre stutzen, so schießt der auf der Kanzel befindliche Jäger, wenn auch nur blind, und gewiß fährt das Thier dann in die Haube.

Sobald als möglich wird es mit derselben aus der Röhre gezogen und todtgeschlagen, damit es nicht Zeit gewinne, sich durchzuschneiden (durchzubeißen).

Auch ein einzelner Jäger kann allenfalls diese Jagd betreiben, vorzüglich wenn er recht scharfe Hunde hat. Selbst das vorherige Anstellen ist nicht gerade immer nöthig, sondern man geht mit den Hunden und Hauben etwa um Mitternacht auf den Bau, stellt letztere fangbar auf, löst dann erstere, und sucht den Bezirk, in welchem der Dachs muthmaßlich weiden könnte, ab. Stellen oder fangen die Hunde, so eilt der Jäger ihnen zu Hülfe; retirirt der Dachs nach dem Bau, so zieht er sich so rasch als möglich dahin vor.

Räthlicher ist es jedoch immer, einen Mann auf die Kanzel zu setzen, der den Dachs gleich todtschlägt, wenn er sich gefangen hat.

§. 12. Uebrigens fängt sich auch der Dachs ziemlich leicht im Teller- oder Tritteisen [1]), und auf diese Weise sollten alle guten Jäger in steinigen gebirgigen Gegenden, wo das Ausgraben nicht stattfindet, seiner im October und zu Anfang des November habhaft zu werden suchen.

Von der Beschaffenheit der Tellereisen und dem Aufstellen derselben muß sich der Jäger durch eigene Ansicht belehren. Beschreiben läßt sich

1) Döbel sagt, auch im Schlagbaum. Mir scheint dies nicht wahrscheinlich. W.

Der Schlagbaum, wie er in der vierten Auflage von Döbel's „Jäger-Practica" abgebildet ist, wird, auch noch so fängisch gestellt, gewiß nie einen Dachs todtschlagen. L.

[illegible] ist, vor die Röhren einige dünne und trockene Grashalme, sodaß sie [illegible] Dachs umstoßen muß, wenn er aus- oder einfährt.

Im October, zu welcher Zeit er recht gut an Schwarte und Leib wird, [illegible]hlt man einen mondhellen Abend, steigt dann, mit einer mit Schrot Nr. 0 [illegible]ladenen Flinte versehen, beim Einbruch der Nacht auf die Kanzel und er- [illegible]artet da, sehr still und ruhig sitzend, seinen Ausgang. Immer wird er [illegible]rch das Gepolter, welches das Abschütteln in der Röhre verursacht, sich [illegible]rathen. Sobald dies der Jäger wahrnimmt, macht er sich schußfertig, [illegible] genau auf die Röhre Acht, von woher er etwas vernahm, läßt hierauf [illegible] Dachs einige Schritt vom Bau weg, bis an eine möglichst helle Stelle, [illegible] drückt nicht eher ab, bis er ihn gut und sicher gefaßt zu haben glaubt; [illegible] ist dieses nicht der Fall, so fährt er, selbst tödlich verwundet, wieder [illegible] Bau und geht nicht selten ganz verloren.

Dieses fatale Ereigniß ist gleichwol öfter unvermeidlich, weil man in [illegible] Nacht auch auf die geringe Entfernung von 25—30 Schritt kein ganz [illegible]eres Abkommen hat, und deshalb kann ich nur dann dazu rathen, den [illegible]stand zu exerciren, wenn keine andere von den in der Folge zu erwäh- [illegible]nden Fangmethoden anwendbar sein sollte.

§. 11. Daß und warum ich der Dachshetze das Wort nicht rede, [illegible] ich schon §. 7 erklärt; indessen muß doch der junge Jäger wissen, was [illegible]zu erforderlich ist und wie er sich dabei zu benehmen habe. Hier deshalb [illegible] der Kürze einige Erläuterungen.

Will man eines sichern Erfolgs ganz gewiß sein, so müssen vor allen [illegible]ngen drei bis vier Dachshauben auf folgende Art verfertigt werden:

Man nimmt einen starken, rund gefeilten, eisernen Ring, welcher etwa [illegible] im Durchmesser hält. An diesen Ring strickt man mit starkem hanfenen [illegible]faden 10 Maschen, welche die Weite der Hasengarne haben, und knüpft [illegible]er rundherum, bei jedem mal herum eine Masche zunehmend, fort, bis [illegible] Haube 5 — 6′ lang ist. Durch die letzten obern Maschen wird sodann [illegible] feste, etwa 12 Ellen lange Leine so eingereiht, daß die Haube sich [illegible]ließt, wenn die Leine angezogen wird.

Zu jeder Haube gehören noch 6 kleine Holzheftel und ein starker, oben [illegible]er dem Kopfende durchbohrter, an welchem die Zugleine befestigt wird.

Nun die kurze Vorschrift zum Verfahren bei der Hetze selbst:

In mondhellen Octobernächten setzt sich beim Einbruch der Nacht ein [illegible]ger, welcher die Hauben bei sich hat, auf die Kanzel am Bau, während [illegible] anderer, der ein paar scharfe starke Hunde, womöglich Saufinder, an [illegible] Leine hat, im guten Wind und an einem verabredeten Ort, den wahr- [illegible]heinlich der Dachs nicht besucht, wenn er auf die Weide geht, sich still [illegible] ruhig verhält.

Sobald der Dachs den Bau verlassen und hinlänglich weit, um nicht gewahr zu werden, sich entfernt hat, steigt der Jäger von der Kanzel herab, verstopft mit bereitliegenden Reisholzbündeln alle Flucht- und Nebenröhren, steckt dann in jede Haupteinfahrt das Ringende einer Haube, dehnt das Zugende so weit als möglich aus, pflöckt dies mit den kleinen Hefteln rings um die Röhre an und treibt, nachdem die Zugleine ausgeschlagen worden, den daran befindlichen Hauptheftel ein.

Dann begibt er sich in aller Stille zum andern Gehülfen, holt diesen ab und beide ziehen mit den Hunden auf den Bau. Auf der Spur des Dachses werden nun die Hunde gelöst. Während diese ihr folgen, zieht ein Jäger selbigen auf Holzwegen nach, der andere aber setzt sich auf die Kanzel. Sobald die Hunde vor dem Dachs laut werden, ihn stellen oder gar packen, springt der Jäger, welcher ihnen folgt, hinan und schlägt oder schießt ihn todt, wenn er kann.

Ist dies nicht der Fall, so eilt der Dachs gewiß dem Bau zu. Sollte er ja vor der Röhre stutzen, so schießt der auf der Kanzel befindliche Jäger, wenn auch nur blind, und gewiß fährt das Thier dann in die Haube.

Sobald als möglich wird es mit derselben aus der Röhre gezogen und todtgeschlagen, damit es nicht Zeit gewinne, sich durchzuschneiden (durchzubeißen).

Auch ein einzelner Jäger kann allenfalls diese Jagd betreiben, vorzüglich wenn er recht scharfe Hunde hat. Selbst das vorherige Anstellen ist nicht gerade immer nöthig, sondern man geht mit den Hunden und Hauben etwa um Mitternacht auf den Bau, stellt letztere fangbar auf, löst dann erstere, und sucht den Bezirk, in welchem der Dachs muthmaßlich weiden könnte, ab. Stellen oder fangen die Hunde, so eilt der Jäger ihnen zu Hülfe; retirirt der Dachs nach dem Bau, so zieht er sich so rasch als möglich dahin vor.

Räthlicher ist es jedoch immer, einen Mann auf die Kanzel zu setzen, der den Dachs gleich todtschlägt, wenn er sich gefangen hat.

§. 12. Uebrigens fängt sich auch der Dachs ziemlich leicht im Teller- oder Tritteisen [1]), und auf diese Weise sollten alle guten Jäger in steinigen gebirgigen Gegenden, wo das Ausgraben nicht stattfindet, seiner im October und zu Anfang des November habhaft zu werden suchen.

Von der Beschaffenheit der Tellereisen und dem Aufstellen derselben muß sich der Jäger durch eigene Ansicht belehren. Beschreiben läßt sich

1) Döbel sagt, auch im Schlagbaum. Mir scheint dies nicht wahrscheinlich. W.
Der Schlagbaum, wie er in der vierten Auflage von Döbel's „Jäger-Practica" abgebildet ist, wird, auch noch so fängisch gestellt, gewiß nie einen Dachs todtschlagen. L.

beides nicht, um so weniger, da diese Eisen so verschieden gemacht werden; doch wird man einiges über diesen Gegenstand beim Marderfang finden.

Hier nur soviel:

Will man einen Dachs im Tellereisen fangen, so muß dieses eine sehr starke Feder und nur so große Bügel haben, daß es in die Röhre hineingeht und frei zuschlagen kann.

Will man es legen, so wird es erst mit heißem Wasser und mit Sand rein abgescheuert, dann abgespült, gut getrocknet und endlich, wenn der Bau in Nadelhölzern sich befindet, mit kiefernen, fichtenen oder tannenen Knospen, wenn er aber im Laubholz gelegen, mit Eichen- oder Hasellaub gerieben, sonst weiter nicht verwittert.

Weiß man gewiß, daß der Dachs in einem Bau sitzt, so wird, nachdem die Flucht- und Nebenröhren mit Reisig fest verstopft sind, vor jeder Hauptröhre, die frisch befahren ist, ein Eisen auf folgende Art gelegt:

Man stellt es am Bau völlig auf und schlägt den Sicherungshaken, der das Zuschlagen verhindert, über den Bügel. Dann legt man es dicht vor der Röhre nieder, schneidet die ganze Figur desselben in die Erde ein und räumt aus dem ganzen Zwischenraum des Einschnitts die Abgänge so tief und rein heraus, daß die Bügel des Eisens, wenn unter der Feder und vorn unter dem Kranz auch auf jeder Seite ein Stückchen Dachziegel untergelegt ist, überall gleich, nur etwa 1/4" unter der Oberfläche des Erdreichs ruhen.

Hierauf steckt man den Ring der am Eisen befindlichen etwa zwei Ellen langen Kette an einen starken Hakenheftel, schneidet dicht an der Röhre eine tiefe Rinne in die Erde, daß die Kette zusammengelegt darin Raum hat, steckt neben der Rinne die Heftel mit dem Ringe ein, bedeckt den leeren Zwischenraum zwischen dem Teller, den Bügeln und der Feder leicht mit trockenem Laub, bestreut das ganze Eisen und die Kettenrinne leise und locker hoch mit Erde, daß der Boden ganz eben wird, schlägt dann mit Vorsicht den Sicherungshaken zurück und bedeckt auch diesen mit Erde.

Endlich räumt man das herumliegende Erdreich des Einschnitts weg und verkehrt mit einigen unbelaubten Aesten den ganzen Platz, rückwärtsgehend, etwa 10 Schritt weit.

Selten fängt sich der Dachs die erste Nacht, weil er doch nichts gutes bemerkt; in der zweiten oder dritten aber treibt ihn der Hunger heraus, und am nächsten Morgen wird er mit einem sehr verdrießlichen Gesicht, vom Eisen gehalten, in der Röhre sitzen, aus der man ihn herauszieht und todtschlägt. Gut ist es, beim Herausziehen die im nächsten Paragraph zu erwähnende Zange zu Hülfe zu nehmen, weil er sich vielleicht nur an einer Zehe gefangen haben und so sich losreißen könnte.

§. 13. Auf jeden Fall ist das Graben oder Ausgraben auf Bauen, deren Lage es gestattet, die sicherste und für den rechtlichen Jäger schicklichste Art, sich in den Besitz des Dachses zu setzen. Zugleich kann sie auch dem Zuschauer Vergnügen gewähren, wenn ihm die allen wahren Jagdliebhabern nöthigen Eigenschaften, Geduld und Beharrlichkeit, nicht fehlen. Ueberdies hat man dabei noch den Vortheil, daß selbst dann noch gegraben werden kann, wenn der Dachs nicht mehr auf die Weide geht. Nur würde ich rathen, später als im Anfang des December es nicht mehr zu thun, weil weiterhin der Dachs schon viel Fett verloren hat und auch die Schwarte weniger gut ist.

Will man einen Dachs graben, so gehe man des Morgens so früh als möglich darauf aus, weil man nie zu bestimmen vermag, wie viel Zeit erforderlich sein wird, um zum Zweck zu kommen, nehme außer einem, oder besser noch, zwei guten Dachshunden auch zwei Männer zum Graben und folgendes Werkzeug mit: 1) zwei eiserne, unten breite, scharfe, nicht spitze Spaten (Grabscheite); 2) zwei scharfe Radehauen (Hacken); 3) zwei eiserne Schippen; 4) die Dachszange; letztere muß etwa 3 Schuh lange Schenkel oder Arme, vor dem Wirbel aber etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll breite, so stark zirkelförmig gebogene Backen haben, daß die beiden Theile der eigentlichen Zange, wenn die Arme so weit als möglich geöffnet werden, etwa 4 Zoll auseinanderstehen. Beide Backen müssen mit ineinandergreifenden Zähnen versehen sein; 5) muß auch noch ein weiter Sack zum Transport nicht fehlen.

Gleich nach der Ankunft auf dem Bau, welchen vorherigen Beobachtungen zufolge ein Dachs bewohnt, müssen zuerst alle Röhren, vorzüglich die am frischesten ausgeführten und am meisten befahrenen, genau verspürt werden, um womöglich auszumitteln, wo er eingefahren ist; dort lasse man zuerst den zuverlässigsten und schärfsten Hund hinein und warte es ab — nachdem sämmtliche gegenwärtige Personen sich vor den verschiedenen Röhren vertheilt und, um genau hören zu können, niedergelegt haben —, ob der Hund laut wird. Kommt dieser auch ein- oder einigemal heraus, ohne etwas gefunden zu haben, so lasse man sich das nicht irren. Oft ist es Raceneigenheit des Hundes, ehe er Ernst gebraucht, nach seinem Herrn sich umzusehen oder sich zu lösen. Doch wird man fast immer am Eifer bald wieder einzukriechen bemerken, ob etwas zu erwarten ist. Auch gehe man nicht eher unverrichteter Sache ab, bis er alle Röhren befahren hat.[1])

Sobald aber einer der Horchenden den Laut des Hundes im Bau vernimmt, benachrichtigt er hiervon den dirigirenden Jäger, der, nachdem er

1) Ich selbst habe Hunde gehabt, auf die ich auch insofern mich verlassen konnte, daß sicher der Bau leer war, wenn sie aus einer Röhre herauskamen, dann die übrigen nur am Eingang beschnopert hatten und nicht gleich wieder einfuhren. W.

selbst an der Röhre, aus welcher der Schall hervortönt, verhört hat, um muthmaßlich beurtheilen zu können, in welcher Gegend der Hund vorliegt, nun oben über dem Bau sich auf mehrern Stellen so oft platt niederlegt und horcht, bis er den Punkt gefunden hat, wo gerade unter ihm der Hund laut ist. Blos Uebung lehrt dies genau beurtheilen; doch ist es mir immer so vorgekommen, als zeichnete sich der Punkt, wo der Hund liegt, außer dem verstärkten Laut desselben auch dadurch aus, daß man, wenn man ein Ohr dicht an der Erde auflegt und das andere zuhält, bei jedem Laut gleichsam einen leisen Schlag im Kopf empfindet.

Aber auch selbst dann, wenn dieser Punkt gefunden ist, darf nicht gleich eingeschlagen werden, sondern der verhörende Jäger muß, während alles um ihn her sehr still ist, liegen bleiben, um zu beobachten, ob der Laut auf derselben Stelle bleibt, oder ob der Hund den Dachs noch nach dem Kessel antreibt.

Nur bei einem außerhalb des Baues vernehmbaren Gepolter, welches anzeigt, daß der Dachs der angreifende, der Hund aber der weichende oder gar überwältigte Theil ist, muß letzterm der zweite durch eben die Röhre, in welche der erste einfuhr, zu Hülfe geschickt werden; außerdem thut man besser, jenen für den Fall, daß die Arbeit sich verzögerte, frisch zu erhalten.

Scheint endlich der Dachs fest angetrieben zu sein, und ist die Stätte, wo der Hund vorliegt, genau verhört, so eilt man so viel als möglich den Einschlag zu machen. Die Länge und Weite, welche er oben haben soll, kann nur der erfahrene Jäger nach der mehrern oder mindern Vernehmbarkeit des Lautes, wodurch die höhere oder tiefere Lage der Röhren bestimmt wird, die Richtung aber, welche der Kasten (Einschlag) nehmen soll, nach dem muthmaßlichen Gang des Geschleifes angeben.

Scheint der Hund demnach tief zu liegen, so muß der Einschlag länger und breiter gemacht werden — weil er sich bei der Arbeit immer mehr verengt, je tiefer er — wird als im gegentheiligen Fall, damit die Arbeiter Raum behalten; stets aber muß er so angelegt sein, daß er quer über die Röhre sich hinzieht.

Hauptregel ist es, so einzuschlagen, daß man hoffen kann, gerade und dicht vor dem Hund auf die Röhre zu kommen. Nur auf der Oberfläche des Bodens darf die Hacke gebraucht werden, tiefer in der Erde blos Spaten und Schippe, und immer muß das Erdreich aus dem Kasten so geworfen werden, daß es hinter dem Hund liegt, damit es, wenn ein zweiter Einschlag nöthig würde, nicht im Wege ist. Stets muß ferner der Kasten überall gleichtief gegraben und bei jedem Spatenstich die lockere Erde rein herausgeworfen werden.

Oft lasse dabei der dirigirende Jäger die Arbeiter aus dem Kasten

heraussteigen und lege sich in demselben nieder, um zu verhören, ob der Hund noch auf der nämlichen Stelle vorliege, denn der Fall ereignet sich nicht selten, daß der Dachs, wenn er das Arbeiten über sich hört und nicht ganz fest im Kessel angetrieben ist, entweder in eine Seitenröhre ausweicht, oder den Hund überrollt und so zu entkommen sucht. Wäre eins von beiden geschehen, so versteht es sich von selbst, daß die Arbeit am ersten Ort aufhören, der Punkt, wo nun der Hund laut ist, aufs neue ausgemittelt und ein anderer Einschlag gemacht werden muß.

Bleibt der Hund fest liegen und geht also alles bis dahin glücklich, so arbeiten die Gehülfen immer fort und hüten sich nur, theils den Kasten trichterförmig zu verengern, theils unvorsichtig und zu scharf auf den Spaten zu treten, weil doch zuweilen das Gehör trügt, die Röhre flacher liegt als man glaubt, und ein unglücklicher Stoß mit dem Spaten den Hund, der, wenn er gut ist, einen großen Werth hat, tödten oder verkrüppeln könnte. Wenn sie daher bemerken, daß der Erdboden merklich fester und der Laut sehr deutlich wird, so müssen sie den Jäger davon benachrichtigen, nachdem sie mit der Schippe den Einschlag aufgeräumt haben. Von nun an ist es Pflicht des letztern, die fernere Arbeit selbst zu übernehmen. Er läßt also, nachdem Zange und Sack oben auf den Rand des Kastens gelegt worden, die Arbeiter heraussteigen, geht dann allein ans Werk und sticht so lange ganz seicht die Erde überall in gleicher Fläche heraus, bis er die Röhre trifft. Sieht er den Hund, so nimmt er ihn womöglich heraus, verstopft dann den Hintertheil der Röhre, macht vorn sie weiter auf und gibt dabei Acht, ob etwa eine Seitenröhre abgeht, die, wenn er den Dachs irgendwo im Geschleif sitzend erblickt, auch zugemacht wird.

Kann er hingegen den Dachs nicht gewahr werden, so wird der Hund wieder hinangelassen. Bleibt dieser, ohne vorwärts zu gehen, laut, so hat der Kessel entweder einen Winkel, oder der Dachs fand, weil der Hund nicht scharf genug war, Gelegenheit sich zu verklüften (versetzen). In beiden Fällen muß nachgekellert, d. h. die Erde oben über der Röhre schräg herausgestochen und gleich aus dem Kasten geworfen, oft aber der Hund wieder hineingelassen werden, damit letzterer den Ort, wo der Dachs sitzt, anzeige. Zuweilen kann er sich wol einen Fuß tief mit gegrabener Erde in der Geschwindigkeit völlig verklüften. Der Ort, wo dies geschehen ist, zeichnet sich jedoch immer durch krümliches, lockeres Erdreich aus, und wo dies bemerkbar wird, muß dann nachgearbeitet werden, bis man ihn findet.

Mag er nun sitzen wo er will, so nimmt man die Zange zur Hand, sucht ihn damit festzufassen, zieht ihn hervor und schlägt ihn entweder todt, oder steckt ihn lebend in den Sack.

Nur einen sehr empfindlichen Punkt hat der Dachs, und das ist die Nase. Ein mäßiger Schlag mit einem schwachen Stock quer über die Nase betäubt und einige wiederholte Schläge tödten ihn leichter, als wenn ihm der Hirnschädel mit der Axt zerschmettert wird.

Auf jeden Fall aber sei man vorsichtig, wenn er auch schon verendet zu haben scheint. Oft bekommt er noch nach geraumer Zeit wieder Leben und versetzt dann, wenn er kann, heftige Schläge, die sehr schwer heilen, entrinnt auch wol ganz.

§. 14. Bringt man den verendeten Dachs nach Hause, so wird er an einem kühlen Ort etwa 24 Stunden aufbewahrt, dann zerwirkt und nachher aufgebrochen und zerlegt.

Man schärft nämlich erst die ganze Haut, vom Pürzel an, über den ganzen Unterleib bis zur untern Kinnlade in gerader Linie, dann auch an den Läufen, wie bei der Sau, auf und mit eben der Vorsicht wie bei jener Strich vor Strich vom ganzen Thiere ab. Besondere Behutsamkeit muß am Kopf sowol als an den Läufen und an dem Pürzel angewendet werden, denn die chagrinartige Nasenhaut und die Zehen und Klauen, sowie der Pürzel, müssen unversehrt an der Schwarte bleiben.

Hierauf wird die erste dünnere Fettlage überall, dann der zwischen dieser und der zweiten liegende Wildbretsstreif und endlich die zweite Fettlage abgelöst [1]), sodann erst das Thier wie die wilde Sau aufgebrochen und das innere Fett herausgezogen.

Endlich schreitet man in eben der Ordnung wie bei dem andern Wild zum Zerlegen; nur der Rückentheil bleibt ganz.

Zweites Kapitel.

Die gemeine Fischotter.[2])

Lutra vulgaris *Erxleben*. [3])

§. 1. Ruthe ist die waidmännische Benennung des Schwanzes, Nuß heißt das weibliche Geburtsglied, Balg, wie bei allen folgenden Raubthieren, die Haut.

---

1) Andere schärfen beide Fettlagen auf einmal, und zwar auf dem Rücken bis aufs Wildbret, oder vielmehr bis auf das Rückgrat durch, und lösen sie dann auf einmal ab. W.

2) Ich schreibe: die Fischotter, weil nach Adelung auf gut Hochdeutsch so gesprochen werden soll; doch will ich nicht leugnen, daß die meisten Jäger zu sagen pflegen: der Otter. W.

3) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1798. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 15.

Statt Begattung sagt man Ranzen, statt Begattungszeit also auch Ranzzeit.

Der Laut heißt das Pfeifen.

Das Weibchen bringt Junge.

Die Otter hat einen Bau [1]), keine Wohnung oder Höhle; sie fischt, indem sie der Nahrung nachgeht; sie steigt aus oder an das Land, wenn sie das Wasser verläßt, weshalb auch der Ort, wo dies geschieht, der Ausstieg genannt wird; sie geht über Land, wenn sie auf dem Trockenen eine Strecke nach benachbarten Fischereien und Gewässern fortgeht; sie steigt ins Wasser, wenn sie ruhig vom Lande in dasselbe zurückkehrt, fällt oder fährt aber hinein, wenn sie verscheucht und flüchtig wird.

Wie andere Raubthiere wird sie, wenn sie lebend in die Gewalt des Jägers kommt, todtgeschlagen und dann gestreift.

§. 2. Synonym mit dem ihr in der Ueberschrift des gegenwärtigen Kapitels beigelegten Namen werden in andern Gegenden und von andern Schriftstellern folgende gebraucht: Flußotter, Landotter nnd Fischdieb.

Vor Zeiten wurde sie gar nicht zur Jagd, sondern — was auch in Oesterreich und in einigen andern Ländern, in welchen die katholische Religion die herrschende ist und wo die Otter zu den erlaubten Fastenspeisen gehört, der Fall sein soll — zur Fischerei gerechnet, und Rechtsgelehrte zählten sie sonst sogar zu den Amphibien. [2])

Die Fischotter gehört ebenfalls zur Familie der Marder (Mustelina), und zwar zur Gruppe der Ottern, der Ordnung der Raubthiere (Carnivora).

§. 3. In ganz Europa, im nördlichen und nordöstlichen Asien bis nach Kamtschatka, in Oberpersien und Nordamerika ist die gemeine Fischotter anzutreffen. In Deutschland findet man sie in wasserreichen Gegenden allenthalben, wiewol jetzt nicht mehr häufig. [3])

Die Länge einer starken beträgt, die Ruthe mit eingeschlossen, $3\frac{1}{2}$ bis 4′ (pariser Maß), die Höhe 1′ (nicht voll), das Gewicht 20—30 Pfund.

---

1) Dieser Ausdruck ist, da er gewissermaßen die Anwendung eigener Kräfte und Fähigkeiten zur Einrichtung der Wohnung voraussetzt, eigentlich hier nicht passend. Indessen, als einen einmal eingeführten, muß ich ihn doch beibehalten; ganz unrichtig scheint mir aber die Benennung Burg, welche einige Schriftsteller als synonym mit Bau aufführen. W.

2) Noe Meurer sagt (nach v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1798) in seinem Forst- und Jagdrecht: „weil die Naturalisten fast der einhelligen Meinung sind, daß wegen ihres schwammigen Schwanzes (propter suam caudam squamosam) der Biber und Fischotter (?) mehr den Fischen als einem andern Erdthiere gleichen". Das ist doch ein begründeter Grund, den Naturforscher den Naturalisten verzeihen mögen, wenn sie können! An ihn mögen sich denn immer die Advocaten anschließen, die den Fischern gern das Recht, Ottern zu fangen, zusprechen möchten! W.

3) Doch wurden im Jahre 1818 in einem mir untergebenen Revier deren sechs gefangen; dies zum Lobe unserer Jäger! W.

Der Balg ist mit zweierlei Haaren, theils nämlich mit kurzen seidenweichen, theils mit langen barschen[1]), schön glänzenden bedeckt. Sie sind auf dem Grunde weiß oder grau, gehen aber am ganzen Oberleib und an der Ruthe in kastanienbraunen Spitzen aus, durch welche die genannten Körpertheile ein gleichfarbiges Ansehen bekommen. An der Nase und am Kinn findet man einige lichte Flecken. Kehle, Brust und Bauch erscheinen graulich gefärbt, die Läufe kaffeebraun. Im Winter sind alle diese Farben dunkler als im Sommer; bei alten Ottern, an welchen zuweilen das Kopfhaar grau gestichelt zu sein pflegt, zu allen Jahreszeiten heller als bei jungen. Der Balg ist so fest und stark, daß ein sehr scharfer Hund zwar wol die damit umschlossenen Knochen zermalmen, aber dennoch kein Loch in die Bedeckung beißen kann. Zugleich ist das Haar noch mehr elektrisch als das einer wilden Katze. Diese Bemerkung mag wol manchen Jäger und Schriftsteller verleitet haben, das nächtliche Leuchten der Otter im Wasser — welches dann wol sichtbar sein muß, wenn der Glanz des Vollmondes den des Haares erhöht — für elektrischen Schein zu halten und auszugeben.

Solange die Otter lebt und nicht verwundet ist, nimmt das Haar durchaus kein Wasser an.

Der Kopf, welchen die Otter immer gesenkt trägt, ist verhältnißmäßig gegen den übrigen Körper klein, dick, plattgedrückt, nur oben ein wenig abgerundet und zwischen Stirn und Nase nicht sehr merklich eingebogen. Letztere hat, wie die mit einer kleinen Oeffnung versehene und mit harten, grauen, gegen 3″ langen Barthaaren besetzte Schnauze, eine breite, abgestumpfte Form.

Dicke, aufgeworfene Lippen umschließen vermittels ihrer starken Muskeln die Schnauze so fest, daß sie, wenn das Thier sich unter dem Wasser befindet, vor dem Eindringen desselben vollkommen geschützt ist. Hierzu trägt jedoch auch der Bau der Kinnladen das Seinige bei; denn die untere ist nicht nur kürzer und schmäler als die obere, sondern die Köpfe der erstern werden auch von den Rändern der Pfannen so genau umschlossen, daß die Kinnlade sich nur auf und nieder und etwas nach den Seiten, aber keineswegs vorwärts bewegt, auch beim Skelet nicht herausfällt.

Nicht weit über den Mundwinkeln, mehr oben auf dem Kopf als an den Seiten desselben, liegen die kleinen, hellen, braunen Seher; etwas mehr nach der Seite, und tiefer als jene gestellt, treten die sehr kurzen, fast runden Lauscher hervor.

---

1) Ich weiß diesen vielleicht nicht gut hochdeutschen Ausdruck in der That durch keinen schicklichern zu ersetzen. Hart oder steif zeigt das elastisch Widerstrebende nicht genugsam an, und stramm, wie v. Wildungen sagt, wird, in Sachsen wenigstens, nur von etwas scharf Angezogenem, z. B. von einer Leine, gebraucht; vielleicht starr? W.

Ein unförmlich starker und kurzer Hals trennt den Kopf nur wenig von dem langgestreckten quabblichen Leib. Halb so lang als letzterer ist die an der Wurzel dicke, nach dem Ende allmählich spitz zulaufende Ruthe, welche, wenn die Otter auf dem Lande sich fortbewegt, fast immer, etwas nach der Seite gekrümmt, den Boden berührt.

Die Läufe sind sehr kurz und stark; die Füße sowol an den vordern als an den hintern Läufen bestehen aus fünf gleichen, durch eine Schwimmhaut verbundenen Zehen, welche in scharfen Klauen endigen.

Die Zehen der Vorderläufe haben eine unbehaarte Hautbedeckung, auch ist an ihnen die Schwimmhaut weniger breit als an denen der Hinterläufe. An jenen sind die Klauen lang und spitzig, an diesen kurz und stumpf.

Das Gebiß besteht in jeder Kinnlade a) aus sechs Schneidezähnen, von denen die mittelsten kleiner sind als die äußern, auch der erste von den längern neben den mittelsten in der untern Kinnlade weiter einwärts steht; b) aus zwei Fängen (Eckzähnen), die nach innen zu gezackt sind; c) aus zehn Backenzähnen, welche in der Figur denen des Hundes gleichen, von denen sich aber der erste des Oberkiefers mit dem ersten des Unterkiefers selbst bei geschlossener Schnauze nicht berührt. Zusammen hat die Fischotter also 36 Zähne. Die Leber ist wie bei allen Wasserthieren groß.

Das Männchen hat am Ende des Mastdarms zur Seite zwei Drüschen, welche frisch eine widrigriechende Feuchtigkeit enthalten, an der Luft getrocknet aber einen bisamähnlichen Duft verbreiten.

Das Weibchen zeichnet sich durch einen etwas schlankern Körperbau, durch hellere Farben, durch ein aus vier am Unterleib befindlichen Zitzen bestehendes Gesäuge und durch eine sackförmige Falte unter der Nuß vor jenem aus.

Wegen ihres Körperbaues ist die Otter am Lande nicht sehr flüchtig, desto besser und anhaltender schwimmt sie, und zwar so tief unter dem Wasser, daß nur die Nase hervorsteht, um durch sie, wie man bei nächtlicher Stille zuweilen hört, schniebend athmen zu können. Bei freiem Gebrauch aller Läufe hält sie, auch ohne Athem zu schöpfen, ziemlich lange unter dem Wasser aus. [1])

1) Uebrigens wird jeder Jäger, der Gelegenheit hat, sich mit dem Otterfang zu beschäftigen, gewahr werden, daß die Otter bei ihrem sonst so zähen Leben im Wasser, selbst wenn es so seicht ist, daß das Thier kaum davon bedeckt wird, leicht und bald verendet, insofern sie auch nur mit einer Zehe im Eisen hängt.

Man hat deshalb hin und wieder die Vermuthung geäußert, die Otter ersäufe sich, nach einigen fruchtlosen Versuchen zu entkommen, aus Wuth. Dies mag nun wol der Fall nicht sein, sondern ich erkläre mir die Sache so: Sobald die Otter sich gefangen fühlt, fährt sie mit größtmöglicher Gewalt ins Wasser und thut noch einige heftige Rucke an dem am Ufer mit einer Leine befestigten Eisen. Bei dieser Anstrengung erfolgt um so eher Erstickung, vermöge des öfter nöthig und zugleich beschwerlicher wendenden Athmens unter dem Wasser. Im seichtern Wasser kommt das Thier vielleicht, bei den wiederholten Versuchen, sich mit Gewalt loszureißen, auf den Rücken zu liegen, wird aber durch die Schwere des Eisens verhindert, sich umzuwenden; unter diesen Umständen kann es dann wieder nicht fehlen, daß, aus gleichen Gründen wie vorher, sie bald enden muß. W.

Hierzu wollte Götze [1]), aber irrigerweise, den Grund in vier kleinen eirunden Oeffnungen am Herzen gefunden haben, welche von der linken Herzkammer nach der rechten hingehen, die aber so gut geschlossen sind, daß man sie nur zu entdecken vermag, wenn die Herzkammern aufgeblasen werden.

In Rücksicht der Organisation der Sinne bemerke man, daß die Otter selbst bei Nacht ungemein scharf äugt, außerdem aber auch sehr fein wittert und vernimmt.

Sie ist zwar über alle maßen scheu, doch nichts weniger als furchtsam; dies beweist die Tapferkeit, Hartnäckigkeit und Wuth, mit der sie sich bei einem feindlichen Ueberfall, dem sie nicht ausweichen konnte, vertheidigt. Einem starken Hunde zermalmt sie, wenn er nicht sehr gewandt und vorsichtig ist, bei solchen Vorfällen auf jeden Biß einen Lauf, verfängt sich auch, wenn sie einmal ernstlich das scharfe Gebiß schließt, so fest, daß, solange ein Athem in ihr ist, keine menschliche Kraft sie losbrechen kann.

Der Laut, welchen man am öftersten von ihr vernimmt, besteht in einem ausgehaltenen hoch- und hellpfeifenden Ton. Nächstdem bezeichnet ein leises Kickern vorzügliches Wohlbehagen, ein unbeschreibbares Gekreisch aber den höchsten Grad von Bosheit und von Schmerz.

Ihr Alter soll sie auf 14—16 Jahre bringen.

§. 4. Die gewöhnliche und wahre Ranzzeit fällt in den Monat Februar; doch muß der Begattungstrieb aus besondern, unbestimmbaren Gründen auch zuweilen im Sommer und Herbst erwachen, da man nach v. Wildungen, Taschenbuch, 1800, S. 149, im August und December Junge gefunden hat. [2])

In tiefer Nacht geben beide Geschlechter die gegenseitige Sehnsucht nacheinander sich durch das im vorhergehenden Paragraph beschriebene, öfter als sonst wiederholte Pfeifen zu erkennen und kommen dieser Lockung zufolge einander immer näher und näher, bis gänzliche Vereinigung stattfindet, über deren Folgen so viel bekannt ist, daß das Weibchen neun Wochen tragend geht und dann an einem stillen, schwer zugänglichen Ort; gemeiniglich in einer Gegend, wo das hohe unterwaschene Ufer der Gewässer sehr dicht mit Weidicht bewachsen ist, zwei, drei, höchstens vier Junge bringt, die neun Tage blind, anfänglich ganz schwarz von Farbe und sehr unförmlich, ja häßlich gestaltet sind, auch in den ersten zwei Monaten ihres Lebens wegen der sehr linkischen und unbeholfenen Bewegungen die List und Verschlagenheit, welche sie nachher äußern, nicht ahnen lassen.

---

1) Europäische Fauna, I, 329.

2) Sollte diese Beobachtung öfter gemacht werden, so könnte man, glaube ich, nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit, annehmen, daß die Otter, weil sie das ganze Jahre hindurch gut am Leibe und Balge ist, öfter als einmal im Jahre ranze. W.

Während dieser Periode werden sie von der sorgsamen Mutter gesäugt und mit Fraß versorgt. Späterhin führt letztere sie aus dem Bau ins Wasser und zum Schwimmen und Fischen an. So lange bis die liebe Jugend stark und schlau genug ist, für ihre Selbsterhaltung zu sorgen, bleibt sie unter der Aufsicht und Obhut der Mutter.

Mit unerschütterlichem Muth stellt diese sich Hunden, die sich dem Bau nahen, so lange entgegen, bis die Jungen Gelegenheit finden, sich ins Wasser zu retten, wohin sie dann augenblicklich nachfährt. Erst im zweiten Lebensjahre wird die Otter ganz vollwüchsig und früher auch zur Fortpflanzung nicht tüchtig.

§. 5. Die gemeine Fischotter liebt blos fischreiche, süße Gewässer und hält sich deshalb an Flüssen, besonders an solchen, die Wälder und felsige Gegenden durchströmen, oder doch von gut bestandenen Weidenhegern begrenzt werden, an Landseen und großen Teichen auf. [1])

Wenn sie nicht fischt, bewohnt sie Löcher, welche der Strom unter hohen überhängenden Ufern gerissen hat, oder Baumstämme, die unten hohl sind und dicht am Ufer stehen, sorgt aber überall dafür, daß sie nicht nur einen freien Einstieg ins Wasser, sondern auch einen Ausstieg aufs Trockene hat.

Lieblingsaufenthaltsorte sind für sie hohle Flutbetten, Mühlgerinne und Wehre. [2]) Selbst am lichten Tage habe ich sie auch bei niedrigem Wasserstand auf dicht mit jungen Loden bewachsenen erlenen Blöcken und in sehr dicht bestandenen Weidenhegern in einer auf der Erde ausgescharrten Vertiefung, welche nur so groß war, daß sie gemächlich darin ruhen konnte, angetroffen. Nach Döbel sucht sie auch leere Dachs- und Fuchsbaue, die nicht weit vom Wasser entfernt sind, auf, um sich in selbigen zu verbergen.

An heitern Tagen liegt sie gern unter hohlen Ufern oder auf Kopfweiden im Widerschein der Sonne, und befindet sich da so wohl, daß sie fester als gewöhnlich einschläft und sich zuweilen vom Jäger beschleichen läßt.

Keine Wildart ist in Rücksicht des Aufenthalts so unstet als diese; denn jede Otter hat mehrere Wohnungen, die oft stundenweit voneinander entfernt sind. Die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit einen Ruhepunkt zu haben, wo sie sich von den mit dem Fischen verbundenen Anstrengungen erholen und den Raub in Ruhe verzehren kann, gibt hierzu wol öfter noch Veranlassung, als der Instinct, durch Veränderung der Wohnungen sich leichter den Nachstellungen des Menschen entziehen zu können.

---

1) Die Meerotter (Kaïko, Lutra marina *Steller*), deren Name schon zeigt, daß sie mehrentheils an salzigen Gewässern lebt, wird in Europa gar nicht, sondern nur in Nordamerika und an den nördlichen Küsten von Asien gefunden und gehört nicht zu obiger Gattung. W.

2) Bei Berlin sollen sie in den großen Holzmagazinen unfern des Spreeufers öfters sich verbergen. W.



Zu II, 287.

Die Fischotter.

Bei dem allen kehrt sie, wenn Beunruhigung oder Verpönung sie nicht zur Auswanderung zwingt, von Zeit zu Zeit, fast immer nach Verlauf gewisser und gleicher Zwischenräume, auf die alten ihr liebgewordenen Fisch- und Wohnplätze zurück. Sie verfehlt dann selten den sonst gewohnten Ausstieg, welcher fast immer aus tiefem Wasser gerade ans Land gewählt wird.

Wenn auf Strömen nach anhaltendem Thauwetter das Eis fortgeht und das dabei immer stattfindende Anwachsen des Wassers ihr den Zugang selbst zu den am höchsten gelegenen Bauen versperrt, sucht sie auf Kopfweiden oder andern nahestehenden nicht zu hohen Bäumen, oder auf andern trockenen Stellen, vorzüglich oft in der Nähe der Mühlen, Zufluchtsorte und verläßt diese unter solchen Verhältnissen oft infolge eines nach ihr gethanen Fehlschusses nicht, kehrt aber, sobald sich die Wassermasse vermindert, an ihre besser verborgenen Ruhestätten zurück.

Der Raub, von welchem sie sich, wo nicht einzig, doch hauptsächlich nährt, besteht in Fischen. Der Schaden, welchen sie anrichtet, wird dadurch überall, vorzüglich in besetzten Teichen, sehr beträchtlich, weil sie sich nicht damit begnügt, nur so viel zu rauben, als sie fressen kann, sondern, wie es fast scheint, aus Uebermuth und eigentlicher Raubsucht auch dann noch fischt, wenn sie das Gefangene liegen und verderben lassen muß.

Leckerbissen sind ihr Forellen und Krebse. In schlechten Zeiten nimmt sie auch mit Fröschen, Wasserratten und Spitzmäusen vorlieb; ja, wie einige Schriftsteller vielleicht ohne hinlänglichen Grund behaupten, auch mit Vögeln und deren Eiern, wenn sie etwa solche im Schilf oder auf der Erde habhaft werden kann.

Ob sie wirklich, dem Vorgeben anderer meiner Vorarbeiter zufolge, auch Baumrinde und Gras annimmt, kann ich aus Erfahrung ebenso wenig bestimmt ableugnen als bestätigen. Ist es ja der Fall, so geschieht es wahrscheinlich nicht aus Hunger, sondern deshalb, damit diese Nahrungsmittel zur Purganz oder als Vehikel dienen, sehr scharfe Gräten einzuhüllen.

In stillen, menschenleeren Gegenden fischt sie zu allen Tageszeiten, in bewohntern nur des Nachts, vorzüglich wenn der Mond scheint, immer aber gegen den Strom, und nicht etwa still, sondern mit starkem Geräusch. Wahrscheinlich klemmen sich die hierdurch erschreckten Wasserbewohner zwischen Steinen, Wurzeln u. dergl. ein und werden ihrem Feinde dann um so leichter zur Beute.

Zuweilen sitzt aber auch dieser grimmige Feind der befloßten Wasserbewohner auf dicht am Ufer stehenden Baumstämmen, oder auf Steinen, die aus dem Wasser hervorragen, unbeweglich still auf der Lauer. Kommt ihm da ein Fisch zu nahe, so fährt er blitzschnell hinterdrein und fängt selten fehl.

Kleine Fische frißt die Otter gleich im Schwimmen, indem sie dabei

ihren Kopf über die Wasserfläche heraussteckt; große aber bringt sie aufs Trockene. Mit letztern stroman zu gehen, würde ihr schwer, auf die Dauer sogar unmöglich werden, deshalb überläßt sie sich dem Zug des Wassers und sucht sich nur da erst ans Ufer oder an eine Insel hinanzuarbeiten, wo sie ein ruhiges Plätzchen gewahrt, auf welchem sie mit Bequemlichkeit das köstliche Gericht verzehren kann. Gern wählt sie dazu einen ihrer Baue, denn was sie dort auf einmal zu sich zu nehmen nicht im Stande ist, könnte ihr — mag sie wol glauben — in der Zeit des Mangels zu statten kommen. [1]) Daher der in der Nähe eines Otterbaues im Sommer oft mephitische Dunst, durch welchen er nicht nur den Hunden, sondern auch den Menschen leicht verrathen wird.

Im Winter, wenn die Otter unter dem Eise fischen muß, weiß sie, wenn sie auf einer offenen Stelle ins Wasser steigt, sehr geschickt die andere zu finden, wo sie mit der gemachten Beute aussteigt und solche gleich da auf der Stelle verzehren kann.

Findet sie zu irgendeiner Jahreszeit in der Nähe ihres gewöhnlichen Aufenthalts nicht mehr Raub genug, so geht sie, wenn es sein muß, weite Strecken über Land und besucht alle in der Gegend befindliche Gewässer, um ihren immer sehr guten Appetit zu stillen.

§. 6. Was der Wolf auf dem Lande ist, das ist die Otter im Wasser, das schädlichste Raubthier nämlich, und deshalb darf man auch nirgends und zu keiner Jahreszeit die Gelegenheit versäumen, ihr auf jede an Ort und Stelle anwendbare Art Abbruch zu thun.

Doch das darf wol einem Jäger nicht gesagt werden, wenn er weiß, daß ein Otterbalg, welcher zwar das ganze Jahr hindurch gut, im Winter aber am allerbesten ist, mit 8—16 Thlr. bezahlt wird.

Man verarbeitet diesen, als ein vorzügliches Rauchwerk, zu Mützengebrämen, Aufschlägen, auch zu Büchsensäcken u. dgl. für sehr elegante Jäger. Das weichste, feinste Haar gibt Hüte, welche die Castorhüte an Feinheit noch übertreffen sollen; das von der Ruthe Malerpinsel.

Die besten Otterbälge sind die, welche aus Nordamerika zu uns gebracht und ihres vorzüglichen Glanzes wegen Spiegelottern genannt werden. Unter den europäischen zieht man die, welche von Thieren genommen sind,

---

1) Man will behaupten, sie kaue stets mit geschlossenen Sehern. Wenn ich nun auch dies, aus Mangel an eigener Erfahrung, nicht bestreiten will, da es andere Säugethiere, z. B. Katzen, auch thun: so halte ich es doch für eine unbegründete Jägersage, wenn andere Schriftsteller vorgeben, man könne sich der Otter bei dieser Gelegenheit leicht anschleichen. Um dies zu bewerkstelligen, würde man, da sie, wie die Katze, bei jedesmaligem Nehmen eines frischen Bissens gewiß die Seher öffnet, im Stande sein müssen, das Oeffnen und Schließen derselben zu beobachten, um im ersten Fall so lange unbeweglich still zu stehen, bis der letztere wieder einträte. In bedeutender Entfernung möchte es dem besten Jägerauge wol unmöglich sein, diese Zeitpunkte genau genug wahrzunehmen, und könnte man dies, so wäre auch fernere Annäherung gewiß nicht mehr nöthig. W.

die kleine Flüsse bewohnten, denen vor, welche solche hergaben, die an großen Strömen hausten.

Das Wildbret wissen, wie man sagt, die Karthäuser vorzüglich schmackhaft zuzubereiten. Bei katholischen Glaubensgenossen wird es, wie schon oben bemerkt, zu den Fastenspeisen gerechnet, weshalb sie es dem Jäger theuer bezahlen.

§. 7. Wer in den Besitz einer ganz jungen Otter kommt, kann sie anfänglich mit Milch und darin eingeweichten Brotkrumen, nachher aber mit allem, was man zur sogenannten Hausmannskost rechnet, erhalten. Gibt man sich mit dem im wilden Zustande so menschenscheuen Thier von seiner frühesten Jugend an viel ab, so wird es unglaublich zahm und possirlich, lernt allerhand Kunststücke und verleugnet in mancher Hinsicht sogar seine Natur. [1])

Gewiß will ich es nicht behaupten, aber nach allem, was die in untenstehender Note enthaltene Erzählung besagt, zu urtheilen, ist es mir glaublich, daß eine von klein auf gezähmte Otter durch folgende zwei Behandlungsarten vom Fischraube für immer abzuhalten sein würde.

1) Man vermeide es nämlich, die Raubbegierde in ihr zu wecken, dadurch, daß man ihr stets volles, gutes Futter, aber nie Fische oder Fischgräten und rohes Fleisch zu fressen gibt; oder

2) man suche ihr den sich etwa offenbarenden Appetit nach Fischen da-

---

1) Vielleicht ist es einem und dem andern meiner Leser nicht unangenehm, hier einiges über eine gezähmte Fischotter zu lesen, welche unter der Pflege eines in Diensten meiner Familie gestandenen Gärtners aufwuchs und meinen Brüdern und mir selbst viel Vergnügen machte.

Noch ehe sie halbwüchsig wurde, befand sie sich nirgends so wohl als in menschlicher Gesellschaft. Waren wir im Garten, so kam sie zu uns, kletterte auf den Schos, verbarg sich vorzüglich gern an der Brust des einen oder des andern von uns und guckte nur mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Überrock. Als sie mehr heranwuchs, reichte ein einziges mal Pfeifen nach Art der Otter, verbunden mit dem Rufe des ihr beigelegten Namens, hin, sie sogar aus dem See, welcher einen Theil des Gartens umgab und in welchem sie sich gern mit Schwimmen vergnügte, heraus und zu uns zu locken. Bei sehr geringer Anweisung hatte sie apportiren, aufwarten und nächstdem die Kunst, sich fünf- bis sechsmal über Kopfs zu kollern gelernt, und übte dies alles sehr willig und zu unserer Freude aus.

Beging sie, was wol zuweilen geschah, eine Ungezogenheit, so war es für sie die härteste Strafe, wenn sie mit Wasser stark besprengt oder begossen ward, wenigstens fruchtete dies mehr als Schläge. Bei jeder Züchtigung hörte man den §. 3 erwähnten klagenden oder unwilligen Laut.

Ich erinnere mich nicht, daß der Pachter des fischreichen Sees über erlittenen Schaden geklagt hätte, der ihm durch diesen sonst ausgemachten Fischfeind erwachsen wäre; auch habe ich sie nie einen Fisch fangen oder verfolgen sehen. Wahrscheinlich kam dies daher, weil das Thier nie irgendetwas von Fisch zu fressen bekommen hatte.

Ihr liebster Spielkamerad war ein ziemlich starker Dachshund. Sobald dieser sich im Garten nur blicken ließ, war auch gewiß gleich die Otter da, setzte, solange sie jung war, sich ihm auf den Rücken und ritt gleichsam auf ihm spazieren. Geduldig gab sich der Hund zu dem allen her. Zu andern Zeiten zerrten sie sich beide spielend herum; bald lag dabei der Dachshund oben, bald die Otter. War diese recht bei Laune, so kickerte sie dabei in einem weg.

Ging man mit dem Hunde in ziemlicher Ferne vorüber, und schien er nicht willens, seinen Freund zu besuchen, so lud diese durch wiederholtes Pfeifen ihn ein. Jener folgte, wenn es der Herr erlaubte, augenblicklich dem Ruf.

Ein eigennütziger, boshafter Mensch brachte das Thierchen, als es etwa ein und ein halbes Jahr alt war, ums Leben. W.

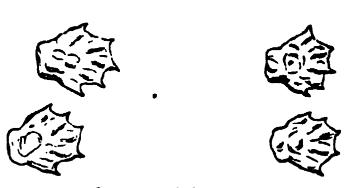
durch zu verleiden, daß man ihr einen recht heiß gekochten Fisch vorwirft. Aus natürlichem Instinct, oder wenn man sie vorher recht hungerig hätte werden lassen, würde sie rasch zufahren, sich tüchtig verbrennen und nicht leicht wieder nach etwas trachten, wodurch ihr heftige Schmerzen bereitet wurden. [1])

v. Wildungen spricht in seinem Neujahrsgeschenk, 1798, von einer Otter, die er selbst damals erzog, welche der in Note 1) auf der vorigen Seite beschriebenen in Rücksicht der Zahmheit und Possirlichkeit gleichgekommen sein muß; aber diese sowol als jene ist denn doch von der bei weitem übertroffen worden, von welcher Götze erzählt: „daß sie ihres Herrn Habseligkeiten bewacht, auf ein gegebenes Zeichen sich ins Wasser gestürzt, Fische unbeschädigt herausgeholt und selbst bei der Wasserjagd geschossene Enten apportirt habe".

Gleichfalls sagt v. Wildungen, a. a. O.: „In Schweden soll man sich gezähmter Fischottern bedienen, um die Fische in das Netz treiben zu lassen; und der vierzehnte Band der Schwedischen Abhandlungen enthält eine eigene Anweisung über die Art, die Fischottern lebendig zu fangen und sie abzurichten, daß sie Fische bringen müssen."

Nach Bechstein [2]) soll man diese Abrichtung in einem Kübel oder Braubottich bewerkstelligen. Ich bin nicht im Besitz der erwähnten Abhandlungen, kann also auch über die darin gegebenen Vorschriften und deren Ausführbarkeit nicht urtheilen. Interessant muß es übrigens sein, die in der Verfolgung ihres Raubes begriffene Otter zu beobachten.

§. 8. Die Spur der Fischotter hat auf den ersten Anblick viel Aehn-



Spur der Fischotter.

liches mit der des Dachses; indessen zeichnet sie sich von dieser hinlänglich aus, theils durch weniger starke, fast unbemerkbare Ballenabdrücke, sowie durch deutliche Darstellung der Schwimmhäute zwischen sämmtlichen Zehen in der reinen (ganz abgedruckten) Spur, theils dadurch, daß immer zwei Tritte ziemlich dicht nebeneinandergestellt sind, daß aber von diesen einer

1) Weiter unten bei der Zähmung des Fuchses wird man finden, daß der Verfasser selbst bei diesem Thiere die Raubbegierde auf gleiche Art für lange Zeit unterdrückte. W.

2) Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, S. 193.

immer etwas weiter als der andere rückwärts steht. Nächstdem wird durch das obenbemerkte Nachschleifen der Ruthe im Sande, Schlamme und weichem Schnee, fast immer auf der linken Seite, eine kleine, von Zeit zu Zeit unterbrochene Furche ausgestrichen.

Wo auch harter oder beraster Boden das Auffinden der Fährten unmöglich macht, bemerkt man den Besuch der Otter bei einiger Aufmerksamkeit doch an der Losung, die sie auf kleinen Inseln und auf Sandhegern fallen läßt, und welche an den untermengten Fischgräten und an einem starken Thrangeruch leicht zu erkennen ist.

Endlich wird der öftere Aufenthalt einer Otter an einem Ufer durch häufig umherliegende Köpfe und ganze Skelete von Fischen, ingleichen während des Sommers durch den übeln Geruch, welcher durch die Reste des Raubes sich verbreitet, verrathen.

Sowenig übrigens bei diesem scheuen Thiere immer auf einen sichern Wechsel zu rechnen ist, so gewiß ist es doch, daß, wenn es auch erst nach einem Zwischenraum von mehrern Tagen wieder in eine und dieselbe Gegend kommt, es doch jedesmal ganz genau den alten gewohnten Aus- und Einstieg am Wasser wählt.

§. 9. In Gegenden, wo die Fischottern weniger selten als bei uns sind, ward sonst, und wird vielleicht noch die Jagd nach selbigen durch eigene Otterfänger nicht nur so wie bei uns vom Waidmann betrieben, sondern diese Otterfänger bedienen sich auch noch zur Ausübung ihrer Kunst der Otterhunde und Ottergarne. Diese Jagdart steht besonders in England in hohem Ansehen.

Da mir über diesen Gegenstand eigene Erfahrung mangelt, so habe ich das, was Döbel und Flemming darüber sagen [1]), sorgfältig geprüft, das Zweckmäßigste zusammengefaßt und stelle es hier auf; nicht eben, als wenn ich glaubte, daß es in unserm Vaterland anwendbar wäre, sondern um meinen jungen Lesern einen Begriff von einer Sache beizubringen, die doch mit zu unserer Wissenschaft gehört.

Zuerst also etwas über Otterhunde und deren Abrichtung.

Man hat große und kleine Otterhunde. Zu erstern kann man starke Hühnerhunde, eigentliche Wasserhunde von der sehr langhaarigen Rasse oder auch leichte Hatzhunde (Blendlinge), zu letztern starke Dachshunde wählen.

Beide Arten müssen gern und rasch im Wasser arbeiten, besonders im Tauchen geübt, auch sehr scharf sein, d. h. packen und würgen, was sie fangen.

1) Alles, was neuere Schriftsteller in dieser Hinsicht anführen, scheint aus einer oder der andern von den angegebenen Quellen geschöpft zu sein. W.

Man füttere sie von Jugend auf so oft als möglich mit Fischen, sogar mit ungekochten; nie, oder doch nur selten, gebe man ihnen Fleisch zu fressen.

Um sie zu ihrer fernern Bestimmung geschickt zu machen, oder, waidmännisch zu sprechen, auf Ottern abzurichten, übe man sie, sobald es ihr Alter zuläßt, an warmen Tagen ins Wasser zu gehen. Dieser Zweck wird am leichtesten erreicht werden, wenn man sie recht hungerig werden läßt und dann vom seichten Rande Brot, das ihnen erst gezeigt und vorgehalten wird, vor ihren Augen ins Wasser wirft. Schwimmen sie danach, es mag auch noch so weit geworfen werden, willig hin, um es sich zu eigen zu machen, so nimmt man anstatt des Brotes einen schweren, untersinkenden Knochen, macht zuvörderst durch anhaltendes Vorhalten und Wiederwegziehen desselben den Hund darauf lüstern, und wirft den Knochen dann so in ein klares seichtes Wasser, daß der Hund ihn liegen sieht.

Aus Begierde wird er gewiß hineilen, mit dem Kopf unter das Wasser fahren, ihn sich hervorholen, nach und nach bei öfterer Uebung aber auch im tiefen Wasser, selbst im stärksten Strom tauchen lernen. [1])

Zugleich hetze man junge Otterhunde in Gesellschaft anderer alten, recht scharfen Hunde, die man anfänglich zuerst hinanläßt, auf Füchse, Dachse, Marder und Katzen ein; werfe auch in der Folge eins oder das andere von diesen Thieren ins Wasser, wenn die Lehrlinge erst gern in selbigem arbeiten, und lasse es da von ihnen würgen.

Ist es endlich möglich, eine lebende halbwüchsige Otter zu bekommen, so befestige man sie an einem etwa zwei Ellen langen Kettchen, knüpfe an dieses eine lange Leine, lasse das Thier vor den Augen der Hunde in einen kleinen Fischhälter oder Tümpel fahren und da eine Zeit lang verbellen und zausen; dann ziehe man sie vermittels der Leine noch lebend wieder an das Land, um diese Uebung einigemal wiederholen zu können, und lasse sie dann erst würgen.

In der ersten Zeit müssen so eingeübte junge Otterhunde mit alten erfahrenen zugleich geführt werden.

Uebrigens verlangt man von solchen, daß sie die Otter im Bau und überall leicht ausmachen; sie auf dem Lande, wie der Finder die Sau, stellen; wenn sie aber ins Wasser fährt, auch unter dasselbe ihr blitzschnell folgen, sie packen und, wenn große Hunde dabei sind, allenfalls auch würgen.

§. 10. Zur Jagd mit diesen Hunden gehören ferner:

1) Zwei Garne, welche auf den Flügeln die Form einer gemeinen

1) Ich selbst hatte sonst eine Dachshundrasse, welche von Natur sehr gern ins Wasser ging. Ein von ihr gezogener sprang nach ähnlichen Vorübungen von der dessauer Muldenbrücke hinab, holte Stücken von einem Mauersteine, auch Stahl und Eisen aus der größten Tiefe hervor und brachte es an das Land. W.

Fischerwade, in der Mitte aber einen 16—18 Ellen langen Küttel (Hamensack) haben, der sich nach und nach so verengert, daß die Otter, je weiter sie hineinkommt, desto weniger umzukehren vermag. Jedes dieser Garne muß aus Bindfaden, welcher dem zu Rehnetzen zu verwendenden an Stärke gleich ist, so lang gestrickt werden, daß es, schrägflügelig gestellt, die ganze Breite des Wassers einnimmt. In der Höhe muß es 24 vierzöllige Maschen halten. An der Unterleine wird es stark mit Senkblei und Eisen, an der Oberleine aber mit vielen Flossen von Kork oder Holzrinde versehen. Nächstdem dürfen auch die an den Fischerwaden befindlichen Stangen an den Seiten nicht fehlen.

2) Ein Paar mit ebenso starkem und weitem Gemäsch wie die Garne gestrickte Hamen mit langen, spitz zulaufenden Kütteln. Ihre Gestalt und Einrichtung ist übrigens der der gemeinen Fischerhamen gleich. Gut möchte es sein, wenn in der Mitte des Küttels Zugleinen angebracht und so hinten an der Stange befestigt würden, daß durch sie der Sack, wenn die Otter hineinführe, von selbst sich zuzöge.

§. 11. Die Jagd mit Otterhunden und Garnen wird übrigens so betrieben: An einem Flusse oder andern Gewässer, wo man Ottern zu finden hoffen darf, wird ein Theil desselben durch die Garne so bestellt, daß die aufgejagte Otter, sie mag stroman- oder stromabwärts gehen, in eins von beiden gerathen muß. Damit dies um so leichter geschehe, werden die Küttel nach außen gelegt, die Garnflügel aber an beiden Seiten bis an das Ufer schräg vorgezogen, dann am Ufer fest verpflöckt und verhalt, und hier noch ein paar Leute zur Wehre angestellt.

Daß die Ufer des abzujagenden Wasserbezirks nicht im geringsten beunruhigt werden dürfen, und daß beim Stellen der Garne alles sehr still zugehen muß, versteht sich.

Nachdem nun an jedem Garnküttel ein Schütze oder ein Mann mit einer Gabel, wie die früher beschriebene, angestellt worden ist, der sich höchst ruhig verhalten muß, sucht auf jedem Ufer ein Jäger mit den Hunden, begleitet von einem Mann mit dem Hamen. Stellt der Hund eine Otter im Bau, und kann der Jäger hinan, ehe sie flüchtig wird und ins Wasser fährt, so läßt er den Hamen vorhalten, macht sich aber schußfertig, um die durch den Hund sodann aus ihrem Schlupfwinkel vertriebene Otter, wenn sie in den Küttel fährt und mit dem Ende desselben in die Höhe kommt, gleich erlegen zu können. Entgeht sie hier, so folgen ihr die Hunde im Wasser; packen diese sie nicht vorher, so muß sie in eins von den Garnen und wird da entweder geschossen oder mit der Gabel gefangen (gestochen). Letztere muß der am Küttel stehende Mann nie eher brauchen, bis er von hinten zustoßen kann.

Daß Versuche, Ottern ohne vorgezogene Garne in Hamen zu fangen, sehr selten von Erfolg sein können, daß ferner die Otterjagd, wie solche im Vorhergehenden beschrieben worden ist, in unsern Gegenden Kosten und Mühe nicht lohnen würde, begreift jeder ohne weitere Auseinandersetzung.

§. 12. Bei uns sieht sich der Jäger in Rücksicht des Schießens der Fischotter einzig und allein — zufällige Gelegenheiten, sie bei großem Wasser oder sonst im Schlafe zu beschleichen, abgerechnet — auf den Anstand am Ausstiege auf dem Lande, oder auf dem Eise, je nachdem die Jahreszeit es fordert, beschränkt, und nur bei ganz mondhellen Nächten findet er statt.

Wer diese in vieler Rücksicht misliche Jagd unternehmen will, der waffne sich vor allen Dingen mit einer hinlänglichen Portion Geduld und Beharrlichkeit; denn es kann sich leicht treffen, daß er 8—14 Nächte nacheinander daransetzen muß, ehe er zum Schuß kommt, weil, wie oben gesagt, die Otter doch immer, nach nicht ganz sicher bestimmbaren Zwischenräumen, diesen oder jenen Ausstieg wieder besucht.

Bei der Wahl des Platzes zum Anstande ist vorzüglich auf Verborgenheit am Ufer und auf vollkommen guten Wind Rücksicht zu nehmen.

Nächstdem muß sich der Jäger im Winter gegen die Kälte hinlänglich zu schützen suchen, um mehrere Stunden unbeweglich auf einer Stelle stehen oder sitzen zu können.

Uebrigens ist die Flinte mit Schrot von Nr. 0 oder mit Rehposten zu laden.

Kommt dann, wenn man sich abends angestellt hat, die Otter früher oder später zum Vorschein, so lasse man sie erst ganz auf das Trockne und schieße nie eher, bis man seiner Sache ganz gewiß zu sein glaubt.

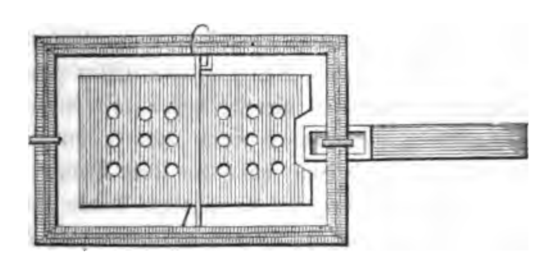
Am besten ist es, die Otter, weil sie sich nie weit vom Wasser entfernt, und wenn sie irgend noch fortkommen kann, solches sicher noch zu erreichen sucht, gar nicht anders als auf den Kopf zu schießen.

Bei aller Behutsamkeit bleibt indessen jeder Schuß zur Nachtzeit, besonders wenn man darauf nicht sehr geübt ist, mislich. Stürzt daher das verwundete Thier, so eile man möglichst, seiner habhaft zu werden, und am rathsamsten ist es, bei dieser Art von Jagd einen zum Stillliegen gewöhnten, guten, sehr scharfen Wasserhund stets bei sich zu haben, um ihn nachfahren lassen zu können, wenn ja die Otter noch das Wasser erreichen sollte.

§. 13. Das sicherste Mittel, der Otter habhaft zu werden, ist und bleibt bei aller damit verknüpften Mühe und Langweile der Fang mit dem Tellereisen.[1]

1) Döbel beschreibt im zweiten Theil seiner Jäger-Praktica, S. 149, auch eine Otterfalle. Ich kenne sie weiter nicht, getraue sie mir ohne Zeichnung nicht deutlich zu beschreiben, und halte sie für zu wenig anwendbar, als daß ich weiter darüber sprechen sollte. Ueberall thut gewiß das Tellereisen bessere Dienste. W.

Auf jeden Fall muß man aber ein großes, rasches, mit einer sehr starken Feder oder mit zwei guten Federn versehenes anwenden. Auch hier gilt



alles übrige, was §. 12 des vorhergehenden Kapitels über die Beschaffenheit solcher Eisen und über die Art sie zu putzen, gesagt worden ist.

Man bedient sich desselben auf folgende Weise:

Hat man den Ausstieg einer Fischotter ausgemacht, so legt man es — wenn das Wasser hinlängliche, doch nicht zu viel Tiefe hat, und wenn man überzeugt sein kann, daß es, was freilich nur in Teichen, Seen und andern stillen Gewässern der Fall, ist wenigstens binnen 24 Stunden seine Standhöhe nicht verändert — deshalb dicht vor dem Ausstiege, am liebsten in und unter das Wasser, weil selbst ohne alle Witterung der Erfolg sicherer ist als auf dem Lande.

Man verfährt hierbei so:

Nachdem vier oben in Mücken ausgehende zureichend lange Pfähle, ungefähr so gestellt : :, gerade vor dem Ausstieg so weit voneinander entfernt und so tief in den Grund des Wasserbodens eingeschlagen sind, daß, wenn zwei Stäbchen in den Mücken befestigt worden, das aufgestellte, durch den daran befindlichen, über den Bügel geschlagenen Haken gesicherte, auf den Stäbchen ohne zu wanken ruhende Eisen überall zwei Querfinger hoch mit Wasser überdeckt ist, legt man das Eisen darauf. Hat es nur eine Feder, so muß diese nach dem Lande hin gerichtet stehen und auf einem fünften Pfahl ruhen, oder sie wird etwas im Erdboden eingelassen; sind aber zwei Federn daran befindlich, so wird es in dem Maße gelegt, daß selbige nach beiden Seiten gekehrt sind. Auch da ist es räthlich, jede derselben durch ein Pfählchen zu unterstützen.

Hierauf wird die am Eisen befindliche Kette unter dem Wasser hin an das Land gezogen, hier eine feste Leine darangeschleift und diese etwa fünf bis sechs Schritt weit vom Ufer an einem tüchtigen Pfahl so befestigt, daß, wenn sich die Otter fängt, sie mit dem Eisen ungehindert in die Tiefe des Wassers fortgehen kann und da ertrinken muß. Dann aber legt man in einer zwischen dem Ufer und dem Leinenpfahl aufgehackten

Rinne Leine und Kette zusammen und bedeckt sie mit Sand oder Erde dem Boden gleich.

Zuletzt wird der Sicherungshaken zurückgeschlagen.

In schilfigen Gewässern — nicht so in Flüssen und Bächen, die ein reines Ufer haben — wird die Otter noch leichter auf das Eisen gehen, wenn man einen Rohrstengel mit einem Blatt nimmt, diesen mit etwas wenigem von einer der nachstehenden Witterungen bestreicht und so an eine der hintersten Mücken befestigt, daß das Blatt dicht über dem Wasser steht.

In seichten Bächen und Gräben, die sandigen Boden haben, kann ohne weitere Umstände das Eisen auf den Grund gelegt werden; doch muß man da ein sehr starkes wählen, wenn es die Otter nicht ruiniren und sie sich nicht befreien soll.

§. 14. Erlauben es örtliche Verhältnisse nicht, das Eisen unter das Wasser zu legen, so kann und muß es freilich auf dem Lande geschehen. Doch ist nur dann ein glücklicher Erfolg zu versprechen, wenn alle in der Folge näher zu bestimmende Maßregeln genau befolgt und nachstehende Witterungen der Vorschrift gemäß verfertigt, angewendet und zum fernern Gebrauch aufbewahrt werden. [1])

Fischotterwitterungen.

Nr. I. Man lasse 8 Loth reines Schweinefett in einem neuen reinen Tiegel [2]) zergehen, thue dann eine Hand voll Baldrianwurzel, 4 Gran Bibergeil und 3 Gran Kampher, alles gröblich zerstoßen, hinzu, lasse es unter beständigem Rühren mit einem reinen, schalenlosen Hölzchen so lange über Kohlen, oder besser noch in einem Bratofen kröschen, bis es gelblich wird. Dann seihe man es durch ein feines, reines Leinwandläppchen in eine steinerne Büchse, binde sie gut zu und verwahre sie an einem kühlen Ort.

Nr. II. Man lasse das beim Sieden eines 4—5 Pfund wiegenden Karpfen abgeschöpfte Fett über Kohlen zergehen, thue 4 Gran (etwa so viel als ein drei Erbsen großes Stück) Bibergeil hinzu, oder, besser noch, ebenso viel von der frischen oder getrockneten kleberigen Substanz, welche man am Ende des Mastdarms des Ottermännchens, oder in der sackförmigen Falte unter der Nuß des Weibchens findet, und lasse alles, unter gleichem Ver-

1) Der Verfasser kann sie alle, theils aus eigener Erfahrung, theils als solche, die ihm von sachkundigen Männern unverfälscht mitgetheilt worden sind, empfehlen. Hier und überall beim Raubthierfang gebe ich mehrere an, weil der Fall vorkommt, daß bei aller Vorsicht das Eisen fehlschlägt. Schwer, oder eigentlich nie geht dann das Raubthier wieder an das Eisen, insofern die Witterung nicht verändert wird. W.

2) Neue und reine Tiegel zur Bereitung, und neue Töpfchen zur Aufbewahrung der Witterungen zu nehmen, ist eine Regel, die überall gilt. W.

fahren wie bei Nr. I, etwa zwei Minuten lang braten; dann wird es in eine Büchse gethan und diese, gut zugebunden, an einem kühlen Ort aufbewahrt.

Nr. III. Man bereibe sämmtliche Theile des Eisens und der Leine blos mit wilder Krausemünze.

Nr. IV. Man rühre eine Hand voll Fischotterlosung, den Rogen eines einpfündigen Karpfens, 1 Quentchen gestoßener Baldrianwurzel unter 8 Loth weißen Fischthran, und verwahre die Mischung, wie bei I und II gesagt worden.[1])

Nr. V. Hechtleber, Karpfengalle, Krebseier und Otterlosung zusammen in einem gut gereinigten Serpentinmörser gestoßen, und Eisen, Kette und Leine damit berieben.

Nr. VI. Man nehme 4 Gran sehr gutes Bibergeil, 3 Gran weißen Kampher, eine halbe Hand voll frischgetrockneter, kleingeschnittener Angelikenwurzel und brate dies alles in 8 Loth frischem Gänse- oder Schweinefett; ebenso wie bei Nr. I gesagt worden, verfahre auch im übrigen so damit.

Nr. VII. 8 Loth frischen Schweinefetts oder ungesalzener Butter zerlasse man, wie bei Nr. I vorgeschrieben, thue dann 4 Gran Bibergeil, 3 Gran weißen Kampher, eine halbe Hand voll Baldrianwurzel, $1\frac{1}{2}$ Gran Zibeth, 1 Gran Moschus hinzu, und lasse alles braten, bis es gelblich wird; dann seihe man es durch und verwahre es, wie oben gesagt.

Anmerkung. Nr. I, III, V bis mit VII haben fast gleichen Werth; doch zieht der Verfasser Nr. VI und VII den übrigen noch vor.

Nr. VIII. Ganz unfehlbar soll der Erfolg sein, wenn man sich den Geilensack von der Zibethkatze verschaffen, damit das Eisen bestreichen und ein Stückchen von der Größe einer Linse unter den Teller legen kann.[2])

§. 15. Soll nun das vorher mit Wasser und Sand rein abgeriebene und dann getrocknete Eisen auf dem Lande gelegt werden, so muß dies, nachdem man vorher sich die Hände und Schuhsohlen, auch alle zu gebrauchende Werkzeuge schwach verwittert hat, so nahe als möglich hinter dem Ausstieg geschehen. Man schneidet zu dem Ende da die ganze Form des Eisens in

1) Diese Angabe kam von einem sehr erfahrenen Rauchwerksfänger als Erbstück auf mich. Zugleich soll der Vorschrift zufolge, wenn das Eisen gelegt ist, eine Ruthe mit Asa foedita (Teufelsdreck) bestrichen und einigemal über den Platz gezogen werden, dann sich aber auch die Otter gewiß fangen. Ich selbst habe noch keinen Versuch machen können. Dies ist auch der Fall mit Nr. II. W.

2) Aller angewandten Mühe ungeachtet habe ich den Geilensack nicht erhalten können. Soviel aber ist gewiß, daß, wenn man bei Anwendung der Witterungen, zu welchen weder Moschus noch Zibeth genommen wird, eine kleine Quantität von einer dieser Substanzen nimmt und mit etwas Triebsand vermischt, diesen aber gerade auf den Platz streut, wo das Eisen in der Folge gelegt werden soll, die Otter ihr Wohlbehagen durch Kollern auf dieser Stelle zu erkennen gibt. Verwittert man nun beim Legen das Eisen nur ganz schwach und streut den mit Moschus oder Zibeth vermischten Sand wieder darüber hin, so geht sicher der Fang gut von statten. Auch Losung des Steinmarders kann allenfalls die Stelle des Moschus vertreten. W.

die Erde so ein, daß, wenn eine Feder daran befindlich ist, diese nach hinten zu, wenn es aber deren zwei hat, selbige auf beide Seiten hinaus gerichtet sind. Dann wird die Erde aus diesem Einschnitt so tief rein herausgeschafft, daß das aufgestellte Eisen, bei welchem der Sicherungshaken über den Bügel geschlagen ist, und das mit jeder Feder und mit dem Kranz auf kleinen Dachziegelstückchen unbeweglich fest ruhen muß, einen Viertelzoll tief unter der Erde liegt.

Hierauf streicht man, wenn fettige Witterungen gebraucht werden, etwa eine Quantität von der Größe einer kleinen Haselnuß nach und nach auf ein reines Läppchen und bereibt damit jeden Theil des Eisens, ingleichen Kette und Leine.

Von den Witterungen von Nr. III, V und VIII nimmt man ein wenig in die Hand und bereibt alles eben Genannte damit.

Ist nun das Eisen wieder in den Einschnitt gelegt, so bedeckt man die Wirbel, Bügel und den Zwischenraum zwischen letztern und dem Teller leicht mit trockenem Weidenlaub, überstreut dann den ganzen Platz, überall der Erde gleich, mit Erde oder Triebsand, legt die Kette und Leine so zusammen, daß sie sich nicht verschlingen kann, und in die dazu ausgehackte Rinne, bedeckt diese mit Erde und bindet das Ende der Leine an einen so eingeschlagenen Pfahl oder benachbarten Baum, daß, wenn sich die Otter fängt, sie mit dem Eisen ins Wasser fahren kann. Endlich hebt man vorsichtig den Sicherungshaken mit einem Stäbchen vom Bügel und bedeckt auch diesen mit Erde.

Zuletzt räumt man alles umherliegende Erdreich weg und verkehrt mit einem Strauch, hinter der Feder des Eisens stehend, den ganzen Platz, wo gearbeitet ward, und rückwärtsgehend, den Weg, auf welchem man kam, etwa 15 Schritt weit.

Uebrigens gebe man die Hoffnung, die Otter zu fangen, nicht auf, wenn auch acht, zehn und mehrere Tage vergehen. Mir sind Fälle bekannt, daß dies erst nach sechs Wochen geschah.

Sind mehrere Ausstiege vorhanden, so hat man desto mehr Aussicht bald zu fangen, wenn vor jedem ein Eisen gelegt wird.

Daß jeden Tag die Fangplätze wenigstens einmal besucht und die dahin genommenen Wege jedesmal rückwärtsgehend verkehrt werden müssen, dies bedarf wol kaum noch der Erwähnung.

Die beste Fangzeit fällt erfahrungsmäßig in die Monate April und Mai.

§. 16. Nur selten wird der Fall eintreten, daß bei uns eine Fischotter lebend in die Gewalt des Jägers käme; ereignete er sich aber doch, so schlägt man sie mit einem Stock quer über die Nase, welche auch an

ihr der empfindlichste Theil ist. Dies Verfahren wird wiederholt, bis sie, nach der Jägersprache, todtgeschlagen ist.

Wenn sie durchaus kalt geworden ist, streift man sie, wie alle Raubthiere, auf folgende Art:

Man schärft zuvörderst den Balg, wie bei allem Haarwild die Haut, an den Vorder- und Hinterläufen auf, an erstern doch nur bis dahin, wo die Schaufeln der Blätter am Leibe anliegen, an letztern aber bis an das Waideloch; dann auch die ganze Ruthe vom Waideloch bis zur Spitze. Nachdem nun diese sowol als die Läufe wirklich gestreift und die Hinterläufe oberhalb des Knies eingehesset sind, hängt man die Otter mit beiden Hessen an einen Haken, streift dann den ganzen Balg übergeschlagen bis an die Vorderläufe ab, zieht nun diese aus dem Balg und streift hierauf weiter bis an die Lauscher. Nachdem diese ausgelöst sind, muß der Balg am ganzen Kopf mit Vorsicht abgeschärft werden, ohne irgendwo etwas stehen zu lassen.

Endlich wird der Balg, mit der haarigen Seite inwendig gekehrt, auf ein oben schmaleres, unten breiteres, ihn hinlänglich ausdehnendes Bret gezogen, auf der jetzt auswendigen kahlen Seite aber mit Asche und Salz abgerieben und dann an der Luft — nicht in der Sonne — oder am Ofen getrocknet.

Im Sommer thut man wohl, den Balg auf ein recht kieniges (harziges) kiefernes Bret zu ziehen, wenn er aber getrocknet vom Bret genommen und umgewendet ist, Kampher in die Haare zu streuen, um die Motten abzuhalten, welche ihn sonst sehr leicht zu Grunde richten.

Die beste, leichteste und sicherste Methode, dieses und alles Rauchwerk gegen Mottenfraß zu sichern, ist Aufbewahrung in einem den Winter über geheizt gewesenen Ofen.

Nur für junge Jäger, die in Ländern leben, wo man das Wildbret der Fischotter für eßbar hält, hier die Notiz: daß sie erst nach dem Streifen aufgebrochen, ausgeweidet und dann wie der Dachs, nach §. 14 des vorigen Kapitels, zerlegt wird.

Drittes Kapitel.

Die Sumpfotter.[1]

Foetorius lutreola *Keys. Blas.* [2])

§. 1. Sämmtliche im vorgehenden Kapitel bei der gemeinen Fischotter aufgeführte waidmännische Ausdrücke sind gleichfalls auf die Sumpfotter anwendbar. Sie gehört zur Ordnung der Raubthiere (Carnivora), zur Familie der Marder und zur nämlichen Gattung wie Iltis, Frett und Wiesel.

§. 2. Die Sumpfotter heißt auch kleine Fischotter, Krebsotter, Nörz, Wasserwiesel, Ottermarder, Steinhund.

Sie ist vornehmlich im nordöstlichen Europa, vorzüglich in Polen, Finland und Rußland, im nordöstlichen Asien und in den mittlern Provinzen von Nordamerika einheimisch. In Deutschland hat man sie bisjetzt nur im Brandenburgischen in der Priegnitz, am häufigsten bei der Stadt Lenzen und bei Göttingen an der Leine gefunden.

Ihre Länge beträgt, der Bechstein'schen Angabe (in seinem „Handbuch der Jagdwissenschaft") zufolge, 19—20" pariser Maß, die mehr als halb so lange Ruthe ungerechnet.

Ihr kleiner Kopf ist mehr platt gedrückt, die Schnauze länglicher, der Hals fast so dick als der Kopf und verhältnißmäßig etwas länger als an der gemeinen Otter. Auch hat die Sumpfotter oben nur vier Backenzähne.

Der Rand und die Spitze der Schnauze, ingleichen das Kinn sind weiß, die Lauscher schwarz gefärbt; der Scheitel erscheint hellbraun, zuweilen mit Weiß melirt, die Kehle grau, der übrige Körper mehr schwarzbraun als an der gemeinen Otter. Das barsche (starre) Stachelhaar, durch welches die eben angegebene Farbe entsteht, geht aus einer gelbbraunen Grundwolle hervor.

Wie die gewöhnliche Otter, wittert und äuget auch die kleinere sehr scharf; auch hat diese mit jener Schlauheit, Scheu, Herzhaftigkeit, Raubbegierde, Gefräßigkeit und Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen gemein.

Gereizt soll sie einen sehr unangenehmen Geruch um sich verbreiten.

§. 3. Ueber die Ranzzeit und über den ganzen Betrieb des Fortpflanzungsgeschäfts muß man nähere Aufschlüsse von Jägern erwarten, die in Gegenden leben, wo diese Otter häufig gefunden wird. Noch wissen wir nichts Bestimmtes.

---

1) Ich habe nie Gelegenheit gehabt, sie zu sehen; muß mich daher begnügen, das Wichtigste von dem, was ich in andern naturgeschichtlichen Schriften fand, hier mitzutheilen. W.

2) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1799. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 16.

§. 4. Sie hält sich, wie die gemeine Otter, sowol an fließenden als stillstehenden Gewässern, doch am liebsten an kleinern, nicht sehr reißenden Flüssen auf, vorzüglich da, wo diese durch morastige und buschige Gegenden sich hinziehen und im Winter nicht ganz zufrieren. Auf dem Trockenen hat sie ihre Baue gleichfalls unter überhängenden Ufern, und gern verbirgt sie sich unter unterwaschenen Baumstämmen, besonders wenn diese unten hohl sind; öfter noch hat sie ein Lager auf den Kaupen an sumpfigen Stellen.

Sie raubt vor allem andern Krebse, nächstdem aber auch Fische, Frösche, Wasserkäfer und Schildkröteneier, wahrscheinlich aber nicht, wie Bechstein behauptet, Gänse, Enten u. dgl., noch weniger schleicht sie sich wol auf Hühnerhäuser und saugt den Bewohnern derselben das Blut aus. Götze hat gewiß recht, wenn er sagt: man lege diesem übrigens sehr schädlichen Thier in dieser Rücksicht Verschuldungen des Iltis zur Last.

Ebenso wenig ist es erwiesen, daß sie in Amerika auf vor Anker liegenden Schiffen und überhaupt Mäuse und Wasserratten wegfange und dadurch nützlich werde.

§. 5. Die Bälge von Sumpfottern, die an kleinen Flüssen wohnen, welche sich in den Amur ergießen, werden sehr theuer bezahlt und dem Zobel fast gleich geschätzt.

In allen übrigen Gegenden, wo dieses Thier einheimisch ist, achtet man seinen Balg weit weniger als den der gemeinen oder Flußotter. In Brandenburg zahlt der Kürschner nicht über 16 Gröschen für den Nörzbalg. Er gibt Gebräme aller Art.

Ob das Wildbret eßbar ist, kann ich nicht sagen, bezweifle es aber keineswegs.

§. 6. Alle im vorhergehenden Kapitel erwähnte Jagd- und Fangarten finden auch bei der Sumpfotter statt.

Ob aber die dort angegebenen Witterungen für sie Reiz haben, kann ich nicht verbürgen. Ich würde Nr. III und IV zuerst versuchen, auch ein wenig Asa foedita mit Triebsand vermischen und den Fangplatz damit bestreuen.

§. 7. Lebendig gefangene Thiere dieser Art werden gleichfalls todtgeschlagen, gestreift u. s. w. wie die gemeine Fischotter.

Viertes Kapitel.

Der Fuchs.

Canis Vulpes *L.* [1])

§. 1. Außer den im ersten Kapitel dieser Abtheilung angegebenen waidmännischen Ausdrücken, welche auf sämmtliche zur niedern Jagd gehörige Raubthiere anwendbar sind, bemerke man beim Fuchs folgende.

Der männliche heißt Fuchs, in manchen Gegenden Rüd oder Rieb, der weibliche Füchsin, Fähin, Betze.

Sonst nennt man die Zehen Branten [2]), den Schwanz Standarte, Stange, Lunde, Ruthe, die Spitze desselben Blume, die violenartig riechende Drüse auf der Standarte Viole, das männliche Zeugungsglied Ruthe oder Fruchtglied, das weibliche Geburtsglied Schnalle, beides wie beim Hunde.

Er schleicht, wenn er langsam geht; trabt und schnürt bei etwas rascherer Bewegung, wie der Wolf; ist flüchtig, wenn er schnell galopirend läuft.

Er läuft vor den Hunden, er läuft aufs Reizen, wenn man ihn lockt.

Er bellt, wenn er seinen gewöhnlichsten Laut ausgibt.

Er hat einen Bau, und dieser besteht aus Röhren, Kammern und einem Kessel; kriecht zu Baue, steckt im Bau, fährt aus dem Bau, versetzt sich auch zuweilen, wie der Dachs, in dem Bau.

Die Füchsin rennt, wenn sie, wie die Hündin, hitzig wird.

Rollzeit ist der eigentliche Ausdruck für Begattungszeit.

Fuchs und Füchsin rollen daher auch, wenn sie sich begatten.

Letztere wölft oder wirft, wenn sie Junge bringt.

Der Fuchs raubt, wenn er lebendige Thiere zu seiner Nahrung fängt oder Eier wegnimmt; er mauset, wenn er Mäuse fängt; er frißt den Raub.

Er nimmt die Schleppe, den Vorwurf oder die Brocken, und den Abzugsbissen, den Anbiß an, wenn er sich durch künstliche Hülfsmittel vom Jäger auf einen Kirrungsplatz ziehen läßt und dort das Vorgeworfene frißt.

§. 2. Wie der Hund und der Wolf, seine nächsten Gattungsverwandten,

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk, 1796. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, II, Kap. 12. Diezel, Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 2, S. 122—266.

2) Einige Jäger nennen die Vorderklauen Branten, wie beim Bär. M.

gehört er zur Ordnung der Raubthiere (Carnivora), zur Familie der Zehengänger (Digitigrada) und zwar zur Gruppe der Hunde.

Ueberall, wo deutsch gesprochen wird, behält er den ihm in der Ueberschrift beigelegten Namen; nur scherzweise wird er zuweilen Reineke genannt, weil er in dem bekannten alten deutschen Gedicht diesen Namen führt.

§. 3. Die ganze heiße Zone, d. h. die Länder unter oder zunächst der Linie (dem Aequator) etwa ausgenommen [1]), wird er unter allen Himmelsstrichen und auf allen bekannten Theilen der Erde, doch im Norden, selbst im höchsten, und in waldigen Gegenden durchgängig häufiger als im Süden und auf holzleeren Plänen gefunden. Deutschland hat ihn überall, hier und da sogar häufig aufzuweisen. Sehr zahlreich ist er allerdings nur in Revieren, wo, wie mir in der That Beispiele bekannt sind, Vorgesetzte, in der Voraussetzung, die unbehinderte Vermehrung dieses schädlichsten Raubthiers in unsern Gegenden sei dem Emporkommen der Wildbahn weniger nachtheilig, als die zum Fang anzuwendenden Eisen es werden könnten [2]) (?!!), und als die mit dem Betrieb der Jagd verbundenen zufälligen Beunruhigungen des Wildstandes es in der That wären, ihre Untergebenen in der freien Anwendung selbst der echt waidmännischen Mittel, ihm Abbruch zu thun, einschränken und einschränken dürfen; oder in Revieren, welche unter der speciellen Aufsicht von Männern stehen, die entweder Bequemlichkeit und Ruhe zu sehr lieben, um sich mit diesem Zweige ihres Berufes zu beschäftigen, und nicht einmal darauf sehen, daß ihre Leute die Fuchsjagd gehörig betreiben, denen es auch wol selbst an den nöthigen Kenntnissen fehlt, ihren Burschen Anleitung zu geben, wie das zweckmäßigste Mittel, dieser schädlichen Raubthiere in aller Stille und zu der Zeit, wo von ihnen der meiste Vortheil gezogen werden kann, habhaft zu werden, nämlich der Fuchsfang mit Erfolg anzuwenden sei.

Uebrigens ergreife ich gleich hier die Gelegenheit, mich gegen den Vorwurf zu verwahren, als wollte ich lieber unsere Felder und Gehölze durch Mäusefraß ruinirt, als den Wildstand durch den Fuchs um etwas vermindert sehen. Nein! Ich will nicht, daß irgendeine Thierart ausgerottet werde; jede, auch die schädlichste, bringt einigen Nutzen; aber das wünschte ich, daß durch das, was ich über den Fuchs sagen werde, meine Leser davon über-

---

1) Auch in der ganz heißen Zone gibt es Füchse; in Peru ist der azaraische Fuchs (Canis Azarae) ein ebenso gefährliches, diebisches und schlaues Thier wie der unserige. Ich habe ihn dort vielfach zu beobachten Gelegenheit gehabt und ihn in seiner Lebensweise dem europäischen sehr ähnlich gefunden.

In Brasilien kommt ebenfalls ein Fuchs vor, der dem europäischen an Gestalt und Farbe ähnlich ist. Ich habe ihn dort in der Nähe von Plantagen neben Urwald wiederholt erlegt. T.

2) Meinen Brüdern in Dianen bin ich schuldig zu erklären, daß diese Aeußerung mir nur einmal zu Ohren gekommen ist. W.

zeugt werden möchten: er stifte oft in sehr kurzer Zeit mehr Unheil — und dieses wird nicht nur dem Jagdberechtigten, sondern auch dem Landmann an seinem Federvieh fühlbar — als in einem ganzen Jahre Vortheil; denn wer kann auftreten und mit Grund behaupten, die Landplage des Mäusefraßes sei durch Füchse nur je merklich beschränkt worden? Was zehn gute Katzen in dem engen Bezirk von einem Gehöft nicht vermögen, das sollen vielleicht zwanzig Füchse auf meilenweiten Districten bewerkstelligen? Und könnte denn in der That, wenn dies auch der Fall wäre, der Vortheil, welchen die Hegung derselben etwa in zehn Jahren einmal schaffen möchte, den Schaden aufwiegen, welchen diese Räuber nicht allein dem Wild, sondern, vorzüglich wenn sie durch stete Verfolgung nicht mehr in Furcht gehalten würden, auch zahmen Thieren in der langen Zeit zufügen müßten, wo sie keinen wesentlichen Nutzen im Naturhaushalt leisten?

Doch zurück von dieser Abschweifung, zur Naturbeschreibung des Raubthiers, dessen Namen in diesem Kapitel obenan steht.

Ueber den Körperbau des Fuchses mich ins Detail einzulassen, würde unnöthig sein, da er zu bekannt ist.

Hier bemerke man nur, daß Bechstein in seinen Werken die Länge des Fuchses zu gering angegeben hat. Ich habe soeben einen vor mir, der nur sieben Monat alt ist, und er mißt von der Nase bis zur Wurzel der Standarte 2′ 3″, die Standarte selbst 1′ 3″ pariser Maß. Ich selbst aber habe viele völlig ausgewachsene geschossen, die 2′ 6—7″ bis zur halb so langen Standarte maßen, und einen vorzüglich starken — einen Fuchsriesen vielleicht —, dessen Länge beim Streifen, von der Nase bis zur Spitze der Ruthe gemessen, 4′ 4″ betrug.

Auch die Höhe kann bei alten Füchsen füglich 2″ höher, als Bechstein sie angibt, festgesetzt werden, und zwar auf 1′ 2″ reichlich.

Uebrigens hat gewiß Doctor Gall, als er seine Schädellehre entwarf, das Signalement des Organs der Schlauheit vom Fuchs hergenommen; und ich bin überzeugt, daß, wenn Menschen und Thiere von der Natur mit gewissen bestimmten Organen, zu gewissen bestimmten Neigungen und Fähigkeiten ausgerüstet werden, und diese Organisation am Schädel des einen wie des andern sich wirklich und immer sichtbar darstellt, daß, sage ich, der Schädel des Fuchses Schlauheit, Verschlagenheit, Diebslist und Tücke auf das deutlichste anzeigen muß. Schon aus den braunrothen, funkelnden, schielenden Sehern spricht das alles auf das deutlichste, und Beweise, daß hier der Schein nicht trügt, wird man weiter unten finden.

Die Farben des bei uns gemeinen, sogenannten Birk- oder Rothfuchses stellen sich folgendermaßen dar:

Von dem mit schwarzer, chagrinartiger Haut überzogenen, zwischen den

Nasenlöchern eingekerbten, immer feuchten Näschen läuft ein schmaler weißlicher Rand am Obermaule hin, um die Mundwinkel herum, breitet sich an den Backen und am Untermaule über Kinn und Kehle aus und verläuft in einem zugespitzten Streif an den Vorderläufen.

Schon an den übrigen Theilen des Kopfes wird die aschgraue Grundwolle sichtbar, welche über den ganzen Körper, wo er lang behaart ist, sich verbreitet.

Aus dieser erhebt sich am Kopfe gleich über der schwarzen Nasenhaut ganz kurzes, braunrothes Haar, welches höher hinauf sich immer mehr verlängert und bis an die Lauscher weiß gestichelt erscheint. Die Lauscher selbst sind an der Wurzel heller fuchsroth (gelbroth), dann bis an die Spitze hinauf schwarz und wollig behaart. Die erwähnte gelbrothe Haarfarbe bleibt nun am ganzen Oberhalse, auf einem kleinen Theile des Rückens, auch an den Schultern und Blättern die herrschende. An den Flanken geht sie oben fast ins Braungelbe (fuchsgelb genannt), unten ins Weißliche über. Das übrige Rückenhaar bis zur Wurzel der Standarte ist, soweit es in der Wolle steht, gleichfalls grau, hat dicht über derselben einen rothbraunen, dann bei jungen Füchsen einen schmälern weißlichen, bei alten einen breitern gelblichen Streif und geht in dunkelrothbraunen Spitzen aus. Diese Farbenmischung macht, daß bei jungen Füchsen weniger, bei alten mehr weiße oder gelbliche Stichelн auf dem Rücken hin sichtbar werden.

An der Standarte, wo das Haar noch viel länger ist und struppig emporsteht, legt sich gleich am Rücken von der Wurzel derselben ein fuchsrother, etwa 2″ breiter Streif, an welchem das Haar dunkelbraun gespitzt ist, in einer einzigen schneckenförmigen Windung um die ganze Ruthe bis an die weiße Blume derselben. Ein anderer, ungefähr ebenso breiter, gelblich, bräunlich und gräulich gemischt erscheinender Streif fängt unter der Ruthe an und füllt den Zwischenraum aus, welchen die Wendung des vorher erwähnten hervorbringt. Auf dem oberwärts gekehrten Theile der Ruthe, ungefähr $2^1/_2$″ von der Wurzel, steht ein Büschel borstenartiger hochfuchsroth gefärbter Haare, welcher die Viole (eine mit zäher, wie Veilchen riechender Feuchtigkeit geschwängerte Drüse) bedeckt. Gleich unter dieser wird ein schmaler, etwa 2″ langer schwarzer Strich auf dem Anfange des fuchsrothen Streifes sichtbar. Ein ganz schmales, schwarz gefärbtes Band fängt da, wo der andere Streif sich zum ersten mal oben über die Ruthe schlägt, in der Mitte desselben an und läuft mit fort bis zur Blume.

Die Vorderläufe erscheinen, den oben erwähnten weißlichen Streif und die schwarzen Branten, von denen sich bis an das Knie hinauf ein ebenso gefärbter Zwickel erhebt, abgerechnet, fuchsroth. Gleiche Hauptfarbe haben auch die Hinterläufe, an welchen aber der schwarze Zwickel, welcher von den

ebenso gefärbten Branten sich erhebt, weit schmäler und kürzer ist. Gleich neben diesem läuft ein weißlicher bis zu den Wammen hinauf.

Am meisten dunkel aschgrau ist die Grundwolle an der Brust und am Bauche gefärbt. Wenn aber Bechstein sagt: es sei ein charakteristisches Kennzeichen des jungen Birkfuchses — dies ist der gewöhnliche Name des gemeinsten Fuchses — bis ins zweite Jahr, daß Brust und Bauch überhaupt dunkel aschgrau sich darstellten, so glaube ich ihm in diesem Falle widersprechen zu dürfen, da ich mehrere junge Birkfüchse im ersten Herbst ihres Lebens, und unter diesen besonders den, von welchem vorstehende Beschreibung hergenommen ist, untersucht und an den genannten Theilen das längere Haar schon sehr weißgrau gefunden habe.

Das zunehmende Alter scheint sich, meinen Wahrnehmungen zufolge, an den gemeinen Füchsen durch die schon oben erwähnte dunklere, fuchsbraune Farbe des Rückens, auf welcher mehrere und gelbliche Sticheln sichtbar werden, durch eine fast ganz weiße Brust und durch eine ganz weiße Haarspitze am Zeugungsgliede der männlichen zu offenbaren.

Das gewisseste Unterscheidungszeichen des Männchens und Weibchens ist an ersterm natürlich das ebengenannte Zeugungsglied nebst dem Geschröt (den Testikeln), an letzterm die Schnalle; alle übrige von andern Schriftstellern angegebene sind, wie es mir scheint, trüglich und entbehrlich.

Nächst dem bisher beschriebenen Fuchs gibt es viele anders gefärbte, von denen ich den Brandfuchs, welcher um die Schnauze herum schwarz, an Brust und Bauch schwärzlichgrau [1]) gezeichnet ist und statt der weißen Blume an der Standarte eine schwarze hat, sowie die in v. Wildungen's Neujahrsgeschenk, 1796, Taf. 3, abgebildeten seltenen Füchse in unsern Gegenden für eigentliche Spielarten halte. Besondere Arten aber sind folgende:

a) Der Kreuzfuchs [2]), an welchem ein schwarzer Streif von der Nase an über Kopf und Rücken bis zur Wurzel der Standarte sich ausdehnt, und ein anderer jenem an Breite gleicher, quer über Rücken, Schultern und Blättern, das Kreuz bildet. Er soll den Birkfuchs stets in Stärke übertreffen, ist in unsern Gegenden außerordentlich rar und kommt auch in nördlichern selten vor.

b) Der schwarze Fuchs. [3]) Er ist ganz schwarz oder dunkel schwarzbraun. Selbst in nördlichen Gegenden, z. B. in Rußland, wird der Seltenheit wegen ein Balg mit 10—15 Dukaten (nach v. Wildungen gar mit

1) An der Brust auch wol ganz schwarz, wie ich selbst einen, und zwar den stärksten, den ich je sah, geschossen habe. W.
2) Vgl. Schreber, Säugethiere, Taf. XCI, A.
3) Canis argentatus.

400 Thlr.) bezahlt. Der ebengedachte Schriftsteller sagt, ein solcher sei vor einigen Jahren im Schmalkaldischen geschossen worden.

c) Der graublaue Fuchs [1]), welchen man vorzüglich im nördlichen Schweden und, etwas länger behaart als andere Füchse, in Grönland findet.

d) Der aschfarbene Fuchs. [2]) In der russischen Tatarei, einige Meilen von Tumeen, am Flusse Tura, soll diese stärkste, durch den dichtbehaartesten Balg sich auszeichnende, nie — was sonst im Norden fast immer der Fall — ihre Farbe im Winter verändernde Fuchsrasse in einem Gehölz, Hertkoi-Wollock genannt, sich einzig fortpflanzen, auch keine andere neben sich dulden. Die so von Natur gefärbten Bälge müssen, als eine der seltensten Rauchwaaren, an den russisch-kaiserlichen Hof abgeliefert werden, kommen daher nicht in den Handel.

e) Der eisenfarbige Fuchs, dessen dunkelbraune, mit Silberhaar überlegte Wolle die angegebene Farbe bildet. Er ist in Louisiana in Menge anzutreffen.

f) Der silbergraue Fuchs. [3]) Er wohnt in Carolina und Virginien in hohlen Bäumen und heißt der amerikanische Silberfuchs.

g) Den weißen oder gelben Fuchs [4]) findet man im hohen Norden öfter; ob aber dies dort blos seine Winterfarbe ist, und ob er, wie der veränderliche Hase, im Sommer selbige verändert, ist noch nicht entschieden. Ich vermuthe es. In unsern Gegenden hat man einige weiße Füchse erlegt.

Auch Schecken soll es geben.

Die im Verhältniß zum übrigen Körper kurzen Läufe, sowie die lange, stark behaarte Standarte sollte es kaum ahnen lassen, daß der Fuchs so rasch laufen und mit großer Behendigkeit so ansehnliche Sprünge thun könnte, als es in der That der Fall ist. Bei der Bewegung in voller Flucht zeigt es sich am meisten, wie viel Kraft er in der Standarte besitzt; denn er hält sie dabei ganz gerade ausgestreckt und kann sie in gewissen Fällen, wenn er z. B. erschreckt wird, sogar hochgerichtet schwenken.

Will er, ohne beunruhigt worden zu sein, eine weitere Tour machen, so geschieht dies vorzüglich zur Nachtzeit im Trabe, welcher gleichfalls rascher ist, als er zu sein scheint, und dann hängt die Standarte abwärts, doch ohne aufzustreichen.

Am Tage hingegen, vorzüglich in Dickungen, und stets wenn er auf

---

1) Canis lagopus.

2) Canis argentatus fällt mit b) zusammen. Die ganz schwarzen Haare haben weiße Spitzen.

3) Canis cinereo-argentatus fällt mit dem eisenfarbigen e) zusammen.

4) Canis Corsac, vorzüglich in Nord- und Mittelasien heimisch. W.

In Italien, Sardinien und Sicilien kommt noch eine eigene, bestimmt geschiedene Art von Fuchs vor: der Canis melanogaster *Bonap.*, Ic. faun. ital., Fasc. I, Tab. I. T.

Raub ausgeht, schleicht er in langsamem Schritte umher. Noch tiefer ist dabei die Ruthe gesenkt, und nicht selten schleift er die Blume auf dem Boden nach.

Schon an sich schlank gebaut, hat er noch das eigene Talent, sich gleichsam schmäler zu machen, indem er sich durch unglaublich kleine Oeffnungen durchzwängen kann.

Mit der feinsten Organisation der Sinne des Vernehmens, Aeugens und vorzüglich des Witterns — denn dem Fuchs entgeht vermöge seiner feinen Witterung gewiß nichts, was im Oberwinde in einer Entfernung von mehrern hundert Schritten um ihn her lebt und webt — von der Natur ausgestattet, von ihr unter allen Raubthieren vielleicht mit der größten Schlauheit und, man kann in der That sagen, Klugheit begabt, scheint er alle diese Anlagen von Tage zu Tage mehr auszubilden; auch wendet er sie mit unglaublicher Feinheit dazu an, durch das Ergreifen der besten Maßregeln vor jeder Gefahr sich in Zeiten zu sichern und allen schwächern Creaturen sich furchtbar zu machen. Das was ihm, mit den reißenden Thieren verglichen, an körperlicher Stärke abgeht, ersetzen List und Verschlagenheit. Bei Menschen und Thieren als das schädlichste Raubthier verhaßt, wird er als solches von erstern zu allen Zeiten und unter Anwendung aller ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel verfolgt, von letztern, selbst von vielen weit stärkern als er selbst ist, geflohen.

Wie gemeine Diebe ist er in der Regel furchtsam, doch vertheidigt er oft sich tapfer und muthig, wenn er durch die Flucht Angriffen und Ueberfällen nicht entgehen kann, und zwar geschieht dies vermittels seines sehr scharfen Gebisses, indem er jedesmal so lange als möglich den Rücken frei zu halten sucht.

Wie allen verstockten Räubern gewährt auch ihm das Morden Wonne, selbst wenn er des Raubes zu seinem Unterhalte nicht bedarf.

Und doch übt er bei allen diesen ihm eigenen Lastern eine Tugend oder vielmehr eine Pflicht mit größter Strenge aus: die Füchsin nämlich ist eine vorzüglich sorgsame Mutter, der Fuchs keiner von den schlechtesten Vätern.

Interessant erscheint der Stoicismus, welchen der Fuchs nicht selten dadurch beweist, daß, wenn er sich am Laufe in einem Eisen gefangen hat, er nach einigen andern fruchtlosen Rettungsversuchen sich selbigen rein abbeißt, um zu entkommen. Einst schoß ich einem Fuchs den Vorderlauf dicht unter dem Blatt mit der Büchse entzwei; beim Ausreißen schlug ihn dieser immer um den Kopf; darüber ärgerlich, fuhr er mit der Schnauze herum, biß die Theile, woran der Lauf noch hing, schnell ab, warf ihn von der Seite und war nun so flüchtig, als fehlte ihm nichts.

Hier noch einige Eigenheiten des Fuchses. Die meisten meiner Leser kennen den gewöhnlichen Laut desselben, den man das Bellen zu nennen pflegt. Auch hat selbiger einige Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde; nur wird nicht jeder Klaff, daß ich mich so ausdrücke, so artikulirt (rein abgesondert von dem folgenden) angeschlagen, sondern fünf-, sechs- bis zehnmal hintereinander und zusammenhängend klafft der Fuchs, und dieses Geklaff geht nicht selten in ein unangenehm kreischendes Geheul über. Stürmische Witterung, große Kälte und der Eintritt der Rollzeit werden durch jenes Bellen und Heulen vorherverkündigt. Im Sommer hört man beides von den Alten nur dann, wenn ihnen die Jungen geraubt sind, von den Jungen aber oft, wenn jene ihnen nicht zeitig oder fleißig genug Raub zutragen.

Ein heiseres boshaftes Keckern und Murren läßt der gereizte alte wie der junge Fuchs von sich hören, wenn er, von Hunden angegriffen, nicht mehr entrinnen kann und dann sich seiner Haut wehrt.

Unbeschreibbar ist der Klagelaut, welchen man von überwältigten Füchsen zuweilen hört. Nicht ganz tödlich angeschossene fahren gewöhnlich gleich mit dem Kopfe nach dem Fleck herum, wo sie die Verwundung erhielten, beißen sich da in den Balg und fangen dabei an zu keckern. Ein alter Jägeraberglaube ist es, daß er sich, verwundet, in die Viole beiße, um in der darin enthaltenen Schmiere ein schmerzstillendes Mittel zu finden.

Wie alle Raubthiere, hat auch der Fuchs ein sehr hartes Leben, ein so hartes, daß, wie v. Wildungen erzählt, einst ein längst todt geglaubter beim Streifen noch zu beißen anfing. Das habe ich nun freilich nicht erlebt, aber zwei mal war ich Zeuge, daß der Schütze den von ihm erlegten Fuchs scheintodt zu seinen Füßen liegen und während des Ladens der Flinte so rasch wieder davonlaufen sah, daß der zweite Schuß der Doppelflinte nicht einmal anzubringen war. Auch bei diesem Raubthiere ist die Nase der schwächste Theil, und ein paar tüchtige Schläge auf dieselbe tödten ihn am sichersten.

Sein Alter bringt der Fuchs, eingeschränkt erhalten, wovon ich selbst ein Beispiel weiß, auf 14 Jahre. Man würde, da sein Wachsthum nach meinen Wahrnehmungen im zweiten Jahre noch nicht völlig beendigt ist, mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen können, daß er in völliger Freiheit noch ein weit höheres Alter erreichen könnte, wenn ihm nicht so sehr nachgestellt würde; wenn ferner ein raudiger Ausschlag, den man an Sommerfüchsen, vorzüglich an weiblichen, oft wahrnimmt, die Lebenskraft nicht consumiren hülfe; wenn endlich zwei andere tödliche Krankheiten, Auszehrung (Darrsucht) nämlich, die von häufigem Verzehren der Spitzmäuse herrühren soll (!), und die der ganzen Hundegattung eigene Tollwuth nicht dazu beitrügen, sein Lebensziel zu verkürzen.

Daß er selbst im Tode noch widerlich riecht, weiß jeder; daß dieser Geruch aber sowol beim lebenden Fuchs in der Rollzeit, als an den zu dieser Zeit gestreiften und schon gargemachten Bälgen fast unleidlich ist, glaube ich bemerken zu müssen.

§. 4. In mäßig harten und gelinden Wintern tritt die Rollzeit der Füchse gewöhnlich zu Anfang des Februar ein; in solchen aber, in denen die Kälte sehr heftig war, der Schnee sehr hoch lag und dieser wol eine Eisrinde hatte, glaube ich, besonders in Revieren, die mit allen oder einigen Wildarten vorher gut besetzt waren, wahrgenommen zu haben, daß diese Periode um 14 Tage früher begann. Ich kann hierzu den Grund in nichts anderm suchen, als darin, daß durch das Auffinden des gefallenen Wildes die Kräfte der Füchse, welche sie sonst beim oft vergeblichen Herumtraben nach Raub aufwenden müssen, nicht nur geschont, sondern sogar erhöht werden, und daß daher der Begattungstrieb früher als sonst erwacht.

Man bemerkt diesen Zeitpunkt leicht, wenn Schnee liegt, weil, sobald die Füchsin zu rennen (hitzig zu werden) anfängt [1]), man sie nicht mehr und überall nicht leicht einen Fuchs einzeln, sondern zwei, drei und vier Stück hinter, und von diesen die beiden vordersten meist sehr dicht nebeneinander spürt. Die vorderste Spur ist dann die des Weibchens, alle übrige gehöken den männlichen Füchsen an, von welchen der auf einen heisern Ruf, durch welchen die Füchsin ihre Begierde zu erkennen gibt, zuerst herangekommene wahrscheinlich immer so nahe hinter der Füchsin hertrabt, daß sein Näschen an der Standartenwurzel derselben steht. Die herunterhängende Standarte selbst verhindert ihn, ganz gerade in die Fährte seiner Vorgängerin zu treten, und deshalb steht die seinige immer ganz dicht daneben. Sonderbar ist es, daß die folgenden Männchen ihn nicht abzudrängen suchen, sondern schnurgerade hinter ihm bleiben.

So trabt in der Nacht — denn am Tage trägt sich das alles nicht zu — die ganze Gesellschaft unruhig im Holze, auf Wiesen und Feldern bis zum Anbruch des Tages umher, kriecht auch, ohne an Trennung zu denken, miteinander zu Baue.

Wahrscheinlich ist nur der, welcher immer zunächst hinter der Füchsin hertrabt, allein der begünstigte, die übrigen aber neidische Zeugen seiner Genüsse, ohne selbst daran theilnehmen zu dürfen. Ob alles ohne Kampf unter den Männchen abgehen mag, glaube ich kaum, und ebenso wenig, daß die Füchsin die sich etwa darbietende Gelegenheit nicht benutzen sollte, um

1) Sie soll dann schweißen wie die Hündin. Ich habe darüber keine gewisse Kunde; ist es aber wirklich der Fall, so ließe sich annehmen, daß sie wahrscheinlich auch nicht länger rennt, als jene hitzig ist, 9 — 14 Tage höchstens. W.

sich auch mit einem andern Fuchse zu binden. Gewisse Kunde mangelt über diesen Gegenstand; nur soviel weiß man, daß der Begattungsact wie bei den Hunden vollführt wird.

Wenn, vom Moment der Befruchtung an gerechnet, wie beim Hunde 60—63 Tage verflossen sind, von denen die Füchsin die letzte Hälfte fast ununterbrochen im Baue zubringt und da sich mit der Einrichtung des Wochenbettes beschäftigt, welches in der geräumigsten Kammer eines frisch ausgeführten Baues aus Moos und Fuchshaaren bereitet werden soll [1]), wirft sie drei bis sieben, selten acht bis neun plump geformte Junge, welche 10—14 Tage blind liegen und aschgrau bewollt sind. Späterhin erhebt sich aus dieser Wolle weißgelbliches Haar, das dann bei zunehmendem Wachsthum dem der Alten immer ähnlicher wird.

In den ersten 14 Tagen verläßt die sorgsame Mutter ihre Lieblinge fast gar nicht, ernährt sie blos aus dem Gesäuge und wird, wie in der letzten Zeit der Schwangerschaft, vom Fuchs mit Nahrungsmitteln versorgt. Während der folgenden 14 Tage kommen die Jungen immer noch nicht sehr zum Vorschein; die Füchsin fängt aber nun schon an, selbst wieder nach Raub auszugehen, und kehrt nur so oft zu ihren Kindern zurück, als diese der Milchnahrung bedürfen. Wittert sie, daß während der Abwesenheit Menschen oder Hunde den Bau besuchten und hat sie bei dieser Gelegenheit wol gar eins oder mehrere Junge eingebüßt, so rettet sie, was noch zu retten ist, indem sie jedes der ihr übriggebliebenen Jungen im Maule einem andern Baue zuträgt. [2]) Nach Monatsfrist führt sie die Jungen morgens, mittags und gegen Abend vor die Hauptröhre, bietet ihnen, ausgestreckt auf dem ausgeführten Erdreich, das Gesäuge dar und versorgt sie, vom Vater zuweilen bei diesem Geschäft unterstützt, mit allerhand Raub.

Je mehr die Jungen an Kräften zunehmen, desto seltener werden sie von den Aeltern besucht, desto reichlicher aber auch, wenn sie kommen, mit Nahrung versorgt. Langeweile und Hunger treibt sie dann vor den Bau, wo sie unter den geschmeidigsten Bewegungen auf dem unberasten Erdhaufen vor der Hauptröhre sich kollern und possirlich miteinander spielen. Bleiben die Alten zu lange aus, so geben die Kleinen ihre Sehnsucht durch ihres Bellen zu erkennen; stets aber fahren sie blitzschnell zu Baue, wenn ihnen in der Nachbarschaft etwas verdächtig wird. Bald indessen guckt eins von ihnen wieder aus der Röhre und kommt nebst den übrigen zum Vorschein, wenn sie in Sicherheit zu sein glauben. Nehmen jetzt die Alten

---

[1]) So viele noch kleine junge Füchse ich auch gegraben habe, so kann ich doch nicht sagen, daß ich ein solches Bett im Baue gefunden hätte. W.

[2]) Wird auf einem Baue zu der Zeit, wenn die alte Füchsin noch bei den Jungen ist, gegraben, so versetzt oder verklüftet sie sich nebst ihnen so gut wie der Dachs, wenn der Hund ihr Zeit läßt. W.

legten müßten, um Holz zu erreichen; dann drücken sie sich, wie der Hase, hinter den Rainungen oder Feldsteinen und halten bisweilen so gut aus, daß ich einst im Herbst in der Hasensuche beim Herausfahren einen schoß. Beim Feldtreiben im Winter war ich öfter Zeuge, daß einer mit vorkam, und einmal sah man ihrer drei in einem mäßigen Bezirk vor den Treibern herumschwärmen. [1])

Der Verfasser leugnet es nicht, daß er Reineke's abgesagter Feind ist, so sehr er auch seine Klugheit bewundert und so viel Vergnügen und Nutzen ihm auch durch die Ausübung jeder waidmännischen Methode, seiner habhaft zu werden sowol, als durch die seit vielen Jahren gespannte Aufmerksamkeit auf alles, was das Naturgeschichtliche desselben betrifft, erwachsen ist. Jeder rechtliche Jäger muß diese feindseligen Gesinnungen mit ihm theilen, da es in unsern Gegenden wenigstens kein Raubthier gibt, welches nicht allein der Wildbahn, sondern auch dem ländlichen Haushalt schädlicher werden könnte.

Denn wovon lebt er denn eigentlich das ganze Jahr hindurch, als von Wildbret und Fleisch? Und wie viel bedarf er nicht, um seinen immer regen Appetit zu stillen; vorzüglich im Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch, als solange ihm die älterliche Pflicht, seine Kinder mit Nahrung zu versorgen, obliegt? Und erfüllt er diese nicht mit wahrem Vergnügen und bis zum höchsten Exceß, bei seiner verabscheuungswerthen Mordlust? Da ist im Feld und Wald kein sorglos auf der Erde ruhendes Federwild, besonders kein brütendes Weibchen, nur eine Minute sicher, von ihm beschlichen und gewürgt zu werden; da darf die fleißige Hausmutter es nicht wagen, ihr sorgsam gepflegtes altes Geflügel, viel weniger das mühsam erhaltene junge, ohne genaue Aufsicht ins Freie gehen zu lassen, wenn nur eine solche Räuberfamilie in der Nachbarschaft haust. Und das ist das Schlimmste, daß der Räuber täglich, ja wenn er Junge hat, fast stündlich, aber immer mit gehöriger Vorsicht dahin wiederkommt, wo er zahmes Geflügel erbeutete.

Dort hüpfen auf der jungen Sommersaat, oder auf den grünenden Wiesen dicht am Holz mehrere junge Häschen, sämmtlich Glieder eines Satzes, umher. Sie suchen, von ihrer leichtsinnigen Mutter sich selbst überlassen, nahrhafte Aesung; aber, ach! nicht weit von ihnen steckt Reineke den spitzen Kopf zur Hälfte aus dem höhern Wintergetreide oder aus dem Busch hervor, steht unbeweglich still und scheint gleichsam erst zu überlegen, von welcher Stelle aus er sich am unbemerktesten nähern kann. Lüstern leckt er, im Vorgenuß des Wohlgeschmacks der ihm sichern Beute, mit der Zunge;

---

1) Dies kommt ziemlich häufig vor. T.

gekochtem und nie mit rohem Fleisch genährt wird; wenn er ferner nicht immer an der Kette liegen muß und viel in der Stube und unter Menschen sein kann, insofern leicht zu zähmen, daß er mit seinem Herrn ins Freie und sogar ins Holz geht, und wenn er sich auch entfernt, wie der Hund auf Pfeife und Ruf hört. Nie aber darf ihm ein Fremder trauen; er bleibt immer tückisch. Auch hält es schwer, aber es ist nicht unmöglich, ihm das Rauben abzugewöhnen; zu den seltensten Fällen gehört es indessen sicher, wenn er Hühner, die ihm zu nahe kommen, nicht würgt und verzehrt.

Ich besaß, solange ich im älterlichen Hause lebte, einen von mir selbst nach obiger Vorschrift erzogenen. Ich konnte mit ihm machen, was ich wollte, er biß mich nie, aber jeden andern unfehlbar.

Mit mir ging er stundenweit ins Holz, ohne sich zu verlieren, mit andern nicht aus dem Hofe. Selbst einige kleine Kunststücke, z. B. Apportiren, lehrte ich ihn. Und doch stahl er Eier und würgte Hühner, wenn er es unbemerkt thun konnte, bis ich ihm ungesehen ein sehr heißgesottenes Ei und ein mit den Federn in siedendes Wasser gestecktes Huhn vorwarf. Beim schnellen Zufahren verbrühte er sich so, daß er in mehrern Tagen nicht fressen konnte; aber von der Zeit an sah er auch weder Huhn noch Eier wieder an.

Uebrigens lebte er mit Hund und Katze in der größten Vertraulichkeit.

Ob es wahr sei, daß gezähmte Füchse sich mit Hündinnen, vorzüglich von der Spitzrasse, gern belaufen, auch fruchtbare Bastarde ziehen, wie Bechstein sagt, kann ich nicht verbürgen. Der meinige band sich zwar einmal mit einer Hündin, aber Junge fielen nicht davon. [1])

Ein gezähmter Fuchs ist, wie man sagt, zur Entenjagd brauchbar, indem, wenn jener am Ufer herumschleicht, die auf Blänken liegenden Enten so fest liegen sollen, daß sie die nicht ganz unbehutsame Annäherung des Jägers aushalten. Auch dies habe ich nie versucht; aber davon bin ich durch eigene Erfahrung überzeugt, daß durch die vielen Verdrießlichkeiten und Schäden, welche dieses räuberische, heimtückische Thier im Haushalt stiftet, jedes kleine Vergnügen und jeder mögliche Nutzen dreifach überwogen wird. Ich widerrathe deshalb jeden Zähmungsversuch.

§. 5. Der Fuchs führt bekanntlich entweder ganz neue Baue aus, oder er benutzt alte verfallene, oder er vertreibt den Dachs dadurch aus einem nicht zu großen Bau, daß er sich am Eingang der Röhren löset

---

1) Gezähmte Füchse belaufen sich gern mit verschiedenen Rassen von Haushunden. Die Jungen sind zuweilen unter sich fortpflanzungsfähig, aber nur durch eine Generation. Ich habe solche Bastarde als treffliche Jagdhunde (Brakierhunde) gekannt. T.

und selbige durch sein Wasser verunreinigt, oder er bewohnt, was jedoch selten geschieht, einen Hauptbau mit jenem zugleich.

Solche Haupt- und alle aus mehrern Röhren bestehenden Baue haben ungefähr dieselbe Einrichtung wie die Dachsbaue. Uebrigens sind, nach Bechstein, im weitläufigen Fuchsbau gewöhnlich zwei Kessel und vor jedem eine oder zwei ovalrunde, etwa 3′ im Durchmesser haltende Kammern, die zum Wochenbett und zu Vorrathskammern bestimmt zu sein scheinen [1]), befindlich.

In der Kammer laufen die Röhren zusammen, und zwar wenn zwei Kammern vorhanden sind, in der ersten. Diese steht dann mit der zweiten durch einen Röhrenfortsatz in Verbindung; aus ihr aber führt eine verengerte, etwa 3 bis $3\frac{1}{2}'$ lange, erst senkrecht tiefer fallende, dann im Bogen wieder aufwärtssteigende Röhre zum $2\frac{1}{2}$ bis 3′ weiten Kessel, welcher vielleicht die Schlafkammer und gewiß den Zufluchtsort des einzelnen Fuchses wie der Familie ausmacht.

Der Verfasser bekennt es freimüthig, daß er die ebenbeschriebene Einrichtung des Baues, in Rücksicht der Kammern u. s. w. nicht, wol aber bestimmt den Kessel bemerkt hat. Vielleicht hat es an seiner Aufmerksamkeit gelegen.

Muß eine Fuchsfamilie einen vorher bewohnten großen Bau verlassen und kann keinen andern unbesetzten finden, so führt sie in der Eile im Holz eine Fluchtröhre aus, d. h. einen kleinen Bau, welcher eigentlich nur aus einer Röhre besteht, die, wenn sie von einer Seite sich $2—2\frac{1}{2}'$ tief unter der Oberfläche der Erde geradeaus fortgezogen hat, hier einen größern oder kleinern Bogen macht und dann nach einiger Ausdehnung gleich wieder den Ausgang bildet.

Gehen die Alten mit den Jungen ins stehende Getreide, so dient ihnen, wenn der Bau, den sie bis dahin bewohnten, zu entfernt wäre, hier ein noch kunstloserer Nothbau, der nur eine flach unter der Erde hinlaufende Röhre und keinen andern Ausgang hat, zur Zuflucht in Gefahren. Er wird in einer Nacht ausgeführt. Schon an diesem, vor der Hand wenigstens sichern Aufenthaltsort bringen Alt und Jung wenigstens ebenso viel Zeit über als unter der Erde zu. Wenn sie aber durch den Fortgang der Ernte aus den Feldern verscheucht und nun in den Wald zurückgedrängt

1) Mehrmals habe ich im Sommer beim Graben nach jungen Füchsen, einige Fuß weit vom Kessel, wo sie steckten, die Rester und Skelete von mehrern jungen Rehen, Frischlingen, Wildkälbern und Hasen gefunden. Nicht oft habe ich Knochen vom Raube vor den Röhren bemerkt, höchstens einen Enten- oder Rebhühnerflügel, weiter nichts. Ich glaube, der Fuchs ist zu klug, als daß er sich so plump verrathen sollte. W.

Ich habe öfter unmittelbar vor der Röhre eine Menge Rester von Wild und zahmem Geflügel, das meiste in halbverwestem Zustand, gefunden, sodaß sich der Bau schon durch den Aasgeruch verrieth. T.

werden, so halten sie sich bis zur nächsten Rollzeit, wie schon oben gesagt, nur selten in Bauen auf. Sie stecken sich vielmehr in dichtbestandenen jungen Laub- und Nadelholzschlägen, von wo aus sie in der Nacht Felder und Wiesen besuchen. Am liebsten halten sie sich, wo keine Nadelholzwaldungen in der Nähe sind, in Weidenhegern an Flüssen auf, sollten sie diese auch auf einer Insel aufsuchen und morgens hinüber-, abends aber, um sich Fraß zu verschaffen, wenn ihnen an Ort und Stelle keiner zu Theil würde, herüberschwimmen müssen. Im Spätherbst, wenn alle Füchse isolirt zu leben anfangen und wenn die Fischteiche (Weiher) abgelassen sind, verstecken sie sich am liebsten im Rohr oder Schilf und drücken sich auf Kaupen. [1])

Bei sehr stürmischem Herbstwetter besonders, zuweilen aber auch von Hunden geängstet, klettern sie auf ziemlich hohe, schrägstehende Bäume [2]), oder drücken sich auf erlenen Blöcken.

Im Winter sind ihnen alle Dickungen, besonders wenn sie nicht weit von Dörfern entlegen sind, vorzüglich aber Brücher und Sümpfe willkommen, wenn selbige mit offenen warmen Gräben durchschnitten sind.

Gemeiniglich widmen diese verschlagenen Creaturen den Tag der Ruhe, um gestärkt bei Nacht mit desto mehrerer Sicherheit und desto besserm Erfolg aufs Rauben ausgehen zu können.

Im Sommer machen von dieser Regel Alte nur dann eine Ausnahme, wenn sie die Jungen mit Fraß öfter versorgen müssen.

Im Winter traben alle Füchse, solange es an einem Tage oder in der Nacht wirklich schneit, unruhig in Hölzern und Feldern unter dem Winde umher; gewiß deshalb, weil bei solcher Witterung es ihnen am leichtesten wird, etwas zu beschleichen. Sobald aber der Himmel sich aufklärt, eilen sie zu Baue und ruhen von der oft sehr starken Strapaze aus.

Solange die Rollzeit dauert, stecken alle oder doch die meisten Füchse am Tage stets im Bau, kommen nur abends heraus und üben gemeinschaftlich, obwol weniger emsig als sonst, ihr Handwerk, Morden und Rauben, aus.

Zuweilen, am gewöhnlichsten im Winter, wenn der Schnee so weit weggethaut ist, daß bei schnell wieder eintretendem Frost Feldstellen leer bleiben, auf welchen die Mäuse ihr Wesen treiben können, übereilt der Morgen Füchse im Freien, sodaß sie am hohen Tage weite Strecken zurück-

---

1) In den ebenen Gegenden Mährens pflegen die Bauern auf den Feldern Gräben auszuwerfen, dieselben mit Steinen auszulegen und wieder zuzudecken. Diese Steinkanäle werden von den Füchsen im Winter als Zufluchtsorte benutzt und dann von den Bauern, die diese künstlichen Röhren eigens zu diesem Zweck anlegen, die Füchse leicht gefangen. T.

2) Ich bin selbst mit einem alten Jäger bei solcher Witterung in Brüchern, wo dergleichen Bäume standen, umhergeschlichen. An einem Tage schossen wir vier Füchse von denselben herab. Ein Bekannter von mir erlegte in verschiedenen Jahren drei Füchse auf einer und derselben Eiche. W.

legten müßten, um Holz zu erreichen; dann drücken sie sich, wie der Hase, hinter den Rainungen oder Feldsteinen und halten bisweilen so gut aus, daß ich einst im Herbst in der Hasensuche beim Herausfahren einen schoß. Beim Feldtreiben im Winter war ich öfter Zeuge, daß einer mit vorkam, und einmal sah man ihrer drei in einem mäßigen Bezirk vor den Treibern herumschwärmen. [1])

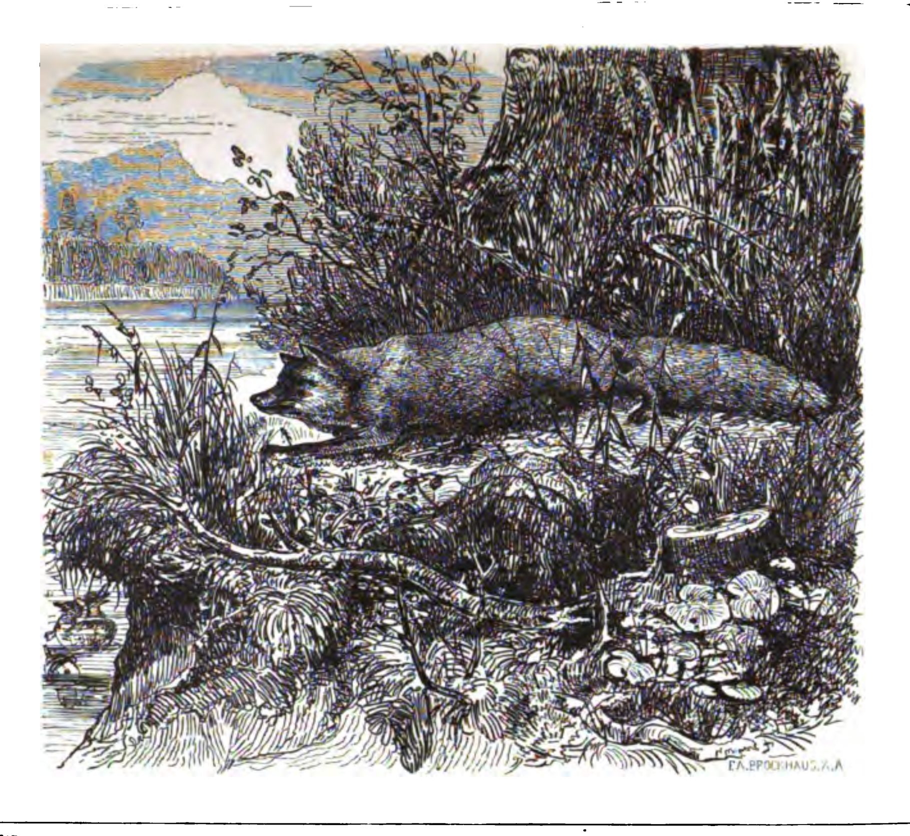
Der Verfasser leugnet es nicht, daß er Reineke's abgesagter Feind ist, so sehr er auch seine Klugheit bewundert und so viel Vergnügen und Nutzen ihm auch durch die Ausübung jeder waidmännischen Methode, seiner habhaft zu werden sowol, als durch die seit vielen Jahren gespannte Aufmerksamkeit auf alles, was das Naturgeschichtliche desselben betrifft, erwachsen ist. Jeder rechtliche Jäger muß diese feindseligen Gesinnungen mit ihm theilen, da es in unsern Gegenden wenigstens kein Raubthier gibt, welches nicht allein der Wildbahn, sondern auch dem ländlichen Haushalt schädlicher werden könnte.

Denn wovon lebt er denn eigentlich das ganze Jahr hindurch, als von Wildbret und Fleisch? Und wie viel bedarf er nicht, um seinen immer regen Appetit zu stillen; vorzüglich im Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch, als solange ihm die älterliche Pflicht, seine Kinder mit Nahrung zu versorgen, obliegt? Und erfüllt er diese nicht mit wahrem Vergnügen und bis zum höchsten Exceß, bei seiner verabscheuungswerthen Mordlust? Da ist im Feld und Wald kein sorglos auf der Erde ruhendes Federwild, besonders kein brütendes Weibchen, nur eine Minute sicher, von ihm beschlichen und gewürgt zu werden; da darf die fleißige Hausmutter es nicht wagen, ihr sorgsam gepflegtes altes Geflügel, viel weniger das mühsam erhaltene junge, ohne genaue Aufsicht ins Freie gehen zu lassen, wenn nur eine solche Räuberfamilie in der Nachbarschaft haust. Und das ist das Schlimmste, daß der Räuber täglich, ja wenn er Junge hat, fast stündlich, aber immer mit gehöriger Vorsicht dahin wiederkommt, wo er zahmes Geflügel erbeutete.

Dort hüpfen auf der jungen Sommersaat, oder auf den grünenden Wiesen dicht am Holz mehrere junge Häschen, sämmtlich Glieder eines Satzes, umher. Sie suchen, von ihrer leichtsinnigen Mutter sich selbst überlassen, nahrhafte Aesung; aber, ach! nicht weit von ihnen steckt Reineke den spitzen Kopf zur Hälfte aus dem höhern Wintergetreide oder aus dem Busch hervor, steht unbeweglich still und scheint gleichsam erst zu überlegen, von welcher Stelle aus er sich am unbemerktesten nähern kann. Lüstern leckt er, im Vorgenuß des Wohlgeschmacks der ihm sichern Beute, mit der Zunge;

---

1) Dies kommt ziemlich häufig vor. T.



Zu II, 317.

Der Fuchs.

wie Feuerklumpen glänzen im Schatten die schielenden Seher. Habt Acht! Jetzt fängt er an sich tiefer zu bücken; langgedehnt, mit sicherm Blick nicht nur auf das, was er rauben will, sondern auch auf alles, was in der Nachbarschaft lebt und webt, schleicht er behutsam näher. Schon ist er so weit heran, daß er mit einem Satz seinen Gegenstand erreichen kann. Noch sorgfältiger verbirgt er sich, wartet, bis, von ihm abwärts gewendet, das arme Thierchen zu äsen beginnt. Jetzt ein richtig abgemessener Sprung, und schnell wie der Wind flieht er, das Gefangene im Genick gefaßt, in die Verborgenheit zurück, um es daselbst zu verzehren oder seinen harrenden Kindern zuzutragen.

Noch leichter wird es ihm durch das Beschleichen junger Rehe und Wildkälber, welche in den ersten Tagen ihres Lebens, ihrer Unbeholfenheit wegen, der Mutter noch nicht folgen können, wenn diese zur Befriedigung der nöthigsten Aesungsbedürfnisse nur kurze Zeit das Bett verlassen muß, sich und seiner Familie ein reichlicheres, noch köstlicheres Mahl zu bereiten. Bewundern muß man es, wie er im Stande ist, ein für seine Stärke schon bedeutend schweres Stück oft halbe Stunden weit und weiter dem Bau, welchen die Jungen bewohnen, zuzuführen. Aber es muß gehen, und es geht! Ob beide Gatten in diesem Fortschaffungsgeschäft sich beistehen, wird wol nicht leicht ein Jäger zu bemerken Gelegenheit gefunden haben, aber unwahrscheinlich ist es nicht. Vielleicht zerlegen sie es auch, freilich wol regellos, aber doch zweckmäßig genug, um die Stücken einzeln transportiren zu können; nie habe ich wenigstens ein Skelet zusammenhängend im Bau gefunden.

Späterhin, wenn das junge Wild stärker, behutsamer und rascher wird, kann ihm der Fuchs weniger anhaben. Hühner und Hasen beschleicht er doch stets im Lager, wilde Enten und Gänse, wenn sie am Ufer sitzen und schlafen, und alles Geflügel vorzüglich gern, so oft und wo er Gelegenheit findet; denn es ist ihm Leckerbissen. Auch der Igel ist nicht vor ihm sicher.

Bietet sich im Sommer nichts anderes dar, so verachtet er Frösche, Kröten, Nattern, Muscheln, Krebse, Heuschrecken, Käfer, Schnecken, Regenwürmer u. dgl., von Vegetabilien Heidelbeeren, die er in der That recht künstlich kämmen kann, nicht. Honig und Vogeleier sind ihm stets willkommen. Zu allen Zeiten, vorzüglich im Herbst, frißt er viele Mäuse, die er auf Feldern, Wiesen und im Holz meisterlich zu fangen weiß. Labsal sind ihm Weinbeeren und gutes Obst.

Am kümmerlichsten muß er sich bei mäßigen Wintern behelfen. Kann er da nicht zuweilen eines zahmen Huhnes, einer zahmen oder wilden Ente, oder, bei der Neue, eines alten Hasen habhaft werden [1]), so muß er die

1) Daß der Fuchs mit letzterm zu spielen anfinge, daß dieser auf das gefährliche Spiel sich einließe und so von ihm gefangen würde, hat man lange behauptet; es ist aber sicherlich nicht wahr. W.

Orte aufsuchen, wo gefallenes Vieh hingeschafft wird, und sich vom Aase nähren, insofern der Jäger — was, man mag sagen was man will, auch dem besten zuweilen widerfahren kann — zu seinem großen Verdruß nicht etwa durch einen unglücklichen Schuß für seinen Erbfeind sorgt.

Indessen gibt es doch Vogelarten, die dem Fuchs so in der Natur zuwider sind (oder sollte man sprichwörtlich sagen können: „Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus"?), daß er auch beim größten Hunger nichts davon frißt; es sind sämmtliche Raubvögel. Marder hingegen verschmäht er nicht, und Katzen sind ihm, vorzüglich gebraten, wahre Leckerbissen.[1] Wem es Spaß macht, oder wem es darum zu thun sein muß, ihn an einen bestimmten Ort zu ziehen, kann es durch diese, sowie durch Heringe, besonders auch durch gebratene, am leichtesten; doch hiervon beim Fuchsfang ausführlich.

Auch Todte seinesgleichen schont er in der Noth nicht. Ich selbst war Zeuge davon, daß drei Junge den vierten Bruder würgten und verzehrten.

§. 6. Aus dem im Vorhergehenden Gesagten ergibt sich ohne weitläufige Auseinandersetzung, daß der Schaden, welcher durch den Fuchs auf so mannichfache Weise angerichtet wird, bei weitem beträchtlicher ist als der Nutzen, den er stiften und den der Jäger durch den Winterbalg einzig von ihm ziehen kann.[2]

---

1) Diezel in seinem schon öfter angeführten Buche, Abth. 2, S. 320, glaubt der Ansicht, daß die Füchse, sowie auch andere Raubthiere, Lieblingsspeisen haben, die sie jedem andern Fraß vorziehen, widersprechen zu müssen, und sagt, daß es durchaus nicht erwiesen sei, daß irgendein Raubthier entschiedene Vorliebe für einen bestimmten Fraß zeige. Ein solcher Ausspruch ist in der That rein unbegreiflich. Wenn die grasfressenden Säugethiere so ungemein wählerisch in ihrer Nahrung sind und entschiedene Lieblingsspeisen haben — ich erinnere z. B. nur an die Ziege —, warum sollte der nämliche Fall nicht auch bei den mit theilweise noch feiner organisirten Sinnen begabten Raubthieren vorkommen, um so mehr, da wir ein ähnliches Verhältniß nicht nur bei den Säugethieren, sondern auch bei den übrigen Wirbelthieren, ja entschieden bei mehrern Crustaceen, z. B. bekanntlich beim Krebs in hohem Grade, bei Insekten und Mollusken finden?

Diezel wird hoffentlich die durch unsere ausgezeichnetsten naturwissenschaftlichen Autoritäten mehrfach bestätigten, durch die glaubwürdigsten Zeugen bewiesenen Beispiele nicht ableugnen wollen, daß z. B. der Tiger Neger und dunkle Rassen den Europäern vorzieht (die „Annalen der englischen Regimenter in Bengalen" enthalten mehrere in dieser Beziehung höchst instructive Beispiele), daher, wenn er sich unter einer sorglosen Menge Menschen von verschiedenen Rassen seine Beute auswählen kann, immer einen Neger oder Hindu aussucht. Aehnlich verhält es sich mit dem Löwen und dem Krokodil. Daß alle großen Raubthiere, wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben, diesem vor allen andern den Vorzug geben, ist eine allbekannte Thatsache. Alle Löwen-, Tiger- und Unzenjäger berichten, daß diese Katzen, wenn sie ein- oder ein paarmal Menschen gewürgt haben, die furchtbarste Geisel der Araber- oder Indianerstämme werden, indem sie dann, und noch mit der unglaublichsten Keckheit, nach Menschenfraß ausgehen.

Zur Widerlegung dieser Diezel'schen Ansicht ließe sich eine ganze Abhandlung voll Beispiele anführen. Sie ist ebenso barock wie die des Oberforstraths Dr. Pfeil, der dem Fuchs nicht nur List und Schlauheit abspricht, sondern ihn geradezu für ein dummes Thier erklärt! Vgl. dessen Kritische Blätter, 1839, Bd. 13, Heft 1. T.

2) Unbegreiflich ist es mir daher immer gewesen, wie Jagdberechtigte, die leider oft genug ihre Jäger so schlecht stellen, daß sie des lieben Brotes wegen ihren Verdienst auf jede irgend erlaubte Art zu erhöhen suchen müssen, entweder gar keine Auslösung auf den Fuchs geben, oder doch auf die Jungen nicht. Der Jäger muß eigentlich nie einen Raubthierbalg für sich behalten dürfen, sondern

Von den Bälgen alter Sommerfüchse und starker Jungen kann blos die Wolle und das Haar vom Hutmacher verarbeitet werden; daher der geringe Preis von 4 bis 8 Groschen, den man dafür erwarten darf. Ein guter starker Winterbalg vom gemeinen Fuchs hingegen wird vom Rauchhändler und Kürschner gut bezahlt. Im Winter von 1804 auf 1805 erhielten die Jäger im Königreich Sachsen 1 Thlr. 25 Sgr. bis 2 Thlr. für das Stück.[1]) Der eigentliche Balg wird zu Pelzen, Müffen, Handschuhen (unter dem Namen Fuchsklauen bekannt) u. dergl. verarbeitet. Der Standarte bedienen sich frostige Menschen und Kranke, um sie bei großer Kälte um den Hals zu schlagen, oder wol gar noch in den Muff zu stecken. Außerdem bedienen sich die Physiker derselben zur Entwickelung von Elektricität.

Der Heilkräfte, welche den innern und äußern Theilen des gestreiften Fuchses, frisch und geräuchert oder getrocknet, sonst bei Menschen und Hausthieren zugeschrieben wurden, erwähne ich durchaus nicht. Noch gibt es leider Jäger und Nichtjäger, die fest daran glauben.

Grönländern, Lappländern, Tungusen und Ostiaken, deren Weiber sogar junge Füchse neben ihren Kindern säugen sollen, wollen wir den Fuchsbraten willig überlassen.

Daß Hunde, welche in früher Jugend gelegentlich vom Fuchs zu fressen bekommen, diesen lebhafter jagen und angreifen können als andere, will ich nicht leugnen; denn Versuche habe ich nicht gemacht. Alte, nicht an diesen Fraß vorher gewöhnte Hunde verschmähen ihn indessen, und selbst die herzhaftesten sind, den braven Dachshund ausgenommen, oft wahre Poltrons gegen den lebenden Fuchs.

§. 7. Folgende für jeden meiner Leser, wie ich hoffe, nicht uninteressante, für den Jäger von Beruf aber zum Theil wenigstens merkwürdige Beobachtungen über das kluge Verfahren des Fuchses bei allem, was er treibt und unternimmt, mögen den Uebergang von allgemein naturhistorischen Bemerkungen zu solchen Gegenständen bilden, welche allein auf Jagd und Fang Bezug haben und so dem jungen Waidmann noch ganz besonders wichtig sind.

In allen vorhergehenden Kapiteln des gegenwärtigen Werks webte ich Anekdoten dieser Art entweder gelegentlich dem Text ein, oder ich theilte sie in Anmerkungen mit. Hier wird ihnen ein eigener Paragraph gewidmet —

---

lichen gegen ein gutes Fang- oder Schießgeld, das bei Jungen auf wenigstens die Hälfte zu setzen ist, abliefern. Selbst wenn eine erlegte Füchsin tragend ist, muß das Fanggeld für die Embryonen gezahlt werden. Wer als Herr so verfährt, der schaffe sich den Jäger vom Halse, der das Graben und das Schießen der Füchse vernachlässigt; denn er taugt gewiß in keiner Hinsicht etwas. W.

[1]) Im Jahre 1857 zahlte man in Oesterreich für das Paar 6 Fl. C.-M.; 1865 nur 5 Fl. ö. W. T.

ich denke nicht zum Verdruß meiner Leser, von denen dieser und jener wol auch die Lebensbeschreibung des Räubers Schinderhannes und des Mordbrenners Avenarius u. dergl. mit baarem Gelde besonders bezahlte. Räubereien und Mordthaten bekommt er hier in den Kauf, und um Reinecke Voß auch als Mordbrenner aufzuführen, darf ich ja nur an Simson, den Altmeister aller Fuchsjäger, wie v. Wildungen ihn nennt, erinnern, der von 200 Füchsen [1]) je zwei und zwei mit den Standarten zusammenknüpfte, zwischen diesen Feuerbrände befestigte und so sie in die Fruchtfelder der Philister jagte. Freilich richteten sie jenen Schaden nur gezwungen an; aber zutrauen könnte ichs unserm Fuchs, daß er sich wol auch einen solchen Spaß machte, wenn ihm Vortheil daraus erwüchse und — wenn er es vermöchte.

Doch zur Sache.

1) Der Fuchs, immer aufmerksam auf alles, was um ihn her vorgeht, sucht sich jedesmal durch die Flucht zu retten, sobald beim Treiben die Jagdleute losgehen. Im hohen Holze geht er dann sehr rasch und gerade vorwärts; kommt er aber in ein Dickicht, so fängt er oft an zu horchen, sucht immer bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald wenn er dazu Zeit zu haben glaubt, durch Kreisen unter den Wind zu kommen. Erreicht er seinen Zweck, oder erblickt er die geringste Bewegung eines Schützen, so kehrt er blitzschnell um, versucht entweder auf einem oder dem andern Flügel zu entkommen, oder bricht, ohne sich aufhalten zu lassen, durch die Treiber. Oefter noch drückt er sich in den Dickungen auf der Erde oder auf einem erlenen Block, läßt die Treiber vorbei und weiß es dann sehr gut, daß hinterwärts nur selten etwas für ihn zu fürchten ist.

Einst sahen die Treiber bei einer Klapperjagd, der ich beiwohnte, nicht 20 Schritt von sich entfernt, Reineken lang ausgestreckt auf einem erlenen Block liegen; sie waren gescheit genug, Halt zu machen und den Jäger vom Flügel heranzurufen, und so wurde er hier, wo er es am wenigsten glaubte, todtgeschossen. Einem andern, der sich, nachdem er einen meiner Nebenleute gewahr geworden war, etwa 40 Schritt vor mir unter einen hohlen Baum zwängte und nur mit der Stirn hervorguckte, ging es nicht besser.

2) Unglaublich ist es, wie vorsichtig er auf für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht, und wie schnell er es gewahr wird, wenn nicht alles so eingerichtet ist, wie es sein soll, oder wenn irgendeine Veränderung vorgegangen ist. Ich hatte einst die Freude, Augenzeuge zu sein, als im harten

---

1) Mögen es auch Schakals oder Goldwölfe (Canis aureus *L.*, Thos vulgaris *Oken*) gewesen sein, wie neuere Bibelausleger behaupten, Gattungsverwandte bleiben sie doch. W.

Winter nach einem fest angekirrten Fuchs das Eisen gelegt worden war. Nicht weit vom Fangplatz saß ich, in der Voraussetzung, daß er wie gewöhnlich erst spät in der Nacht dahin gehen würde, auf einer Kanzel nach Sauen auf dem Anstand. Es fing eben an zu dämmern, als Reineke, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm er die entferntesten Vorwurfsbrocken an, setzte, so oft er einen verzehrte, sich gemächlich hinten nieder und wedelte mit der Standarte. Je näher er dem Ort kam, wo das Eisen lag, desto behutsamer wurde er, desto länger besann er sich, ehe er etwas nahm, desto öfter kreiste er den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb er unbeweglich vor dem Abzugsbissen sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lüsternheit an, wagte es aber dennoch nicht zuzugreifen, bis er wieder drei- oder viermal das Ganze umkreist hatte. Endlich, als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderlauf nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher er, wie vorher, unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los, und in dem Augenblick war er mit der ihm höchst unbehaglichen Halskrause geziert. Sehr lächerlich war es mit anzusehen, wie er ohne Erfolg alles, was in seinen Kräften stand, anwendete, sich zu befreien; wie er boshaft keckerte und, da er vorwärts wegen des Eisens nicht kommen konnte, rückwärts zu gehen anfing. Aber auch das dauerte nicht lange, dann blieb er ermattet an einem Sträuchelchen sitzen. Nun eilte ich hinzu und befreite ihn durch ein paar wohlthätige Schläge auf die Nase für immer von seinen Leiden und seiner Angst.

3) Wird er, was wol geschieht, wenn er beim Kreisen des ihm gelegten Schwanenhalses von hinten über die Feder abzieht, durch diese selbst geprellt, und entkommt er auf diese Weise, so hält es jahrelang äußerst schwer, ihn wieder aufs Eisen zu bringen, und ohne veränderte Witterung und unter die Brocken gemischte betäubende Mittel ist es mir nie gelungen.

4) Was soll man aber dazu sagen, wenn man gewahr wird, daß dies sonst vor dem Eisen so scheue Thier bemerkt, daß es von demselben nichts zu fürchten hat, insofern ein anderes Thier sich darin gefangen hat? Und doch gehört dieses Aeußern von Ueberlegung nicht zu den Seltenheiten; denn fing sich etwa zufällig eine Katze, so ist Reineke der erste, der, während sie im Eisen hängt, sie als einen Leckerbissen verzehrt. [1])

---

[1]) Im Jahre 1816 wurde zur Winterzeit beim Schnee, kaum 600 Schritt vom Dorf entfernt, von einem der mir dermalen untergebenen Jäger auf einem im Freien angelegten Fangplatz ein Fuchs morgens um 8 Uhr darüber betroffen, daß er den in der vorherigen Nacht im Schwanenhalse gefangenen Fuchs verzehrte, und zwar mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des gefangenen Fuchses bezahlt machen konnte. W.

5) Man belege alle Röhren des Baues, in welchen ein Fuchs steckt, mit Tellereisen, — er fängt sich sicher nicht eher, bis Hunger ihn nach mehrern Tagen zur Verzweiflung treibt. Man hat sogar Beispiele, daß er dicht hinter dem Eisen verhungert gefunden ward. Oefter noch macht er sich neue Ausgänge und entkommt.

Auf Hauptbauen, welche zuweilen Fuchs und Dachs zugleich bewohnen, ereignet sich, wenn die Röhren mit Tellereisen verlegt sind, allemal der Fall, daß der Dachs zuerst sich fängt. Reineke benutzt weislich diese Gelegenheit und entflieht an dieser Stelle.

6) Bewundernswürdig listige Maßregeln nimmt er beim Rauben. In der Rammelzeit der Hasen z. B. drückt er sich in den aufgepflügten Wasserfurchen, bis ihm ein Liebespärchen nahe genug kommt, und sicher wird dann ein oder der andere Theil seine Beute. Jeden großen Stein, jeden Graben, jeden Strauch benutzt er, um sich außer dem Wind an eine Beute hinanzuschleichen, nach der ihn gelüstet. [1])

7) Er frißt gern Igel, weiß aber auch, daß er ihnen nichts anhaben kann, solange sie sich zusammengezogen halten. Wer hat es ihn wol gelehrt, daß das Bespritzen mit irgendeiner Feuchtigkeit jene dahin bringt, sich auszustrecken? Er weiß es, besinnt sich daher nicht lange, sondern benetzt sie aus dem Fruchtgliede und erreicht seinen Zweck. So erzählen andere Schriftsteller; mir ist es deshalb nicht recht glaublich, weil einmal ein lange fortgesetzter Versuch, den Igel durchs Benetzen zum Enthüllen zu bringen, ohne allen Erfolg blieb.

8) Noch lüsterner ist er nach Honig. Will er sich diese leckere Kost verschaffen, so achtet er die Anfälle der Bienen, Wespen und Hornissen, die ihr Haus und Eigenthum so kühn vertheidigen, nicht. Mögen sie sich nur immer recht häufig in seinen Pelz einnisten. Er eilt aufs Harte, wälzt sich so lange, bis er sie alle erdrückt hat, und eilt dann, als Sieger, seine Beute zu genießen.

9) Reineke kommt bei seinen Wanderungen im Herbst auf einen Dohnenstieg. Er sieht da einen gefangenen Vogel hängen. Ist es durch die höchste Anstrengung im Springen möglich zu machen, so wird er seiner gewiß habhaft, und zuverlässig besucht er in der Folge die ganze Schneuß jeden Tag

1) In meinem Revier trug sich folgende wörtlich wahre Geschichte zu. Ein Bauer pflügte, als man ihm in einem Topf seine Milchsuppe brachte. Er stellte sie an den Rand des Feldes, um sie auskühlen zu lassen. Nachdem er mit seinen Ochsen die Furche am entgegengesetzten Ende fertig gepflügt und mit seinem Gespan sich umgedreht hatte, sah er, wie ein Fuchs gemüthlich die Suppe aus dem Topf naschte. Ohne sich viel darum zu kümmern, pflügte der Bauer weiter, und als er in die Nähe des Fuchses kam, nahm er einen Stein auf, um ihn nach demselben zu werfen. Der Fuchs aber rannte wie ein Hund dem Steine nach und wiederholte es, so oft der Bauer nach ihm warf. Erst als dieser mit der Peitsche auf ihn losging, entfernte er sich und setzte sich an den Rand eines kleinen Gehölzes, von wo er neidisch dem Bauer zusah, wie er seine Frühstückssuppe aß. T.

früher als der Jäger, nimmt aus, soviel er kann, und überläßt es jenem, durch frisches Einbeeren u. s. w. wieder für ihn anzurichten.

10) Gern erspart er sich, womöglich, die sauere Arbeit, einen Bau auszuführen. Nun findet er einen, den der reinliche Dachs bewohnt. Um diesen zu vertreiben, verunreinigt er die Eingänge der Röhren per inferiora et posteriora und erreicht gewiß so seinen Zweck.

11) So allgemein und gewiß es auch versichert wird, daß der Fuchs auf und nahe bei seinem Bau nicht raube, so glaube ich doch, daß, hätte er Gelegenheit dazu, er sie nicht vorbeigehen lassen würde; denn er verräth sich und seinen Aufenthalt dadurch nicht mehr, als durch seine übrigen Mordthaten und Spitzbübereien. Aber davon bin ich überzeugt, daß alle wilden Thiere die mephitischen Ausdünstungen dieser Mord- und Räuberhöhlen, welche im Sommer auf die menschlichen Geruchsnerven sogar Eindruck machen, in ziemlicher Ferne wittern und deshalb sich ihnen nicht nähern.

12) v. Wildungen erzählt (Neujahrsgeschenk, 1796) eine Geschichte, die, so unwahrscheinlich sie auch sein mag, doch von einem braven Jäger noch auf dem Todtenbett feierlich bekräftigt worden ist und dadurch einen nicht geringen Grad von Glaubwürdigkeit erhält. Man höre:

„Als der Mann einst abends auf dem Anstand sitzt, kommt ein alter Fuchs und springt mit kräftigen Anläufen auf einen ziemlich hohen Baumstrunk hinauf und wieder herab. Nach einigen wiederholten Uebungen dieser Art schleicht er fort, kehrt aber bald mit einem dicken trockenen Ast von eichenem Holz im Maule zurück und macht, mit dieser Bürde belastet, dieselben Versuche wieder, bis er ohne Anstoß auf den Strunk hinaufkommt. Nun läßt er den Ast fallen, drückt sich oben und bleibt unbeweglich liegen. In der Dämmerung tritt eine Bache nebst ihren fünf ganz schwachen Frischlingen aus der benachbarten Dickung und nimmt ihren gewohnten Wechsel dicht bei jenem Baumstrunk vorbei. Zwei von den Frischlingen bleiben etwas zurück; kaum erreichen sie die gefahrvolle Gegend, so stürzt Meister Reineke pfeilschnell auf einen herab und eilt mit seiner Beute augenblicklich an den vorher weislich erwählten Zufluchtsort. Bestürzt über die Klagen des unglücklichen Schlachtopfers, kehrt die Alte zurück, bestürmt voller Ingrimm bis tief in die Nacht den Sitz des verwegenen Räubers, der ganz gemächlich vor ihren Augen seine Beute verzehrt, muß aber am Ende doch, ohne Rache nehmen zu können, abziehen."

13) Daß, nach Götze, ein gezähmter Fuchs mehrere Nächte nacheinander das (vielleicht nicht fest genug geschnallte) Halsband sich abstreifte und in den benachbarten Hühnerställen Verheerungen anrichtete, ist wol glaublich; wie er aber bei der Rückkehr im Stande gewesen sein soll, mit dem Kopf sich wieder in das Halsband hineinzuzwängen — denn das soll

geschehen und dadurch die Schelmerei lange unentdeckt geblieben sein —, ist mir unbegreiflich.

§. 8. Wo irgend auf guten Bestand der Wildbahn gesehen wird, ist der Fuchs zu allen Jahreszeiten, wenigstens für den Jäger, vogelfrei erklärt. An manchen Orten wird für Alte und Junge, für letztere selbst wenn sie noch im Mutterleibe gefunden werden, zu allen Zeiten gleiche Auslösung gegeben [1]); an andern erhält der Jäger für jene noch einmal so viel als für diese.

Der Balg wird gegen Ende des October für den Kürschner schon brauchbar, in der Mitte des November aber eigentlich erst vollkommen gut. Diese sogenannte gute Zeit dauert bis zu Ende des Winters.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß, wenn die bessere Benutzung des Balges in Anschlag kommen soll, die Fuchsjagd erst im November beginnt und zu Ende des Februar sich endigt. Dies ist auch allein die Zeit, in welcher der Fang mit Nutzen zu betreiben ist. Wem sein Revier am Herzen liegt, wird Raubthiere indessen nie schonen und auch in der schlechten Zeit alles Mögliche zu ihrer Verminderung beitragen.

§. 9. Der Tritt des Fuchses ist dem eines nicht starken Hundes ziemlich ähnlich; bei genauerer Beobachtung aber ergibt sich, daß der eigentliche Fuß länglich sich abdrückt, daß die Zehen mit den Klauen, vorzüglich die beiden mittelsten, vorn hinausgezwängt erscheinen, und daß der Ballen viel kleiner ist als beim Hund.

Fährte des Fuchses.

Die Spur, d. h. die Stellung sämmtlicher Fährten nach der Verschiedenheit der Bewegung, stellt sich so dar:

a) Im Schleichen (im Schritt) schränkt der Fuchs, doch weniger stark als der Dachs, und die Fährten stehen mehr schräg voneinander; auch schleift bei weichem Schnee dann und wann die Blume auf dem Boden hin. Alles Vorstehende wird nur sichtbar, wenn der Fuchs behutsam geht oder ausruhen will. Im letztern Fall schränkt er nur kurze Zeit hintereinander.

b) Im Traben schnürt er wie der Wolf, d. h. die Tritte stehen gerade hintereinander. Dies ist seine gewöhnlichste und anhaltendste Bewegung.

---

1) Daß es überall so sein sollte, ist schon oben §. 6, Anmerk. 2, gesagt worden; daß es an vielen Orten nicht so ist, das spricht eben nicht vortheilhaft für echt waidmännische Jagdrevierbehandlung. W.

In der Rollzeit setzen, wie oben schon gesagt, Fuchs und Füchsin, wenn sie hintereinandertraben, die Tritte fast so, als wenn einer allein stets geschlichen wäre.

c) Wenn er flüchtig ist, stellt sich die Fährte wie bei andern galopirenden Thieren dar, doch immer sehr gestreckt und regelmäßig.

§. 10. Zuvörderst erwähne ich des sichersten Mittels, den Füchsen Abbruch zu thun und ihrer zu starken Vermehrung Grenzen zu setzen; ich meine das Graben aus dem Bau vor dem nicht allzu scharfen Dachshund. Es geschieht dies mit dem besten Erfolg von der Wölfzeit an bis etwa gegen das Ende des Januar. [1])

Ehe man junge Füchse graben will, muß man sich billigerweise Kunde verschaffen, in welchem Bau sie wohnen. Man erlangt diese am sichersten, wenn man auf Stelzen [2]) zum Bau hingeht und beobachtet, ob die Hauptröhren frisch ausgeführt und stark bekrochen, ob späterhin die vor denselben liegenden Erdhügel durch das öftere Spielen der Jungen auf denselben tennenartig festgetreten sind, ob man etwa Flügel von Rebhühnern oder andern Vögeln findet, ob viele Schmeißfliegen und Kothkäfer in den Röhren herumkriechen, und ob endlich aus denselben etwa ein aasähnlicher Geruch hervorgeht.

Alle andern Mittel führen gewöhnlich dahin, daß die Alten Verdacht schöpfen und die Jungen fortführen; besonders würde dies der Fall sein, wenn man, wie beim Dachs, die Röhren verstreichen wollte. Selbst das Anstellen auf einer Kanzel am Bau, um die Alten wegzuschießen, ist da nicht räthlich, wo man graben kann; denn glückt es auch, einen von beiden zu erlegen, so ist entweder der andere nicht weit entfernt und wird durch den Schuß zurückgescheucht, oder er kommt später und wittert gewiß, was vorgegangen ist. In beiden Fällen verläßt er, von den Jungen begleitet, noch in derselben Nacht den Bau.

Was übrigens das ganze Verfahren beim Graben selbst und die Behandlung der jungen und alten Dachshunde betrifft, so glaube ich, um Weitläufigkeit zu vermeiden, den Leser nur zur Beobachtung dessen anweisen zu dürfen, was über diese Gegenstände schon oben gesagt worden ist.

§. 11. Im Winter, so oft es eine Neue gibt, und besonders während der Rollzeit, wird wieder mit vielem Nutzen der schärfere Dachshund gebraucht, um Füchse aus den Bauen zu jagen und beim Herausfahren zu schießen, oder in Hasengarnen und Decknetzen zu fangen.

---

1) Wem darum zu thun ist, der alten Füchse mit habhaft zu werden, der grabe, ehe die Jungen 14 Tage alt werden. W.

2) Diezel empfiehlt statt des sehr unbequemen Stelzengehens das Bestreichen der Schuhsohlen mit einem durch mehrere Tage in Salzlake eingeweichten Heringskopf. Dieses Mittel dürfte seinen Zweck vollkommen erreichen. T.

Noch nöthiger ist es dann bei der erforderlichen Untersuchung, ob ein Fuchs, oder in der Rollzeit mehr als einer in einem Bau stecke, genau zu verfahren, weil in mehrern Tagen kein alter Fuchs, selbst in der Rollzeit nicht leicht, in einem Bau einkriecht, den der Dachshund befahren hat.

Hierin liegt der Grund, warum ich nur solche Wintertage, wo es eine Neue gibt [1]), zum Aushetzen der Füchse vorschlage, weil blos dann ganz genau verspürt werden kann. Am besten ist es bei dieser Gelegenheit den Bau in ziemlicher Ferne zu umkreisen, und dann ihm erst sich zu nähern, wenn hierdurch ausgemittelt worden, daß etwas eingekrochen ist.

Im Spätherbst ist es zu allen Zeiten, außer in weichem Sandboden, einige Stunden nach einem starken Regen, schwer, im Winter beim Frost, oder wenn der Schnee lange gelegen hat, unmöglich, ganz genau zu verspüren, und alle hierzu von andern vorgeschlagene Mittel, z. B. das Auskratzen der Röhren mit Dornbesen, oder das Bestreuen derselben mit lockerm Sand, sind durchaus nicht anwendbar, weil der Fuchs viel zu aufmerksam auf alles ist, um diese Veränderung am Bau nicht zu bemerken.

Will man, ohne mit Erfolg einkreisen zu können, im Herbst oder im Winter Baue besuchen, so muß man entweder, nachdem an frisch abgebrochenen Baumzweigen die Fußsohlen rein abgestrichen worden, von der Seite herangehen, auf welcher keine Röhre frisch ausgeführt ist; besser aber ist es noch, wenn man sich hierzu der Stelzen bedient.

Nie trete man vor die frisch ausgeführte Röhre, sondern spüre hinter derselben stehend ab.

Höchstens in der Rollzeit, und auch dann nur auf Revieren, wo es viele Füchse gibt, darf diese Jagdart ohne vorhergegangenes Verspüren betrieben werden.

Sollen nun Füchse ausgehetzt werden, so nimmt der Jäger, jenachdem er viele und weitläufige Hauptbaue auf seinem Revier hat, zwei oder ein Hasengarn, einige Decknetze, womöglich zwei gute Hunde, wenn es sein kann, ein paar gute Schützen am Morgen nach einer Neue, und endlich die nöthigen Werkzeuge zum Graben (Spaten, Schippe, Axt, Radehaue und Zange) mit, um nöthigenfalls, wenn ja der Fuchs sich im Kessel antreiben ließe, einschlagen zu können, und besucht nun alle Baue.

Da, wo bestimmt ein Fuchs ein- und nicht wieder ausgekrochen ist, werden nun zuvörderst busenreiche Garne fangbar ringsum den Bau gestellt, auch wol, besonders in der Rollzeit, oder wenn sonst die Garne nicht zu-

---

1) Doch muß es einige Stunden vorher zu schneien und zu wehen aufgehört haben, weil dann erst der Fuchs zu Baue geht. W.

reichen, die am meisten bekrochenen Röhren mit Decknetzen überlegt. Dann ergreift jeder Schütze an Orten, wo der Dickung wegen geschossen werden kann, die Flinte und begibt sich ganz still auf den ihm angewiesenen Posten. [1])

Hierauf nimmt der Jäger einen Dachshund, und zwar den schärfsten, den er hat, läßt ihn, ohne ein Wort zu reden, da einfahren, wo der Fuchs eingekrochen ist, und stellt sich auch an.

Bald früher, bald später wird man, wenn der Hund laut geworden ist, ein Gepolter im Bau hören, Meister Reineke aber den Neckereien und Angriffen seines Todseindes sich entziehen und mit guter Art entwischen wollen, bald nach seiner Erscheinung über der Erde jedoch entweder geschossen oder in den Garnen gefangen werden.

In der Rollzeit eile man ja, besonders wenn zwei Hunde im Bau sind, alles wieder in Ordnung zu bringen, denn oft sehr bald folgt dem ersten Fuchs der zweite u. s. w.

Erst dann, wenn gute Hunde zu dieser Zeit nicht mehr einfahren wollen, oder alle Röhren, ohne wieder laut zu werden, bekrochen haben, gehe man weiter.

Auf lichten Plätzen und im hohen Holz kann selbst der einzelne Jäger, wenn er ein guter Schütze ist und keine Garne hat, den Hund wol in einen Bau lassen, um den Fuchs herauszuhetzen. Nur stelle er sich in diesem Fall so an, daß er in gutem Wind alle Röhren übersehen und beschießen kann.

Auf jeden Fall sollte er aber immer einen Gehülfen und alle obenerwähnten Werkzeuge zum Graben bei sich haben, um, wenn es sein muß, einschlagen zu können; doch darf damit nicht geeilt werden, denn oft muß der Hund dem Fuchs lange zusetzen, ehe letzterer weicht, und ehe man sich's versieht, fährt er dann heraus.

§. 12. Unter den Jagden auf Füchse, welche mit Schießgewehr betrieben werden, ist der Anstand für den einzelnen Jäger beinahe die, welche er mit dem besten Erfolg wird ausüben können.

Man kann sich anstellen: a) an dem Bau; b) auf dem Wechsel; c) beim Aas- oder Luderplatz.

a) Der Anstand an dem Bau ist zu allen Jahreszeiten fast von unfehlbar glücklichem Erfolg, sobald man nur bestimmt weiß, daß er im Frühjahr und Sommer von einer jungen Fuchsfamilie bewohnt wird, oder daß im Herbst und Winter ein alter eingekrochen ist. Oft muß der Jäger, dem

---

1) Daß man bei solchen Gelegenheiten nur vorsichtigen und geübten Schützen Gewehr anvertrauen kann, versteht sich. W.

es entweder sein geringes Einkommen verbietet, Dachshunde zu halten, oder der einem Revier vorsteht, wo Felsen, Berge oder allzu tiefe Hauptbaue das Graben nicht erlauben, im Frühjahr und Sommer wenigstens sich einzig auf den Anstand beschränken.

Hat er zu diesen Jahreszeiten einen von jungen Füchsen bewohnten Bau ausgemacht, so richte er sich einen Sitz auf einem benachbarten Baum so ein, daß er von demselben die Hauptröhren beschießen kann. Gegen Abend, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, begebe er sich dann in die Nachbarschaft des Baues, nur nicht zu nahe an denselben, ergreife die dorthin bereitgelegten Stelzen, gehe auf denselben an den Baum, auf welchem der Sitz angebracht ist, und besteige ihn mit seiner mit Schrot Nr. 2 geladenen Flinte. Verhält er sich nun ganz ruhig und enthält er sich besonders alles Ausspuckens, so wird er bald die jungen Füchse vor die Röhre herauskommen und da die possirlichsten Streiche treiben sehen. Diese werden, wenn es ihm darauf ankommt, der Alten habhaft zu werden, hinlänglich zu seinem Zeitvertreib beitragen, bis jene sich vorsichtig nähern, um den Jungen Raub zuzutragen. Hat ein sicherer Schuß eines der Alten hingestreckt, so eile er auf den Stelzen hin, hebe es auf und nehme es mit sich auf den Sitz. Hier warte er es nun ab, ob vielleicht der andere Alte auch herankommt; dieser wird aber wahrscheinlich erst von weitem kreisen, und bei der geringsten Vermuthung von Unsicherheit reißaus nehmen. Wäre jedoch der Jäger so glücklich gewesen, beide Alte zu erlegen, und sind die Jungen nicht über halbwüchsig, so kann er, wenn es etwa finster zu werden anfinge, abgehen; denn natürlich fahren diese, vom Knall erschreckt, in die Röhre zurück und kommen erst nach einiger Zeit wieder zum Vorschein. Hätte er aber nur die Füchsin geschossen, ohne den Fuchs erlangen zu können, oder tritt der umgekehrte Fall ein, so muß er noch an demselben Abend so vieler Jungen habhaft zu werden suchen als möglich. Er schieße daher nicht gleich, wenn der erste von diesen herauskommt; die andern folgen ihm gewiß bald und versammeln sich zum sorglosen Spiel; er lasse sie nun erst hinlänglich handgemein werden, und suche mit einem Schusse mehrere zu erlegen. Uebrigens gebe er auch dann, insofern er noch Abkommen hat, die Hoffnung nicht gleich auf, mehr auszurichten; gewöhnlich sucht der übriggebliebene Theil der Familie nach einem nicht zu langen Zwischenraum den verlorenen auf. Dann nehme man noch mit, was zu bekommen ist.

Hat man im Herbst und Winter sichere Kunde, daß ein Fuchs in einem Bau steckt, und fehlt Gelegenheit oder Zeit zum Heraushetzen, so darf man sich gleichfalls nur gegen Abend, unter Beobachtung der oben vorgeschriebenen Maßregeln, auf den Sitz begeben. Ehe es Nacht wird, kommt man wahrscheinlich zum Schuß. Nur muß, wie beim Dachs, nicht

früher geschossen werden, bis Meister Reineke einige Schritt von den Röhren entfernt ist.

b) Hätte man gegen Abend oder früh bei Tagesanbruch einen Fuchs an einem Ort aus dem Holz kommen und auf benachbarten Feldern, Wiesen oder Gehauen mausen sehen, ohne von ihm bemerkt worden zu sein, so kann auch da der Fuchs oft auf dem Anstand geschossen werden, indem er, wenn er nicht verstört wird, gemeiniglich Wechsel hält, insofern der Wind recht gut und die Gelegenheit, sich hinlänglich zu verbergen, für den Jäger günstig ist. Nur muß man nicht über den Wechsel gehen und äußerst ruhig stehen. Käme der Fuchs zufällig außer der Schußweite heraus, schiene er sich immer mehr zu entfernen, und ist der Wind recht gut, so kann man ihn auf 200 bis 300 Schritt reizen, indem, wenn er weit entfernt ist, der Laut des jungen Hasen, wenn er aber näher kommt, der der Maus [1]) gut nachgeahmt wird.

c) Im Winter beim Schnee und bei großer Kälte besuchen Füchse, wenn sie nicht schüchtern gemacht werden, gewiß jede Nacht die Plätze wieder, wo sie Aas gewittert und gefunden haben. Läßt man sich nun da eine kleine mit Heu und Moos ausgefütterte Hütte in der Erde oder auf einem Baum so anlegen, daß das Aas aus derselben mit der Flinte zu bestreichen ist; setzt man sich abends bei gutem Wind und gegen die Kälte gut verwahrt hinein, so kann man in einigen Stunden, nicht selten öfter als einmal zum Schuß kommen. Nur gehe man auf Stelzen zur Hütte. Kann übrigens das Luder in ein seichtes fließendes Wasser, das nicht zufriert, gelegt werden, so gehen die Füchse, wie ich öfter erfahren habe, am besten daran.

§. 13. Wenn Jahreszeit und andere Verhältnisse es gestatten, und wo es Füchse gibt, gewährt das Klappern danach im Holze, meines Erachtens, ungemein viel Vergnügen. Liegt im Winter Schnee, und ist kaltes, helles, stilles Wetter, so kriecht der Fuchs außer der Rollzeit nicht leicht zu Baue, sondern er steckt sich, wie schon gesagt, in Brüchern und Dickungen.

Nimmt man nun nur einige mit Klappern versehene Knaben, legt man diese wie beim Hasentreiben an und stellt auf der entgegengesetzten Seite, besonders da, wo Vertiefungen, alte Wege und Wildbretsstege herauslaufen, die Schützen, deren Flinten mit Nr. 2 oder 1 geladen sind, im besten Winde an: so darf man, wenn die Treiben nicht zu enge, sondern so groß als möglich genommen werden, wenn Schützen und Treiber beim Anlegen

---

1) Der piepende Laut der Maus ist bekannt, und ebenso die Nachahmung desselben, indem man die obern Zähne auf der Unterlippe aufsetzt und die Luft durch die Lücken der erstern einzieht. Das Reizen thut gute Dienste, wenn man den Fuchs irgendwo herumschleichen sieht, nur muß man gut verborgen und schußfertig sein. W.

sich recht still verhalten, wenn letztere beim Treiben nicht schreien, sondern nur die Klappern gebrauchen, wenn endlich alles beobachtet wird, was ich beim Hasentreiben im Holz gesagt habe, hoffen, eine desto glücklichere Jagd zu machen, je mehr Füchse vorhanden sind.

Für angehende Jagdliebhaber sei es gesagt, daß sie während des ganzen Treibens unbeweglich stillstehen müssen; daß sie, wenn ein Fuchs sich ihnen nähert, nie eher anschlagen müssen, bis sie überzeugt sind, der schlaue Patron gewahre es nicht, oder, besser noch, nicht eher bis sie schießen können und wollen. Endlich mögen sie es sich ja nicht einfallen lassen, dem Nachbar durch den überall schädlichen Zuruf „Hab Acht!" Meister Reineke's Annäherung bemerkbar machen zu wollen.

§. 14. Schon vorher ist gesagt worden, daß bei naßkaltem stürmischen Herbstwetter der Fuchs gern auf erlenen Blöcken, auch wol auf der untersten Zwiesel (der Ort, wo die untersten Aeste sich ausbreiten) eines schrägstehenden nicht gar hohen Baumes sich drückt. Vorzüglich ist dies der Fall in großen Brüchern, und überall, wo keine Baue vorhanden sind, in denen er Schutz suchen kann. Schleicht man zu solchen Zeiten still, bedächtig, mit scharfem Jägerblick unter dem Winde umher, so kann, wie ebenfalls schon gesagt worden, der einzelne Jäger auf leidlichen, zuweilen auf ausgezeichnet glücklichen Erfolg rechnen.

§. 15. In unzugänglichen Brüchern und Sümpfen, in großen rohrigen Seen und Teichen, in bergigen Waldungen, und überall, wo nicht getrieben werden kann, leisten deutsche oder polnische Jagdhunde sehr gute Dienste, den Fuchs, den sie sehr hitzig zu jagen pflegen, zum Schuß zu bringen, wenn dabei so verfahren wird, wie beim Hasen dazu Anleitung gegeben ward.

§. 16. Außer den an andern Orten dieses Werks mitgetheilten Bemerkungen über das Zeichnen des Wildes nach der Verwundung bemerke man hier noch Folgendes: Der tödlich angeschossene Fuchs fährt mit der Nase in die Erde, hält die Standarte sehr hoch, läuft äußerst rasch, aber immer mit gesenktem Kopf. Der weniger gefährlich verwundete beißt gewöhnlich, vorzüglich wenn ein Korn ihn waidwund oder auf den Keulen brennt, mit der Schnauze nach dieser Stelle und keckert; ist ein Lauf entzwei, so beißt er auch oft danach und murrt dazu. Nach dem Streif- oder Fehlschuß reißt er bestialisch aus, schwenkt aber von Zeit zu Zeit die ausgestreckte Standarte etwas oberwärts.

§. 17. Sind Windhunde auf den Fuchs eingehetzt, und kann man sie bei Fuchsjagden auf jeden Flügel des Treibens, an Wiesen oder sonst auf holzleeren Plätzen aufstellen, so werden diese, zur rechten Zeit gelöst, manchen Reineke festmachen, der dort zu entwischen gedachte.

§. 18. Die Engländer kennen kein größeres Vergnügen, als den Fuchs par force zu jagen. Auch in Deutschland hat man es versucht, aber ohne sonderlich glücklichen Erfolg. Ich habe keine Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt, glaube aber, daß wir diese Jagdart recht gut entbehren können. Weiter also kein Wort darüber, als daß der Jäger, wenn er bei der Parforcejagd den gejagten Fuchs erblickt, dies durch den Ausruf „Floo!“ bezeichnet. [1])

§. 19. Daß der einzelne Jäger den Raubthieren aller Art durch das Fangen im Eisen den meisten Abbruch thun kann, wenn er gehörig damit umzugehen weiß, begreift man leicht; denn er bedarf dabei keines andern Menschen Hülfe, ja er kann sogar den Dachshund entbehren, Pulver und Blei sparen und hat sehr geringe Kosten zu bestreiten, insofern er einmal im Besitz der erforderlichen Eisen ist, deren Anschaffung freilich eine nicht unbedeutende Ausgabe verursacht. Indessen kann gewiß kein Kapital besser angelegt werden; denn wo es irgend Raubthiere gibt, muß dieses und noch Ueberschuß im ersten Jahre herauskommen.

Desto unbegreiflicher würde es sein, warum man im ganzen genommen so sehr wenige Jäger findet, die sich mit dem Raubthierfang abgeben, wenn es nicht die Erfahrung lehrte, daß Lehrherren, welche ja noch selbst Kenntnisse vom Rauchwerksfange haben, selbige den Lernenden deshalb verheimlichen, weil ja wol einer oder der andere von diesen in der Folge in ihrer Nachbarschaft angestellt werden und dann ihnen Abbruch thun könnte.

Der Verfasser ist nicht in der Lage, dergleichen Rücksichten seines Interesse halber nehmen zu müssen; wäre dies aber auch der Fall, so würde er sich doch Verheimlichung des zweckmäßigen Verfahrens um so weniger zu Schulden kommen lassen, da er diesen Zweig der Jagdwissenschaft in andern Werken, Döbel's „Jäger-Praktica“ ausgenommen, am dürftigsten behandelt gefunden hat, das seinige daher durch recht ausführliche und nach seinen Kräften gründliche Behandlung dieses Gegenstandes besonders gemeinnützig machen zu können hoffen darf. [2])

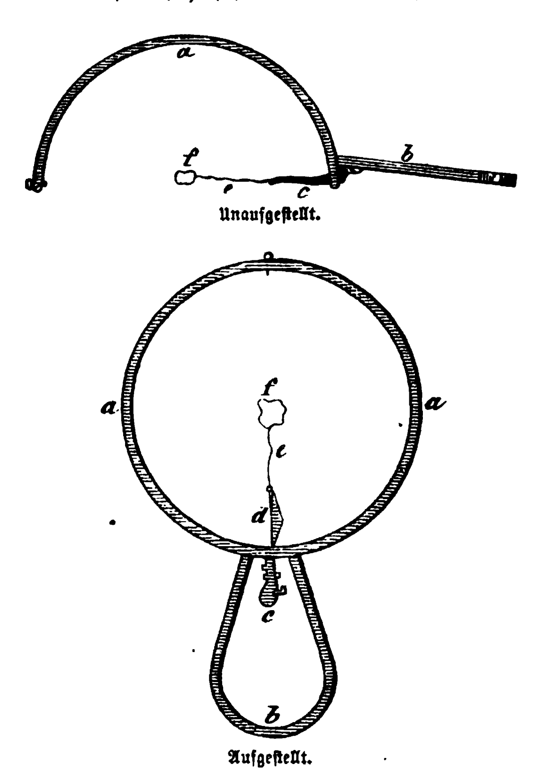
Er hat es bei Beschreibung des Biber-, Dachs- und Otterfanges schon versucht, Proben davon abzulegen; aber besonders sorgfältig wird er in dieser Hinsicht in gegenwärtigem Kapitel und in denen, welche dem Marder gewidmet sind, zu Werke gehen, weil ihn eigene Erfahrung leitet.

---

1) In Ungarn werden alljährlich großartige Parforcejagden auf Füchse veranstaltet. In England hat sich infolge dieser Jagdart die Zahl der Füchse schon so sehr vermindert, daß junge Füchse aus Frankreich und Holland importirt werden. T.

2) In den nach gegenwärtigem Handbuch erschienenen, dem Verfasser bekannt gewordenen Jagdschriften hat er nichts Neues oder doch nichts besonders Merkwürdiges in Betreff obigen Gegenstandes gefunden. W.

§. 20. Der Verfasser hat sich zum Fuchsfang stets und ausschließlich des Schwanenhalses oder Berliner Eisens bedient, und zwar deshalb, weil in diesem das Thier sich fast immer am Kopf, nur selten am Lauf



a a Bügel. b Feder. c Schloß mit Abzug. d Röhre. e Abzugsfaden. f Abbiß.

fängt, und weil, wenn ja der letztere Fall einmal eintritt, der Fuchs sich doch nicht leicht den Lauf abbeißt, indem er mit dem stets unangefesselt zu legenden Schwanenhalse, rückwärtsgehend, solange er Kräfte hat, sich frei fortbewegen kann. Bei der sehr bald erfolgenden Ermüdung bleibt er ruhig sitzen und verliert die Lust, jene Operation an sich vorzunehmen.

Ohne meine Leser mit der Beschreibung der Gestalt und des Mechanismus eines Schwanenhalses aufzuhalten, den sie leichter werden kennen lernen, wenn sie solchen ein einziges mal genau anzusehen sich die Mühe geben, sage ich ihnen hier lieber kürzlich das, was sie wissen müssen, um die Brauchbarkeit des Werkzeugs beurtheilen zu können.

Soll der Schwanenhals zum Fuchsfang verwendbar sein, so muß 1) die Feder so stark sein, daß beim Zuschlagen das Eisen von der Erde

etwas in die Höhe springt und die Bügel sehr rasch zusammenschlagen; 2) müssen die Bügel, wenn das Eisen nicht aufgestellt ist, überall ganz genau zusammenpassen, aufgestellt aber ganz horizontal, und lieber auf beiden Seiten ein wenig unterwärts als nur im geringsten oberwärts gerichtet liegen; 3) muß die Röhre, durch welche der Abzugsfaden geht, beim gestellten Eisen nicht zu sehr aufwärtsgerichtet stehen; 4) muß der leiseste Ruck am Abzugsfaden hinreichen, um die Stellung loszuschnellen; 5) müssen die Wirbel vorn an den Bügeln nicht vernietet sein, sondern durch Schraube und Schraubenmutter zusammengehalten werden [1]); und endlich 6) muß jeder, auch der kleinste Theil ohne Rostflecken und spiegelblank sein.

Was die Größe und Form eines solchen Eisens betrifft, so habe ich bemerkt, daß es seinen Zweck am besten erreicht, wenn die auseinandergeschlagenen Bügel in der größten Breite, von einem Ende zum andern gemessen, 20 bis 22″ voneinanderliegen, und wenn von den Federzapfen bis zum vordern Wirbel der Zwischenraum 16 bis 18″ (rheinländisch oder auch alt pariser Maß) beträgt.

Uebrigens darf es eher ein wenig zu schwer als zu leicht sein, weil im letztern Fall der Fuchs zu weit damit fortgehen könnte, später ermüdete und also, am Lauf gefangen, wenn es beim Fortgehen irgendwo zufällig hängen bliebe, diesen abzubeißen versucht werden möchte.

§. 21. Mag das Eisen auch überall noch so blank zu sein scheinen, so muß doch jeder, auch der kleinste Theil desselben besonders, da Reinlichkeit beim Fuchsfang in jeder Rücksicht Hauptbedingung ist, und wo diese nur im geringsten mangelt, sicher nichts ausgerichtet werden kann, vor jedesmaligem Gebrauch mit Wasser und Sand (ja nicht mit Oel oder Schmirgel) geputzt, dann in einen Kessel mit siedendem Wasser gesteckt, rein abgespült und mit einem reinen Lappen, an welchem nicht der mindeste Seifengeruch bemerkbar sein darf, abgetrocknet werden.

Will man es des Putzens halber auseinandernehmen, so muß man einen Keil von sehr hartem Holz haben, der so breit ist, daß er beim Auseinanderdrücken der Bügel dann gerade den Zwischenraum zwischen den Federschenkeln ausfüllt, wenn letztere so weit voneinanderstehen, daß jene, was außerdem nicht möglich sein würde, gemächlich von diesen abgezogen werden können. Der Keil darf aber nur so lang sein, daß die Stellung freien Spielraum vor demselben behält.

Beim Wiederzusammensetzen der einzelnen Theile gebe man genau darauf Acht, daß die Kerben des Gewirres oder Gewerbes an den Bügelschenkeln gehörig ineinanderpassen und so die Bügel selbst richtig auseinanderschlagen.

---

1) Weil man sonst die Wirbelgelenke nicht gehörig reinigen kann. W.

Ferner müssen die Schraubenmuttern, deren eine die Bügelschraube, die andere die Abzugsröhre hält, ganz festgeschraubt, sämmtliche Schloß- oder Stellungsschrauben aber nur so angezogen werden, daß alle dadurch zusammengehaltene Theile sich frei und leicht bewegen. [1])

§. 22. Beim Stellen des Eisens verfährt man folgendermaßen:

Nachdem der Schwanenhals mit der Feder auf ein etwa 3″ hohes Stückchen Holz gelegt worden, kniet man vorn vor dem Bügelwirbel nieder, faßt mit jeder Hand einen Bügel und drückt beide so weit auseinander, als es sich thun läßt. Ist die Feder sehr stark, so gehört hierzu ein ziemlicher Kraftaufwand, und es ist zu rathen, daß man, sobald die Bügel oben nur hinlänglich sich öffnen, ein Knie hineinzwänge, wodurch das unverhofft schnelle Zuschlagen derselben verhindert wird. Sobald sie ganz horizontal liegen, hält man mit jedem Knie einen nieder, legt auch der Sicherheit halber den im vorhergehenden Paragraphen erwähnten Keil in die Feder. Dann schlägt man die hinter den Bügeln an der Stellung befindliche kleine Zunge oben hinüber unter die große am Bügel befestigte, drückt letztere fest auf erstere, legt hiernächst die obere zwischen den Stellungsbacken eingeschraubte Zunge, an welcher ein rundlicher Knopf befindlich ist, auf jene große am Bügel befestigte, drückt endlich das hinten an der Stellung herunterhängende Züngelchen hinaufwärts, das vorn zunächst an den Bügeln am untern Theil des Schlosses herunterhängende Häkchen fest daran, und so ist alles in fangbarem Stand.

Um nun vor dem Zuschlagen des Eisens gesichert zu sein, muß man einen eisernen, glattgefeilten, etwa $2^1/_2$″ langen Stift haben, der gerade in das in der breiten Platte hinter dem Häkchen der Stellung befindliche Loch paßt. In der Oese, welche der erwähnte Stift am Kopfende hat, wird ein Bindfaden angebunden. Steckt man dann den Stift von der rechten Hand nach der linken durch das Loch in der Platte, schlägt man den Faden, straff angezogen, zuerst oben über die Stellung nach dem linken Schenkel der Feder und dann so oft um die Feder herum, bis nur soviel übrigbleibt, daß er recht fest verknüpft werden kann, so ist, solange der Stift in jenem Loche steckt, jeder Gefahr unfehlbar vorgebeugt, insofern an der Stellung nichts springt.

Um auch bei diesem zufälligen Ereigniß geschützt zu sein, läßt man den im vorhergehenden Paragraph gedachten Keil so lange in der Feder liegen, bis man, während jeder Bügel mit einer Hand umfaßt und fest nieder-

---

1) Hat man einen Fuchs gefangen und ist übrigens das Eisen rein und ohne Rostflecken, so kann das Putzen mit Wasser und Sand wegfallen. Man schraubt in diesem Fall nur die Stellung ab, steckt erst das Eisen, dann die Stellung in reines heißes Wasser und wäscht und trocknet alles gehörig ab. W.

gedrückt wird, die Knie weggezogen hat, dann mit beiden Händen langsam auf den Bügeln bis an den Wirbel fortgerückt und, wenn nun alles feststeht, aufgestanden ist.

Vernachlässigung dieser Behutsamkeitsregeln kann allerdings gefährliche Folgen haben; man lasse sich daher auch nicht die kleinste zu Schulden kommen.

§. 23. Nachdem das Nöthige über den Schwanenhals selbst und dessen Behandlung gesagt worden, wollen wir uns von nun an mit Gegenständen beschäftigen, welche auf den Fuchsfang vermittels desselben nähern Bezug haben.

Billigerweise muß ich meine Leser zuvörderst mit der schicklichen Jahreszeit, in welcher ein glücklicher Erfolg diese mühsame Beschäftigung des Jägers krönen kann, bekannt machen, ihnen auch Anleitung geben, zu beurtheilen, welche Gegenden man wählen muß, um die Fangplätze schicklich anzulegen und einzurichten.

Was die eigentliche Fangzeit betrifft, so geht solche in den ersten Tagen des November an und dauert fort bis zum Eintritt der Rollzeit; sobald aber diese beginnt, nimmt der Fuchs höchst selten die Kirrung an.

Wahr ist es allerdings, jeder freie Platz in und am Holz, sei es Blöße, Wiese oder Lehde, eignet sich während der angegebenen Periode dazu, auf demselben Füchse zu fangen, insofern er nur vom Ende des October an mit der Hutung verschont bleiben kann; aber weit leichter wird man seinen Zweck erreichen, wenn bei der Wahl der Stellen zur Einrichtung der Fangplätze auf die Lage derselben, ingleichen auf die gewöhnlichen Wechsel der Füchse Rücksicht genommen wird.

Bekanntlich besucht der Fuchs gutbewachsene Wintersaatfelder, besonders wenn sie Holzungen begrenzen, die er bewohnt, bis Schnee fällt, am liebsten, weil er da die beste Gelegenheit hat zu mausen. Zugleich ist es ein Erfahrungssatz, daß er auf den Wintersaatfeldern die Futterplätze am liebsten annimmt und überhaupt am allerersten sich fängt.

Auch auf Wiesen und an Teichen trabt und schleicht er gern herum, vorzüglich wenn sie im Holz liegen und wenn erstere einen Zwickel am Holzrand bilden. Solche Gegenden eignen sich daher am besten zur Anlage der Herbstfangplätze; nur vermeide man es, sie auf zu feuchtem Boden einzurichten.

Die Winterfangplätze hingegen bringe man auf freien erhabenen, womöglich auch nicht weit vom Holz entfernten Stellen an, weil von diesen der Wind gemeiniglich den Schnee, wenigstens größtentheils wegweht. Gerade da trabt dann der Fuchs am liebsten umher, und zugleich darf man nicht leicht besorgen, daß das Eisen, wenn es gelegt ist, so hoch mit Schnee

bedeckt wird, daß es seine Kraft entweder gar nicht oder doch nicht rasch genug äußern kann. [1])

§. 24. Mehrere Herbstplätze müssen in verschiedenen Gegenden des Reviers zu Anfang des November angelegt werden, damit jedesmal, wenn man auf einem gefangen hat, dieser einige Tage frei bleiben kann; auf einem andern entlegenen wird dann der Fang desto besser von statten gehen.

Auch die Winterplätze richte man womöglich vor Eintritt des Frostes ein; denn in gefrorenem Boden ist dies Geschäft mit mehr, obwol nicht unüberwindlicher Schwierigkeit verbunden, wie sich aus der folgenden Vorschrift zum Verfahren ergeben wird.

Nachdem zu Hause das Eisen fangbar gestellt und der Sicherungsstift festgebunden worden, legt man es der Sicherheit wegen so, daß die Seite, nach welcher die Bügel hinschlagen, nach außen gekehrt ist, auf einen 2′ langen hölzernen Haken, nimmt diesen auf die Schulter und begibt sich auf die zu Fangplätzen erkorenen Stellen.

Um hier alles gehörig in Stand setzen zu können, dürfen folgende Werkzeuge und Geräthschaften nicht fehlen:

1) Ein starkes, scharfes Messer.
2) Eine mit einem kurzen Stiel versehene, etwa 3″ breite, scharfe eiserne Hacke, die über der Schneide etwas krummgebogen ist und oben auf dem Kopf in einer beilförmigen, der Länge nach gerichteten Schneide ausgeht. Letztere leistet, wenn das Geschäft beim Frost erst ausgeführt werden soll, vorzüglich gute Dienste.
3) Ein neuer birkener Besen.
4) Ein neuer ungebrauchter weidener Henkelkorb (Behnert).

Da, wo nun ein Fangplatz eingerichtet werden soll, legt man das Eisen so auf die Erde nieder, daß der vordere Theil der Bügel dahin gerichtet ist, wo der Fuchs muthmaßlich herkommen wird; in Holzgegenden also jedesmal nach dem Holzrand hinwärts. Sodann macht man $1^1/_2$″ weit außerhalb des ganzen Eisens einen etwa $3^1/_2$ bis 4″ tiefen Einschnitt, hierauf innerhalb der Bügel, wieder $1^1/_2$″ von diesen abwärts, einen ebenso tiefen ringsum bis zur Abzugsröhre. Soweit diese reicht, wird der Schnitt zwickelförmig vorwärts geführt, sodaß die Spitze etwa 1″ vor der Röhre ausläuft; dicht hinter der Stellung aber schneidet man querdurch, von einer Seite des Federschnitts bis zur andern.

Hierauf nimmt man die Hacke zur Hand und arbeitet vermittels derselben, nachdem das Eisen beiseite gelegt worden, die Erde aus dem Raum

1) Wechseln übrigens Füchse in ganz holzleeren Gegenden, denn sie traben bekanntlich in einer Nacht meilenweit auf den Feldmarken umher, so kann auch da der Fang mit Glück ausgeübt werden. W.

zwischen den Bügeleinschnitten, mit Einschluß des Röhrenzwickels, rein heraus, sodaß das Gräbchen — um mich so auszudrücken — überall 3½ bis 4″ Tiefe hat. Ebenso tief räumt man auch die Erde da zwischen den Federeinschnitten aus, wo der hintere Theil der Stellung hinkommt.

Ueberall im Rasenboden schärft man nun den noch übrigen Rasen zwischen dem Einschnitt zur Feder, höchstens 1″ stark, in einem Stück zusammenhängend, heraus, legt es beiseite und arbeitet hiernächst die Erde ebenso tief wie überall heraus. Auf Aeckern hingegen oder im Sand nimmt man auch zwischen dem Federeinschnitt die Erde ganz heraus.

Alle aus dem Einschnitt genommene Erde, außer dem Rasenstück, welches in den für die Feder bestimmten Raum paßt und da wieder hineingelegt wird, wirft man in den Korb, kehrt die Reste überall genau mit dem Besen zusammen, legt sie mit in den Korb, schüttet dies alles 20 bis 30 Schritt hinter dem Fangplatz aus, entfernt sich von da aus endlich mit allen Geräthschaften bis gegen Abend des folgenden Tages.[1])

Hauptregel ist es übrigens, nie anders als von hinten an den Fangplatz zu gehen; alle dort vorfallende Arbeiten hinter demselben zu verrichten, ohne einen Fuß vorzusetzen; nie Taback da zu rauchen, noch weniger auszuspucken, und jedesmal denselben Weg wieder beim Weggehen zu nehmen, auf dem man gekommen ist.

§. 25. Ehe fernerhin etwas vorgenommen werden kann, muß man nun eine der nachstehenden **Witterungen**[2]), ingleichen den beliebigen oder vielmehr **schicklichen Vorwurf**, auch **Brocken** genannt, und das zur **Schleppe** Erforderliche genau nach den Vorschriften bereiten, die hier gegeben werden sollen.[3])

---

1) Döbel will, man soll auf jedem Fangplatz mehrere solche Einschnitte machen, um den Fuchs desto eher zu täuschen. Ich habe es nie gethan, und glaube auch, daß es deshalb schädlich ist, weil der Fuchs auf dem zweiten und dritten Einschnitt den Abzugsbissen von der Seite wegnimmt und so in der Folge leicht geprellt wird. W.

2) Vielfältige Erfahrungen und Versuche berechtigen mich, der Meinung anderer, sonst sehr verdienstvoller Schriftsteller zu widersprechen, welche alle Witterungen für unnütz oder überflüssig erklären, insofern nur das Eisen recht rein geputzt würde. Ich getraue mir zu behaupten, daß auf diese Weise auch nicht ein einziger alter Fuchs darangeht, viel weniger sich fängt. Daß, wie v. Wildungen sagt, Zibeth für sämmtliche Raubthiere viel Reiz hat, ist wahr; daß er aber, ganz allein und selbst in sehr geringer Quantität angewendet, den Fuchs überreizt und ihn zu dem weiter unten zu erwähnenden Nachgraben veranlaßt, ist auch ganz gewiß. W.

3) Herr L. Zeiller in Bisamberg in Niederösterreich verkauft eine Fuchswitterung, mittels welcher die Füchse aus weiter Umgebung in ein zum Abjagen, zum Fangen oder Vergiften geeignetes Jagdterrain sicher zusammengekirrt werden, den Wind verlieren und betäubt werden. Viele Jäger haben mittels dieser Witterung außerordentliche Erfolge erlangt; andere hingegen erzielten keine glücklichen Resultate. Jedenfalls kann die Witterung zu Versuchen empfohlen werden. T.

A. Witterungen.

Nr. I. (Ueberall, vorzüglich aber in holzleeren Gegenden und in Feldern anwendbar.)

Man nehme:

3 Loth frisches, unausgebratenes Gänsefett, womöglich von der Blume. Im Nothfall kann die Stelle desselben durch ganz frische, sehr rein gewaschene, ungesalzene Butter ersetzt werden.

1/4 Quent Foenum graecum.

1/2 Loth frische grüne Schale (d. h. die zweite) vom sogenannten Mäuseholz (Solanum dulcamara *L.*, sonst auch unter dem Namen Alfranken bekannt), nachdem die obere graue Schale (Epidermis) sorgfältig mit einem mit Sand sehr rein geputzten Messer abgeschabt worden.

1/4 Quent weiße Zwiebel.

1/2 Eßlöffel Saft aus frischen Pferdeäpfeln durch ein reines ungeseiftes Leinwandläppchen ausgepreßt.

4 Loth Fett, welches von der Brühe, die sich von den aus Schafsknochen (siehe Bereitung des Vorwurfs I unter B) bereiteten Brocken auskocht, abgeschöpft wird.

1/2 Loth Krebsbutter, die auf folgende Art jedesmal frisch zu machen ist: Man siede zwei kleine lebendige Krebse in einem neuen reinen Topf recht scharf mit Wasser. Dann thue man sie in einen sehr genau mit heißem Wasser ausgewaschenen Mörser und stoße sie zu einem Brei. Diesen Brei schütte man nebst einem Stückchen frischer ungesalzener Butter von der Größe eines Hühnereies in einen neuen Tiegel und lasse es zusammen auf Schmiedekohlen (nicht über der Flamme), unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen, so lange braten, bis es schönroth wird. Endlich drücke man es durch ein reines ungeseiftes Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen.

Hierauf wird die oben vorgeschriebene Quantität von Krebsbutter wieder in den vorher mit heißem Wasser gereinigten Tiegel gethan, in welchem sie verfertigt wurde, ebenso das mit einem reinen Messer würfelig geschnittene Gänsefett hinzugefügt. Beides läßt man unter fortgesetztem Rühren mit dem Hölzchen über Kohlen gemächlich zergehen. Dann schüttet man alle übrigen oben verzeichneten Ingredienzen hinzu und läßt die ganze Masse, beständig umgerührt, zwei bis drei Minuten lang braten, aber ja nicht anbrennen.

Hat sich die Masse, vom Feuer genommen, etwas verkühlt, so wird sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen geseiht und, gut zugebunden, an einem kühlen Ort verwahrt.

So hält sie sich die ganze Fangzeit eines Jahres hindurch gut und bleibt brauchbar.[1])

Nr. II. (Ueberall, vorzüglich aber in und vor Laubhölzern und auf Wiesen anwendbar.)

Man nehme:

1/4 Kanne (1/2 Pfund) ungewässertes, unausgelassenes Gänsefett oder ungesalzene frische Butter.

1 Fingerhut voll grüner Schale vom Mäuseholz (wie bei Nr. I behandelt).

3 Loth Foenum graecum,
1/2 Loth Violenwurzel,
1 Loth Anis, hiervon bleibt ein wenig zurück,
2 Scrupel Kampher,

} Alles, aber jedes einzeln, in einem sehr gut gereinigten Mörser gestoßen.

Wenn das Gänsefett im neuen Tiegel zergangen ist, thut man zuerst das Foenum graecum hinein und läßt es ein wenig braten, hernach verfährt man mit der Mäuseholzschale und kurz darauf mit der Violenwurzel ebenso. Dann nimmt man die Masse von den Kohlen, mischt den Anis hinein und endlich den Kampher, rührt sie, bis sie etwas verkühlt ist, tüchtig mit einem Hölzchen um, seiht sie durch ein reines Läppchen in eine Büchse, überbindet diese oben mit Blase und verwahrt sie an einem kühlen Ort.

Nr. III. (Blos in und vor kiefernen Waldungen zu gebrauchen.)

8 Loth Gänsefett oder Butter, wie bei der vorigen.
1/2 Loth grüne Mäuseholzschale.
1/4 Loth gestoßene Violenwurzel.
1 gehäuften Eßlöffel voll Knospen von jungen Kiefern oder Tannen.
2 Scrupel gröblich gestoßenen Kampher.

Alles, außer dem Kampher, welcher erst, wenn die Masse von den Kohlen genommen ist, hineingerührt wird, thut man zu gleicher Zeit in das zergangene Gänsefett und läßt es unter stetem Rühren braten, bis es anfängt bräunlich zu werden. Uebrigens wird es nachher, wie bei Nr. I und II gesagt, behandelt.

---

1) Alle Reinlichkeits- und Vorsichtsmaßregeln, welche bei obigem Recept vorgeschrieben wurden, müssen auch bei den folgenden stattfinden. W.

Nr. IV. (Ohne Schleppe von keinem sonderlichen Nutzen und nur dann zu gebrauchen, wenn man nicht Zeit oder Gelegenheit hätte, eine der vorherigen Witterungen zu bereiten, oder wenn diese etwa zufällig verdorben wäre.)

Man nehme frische Pferdeäpfel und lasse dieselben an der Sonne gänzlich trocknen. Eine Hand voll davon reicht hin, um das Eisen damit überall abzureiben; übrigens muß man noch soviel haben, um in der Folge den ganzen Einschnitt auf dem Fangplatz ausfüttern zu können. Hiervon weiter unten ein mehreres.

Nr. V. (Ueberall brauchbar, wenn sie an einem kühlen Ort verwahrt worden und nicht über sechs Monate alt ist.)

Alles wie in der Otterwitterung Nr. VII angegeben worden.

Bei keinem Raubthier kommt der Fall häufiger vor, daß es auf dem Fangplatz verpönt oder geprellt wird. Geschieht dies, so geht der Fuchs, insofern mit Witterung, Brocken und Schleppe keine Veränderung vorgenommen wird, sicher nicht wieder hinan. Bei ihm muß aber auch noch bei der Wahl der Witterungen die Gegend berücksichtigt werden, wo der Fangplatz sich befindet. Ich habe hierauf überall aufmerksam zu machen gesucht.[1]

B. Vorwürfe oder Brocken.

Nr. I. (Thut vorzüglich da gute Dienste, wo Mäuse häufig sind, weil diese, meinen Beobachtungen zufolge, nichts davon annehmen.)

Man nehme 15 nicht zu sehr ausgetrocknete Schafbeine, ohne Haut, hacke sie bis an die Zehen, welche nur getrennt werden, in Stücken von der Länge eines Fingergliedes, thue die Stücken in einen neuen Topf und gieße so viel reines Wasser darauf, daß es drei Querfinger über den Knochen steht. Dann schütte man eine Messerspitze voll gestoßenes Foenum graecum, ingleichen so viel Salz, als mit drei Fingern gefaßt werden kann, hinein, lasse alles zusammen unter sehr oft wiederholtem Umrühren — denn sobald es nur ein wenig anbrennt, ist es unbrauchbar — 3 bis 4 Stunden kochen. Während dieser Zeit kann das zur Witterung Nr. I nöthige Fett abgeschöpft werden. Dann gieße man den größten Theil der Brühe ab und hebe das übrige in dem gut zugebundenen Topf im Kühlen auf.

Nr. II. (Wirkt überall vortrefflich.)

1) Der Verfasser erklärt, daß er weder den obenstehenden Witterungen, noch irgendeiner andern, mag sie auch noch so sehr gerühmt werden, die Kraft zuschreibt, weiter zu wirken als der Fuchs sie wittert. Auch sind alle Witterungen nur dazu bestimmt, dem Raubthier den Fangplatz selbst unverdächtig, oder sogar angenehm zu machen. Deshalb werden zu den Ingredienzien immer Dinge genommen, welche Aehnlichkeit mit dem natürlichen Geruch irgendeines Theiles am Thiere haben, und von denen man bemerkt hat, daß selbiges sie liebt. W.

Die Bemerkung, daß nichts den Fuchs mehr reize als Katzenfleisch, vorzüglich wenn es gebraten wird, führte zuerst auf den Versuch, selbiges, wie man weiter unten unter C sehen wird, zur Schleppe anzuwenden, und er glückte so vollkommen, daß man nun auch die Probe machte, sich desselben zu Brocken zu bedienen. Da sich frisch das Fleisch nicht lange genug gehalten oder einen dumpfigen und dergleichen widrigen Geruch angenommen haben würde, wenn es ohne fernere künstliche Behandlung aufbewahrt worden wäre, so kam man um so eher darauf, es einzupökeln, da bekanntlich der Fuchs auch das Salz liebt. Man verfuhr dabei ganz so wie beim Pökel des Schweinefleisches, nur ließ man alles Gewürz weg und streute dagegen ein wenig gestoßenes Foenum graecum darunter. Nun hatte man ferner erfahren, daß Reineke, nächst allem ganz frischen Fleisch und eingesalzenen Fischen, Gebratenes dem Gesottenen vorzieht.

Man schnitt und hackte deshalb vermittels gut mit Sand gereinigter Instrumente von dem eingepökelten Katzenfleisch so viel, als man in 14 Tagen zu verbrauchen dachte, in kleine Stückchen, von denen die größten 1″ kubischen Inhalt hatten. Nach dieser Vorbereitung kreischte man sie, ohne es anbrennen zu lassen, in Gänsefett oder ungesalzener frischer Butter tüchtig, that auch wol ein paar Scheibchen von einer weißen Zwiebel hinzu.

Auf diese Weise gelangte man zu einem Vorwurf beim Fuchsfang, über dessen Bekanntmachung wol mancher, der sich damit beschäftigen will, ebenso viel Freude haben wird, als die waidmännischen Geheimnißkrämer Verdruß.

Nr. III. Würfelig geschnittenes Brot — jedes Stück etwa $^3/_4$″ kubisch, außer den Rindenstreifen, die, zu Abzugsbissen bestimmt, in 1″ breite und $1^1/_2$″ lange Stücken getheilt werden — mit Gänsefett oder ungesalzener Butter, wozu ein Scheibchen von einer weißen Zwiebel gethan wird, unter beständigem Umrühren tüchtig über Kohlen gebraten, gegen die Zeit, daß es abgehoben werden soll, wenn das zu bratende Brot etwa 1 Pfund wog, einen kleinen gehäuften Theelöffel voll Honig daruntergethan und mitgekreischt — gibt einen herrlichen Vorwurf, besonders für geprellte Füchse, weil die unten §. 30 anzuführenden berauschenden Mittel sich ihm am besten mittheilen, nur geht die Maus sehr stark danach.

Nr. IV. Der Fuchs hat das mit vielen Menschen gemein, daß er Hering zu seinen Lieblingsspeisen zählt; aber auch dieses schöne Gericht achtet er wieder nur in frischer Butter oder Gänsefett gebraten. Man muß ihm daher schon den Willen thun, dabei aber alles, den Kopf abgerechnet, welcher zum Abzugsbissen ganz bleibt, klein schneiden, damit es desto besser durchkreische. So erhält man wieder eine ganz vorzügliche, jetzt jedoch nicht wohlfeile Art von Brocken.

Nr. V. Man nehme 2 Pfund süße, frische, sehr rein gewaschene Butter, lasse sie über Kohlen unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen zergehen, thue eine weiße Zwiebel, in der Größe eines Franzapfels, in vier Stücken zerschnitten, und soviel wie eine Nuß groß römische Engelwurzel (Gartenangelik, Angelica archangelica *L.*) ganz kleingehackt, hinzu.

Nach 10 Minuten werfe man 1 Unze von der Wurzel der Schwertlilie (Florentinische Iris) ganz klar gestoßen hinein, lasse alles, unter fortgesetztem Rühren, etwa 1 Stunde lang gelind kochen, nehme dann das Gefäß vom Feuer und mische noch 2 Quentchen feingestoßenen Kampher hinzu.

Weiter durchaus keinen Zusatz.

Die Butter darf nicht braun werden.

Das Gefäß muß fest zugebunden und an einem kühlen Ort bis zum Gebrauch verwahrt werden; dann nimmt man von der Masse eine Nuß groß, läßt es in einem neuen Tiegel zergehen und Brotstücken zum Vorwurf und Abzugsbissen darin braten.

Vgl. Landwirthschaftliche Zeitung, 1804, Monat October, S. 472. Dieser Vorwurf soll herrliche Dienste leisten; selbst habe ich ihn noch nicht angewendet.

Nr. VI. Gebratene Leber von allen Haarwildsarten; doch wirkt alles vorher Angeführte besser.

C. Schleppen.

Nr. I. Die vorzüglichste bereitet man so:

An einer frisch getödteten Katze macht man vor der Brust einen Kreuzschnitt so tief, daß Herz und Lunge sichtbar sind. Dann bindet man die Vorder- und Hinterläufe zusammen, steckt der Länge nach einen hölzernen Pfahl hindurch und bindet an diesem den Kopf und die Läufe fest.

Hierauf wird im Freien ein Feuer angemacht, vor und hinter demselben eine hölzerne, so hohe Mücke eingetrieben, daß der Pfahl, an welchem die Katze angebunden ist, etwa 12″ über dem Feuer liegt. Unter beständigem Drehen des Pfahls vermittels eines am stärksten Ende durchgetriebenen Querholzes läßt man nun die Katze mit Haut und Haaren so lange bei gut unterhaltenem Feuer tüchtig braten, bis sie überall braun wird, die innern Theile aber bröcklich werden. [1])

Nr. II. Ein paar in frischer Butter gebratene Heringe.

Nr. III. Frisches Gescheide von allen Wildarten, vorzüglich von Hasen.

---

1) Aus der Keule dann Würfel geschnitten, sie noch in Butter gebraten und gesalzen, gibt einen noch herrlichern Vorwurf als der unter B. II. erwähnte. W.

§. 26. Soll nun auf den Tags zuvor mit den erforderlichen Eisen-einschnitten bezeichneten Fangplätzen die Kirrung angelegt werden, so nimmt man Heusamen und Roggenspreu, jedes zur Hälfte, siebt beides durch ein reines Sieb, dessen Boden aus Wurzeln, nicht aus Draht besteht, mißt dann für den Einschnitt jedes Fangplatzes von jedem der obigen Bestand-theile ³/₄ Metze (dresdener Maß) reichlich ab und mischt beides auf einer Scheuertenne oder auf einem mit Wasser und Sand sehr rein gescheuerten Tisch tüchtig untereinander.

Auf diese Quantität rechnet man nun höchstens so viel Witterung, daß das Klümpchen, welches mit dem Finger aus der Büchse genommen wird, die Größe einer kleinen Haselnuß austrägt. Hiervon nimmt man ein wenig, bestreicht sich damit das Innere beider Hände und reibt das Gemengsel von Spreu und Heusamen — welches ich der Kürze wegen in der Folge Füllung nennen will — tüchtig durch. So oft die Hände trocken werden, wiederholt man das Bestreichen mit Witterung, bis die zu jedem Häufchen erforderliche Quantität verbraucht ist.

Hat man nun die benöthigte Füllung gehörig verwittert, so thut man sie in einen reinen, blos hierzu bestimmten Sack, um sie in solchem zu transportiren. Dann nimmt man von dem gewählten Vorwurf, der an den folgenden Tagen, solange besondere Gründe keine Aenderung nöthig machen, immer derselbe bleiben muß, so viel als man auf den verschiedenen Fang-plätzen zu verbrauchen denkt, und packt es zusammen in ein reines neues Töpfchen, oder in ein unbeschriebenes, ein wenig verwittertes Papier. Man rechnet aber einen Abzugsbissen, wozu stets das beste Stück und, wenn der Fuchs abgenommen hat, jedesmal eins, das dem vorherigen an Gestalt und Größe gleicht, anzuwenden ist, und sechs bis acht Brocken auf jeden Fangplatz.

Hiernächst steckt man in den oben erwähnten Sack ein stark verwittertes Läppchen, um mit demselben die Hände bestreichen zu können, ehe man die Füllung angreift.

Endlich schleift man das zur Schleppe Gewählte an eine reine Leine, nimmt auch den Besen [1]) zur Hand und geht auf den Fangplatz.

Ungefähr 25 Schritt weit hinter demselben muß von nun an ein Bündchen Reisigholz oder Stroh liegen, um daran die Fußsohlen gleich bei der Ankunft recht rein abstreichen zu können, und dieses darf, so gering-fügig es scheinen mag, nie vergessen werden.

Kommt man nun gegen Abend auf den ersten Platz, so kniet man, nachdem die Hände mit dem schon erwähnten Läppchen verwittert worden,

---

1) Wollte man diesen nicht überall mitnehmen, so müssen etwa 25 Schritt hinter jedem Futterplatz einige zusammengebundene Strauchzweige hingelegt werden, um damit verkehren zu können. W.

hinter dem Einschnitt nieder, füllt zuerst die Bügelrenne nebst dem Röhrenzwickel mit Füllung, der Erde überall gleich und so aus, daß es sich nicht mehr eindrücken läßt, hierauf hebt man die Rasendecke, welche auf die Feder kommen soll, heraus und drückt auch auf diesem Einschnitt so viel Füllung ein, daß, wenn die Rasendecke daraufgelegt wird, sie mit dem danebenstehenden Rasen völlig eben ist.

Auf Feldern und im Sand, wo keine Rasendecke stattfindet, füttert man den ganzen Einschnitt dem Raude gleich aus.

Im lockern Boden bringt es Vortheil, wenn der ganze Einschnitt, bis die Rasendecke, wo selbige vorhanden ist, abgerechnet, mit Erde oder Sand leicht, aber kaum $^1/_4$″ hoch, überstreut wird; im Lehmboden hingegen rathe ich dazu nicht.

Dann ergreift man den Abzugsbissen und stellt ihn vorn in die Spitze des Röhrenzwickels, gerade aufwärtsgerichtet, hin, legt ferner etwa 6″ vor dem Bügeleinschnitt zwei Brocken, einen etwas rechts, den andern etwas links, nieder und wirft die übrigen vier bis sechs Brocken vorwärts nach allen Seiten und immer einen weiter als den andern hinaus.

Hierauf muß alles, was von Erdkrumen oder Füllung noch um den Einschnitt herliegt, sorgfältig mit dem Besen oder Strauch weggekehrt und immer nebst den übrigen Geräthschaften auf demselben Weg, den man zuerst kam, rückwärts geschafft werden. Auch wird man wohlthun, wenn man etwa 12″ gerade hinter jedem Einschnitt ein dünnes Stöckchen hinsteckt, um, wenn es geschneit hat, den Platz wiederfinden zu können.

Zuletzt, wenn alles rein und genau eingerichtet ist, ergreift man wieder den Besen oder den zu gleichem Behuf bestimmten Strauch und verkehrt, ungefähr so, wie man es auf Kegelbahnen zu thun pflegt, den ein= für allemal bestimmten Weg, rückwärtsgehend bis dahin, wo das Bündel liegt, an welchem die Fußsohlen bei der Ankunft abgestrichen werden.

§. 27. Ist diese Arbeit vollendet, so ergreift man die Schleppe, geht, soweit man es für nöthig hält, und wäre es eine Stunde weit, erst auf der einen Seite des Fangplatzes hinaus, legt dort die Schleppe an, zieht solche, indem man sich dem Fangplatz immer mehr nähert, so viel als möglich auf den Fußstapfen nach, bleibt etwa aller 200 Schritt weit stehen und tüpft sie da einigemal auf, damit nur einige Brocken hinfallen oder doch die Witterung stärker wird. Kommt man gegen den Fangplatz, so zieht man sich so vor, daß die Schleppe gerade dahin kommt, wo die vordersten Brocken liegen.

Auf der andern Seite des Fangplatzes wird dann ebenso verfahren. Besonders bei der Katzen= und Heringsschleppe kann man fast darauf rechnen, daß der Fuchs, welcher am frühesten dahin kommt, wo geschleppt ward,

schon in der ersten Nacht die Kirrung an- und abnimmt, wenn alles reinlich und gehörig behandelt ward.

§. 28. Soll der Fang in der Folge gelingen, so darf von nun an keinen Morgen bei früher Tageszeit das Besuchen der Fangplätze ausgesetzt, nie in der Nähe derselben ein anderer Weg genommen, noch weniger beim Kommen das Abstreichen der Fußsohlen, beim Weggehen das Verkehren vergessen werden. Hat der Fuchs nicht abgenommen, so holt man von einem rückwärtsstehenden Strauch oder Baum einige Zweige und verdeckt damit den Abzugsbissen und die zunächst vor dem Eisen liegenden Brocken, soweit sie zu erreichen sind, wenn man hinter dem Federeinschnitt kniet. [1]) In diesem Fall nimmt man gegen Abend die Zweige jedesmal wieder mit weg, wirft aber nicht frisch vor, sollte man auch bemerken, daß vorn Futter weggekommen wäre.

Hat der Fuchs abgenommen, so muß gegen Abend beim Wiedervorwerfen alles gerade wieder so eingerichtet werden, wie es tags zuvor war, vorzüglich muß der Abzugsbissen ganz genau wie vorher stehen.

§. 29. Erfolgt das Abnehmen einige Nächte hintereinander, ohne auszusetzen, so ist es — besonders wenn der Fuchs, was gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, in der dritten Nacht ein Häufchen Losung [2]) dahin setzt, wo der Abzugsbissen gestanden hat — Zeit, das Eisen zu legen.

Dieses muß zuvörderst abermals in heißem reinen Wasser abgewaschen, hernach sehr gut abgetrocknet und dann verwittert werden.

Zu diesem Ende wird die §. 26 angegebene Quantität von Witterung auf einem reinen Papierchen und zugleich ein reines Läppchen zur Hand gelegt, dann die Stellung vom Eisen ab- und völlig auseinandergeschraubt.

Hierauf streicht man ein klein wenig von der Witterung auf das Läppchen und bereibt mit der verwitterten Stelle desselben jeden einzelnen Theil, selbst das kleinste Schräubchen der Stellung, ingleichen die Röhre, setzt alles zusammen und schraubt es wieder am Eisen fest.

Nachdem nun, jedoch mit gehöriger Vorsicht, daß die verwitterte Stellung an nichts Unreinem anstreicht, das Eisen nach der in §. 22 gegebenen Vorschrift aufgestellt und durch den dort erwähnten Stift, welcher nebst dem daran befindlichen Faden gleichfalls verwittert sein muß, gesichert worden, streicht man abermals etwas Witterung auf das Läppchen und bereibt dann mit der getränkten Stelle desselben das ganze Eisen in- und auswendig.

---

1) Dies geschieht deshalb, weil außerdem am Tage Krähen, Elstern, Holzschreier u. dergl. den Vorwurf- und Abzugsbissen wegfressen. W.

2) Man hüte sich ja, dieses sonderbare Merkmal seiner Anwesenheit und zugleich seiner Sicherheit beim fernern Vorfüttern zu verrücken, und stelle es besonders auch, wenn das Eisen gelegt wird, genau wieder dahin, wo man es wegnahm. Oft wird man den Abzugsbissen daneben gleichsam einzwängen müssen. W.

Zum Bereiben des Eisens und der Stellung braucht man höchstens den dritten Theil der auf dem Papierchen bereit gelegten Quantität von Witterung.

Hiernächst verwittert man mit den übrigen zwei Theilen derselben soviel frische gut gemengte Füllung, als man nach §. 26 zu einem Einschnitt bedarf, und thut sie, nebst einem etwa 6" und drei ungefähr 3" im Geviert haltenden Stücken von einem Dachziegelstein, ebenso die zwei hier abgebildeten Bretchen [1]), endlich auch ein 2" im Geviert haltendes reines Papierchen [2]) und das zum Verwittern gebrauchte Läppchen in den zum Transport ein= für allemal bestimmten Sack.

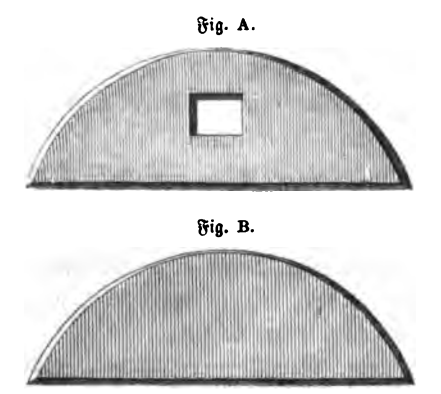


Fig. A.

Fig. B.

Dann wird aus vier bis fünf langen Pferdehaaren eine Schnur gedreht und an beiden Enden ein Knoten hineingeknüpft, auch am unterwärtsgerichteten Theil eines frischen Abzugsbissens, der, wenn man Brot zum Brocken nimmt, wie schon gesagt, aus Rinde, bei Schafbeinen aber aus den Zehen besteht, mit einem verwitterten Bohrer ein Loch durchgebohrt. Durch dieses Loch zieht man die Schnur so weit, daß der Brocken in der Mitte hängt, und knüpft hier die Schnur mit einem doppelten Knoten fest zusammen. Hierauf steckt man beide Enden derselben von vorn durch die Stellungsröhre, zieht sie hinten so weit an, daß zwischen Röhre und Brocken 1" lang Schnur übrigbleibt, steckt dann das eine Ende von der rechten Hand zur linken, das andere von der linken zur rechten, durch das am Abzugshaken der Stellung befindliche Loch, verknüpft beide am Hintertheil des Häkchens mit einem drei= oder vierfachen Knoten und schlägt endlich den Abzugsbissen in ein reines verwittertes Papier ein.

Nachdem man sich nun, wie täglich vorher, mit hinlänglichem Vorwurf versehen hat, wird das Eisen an dem Tage, wo es gelegt werden soll, kurz vor Sonnenuntergang auf den §. 24 erwähnten Haken gehängt, der ebendaselbst genannte Henkelkorb, ingleichen der Sack mit der Füllung u. s. w. zur Hand genommen und der Weg nach dem Fangplatz angetreten, wo der Fuchs angekirrt ist. Nur hüte man sich, daß das verwitterte Eisen beim

---

1) Sie müssen aus leichtem, nur nicht harzigem Holze glatt, am vordern gebogenen Rand stabförmig rund gehobelt und höchstens 1/5" (2 1/2''') stark, am hintern gerade abgeschnittenen Theil aber 7–8" lang sein, und da, wo sie am breitesten sind, etwa 3" halten. W.

2) Alle hier genannten Stücke werden ebenfalls verwittert. W.

Hinaustragen irgendwo an den Kleidern anstreiche; geschähe es ja, so muß es mit dem verwitterten Läppchen an diesen Stellen wieder überrieben werden.

Ueberall sei man in allen Reinlichkeitsvorschriften und im Verwittern der Hände vorzüglich genau, wenn nicht alles verdorben werden soll.

Hat man Eisen, Sack und Brocken etwas rückwärts am Weg stehen lassen, so geht man mit dem Korb hinter den Einschnitt, nimmt, wenn die Rasendecke beiseite gelegt worden, die darin befindliche Füllung rein heraus, thut sie in den Korb und trägt sie rückwärts.

Dann bringt man Eisen, Sack und Brocken zum Einschnitt und verfährt nun so:

Zuvörderst legt man das größere Ziegelsteinstück da in den Federeinschnitt, wo der hinterste Theil der Feder ruhen soll, von den drei kleinern aber eins vorn, da wo der Bügelwirbel hinkommt, und die übrigen zwei, da wo die Bügel am weitesten voneinanderstehen, an den Seiten in den Bügeleinschnitt.

Genau gebe man hierbei darauf Acht, daß, wenn man das Eisen auf diese Steinchen legt, selbiges nicht wanke; auch schiebe man den Stellungshaken noch einmal fest.

Ferner wird erst vorn im Einschnitt bis ans Ende der Röhre zwischen den Steinen und an den Seiten des Eisens bis an den obern Rand der Bügel alles mit Füllung ausgefüttert, nachher das Bretchen A so auf den Wirbel gelegt, daß dieser durch das in der Mitte befindliche Loch, ohne irgendwo anzustoßen, hervorgeht, dieses Loch aber mit dem 2″ im Geviert haltenden Papierchen verdeckt. Mit dem Bretchen B belegt man ferner die Kerben des Gewirres am Hintertheil der Bügel. Beide Bretchen müssen so liegen, daß die Rundung derselben nach außen gekehrt steht.

Ist dies alles gehörig in Stand gesetzt, so füttert man den Vordereinschnitt vollends so mit Füllung aus, daß die Bügel überall gegen ½″ hoch damit überdeckt sind und alles der Erde gleich ist.

Hierauf wird auch die Feder eingefüttert, doch nur so weit, daß nichts von der Füllung unter die Stellung kommt, und so hoch, daß, wenn der Rasendeckel daraufgelegt ist, kein Absatz bemerkbar bleibt.

Erst nachdem der Abzugsbissen aus dem Papier geschlagen, dicht vor der eingefütterten Röhre aufgestellt und die Fuchslosung, wenn diese da ist, an ihre alte Stelle gebracht worden ist, löst man den Knoten des Fadens am Sicherungsstift, wickelt den Faden von der Feder los und legt das Ende nach der rechten Seite hinaus; dann nimmt man das verwitterte Papier, in welchem der Abzugsbissen eingeschlagen war, breitet es über die Stellung aus und bedeckt es mit Füllung so, daß nun auch der Raum zwischen den Hinterbügeln und der Rasendecke, wie der ganze übrige Einschnitt, der Erde

gleich ausgefüttert ist. Hierauf wird jeder Rest von Füllung, der etwa umherliegen könnte, in den Sack geräumt.

Wenn man endlich, wie immer vorher, die übrigen Brocken vorgeworfen hat, ergreift man das Ende des Fadens am Sicherungsstift und zieht diesen behutsam heraus.

Zum Schluß verkehrt man den ganzen Platz um den Einschnitt herum, ebenso den Hin- und Rückweg noch genauer als je zuvor und zieht sich mit allen Geräthschaften zurück.

Gut ist es, diesen Abend noch einmal zu schleppen. Sollte der Fuchs am andern Morgen nicht gefangen sein, so muß man den Abzugsbissen und die nächsten Brocken vor dem Eisen bis gegen Abend recht sorgfältig verdecken.

Beim Schnee muß man, wenn das Eisen gelegt ist, so viel Schnee in das §. 26 erwähnte, leicht verwitterte Sieb thun und damit den Platz so besieben, daß auf demselben keine merkliche Vertiefung sichtbar ist.

Wollte oder müßte man das Eisen an einen Ort legen, wo der Einschnitt sehr hoch mit Schnee bedeckt wäre, so streicht man in demselben nur eine etwa 5″ tiefe Rinne für die Bügel und die Feder aus, legt, wie in der Erde, zuerst Dachziegelstücken auf den Grund, auf diese das Eisen, füttert dieses wie gewöhnlich ein und besiebt dann den Platz mit Schnee.

§. 30. Wird alles im Vorhergehenden Gesagte pünktlich befolgt, so fehlt es höchst selten, daß in der zweiten Nacht Meister Reineke, bei aller Schlauheit, nicht ein Opfer seiner Naschhaftigkeit werden sollte, es müßte denn sein, daß entweder die Füllung und das Eisen zu stark oder zu schwach verwittert wäre. Im ersten Fall wird er alle Brocken bis vor das Eisen abnehmen und nicht selten vorn am Bügeleinschnitt mit dem Lauf die Füllung vom Eisen scharren, dabei aber, wie im letzten, den Abzugsbissen sicher nicht anrühren, wenn man auch noch so oft wieder vorfütterte. Dann sagt man: der Fuchs ist verpönt.

Aber auch bei aller angewendeten Vorsicht geschieht es, daß der Fuchs beim Kreisen von hinten über die Feder hinanschleicht und da den Abzugsbissen abnehmen will. Ist die Röhre dann etwas zu steil gerichtet, oder die Schnur, woran der Abzugsbissen hängt, nicht kurz genug angezogen, so entwischt er sehr leicht dem raschesten Eisen. Ein solcher Fuchs ist, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, geprellt.

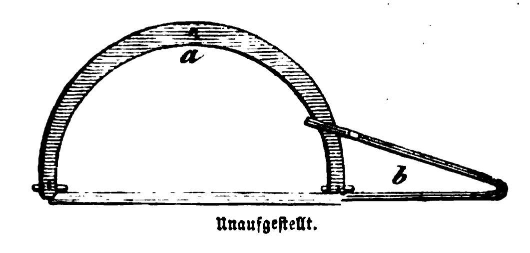
In beiden Fällen nehme man das Eisen weg, bereite eine andere Witterung, wende dann auch andere Brocken und eine andere Schleppe zum Kirren an und befolge übrigens die in §. 26—28 gegebene Anweisung; in sechs bis acht Tagen wird er vielleicht doch gefangen.

Noch kürzer und sicherer, ja fast unfehlbar kommt man zum Zweck,

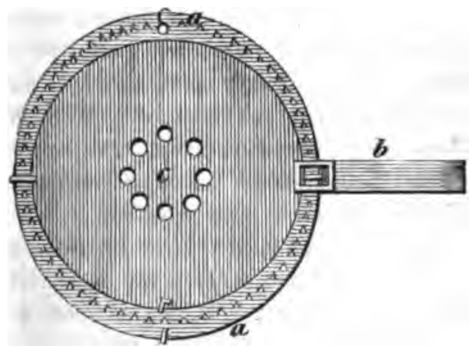
wenn man, ohne vorher zu kirren, das anders verwitterte Eisen gleich wieder legt und bei Anwendung des Vorwurfs von Nr. I, nach §. 25, auf jeden Brocken einen Tropfen Bilsenöl tröpfelt [1]); beim Gebrauch von Nr. II bis VI aber Kockelskörner (Fischkörner, Semen cocculi, cocculi indici) stößt, und diese mit dem Vorwurf scharf braten läßt. [2])

Nimmt der Fuchs nur die ersten, am weitesten hinausgeworfenen Brocken an, so wird er benebelt und geht in diesem Taumel wie blind aufs Eisen.

§. 31. Andere Jäger ziehen das Teller- oder Tritteisen dem Schwanenhalse zum Fuchsfang vor. Gern gestehe ich es, daß ich selbiges



Unaufgestellt.



Aufgestellt.

hierbei nie gebraucht habe; ich kann also nichts weiter thun, als meinen Lesern das mittheilen, was ich über diesen Gegenstand bei Döbel fand und was mir einige brave Jäger sagten.

Auf jeden Fall versteht es sich, daß auch diese Eisen sehr rein gehalten, frisch geputzt und gleichfalls in einen Einschnitt gelegt werden müssen.

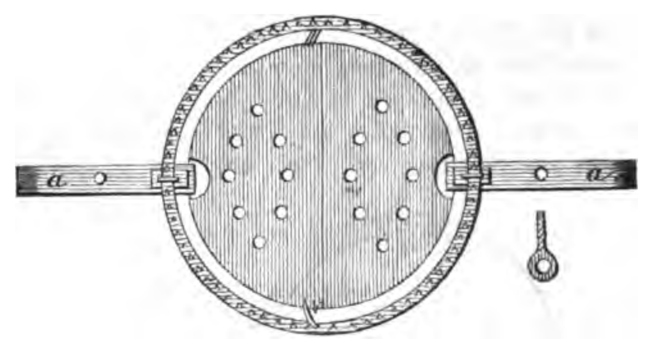
Nach Döbel soll der Fang am besten von statten gehen, wenn das Eisen in Quellen, schmalen und seichten Waldbächen ohne alle Witterung unter Wasser gelegt, mit moosigem Gras aber der Teller bedeckt und Hasen-

---

1) Dies kann auch bei den andern Vorwürfen geschehen. W.

2) Dieses Mittel findet bei Nr. I nicht statt, hat mir aber immer die besten Dienste gethan. W.

gescheide oder gebratene Katze an einem Gäbelchen darübergesteckt, auch dürres Reis so daneben umhergeworfen wird, daß der Fuchs nicht zum Fraß kommen kann, ohne das Eisen zu betreten.



Tellereisen mit zwei Federn (*a a*).

Gepreßte Füchse soll man da am leichtesten fangen.

Ein anderer Jäger sagte mir: er habe im Winter beim Schnee auf Hasenstegen, wo er im dicken Holze Füchse spürte, das verwitterte Eisen mit Laub oder Nadeln im Schnee eingefüttert (wobei die oben §. 29 vorgeschlagenen Bretchen wol gute Dienste thun müßten), einige Schritt weit an den Seiten des Steges vor und hinter dem Eisen Reisholzgeknäck so gelegt, daß der Fuchs nicht ausweichen konnte, dann von beiden Seiten bis zum Eisen mit Hasengescheide geschleppt und dieses an einem Zweig darübergehängt, und so sei ihm selten der Fang misglückt.

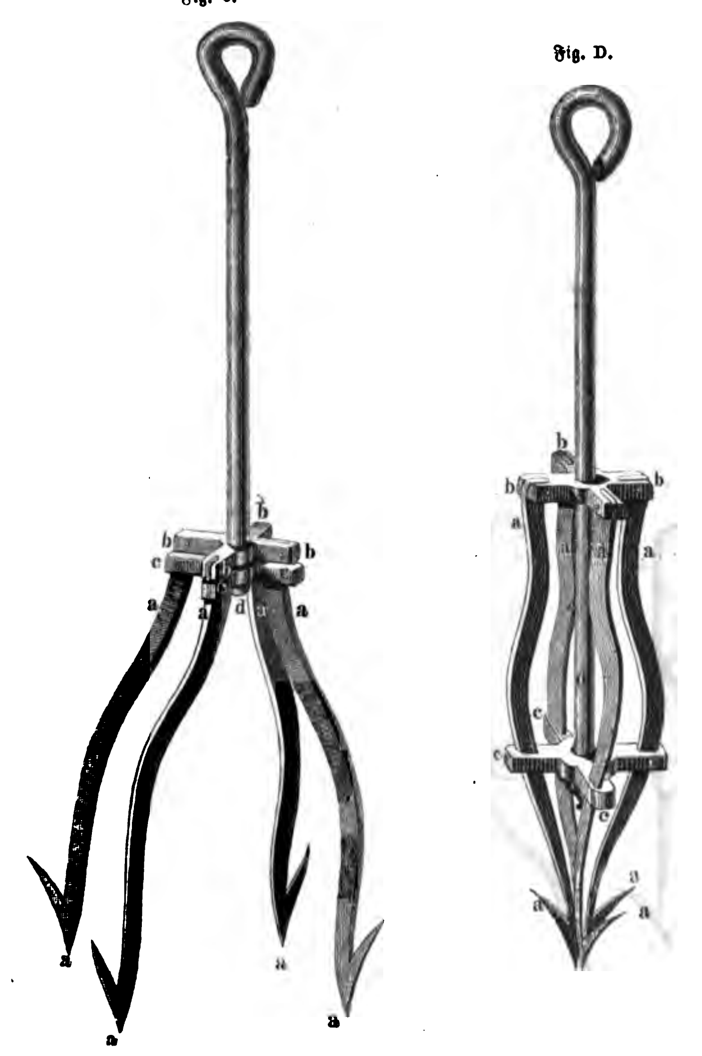
Noch andere legen das verwitterte Eisen im Felde und Holze in die Erde, füttern es, wie den Schwanenhals, ein und werfen auf und um dasselbe herum Brocken, vorzüglich von B, Nr. II, nach §. 25.

Ich will es wol glauben, daß der Fuchs sich fast leichter im Tellereisen fängt, als im Schwanenhalse; aber mancher mag sich auch wol aus demselben dadurch erlösen, daß er den Lauf, an dem er sich doch allemal fängt, abbeißt. Denn, kettet man auch, um dies zu vermeiden, das Eisen nicht fest an, so wird es doch, um zu verhindern, daß das Thier mit demselben nicht zu weit fortgehen kann, mit einem mäßigen Anker versehen und dieser verwittert in der Erde mit vergraben werden müssen. Nicht selten muß jedoch dieser zu fest eingreifen, und dann frißt sich Reineke aus.

§. 32. Der Fuchs kann auch gleichsam an der Angel gefangen werden, und dieser Fang ist schon seit vielen Jahren in Deutschland bekannt. [1])

1) In mehrern neuen Schriften wird die Fuchsangel unter dem Namen Lothringisches Eisen und als eine neue Erfindung erwähnt. Ich habe sie schon vor mehr als dreißig Jahren bei einem Verwandten kennen gelernt, der ebenso lange zuvor Gebrauch davon gemacht zu haben versicherte. W.

Mir sind zweierlei Arten von Fuchsangeln vorgekommen. Eine erhielt ich von der Güte eines Freundes, dessen verstorbener Bruder, ein sehr wackerer Jäger, sich ihrer mit vielem Nutzen bediente. Die andere, wie



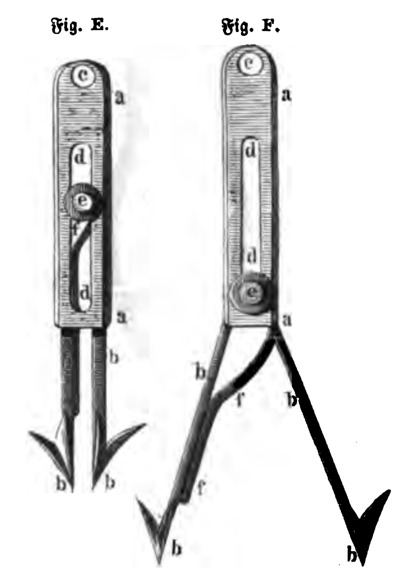
solche Fig. E und F sich darstellt, hat Professor Leonhardi im dritten Heft seines „Jagdmagazin" als ein in Italien sehr gebräuchliches Instrument beschrieben und abbilden lassen.

Hier zuvörderst die Beschreibung von beiden.

1) An der deutschen Fuchsangel geht nach Fig. C ein 6″ pariser Maß langer eiserner Stab d von der Stärke eines Pfeifenstiels, welcher oben in einer kleinen Oese zusammengebogen ist, sowol durch das in der Mitte des obern, 1″ übers Kreuz messenden Kranzes b b b b, als an eben der Stelle des zweiten etwas größern untern Kranzes c c c c befindliche Loch und endigt in einem runden Knopf, der das ganze zusammenhält.

Vier $4\frac{1}{2}$″ lange, oben etwas über $\frac{1}{4}$″ breite, unten etwas schmäler werdende, 2—3‴ dicke, rautenförmige, unten in scharfen Haken endigende Stäbe a a a a gehen oben durch die im Kranz bei c c c c befindlichen, nur so weiten Löcher, daß die Stäbe nicht sehr darin wackeln, und sind am Kopfende in den am obern Kranz bei b b b b befindlichen Einschnitten vernietet.

Je weiter man nun den untern Kranz mit dem runden Stab an den Blattstäben herunterzieht, desto mehr müssen sich diese verengern, bis endlich wie in Fig. D alle vier Haken beisammenstehen. Der leiseste Ruck an letztern hingegen macht, daß, je mehr der untere Kranz sich dem obern nähert, die Haken desto weiter sich auseinanderspreizen, ohne daß die Stäbe sich wieder verengern können. [1])



2) Die Leonhardi'sche Fuchsangel besteht nach Fig. E und F aus einer 3″ langen, $\frac{3}{4}$″ breiten, inwendig hohlen eisernen Hülse oder Kapsel a a, in welcher oben das Loch c, und unter demselben der $1\frac{1}{2}$″ lange, fast 3‴ breite Einschnitt d befindlich ist. Die innere Weite der Kapsel muß danach eingerichtet werden, daß die beiden beinahe 3″ langen, ungefähr $\frac{1}{4}$″ breiten und halb so starken Schenkel, welche oben am etwas breitern Kopf durch eine Niete, die gerade so stark als der Einschnitt breit ist, beweglich zusammengehalten werden, leicht in derselben sich auf- und niederschieben lassen, wenn an dem einen unten etwa $\frac{3}{4}$″ hoch über dem dreifachen Haken (der dritte rückwärtsgerichtete konnte in der Zeichnung nicht sichtbar gemacht werden) die Feder f, welche oben gegen den andern Schenkel drückt, angenietet ist.

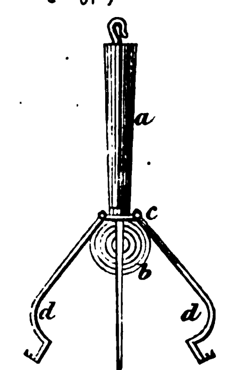
1) Jeder nur einigermaßen geschickte Büchsenmacher kann diese Angeln verfertigen. T.

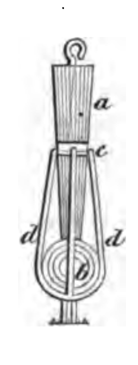
Die Niete, welche oben die Schenkel zusammenhält, muß so lang sein, daß das an jedem Ende derselben befindliche, über 4''' breite Knöpfchen vorn und hinten an der Kapsel einen Schieber bildet, vermittels dessen die Schenkel auf= und niedergeschoben werden können.

Im ersten Fall verengern sich die Schenkel b so, wie sie in Fig. E erscheinen; im letzten werden sie, je weiter sie aus der Kapsel hervorgehen, durch die Feder desto mehr auseinandergedrückt, wie Fig. F zeigt.

Mir scheint auf jeden Fall die deutsche Art den Vorzug vor der italienischen zu haben, namentlich weil die Schenkelstäbe an jener sich augenblicklich erweitern, sobald der Kranz c c o c nur ein wenig nach dem obern Kranz b b b b geschoben wird. Dies kann, sollte ich meinen, bei den durch die Kapselwände zusammengehaltenen Stäben nie so schnell der Fall sein; auch muß die Feder, welche doch nicht zu wenig Spannkraft haben darf, machen, daß das Herunterziehen nicht so leicht von statten geht.

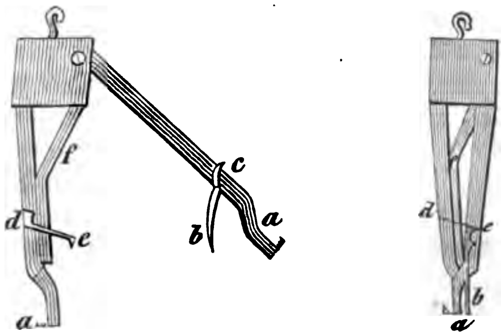
Eine etwas abgeänderte Form, die auch Wolfseisen genannt wird, stellt der folgende Holzschnitt dar:





a Eisenstange. *b* Eiserne Kugel. *c d* Gekrümmter Haken.

Mit den schon angeführten Systeme stimmt auch folgendes Eisen überein:



a Haken. *b* Stange; *c* deren Absatz. *d* Stelleisen. *e* Zunge. *f* Feder.

§. 33. Ohne selbst Versuche gemacht zu haben, inwiefern der Fang mit der Fuchsangel, welche wol meist nur im harten Winter und bei finstern, nicht mondhellen Nächten einen glücklichen Erfolg verspricht, mehr oder weniger gelinge, glaube ich mich doch nicht zu irren, wenn ich folgendes Verfahren vorzeichne.

Zuvörderst bediene man sich einer von den §. 25 unter C angegebenen Schleppen, vorzüglich Nr. I und II, um den Fuchs unter einen Baum zu ziehen, über dessen untern hinlänglich starken, weit genug herauslaufenden Ast eine Leine so weggezogen und umgeschleift wird, daß das Ende derselben, an welchem ein kleiner Theil der gebrauchten Schleppe, z. B. ein Stückchen Katzenfleisch, oder ein Hering, oder auch gebratene Rehleber, in einem ganz am oberwärtsgekehrten Ende des Köders durchgestochenen Loch anzubinden ist. Dieser Köder muß etwa 4′ über der Erde in freier Luft, und zwar weit genug vom Baumstamm entfernt hängen, damit Herr Reineke nicht anders als springend etwas erhaschen und dabei mit den Läufen den Baumstamm nicht erreichen kann.[1])

Hat der Fuchs ein paar mal erst den Köder abgenommen, so putzt, brüht und trocknet man die stets sehr blank und ohne Rost zu erhaltende Angel recht genau, verwittert sie dann mit einer der angezeigten Witterungen ein wenig, klemmt hierauf (bei der deutschen) ein so großes Stückchen von dem nämlichen Köder, dessen man sich zur Kirrung bediente, unten zwischen den Kranz c c c c und den Haken a a a a ein, daß der erwähnte Kranz so weit wie in Fig. D heruntergeht und da vermöge des Drucks, welchen das innerhalb der Schenkel Eingeklemmte nach außen macht, hängen bleibt, nur müssen die Haken ganz dicht aneinanderstehen. Ferner nimmt man vier etwa 2″ lange, 3/4″ breite, etwas über 1/4″ (ungefähr 4‴) starke Köderbrocken und drückt an jedem Schenkelhaken einen so an, daß jede Hakenspitze etwas aus dem Brocken hervorgeht, und daß unter dem Haken so wenig davon als möglich herabhängt. Wollten diese Hakenbrocken nicht ganz festhängen, so dürfte man durch jeden nur ein Pferdehaar ziehen und ihn hiermit am Schenkel der Angel unterhalb des Kranzes c anbinden.

Endlich zieht man auf dem Fangplatz das Ende der am Baumast angeschleiften Leine, an welchem vorher der Köder befestigt war, durch die oben am Angelstab befindliche Oese und knüpft über derselben solches recht fest dermaßen an, daß die Angelhaken und also auch der Köder reichlich 4′ über der Erde hängen.

Meister Reineken schmeckte in den vorhergehenden Nächten der Köder

1) Ich halte es fast für überflüssig zu sagen, daß das Verwittern der Hände und Leine, das Abstreichen der Fußsohlen, ehe man zum Platz geht, und das Verkehren des Weges, welchen man kommt und geht, auch hier nothwendig statthaben muß. W.

iel zu gut, als daß er nun, nach demselben springend, nicht auch versuchen
llte, sich einen so leckern Genuß wieder zu verschaffen. Kaum aber berührt
r, mit der Schnauze schnappend, den Köder, so fährt der Kranz c c c c in
ie Höhe, die Angelschenkel ziehen sich auseinander und die Haken drücken
ch oben und unten im Maul des Thieres immer fester ein, sodaß es in
er Schwebe hängend — denn die Angel muß so in die Höhe gezogen wer-
n, daß der Fuchs, wenn er sich fängt, höchstens nur mit den Zehen der
interläufe den Boden berührt — unter den unsaglichsten Schmerzen seine
löfung erwarten muß.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Fangart mehr Grausames hat als
ie andere, daß sie also allenfalls nur bei einem selbst so viel Grausam-
iten ausübenden Geschöpf, wie der Fuchs es ist, einigermaßen entschuldigt
rden kann.

§. 34. Auch der Fuchs verendet am leichtesten, wenn man ihm ein
ar kräftige Schläge mit einem haselnen oder andern daumenstarken Stock
er über die Nase gibt.

Sobald er irgend verkühlt ist, wird er gestreift. Auch bei ihm wird
diesem Behuf an allen vier Läufen, von den Ballen an, die Haut an
n Vorderläufen bis an die Blätter, an den hintern bis an das Waideloch
auf, aufgeschärft, überall, selbst an den Zehen, abgelöst und bis oben
auf abgestreift. Dann hängt man ihn mit beiden Hessen an einen festen
ken, zieht die Ruthe (die Rübe des Schwanzes) aus der Hautbedeckung,
lägt hierauf den Balg oben an der Standarte um, sodaß die rohe Seite
auswärts kommt, und streift ihn erst bis an die Vorderläufe, wenn aber
ie herausgezogen sind, bis an den Kopf ab.

Hier muß man dann anfangen, mit dem Messer den Balg abzuschärfen,
ie Lauscher auszulösen, und überhaupt sich bemühen, jeden Theil bis zur
asenspitze so wenig als möglich zu beschädigen.

Endlich zieht man den Balg, die haarige Seite nach innen gekehrt,
er ein am Kopfende schmäleres, hinten breiteres Bret, reibt ihn auswendig
it Asche und Salz ab, läßt ihn abtrocknen und zuletzt entweder zum
genen Gebrauch bald garmachen, oder roh in die Hände der Rauchwerks-
ändler gegen baare Bezahlung gelangen.

Fünftes Kapitel.

Die wilde Katze.

Felis Catus-ferus *L.* [1])

§. 1. Wie der Luchs, hat auch die wilde Katze Waffen al
Krallen an den Zehen, keine Nägel; Fänge, keine Eckzähne; Gebi
keine Schneide- und Backenzähne. Wie jener ranzt sie, wenn sie sich l
gattet, und Ranzzeit sagt man daher auch statt Begattungszeit.

Sie bringt Junge, sie wirft oder setzt nicht. Sonst bedient sich l
Waidmann von ihr der bei andern Raubthieren gewöhnlichen Ausdrücke
Rücksicht der Benennung der Körpertheile u. s. w.

§. 2. Die wilde Katze wird auch Waldkatze, Baumreit
Waldkater genannt. Sie gehört zur Ordnung der Raubthiere (Ca
nivora), zur Familie der Zehengänger (Digitigrada) und zur Grup
der Katzen (Felina).

Nördlich von 48° n. Br. soll die wilde Katze nach Bechstein nirgen
mehr angetroffen werden, sonst aber ist sie in ganz Europa, auch in Asi
bis nach China hinab, in mehrern Gegenden von Afrika und höchst wal
scheinlich auch in Amerika einheimisch. In unsern Gegenden trifft man
was auch weiter nicht beklagenswerth ist, nur selten an.

Von ihrem Stamm sind unsere gemeinen Hauskatzen entsprossen.
Unter diesen werden meine Leser wol mehrere röthlichgraue, schwa
gestreifte gesehen haben, an welchen die ihren Stammältern eigenen Ha



Schädel der Katze.

farben so wenig verändert erscheinen, daß die eigentliche wilde Katze
nur durch einige ihr eigenthümliche Kennzeichen von dieser zahmen Ka

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, S. 186 fg. Oken, Zoologie, Abth
S. 1067 a.

2) Nach den Untersuchungen neuerer Naturforscher stammt die Hauskatze von der in Nubien
kommenden Felis maniculata ab, nach andern von Felis manul *Pall.* T.

terscheidet. Jene (die wilde) ist, völlig ausgewachsen, bei weitem stärker, r Kater (das Männchen) zuweilen fast noch einmal so groß als diese. [1]) der wilden Katze ist ferner der Kopf mehr plattgedrückt, die Lauscher en steifer, der Hals ist länger, der ganze Balg mit feinern, längern aren besetzt, die gewöhnlich am Unterhalse und an der Brust am meisten Röthliche fallen. Die Läufe werden nach dem Fuße hinabwärts immer ärzlicher, an der inwendigen Seite stellen sie sich ganz schwarz dar und im Ganzen auch verhältnißmäßig stärker.



Wildkatze.

Sonderbar ist die von mehrern Naturforschern in Rücksicht der Organtion der innern Theile gemachte Bemerkung, daß das Gescheide der den Katze beinahe um ein Drittheil kürzer ist, als die Därme der zahmen sind. [2])

Die wilde Katze (das Weibchen) ist merklich kleiner als der Kater s Männchen), hat einen weniger starken Kopf und eine mehr aschgraue röthlichgraue Grundhaarfarbe. Findet man im Walde wilde Katzen von graner oder ganz aschgrauer Grundfarbe, an denen die schwarzen Längsreifen auf dem Rücken weniger deutlich und die Seitenstreifen unterbrochen , oder kommen gar ganz rothgraue und dergleichen vor, so sind das weder so gefärbte Hauskatzen, die wegen schlechter Wartung und Behandg sich ins Freie zogen und dort, indem sie blos vom Raube lebten, verderten, oder von echten wilden Katzen und verwilderten Hauskatzen gelene Bastarde.

---

1) Bechstein sah eine, deren Körper nach dem pariser Maß $2^3/_4{}'$ Länge hatte und die $1^1/_4{}'$ hoch 16 Pfund schwer war. Der Schwanz hielt allein 1'. In der Regel beträgt die Länge des Körpers leicht über $2^1/_2{}'$, die des Schwanzes nicht ganz 1', die Höhe 1' 2". W.

2) Beweis genug, daß die zahme Katze nicht von unserer wilden abstammt, denn die Domesticität längert das Gescheide nicht um ein Drittel. T.

Was der wilden Katze, mit andern Raubthieren verglichen, an Behendigkeit im Laufen abgeht, das hat sie, ihren Gattungsverwandten, den Luchs, ausgenommen, im Klettern und Springen voraus.

Im scharfen Aeugen, selbst bei Nacht, zu welcher Zeit ihre Seher wie brennende Kohlen funkeln, im ebenso scharfen Wittern und im höchst leisen Vernehmen wird sie von keinem Thiere übertroffen.

Schon die hier erwähnten Eigenschaften sichern sie hinlänglich vor Ueberfällen von ihrem Todfeinde, dem Hunde, welchem sie sich jedoch im Nothfall auch muthig widersetzt und ihn mit ihren scharfen Waffen und Fängen oft gefährlich verwundet. Nur mit dem letzten Athemzuge hört sie auf, sich zu vertheidigen.

Hat sie, vom Jäger auf der Erde überrascht, nicht Gelegenheit, im hohen Grase sich drückend, oder in irgendeiner Röhre, oder in einem hohlen Baume sich verkriechend, seinem Späherauge zu entgehen, so fährt sie auf den ersten besten Baum, drückt sich da, wo sie sich am meisten verborgen glaubt, sehr lang ausgestreckt, platt auf einem Aste, dicht am Hauptstamme nieder und bleibt, im Sommer wenigstens, wegen des Laubes, sicher unter zehn malen neunmal unbemerkt. Selbst wenn man sie hinauffahren sah, oder wenn der Hund sie unten verbellt, muß man jeden Ast von allen Seiten recht genau und einzeln ins Auge fassen, um sie zu entdecken.

Nur wenn sie verwundet ist, wagt sie es, den Menschen anzunehmen; aber unter diesen Umständen sind auch schon Fälle vorgekommen, daß sie ihm an den Hals oder auf den Kopf sprang und ihn mit ihren Waffen entsetzlich mishandelte.

Ueber alle von der zahmen Katze her bekannten Arten des Lautes ist es wol nicht nöthig, etwas weiter zu sagen, als daß er bei der wilden weit schärfer und gemeiniglich voller ertönt.

Ihr Alter kann in der Regel wol zu 12—14 Jahren angesetzt werden; einzelne Fälle mögen jedoch, wie bei den zahmen Katzen, vorkommen, daß sie das Greisenalter von 20 Jahren erreicht.

Auszehrung ist die Krankheit, an welcher zahme Katzen am häufigsten sterben [1]); wahrscheinlich tritt dieser Fall auch am öftersten bei der wilden ein. Würde sie von einem tollen Hunde gebissen, so wäre sie, wie jedes andere Thier, der Tollwuth in allen ihren Graden auch ausgesetzt, und würde, wie die zahme, Menschen und Thieren am allergefährlichsten werden.

Sie hat ein äußerst zähes Leben; doch ist die Nase auch bei ihr der empfindlichste Theil und ein derber Querschlag auf dieselbe leicht tödlich.

---

1) Man schreibt dies, wie beim Fuchse, dem häufigen Genusse von Spitzmäusen zu. W.

§. 3. Die Ranzzeit beginnt zu Ende des Februar. Wo es mehrere wilde Katzen gibt, soll der Lärm, den sie dann des Nachts durch ihr beständiges Miauen im Walde machen, und der durch den ewigen Zank der eifersüchtigen Kater noch vermehrt wird, ebenso unausstehlich sein, als er es bei den zahmen Katzen in Dörfern und Städten zu sein pflegt.

Auch sollen die vor, bei und nach dem Begattungsact der letztern gewöhnlichen Manöver — die Ohrfeige — bei den wilden Katzen die nämlichen sein.

Die Kätzin schlägt 55 Tage nach erfolgter Befruchtung ihr Wochenbett in hohlen Bäumen, Felsritzen, alten verfallenen Mauern, auch gern in unbewohnten Dachs- und Fuchsbauen auf und bringt vier bis sechs Junge, welche 9—13 Tage blind liegen. So lange bis sie selbst klettern können und auf jede Art von Raub abgerichtet sind, werden sie von der Mutter gesäugt und versorgt. Sie wachsen zwei volle Jahre (die Kater vielleicht noch länger), sind aber nach den ersten zehn Monaten schon begattungs- und befruchtungsfähig.

§. 4. Die wilde Katze hält sich fast immer in öden, waldigen Gegenden auf. Ihr Lager, das sie nicht leicht ohne Noth verändert, hat sie am öftersten in hohlen Bäumen, besonders solchen, die auf sumpfigen, schwer zugänglichen Stellen stehen [1]); doch auch in unbewohnten Dachs-, Otter- und Fuchsbauen, oder im Schilf auf trockenen Kaupen. In bergigen Gegenden sucht sie ebenso gern das Lager in Fels- und Steinritzen. Am hohen Tage verläßt sie das Lager nicht viel, wenn ihr nicht zufällig etwas zum Rauben aufstößt. Erst abends kommt sie zum Vorschein.

Wer kennt nicht das spitzbübische Schleichen der zahmen Katze, wenn es ihr darauf ankommt, ein armes Vögelchen zu erhaschen? Gerade so benimmt sich auch die wilde, wenn sie im Walde Wild- oder Rehkälber im Bett, oder Hasen im Lager wittert, oder diese Wildarten auf der Aesung erblickt, oder wenn es ihr gelüstet, sich an jungen und alten Fasanen, an Auer-, Birk- und Haselgeflügel, an Rebhühnern und andern Vögeln Leckerbissen zu verschaffen. Ist sie nahe genug heran, so thut sie mit ungemeiner Sicherheit den letzten Sprung, greift bei stärkern Thieren mit den scharfen Krallen und Fängen fest ins Genick ein und beißt unglaublich schnell das Rückenmark durch. Kein Baum ist ihr zu hoch, keine Schale desselben zu glatt; ohne scheinbare Anstrengung erklimmt sie ihn, wenn sie ein Eichhörnchen- oder Vogelnest darauf gewahrt und etwas darin anzutreffen hoffen darf.

---

1) Die einzige, welche ich selbst zu erlegen Gelegenheit hatte, ward ich bei der Entenjagd in einer sumpfigen Buschgegend gewahr, indem ihre Seher aus dem Astloche eines nicht weit von mir stehenden Baumes mir entgegenfunkelten. Ich schoß aufs Gerathewohl hin, und glücklicherweise fiel der ungeheuere Kater nicht rückwärts, sondern wendete, vielleicht mit dem guten Willen, mich anzunehmen, seine letzte Kraft an, sich herauszustürzen. W.

Wie der Luchs streckt auch sie sich platt auf den untersten Aesten nicht zu hochstämmiger Bäume aus, wenn sie die Annäherung eines Thieres bemerkt, dessen sie habhaft zu werden wünscht, stürzt sich auf dasselbe herab und verfehlt ihren Zweck selten oder nie. Selbst alte Rehe soll sie auf diese Weise überwältigen. An abgelassenen, schilfigen Teichen, oder am Rande anderer Gewässer und Gräben geht sie besonders den Sumpf- und Wasservögeln nach, nimmt aber zugleich jede sich darbietende Gelegenheit mit, sich den leckern Genuß von Fischen zu verschaffen.

Nur wenn die bisher geschilderten Räubereien nicht gelingen wollen, stillt sie ihren Hunger mit Hamstern, Wasserratten und Mäusen.

Im Winter schleicht sie sich auch in Walddörfer, und wehe dann den unschuldigen Bewohnern nicht ganz fest verwahrter Hühnerställe und Taubenschläge!

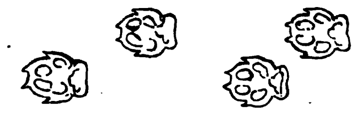
Aas nimmt sie nur dann an, wenn die Hungersnoth aufs höchste steigt.

§. 5. Der Waidmann ist verpflichtet, der Wildkatze zu jeder Jahreszeit und auf jede mögliche Weise Abbruch zu thun, da der geringe Nutzen, den sie durch Vertilgung von einigen Mäusen leisten, in keinen Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, den sie in der Wildbahn anrichtet, gezogen werden kann. Nur an Kraft und Stärke fehlt es ihr, nicht an Raubgier und Mordlust, um sich in unsern Gegenden so fürchterlich zu machen, als in andern der Tiger und der Luchs es ist. Uebrigens wird freilich der Jäger mehr Freude haben, wenn er zur Winterszeit eine wilde Katze erlegt oder gefangen hat, weil ihm dann der Balg besser bezahlt wird.

Dieser gibt geblendet oder ungeblendet [1]) ein gutes Pelzwerk, nützt beim Elektrophor und der Elektrisirmaschine, und schafft Personen, die an rheumatischen und Hämorrhoidalzufällen leiden, große Linderung, wenn sie ein Stück davon auf die schmerzhaften Theile legen. (?)

Das Fett hat roh einen unangenehmen Geruch, brennt aber ausgelassen vortrefflich in der Lampe. Man erhält von einer wilden Katze im Spätherbst nicht selten 4—6 Pfund. Das Fleisch kann als Fuchsschleppe benutzt werden.

§. 6. Die Spur hat die nämliche Stellung der Tritte, wie die der



Spur der wilden Katze.

zahmen Katze, d. h. sie ist sehr schräg geschränkt, mit andern Worten: die Tritte stehen in einem sehr stumpfwinkeligen Zickzack; sie ist aber merk-

1) Der Rauchhändler sagt blenden, nicht färben. W.

sich stärker und unterscheidet sich nicht nur durch den runden Abdruck der Tritte, sondern auch dadurch, daß diese nicht in der Schnur stehen, hinlänglich von der der meisten andern Raubthiere.

§. 7. Mit Schießgewehr werden die wilden Katzen nur gelegentlich erlegt, wenn sie frühmorgens zufällig vom Hunde gefunden werden und, vor diesem fliehend, baumen. Indem er sie nun unten am Stamme verbellt, schleicht man hinan und kreist den Baum so lange, bis man sie auf einem Aste gedrückt erblickt.

Im Winter bei der Neue, wenn der Jäger, um Marder auszumachen, ausgeht, findet er vielleicht die Spur einer wilden Katze; sicher wird er diese gleich annehmen und so verfahren, wie er dazu in dem den Mardern gewidmeten Kapitel Anweisung erhalten soll.

Ereignet es sich, daß die Katze in einem hohlen Baume sitzt, und darf dieser vielleicht ohne Wissen und Willen der Herrschaft oder des Vorgesetzten nicht gefällt werden, so bleibt nichts übrig als den Hund zu lösen, den man bei solchen Gelegenheiten nie zu Hause lassen muß, dann am Stammende des Baumes ein Loch zu suchen oder einzuhauen, einen Büschel mit Schwefel umwundenes Werch hineinzustecken und solches anzuzünden, zugleich sich aber mit der Flinte bereit zu halten; denn lange kann es nicht dauern, so muß die Katze durch ein oberes Astloch zu entfliehen trachten, und hier wird sie entweder beim Herausfahren auf der Stelle todtgeschossen oder, im Fall man fehlte, vom Hunde bald wieder an einer andern Stelle zu Baume getrieben und da so lange verbellt, bis der zweite Schuß sicherer anzubringen ist.

Spürt man sie hingegen in einen Bau und nicht wieder heraus, so wird der Dachshund geholt, der Bau wie beim Fuchsausheßen mit Garnen umstellt, der Dachshund in die Röhren gelassen, der Hühnerhund aber auf dem Bau an der Leine gehalten, doch so, daß er im Nothfall gleich gelöst werden kann. Gemeiniglich fährt die Katze bald heraus und wird entweder geschossen oder im Garn gefangen. Mislänge aber beides, so löst man sogleich den Hühnerhund, welcher sie auch bald zu Baume treibt, wo sie denn doch so leicht nicht entkommen kann.

Sehr selten läßt sie sich vom Dachshund im Bau antreiben, wie der Dachs und Fuchs. Geschieht es aber ja, so muß man auf diesen Fall mit den bekannten Werkzeugen zum Graben versehen sein.

Sähe man zufällig eine wilde Katze nach Raube umherschleichen, so kann der Jäger sie noch leichter als den Fuchs dadurch reizen, wenn er das Geschrei eines Vogels oder das Fippen einer Maus recht gut nachzuahmen versteht und sich dabei hinlänglich im guten Winde verborgen hält.

§. 8. Hätte man eine Katze in einem hohlen Baume ausgemacht, ohne sie ausräuchern oder den Stamm fällen lassen zu dürfen, und will sie

sich durch Klopfen an denselben nicht zur Flucht bequemen, so muß ein Jäger beim Baume bleiben, während der andere nach Hause geht und zwei starke Tellereisen holt, von denen eins auf den Absprung, d. h. dahin, wo die Katze, wenn sie vom Baume steigt oder springt, muthmaßlich zuerst den Boden berührt; das andere aber, wenn der Baum auch unten hohl ist, vor die Oeffnung so gelegt wird, daß sie es, ohne darauf zu treten, nicht umgehen kann. Wären mehrere Astlöcher im Baume, so muß unter jedem entweder ein Eisen liegen, oder alle bis auf eins werden zugestopft.

§. 9. Hat man Kunde, daß eine wilde Katze im Revier sich aufhalte, oder hineinwechsele und kann sie nicht ausgemacht werden, so ist sie auch auf dem Tellereisen zu fangen.

Der Platz wird dazu ebenso eingerichtet wie beim Fuchs, das gut geputzte Eisen mit nachstehender Witterung verwittert, dann wie gewöhnlich in einen Einschnitt gelegt und mit Spreu oder trockenem Laube, und oben mit Erde leicht überstreut. Zum Köder hängt man täglich einen frischen Vogel, oder Hasengescheide, oder gebratene Rehleber an einer Gabel über das Eisen, und verlegt alle Zugänge von den Seiten und von hinten mit trockenem Geknäck. Auch vor dem Eisen kann man einige Reiser so hinwerfen, daß, wenn die Katze darüberspringt, sie gerade mit den Vorderläufen auf das Eisen tritt. Dieses wird mit der Kette, woran ein Anker befindlich, am besten befestigt.

Witterung. Man nehme

einen gehäuften Theelöffel voll grüne Mäuseholzschale (Solan. dulcamara),
ebenso viel Fenchelkraut,
ebenso viel Marum verum (Teucrium marum, Katzenkraut,
} zerschnitten;

½ Loth gestoßene Violenwurzel,

thue dies alles in 8 Loth in einem neuen Tiegel über Kohlen zerlassenes frisches Gänsefett oder ungesalzene Butter, lasse es, unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen, so lange braten, bis die Masse gelblich (nicht braun) wird, nehme sie nun vom Feuer, rühre

2 Scrupel Kampher hinein,

seihe sie dann durch ein reines Läppchen in eine neue Büchse und verwahre sie an einem kühlen Orte.

§. 10. Noch besser soll sich die wilde Katze im Schlagbaume, der nach Mardern gestellt wird, fangen, wenn er mit einem Vogel, oder mit Rehleber und Hasengescheide oft frisch beködert wird. Im nächstfolgenden Kapitel werde ich über diesen Gegenstand mehr zu sagen Gelegenheit finden.

§. 11. Die wilde Katze ist, vorzüglich nach einer erhaltenen Verwun-

dung, sehr böse, und eine Verletzung mit ihren mächtigen Krallen heilt so schwer, daß es dem Jäger nicht verargt werden kann, wenn er mit ihr vorsichtig zu Werke geht. Endet sie daher nach dem ersten Schusse nicht gleich, so schone man beim Gebrauch der Doppelflinte den zweiten ja nicht, oder lade, wenn man eine einfache führt, erst wieder, ehe man hinangeht. Nur wenn sie augenscheinlich gar nicht mehr fort kann oder sich im Eisen gefangen hat, nähere man sich, aber immer vorsichtig, und gebe ihr mit einem mäßig starken Stocke einige Querhiebe über die Nase, bis sie wirklich verendet hat.

Späterhin wird sie gestreift, wie alle zur niedern Jagd gehörige Raubthiere, und endlich alles Fett von den äußern und innern Theilen abgelöst und ausgebraten.

Sechstes Kapitel.

Die Marder.

§. 1. Fast durchgängig bedient man sich von den Mardern der bei andern zur niedern Jagd gehörigen Raubthieren üblichen Ausdrücke. Nur nachstehende Abweichungen sind mir bekannt:

Die eigentlichen Füße nebst den Zehen nennen mehrere Jäger Branten; die Begattungszeit heißt Ranzzeit.

Der Marder baumt oder holzt auf, wenn er auf einen Baum klettert; er baumt fort, wenn er von einem Baume zum andern springt. Absprung heißt die Stelle auf der Erde, wo der Marder die Läufe einsetzt, wenn er von der Höhe herabspringt; Aufstieg die Stelle, wo er von der Erde an einem Gebäude oder Baume hinaufklettert.

§. 2. Die Marder gehören zur Ordnung der Raubthiere (Carnivora) und zur Familie der Marder (Mustelina). In Deutschland kommen folgende zwei Arten vor.

A. Der Steinmarder.

Mustela Foïna *L.* [1])

§. 3. Der Steinmarder (Haus- oder Dachmarder), dessen Leib gegen, auch wol etwas über 1½′, die Ruthe 10″ in der Länge hält, welcher 8″ in der Höhe mißt und 5—7 Pfund wiegt, ist in den meisten

---

1) v. Wildungen, Taschenbuch, 1800, S. 28. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 17. Riding, Kleine Thiere, Taf. 85.

Theilen von Europa, die allernördlichsten Gegenden ausgenommen, einheimisch, in Deutschland nur zu gemein. Die Hauptfarbe des Haares ist im Winter schwarzbraun, am Bauche ins Dunkelbraune, an der Ruthe ins Schwärzliche übergehend; Kehle, Unterhals und Brust erscheinen weiß, doch bemerkt man zuweilen aschgrau-röthliche Flecken an diesen Theilen. Im Sommer stellt sich die braune Behaarung überall heller, mehr licht gefärbt, kürzer, weniger dicht und glänzend dar.

Der hinten runde, oben mehr platte Kopf geht, indem das Ober- und Untermaul kegelförmig nach vorn zu immer dünner wird, in einer kurzen, spitzigen Schnauze aus, an welcher das schwarze, stets feuchte Näschen über die Lippe hervorsteht. Weniger vom Maule als von den kurzen abgerundeten Lauschern entfernt liegen die bläulichen Seher ziemlich weit auseinander. Da der Hals fast gleiche Dicke mit dem Hinterkopfe und Leibe hat, so stellt sich die ganze Gestalt dieser Körpertheile beinahe cylindrisch dar. Die Ruthe steht gerade ausgestreckt. Unter derselben liegen am Rande des Afters zwei eirunde, mit einer stark bisamartig duftenden Feuchtigkeit geschwängerte Drüschen. Die Läufe sind kurz; an den vordern stellt sich die Brante breiter und länger dar als an den hintern, und die bis zur Mitte durch eine Membran vereinigten Zehen gehen in kurzen, sehr scharfen, weißen Waffen oder Krallen aus.

Die Schnauze ist mit schwarzen steifen Barthaaren umgeben, der Kopf kurz und dicht behaart, der ganze Hals und Leib stark mit Grundwolle belegt, aus welcher sich das eigentliche Haar, selbst in der guten Zeit, nicht sehr dicht erhebt, außer am Ende des Rückens. Die Ruthe ist überall, vorzüglich nach dem Ende hin, stark mit buschigem langen Haar besetzt. An den Läufen wird es, wie gewöhnlich, kürzer; vorzüglich dicht steht es auf der obern Fußplatte und an den Zehen.

Das durchaus äußerst scharfe Gebiß besteht aus 38 Zähnen; denn in der obern Kinnlade findet man sechs Schneidezähne, auf jeder Seite nach einem kleinen Zwischenraum einen Fang- und fünf Backenzähne; in der untern gleichfalls sechs Schneidezähne, auf jeder Seite einen etwas kürzern Fang- und sechs Backenzähne.

Das Gescheide ist nach Georg's „Handbuch der Jagdwissenschaft“, wie beim Vielfraß, gleichweit und ohne Blinddarm, die Milz klein, die Gekrösdrüse weiß, die linke Niere niedriger als die rechte.

Der Unterschied der Geschlechter offenbart sich im Aeußern und ohne Berücksichtigung der Geburtstheile schon dadurch, daß die Haarfarben des Weibchens, im Winter besonders, viel dunkler und glänzender erscheinen, daß es viel schlanker gebaut und kurzläufiger ist, und acht Säugwarzen am Bauche hat.

Als Varietät wird von Bechstein aufgeführt: der weiße Steinmarder, der sich entweder in einem rein weißen, graulichweißen, oder gelblichweißen Kleide darstellt. Der reinweiße soll rothe Seher haben, wie v. Wildungen in seinem Taschenbuch, Jahrg. 1800, sagt. Nach Bechstein würden diese sich nicht selbst erhalten können, sondern als Kakerlake im Neste sterben. Der Graf Mellin hat auch einen mit halb gelber, halb weißer Kehle gesehen.

Der Steinmarder bewegt sich leicht, doch nie sehr schnell, immer nicht eigentlich galoppirend, wie Bechstein sagt, sondern springend und vielmehr hüpfend. Trotz seiner, nicht wie bei der Katzengattung, in Scheiden verkürzt liegenden und aus diesen um ein großes Stück sich verlängernd hervorgehenden, sondern nur sehr wenig einziehbaren Klauen oder Krallen fährt er ungemein behende nicht nur bis in die höchste Spitze der Bäume, sondern auch an glatt beschlagenen Säulen, selbst von hartem Holze, sogar an senkrecht stehenden, rauh berappten Mauern hinauf, hüpft wie auf der Erde auf dem Dachfirste und über die glattesten, dünnsten Stangen hin. Auch thut er mächtige Sprünge von der Höhe in die Tiefe, wobei er allemal auf alle vier Läufe zu stehen kommt, aber nicht, wie der Baummarder, in die Weite; schwimmt vortrefflich, im stillen Gewässer sowol als im fließenden, und vermag durch die engsten Löcher zu schlüpfen.

Unter den Sinneswerkzeugen zeichnen sich Seher und Nase durch vorzüglich scharfe Organisation aus.

Diese Wildart zeichnet ein sonderbares Gemisch von Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Flüchtigkeit, Naturgaben, die in der Regel nur zur Nachtzeit bemerkbar werden, aus; ebenso Indolenz und Schlafsucht, die sich ununterbrochen am Tage so lange äußern, bis der Steinmarder mit Gewalt beunruhigt oder durch den starken Einfluß, welchen Elektricität auf ihn hat, so in Alarm gebracht wird, daß er bei Annäherung eines Gewitters wie verrückt auf Böden und Ställen herumrennt und alle Besinnung zu verlieren scheint.

Auf seiner Schlafstelle legt sich der Steinmarder, wie Hund und Katze, rund zusammen und bedeckt jedesmal die Seher mit der Ruthe.

Unersättlicher Blutdurst und der höchste Grad von Grausamkeit — denn unbekümmert um wirklichen Genuß, mordet er so lange ununterbrochen fort, als er etwas zu erhaschen vermag — bezeichnen hauptsächlich das Naturell. List ist ihm zwar in hohem, aber doch nicht in so vorzüglichem Grade eigen als dem Fuchs und der Katze. Dies offenbart sich dadurch, daß Jagd und Fang mit weit geringerer Schwierigkeit verbunden sind als bei jenen; daß der Steinmarder im Freien höchst selten andere als ganz junge Thiere rauben kann, und daß er in Gefahren den Kopf, wie man zu sagen pflegt, leicht

verliert, dann die offensten Wege zur Rettung nicht bemerkt und sich wol gar für geschützt hält, wenn er nur seinen Vordertheil verborgen hat.[1])

Streitsüchtig pflegt er nur gegen seinesgleichen, brav im höchsten Nothfall gegen feindliche Angriffe zu sein. In diesen beiden Fällen habe ich zuweilen einen Laut vernommen, der dem Mauen der Katzen einigermaßen ähnelt; ein gewisses Jäckern bei einem gezähmten, so oft er irgend gereizt ward.

Die Ranzzeit der Steinmarder beginnt im Februar, denn in diesem Monate jagen sich in der Nacht mehrere Männchen mit einem Weibchen auf den Dachfirsten und Böden herum, auch ertönt bei den dann oft entstehenden Streitigkeiten das oben erwähnte Mauen und Jäckern am öftersten. Daß sie aber, wie bei andern wilden Säugethieren, auf eine unwandelbar bestimmte Periode sich nicht beschränke, hat schon Bechstein in seinem „Handbuch der Jagdwissenschaft" aus Erfahrungen bewiesen, die mit denen übereinstimmen, welche der Verfasser des gegenwärtigen Werks öfters zu machen Gelegenheit hatte: man findet nämlich fast in allen Sommermonaten ganz junge Steinmarder. Daß das Weibchen nicht mehr als einmal in einem Jahre Junge bringt, davon ist der Verfasser aus Gründen überzeugt, die sich weiter unten aus der Erziehung der Jungen ergeben werden. Uebrigens geschieht dies, nachdem das Weibchen neun Wochen getragen hat, unter den Dachösen, in verfallenem Gemäuer, und überhaupt in Klüften und Spalten, oder unter Holz-, Stroh- und Heuhaufen, an nicht zu häufig von Menschen besuchten und für Hunde unzugänglichen Orten, auch in hohlen Bäumen. Das Wochenbett besteht aus einer zusammengetragenen Unterlage von Heu, Stroh, Federn oder Lappen.

Neun bis vierzehn Tage liegen die Jungen blind, und in den ganzen drei ersten Monaten ihrer Existenz gehen sie nicht zehn Schritt weit von dem Neste, sondern spielen, possirlicher fast als irgendein anderes Thier, ganz in der Nähe desselben herum; durch Beunruhigung veranlaßt, verläßt jedoch die Alte zugleich mit den Jungen den Geburtsort, um eine sichere Zuflucht zu suchen.

Bis die Jungen weit über halbwüchsig sind, werden sie von der Mutter theils gesäugt, theils trägt sie ihnen Fraß zu. Dann erst führt sie selbige in der Abenddämmerung und während der Nacht aus und macht sie mit der Gegend und den Orten bekannt, wo sie in der Folge sich Nahrung suchen können. In der ersten Zeit dieses Unterrichts sind die Jungen über allen Begriff dumm, sodaß, als einst der Verfasser die Alte, welcher drei Junge

---

1) Der Verfasser hat dies beim Auslappern und Austrommeln aus Gebäuden mehr als einmal bemerkt. W.

ganz in der Nähe folgten, von einem Dachfirst herunterschoß, letztere so lange unbeweglich sitzen blieben, bis er wieder geladen hatte. Erst als nun wieder die junge Familie um zwei Glieder vermindert ward, entschloß sich das einzig übriggebliebene zur Flucht.

Im zweiten Lebensjahre vollenden sie ihr Wachsthum, und im zehnten Monate werden sie schon fortpflanzungsfähig.

Der Steinmarder hält sich den Tag über unter den Dächern der Kirchen, der unbewohnten Häuser, der Scheuern und Ställe, im verfallenen Gemäuer alter Schlösser, in Felsklüften und Steinritzen, oder unter Holz-, Stroh- und Heuschobern, zuweilen auch, obgleich selten, in hohlen Bäumen schlafend auf.

Die meiste Zeit des Jahres geht er nur des Nachts nach Raub aus, und zwar im Winter entweder abends zwischen 9 und 10 Uhr, oder nach Mitternacht zwischen 1 und 4 Uhr. Man würde annehmen können, daß diese Ausgangsstunden im ganzen Jahre dieselben blieben, wenn man nicht oft bemerkte, daß das Weibchen, wenn es Junge zu versorgen hat, abends kaum die Dämmerung erwartet und mehrmals in einer Nacht seine Excursionen wiederholt.

Bleibt der Steinmarder ungestört, so verändert er seinen Aufenthaltsort ebenso wenig als seinen Wechsel; letztern hält er, wie den Absprung und Aufstieg, jede Nacht genau. Wahrscheinlich findet er seine alten Schliche deshalb um so leichter wieder, weil er öfters seine nach Bisam riechende Losung fallen läßt. Nimmt man nur ein Häufchen weg, so merkt er Unrath und ändert den Wechsel.

Nur bei der sorgfältigsten Verwahrung aller Zu- und Eingänge an Gänse-, Enten- und Hühnerställen, besonders aber an Taubenschlägen, kann es gelingen, die Bewohner derselben, deren Fleisch und Blut dem Marder vorzüglich willkommen ist, gegen die Nachstellungen ihres recht eigentlichen Todfeindes zu schützen. Wehe den armen Gliedern einer solchen wehrlosen Gesellschaft, wenn es ihm gelingt, sich über ihre Grenzen hineinzuschleichen! Es ist dem Mörder nicht genug, so viel nur zu würgen, als zur momentanen Befriedigung seiner eigenen und seiner Jungen Bedürfnisse etwa erforderlich wäre, nein, er metzelt nur um zu metzeln, um beiläufig sich am Genusse des Gehirns zu letzen und vorzüglich im Blute der durch seinen räuberischen Zahn Gefallenen sich gleichsam zu berauschen.[1]) Um diesen Zweck zu erreichen, beißt er ihnen blos das Genick ab.

Deshalb hat man auf Mittel gedacht, ihm den Zugang zu den nächtlichen Aufenthaltsorten des zahmen Geflügels durch ganz enge Gatter vor

1) Vor zwei Jahren ward ich in einen Hühnerstall gerufen, wo ein einziger Marder in einer Nacht 18 Stück gewürgt, ihnen das Blut ausgesaugt und nur ein Stück fortgeschleppt hatte. W.

den Luft- und Eingangslöchern, durch das Annageln breiter Blechstreifen an den Eckfäulen und Riegeln, oder durch andere ähnliche Mittel zu versperren, und daher muß er öfter noch wilden Vögeln und ihrer Brut nachstellen. Außer der Brütezeit aber und wenn die jungen Vögel erst flugbar werden, gelingt es ihm selten, dergleichen zu fangen, und dann muß er mit jungen Hamstern, Eichhörnchen, Maulwürfen und Mäusen vorlieb nehmen.

Im Herbst überhebt er den Jäger sehr willig der Mühe, die in den Dohnen gefangenen Vögel auszunehmen, wenn die Schneuß nicht gar weit von seiner Heimat entfernt ist, und jede Nacht besucht er sie gewiß wieder. Findet er keine Vögel, so nimmt er die Beeren, und oft ist es kaum begreiflich, wie er eins oder das andere erreichen kann.

Ueberhaupt sind ihm die Ebereschenbeeren, Herzkirschen, Sauerkirschen, Pflaumen, Zwetschen und Birnen, frisch und gebacken, Leckerbissen; doch zieht er allem frische Eier und Hanfsamen noch vor.

Im Nothfall frißt er auch Baumknospen, vorzüglich von Birnbäumen. Bechstein fand sogar einmal beim Ausmachen eines Marders einen Haufen Knochen, die jener aus dem ganzen Dorfe zusammengetragen hatte. Mir ist kein Fall bekannt, daß er je Aas angenommen hätte, und ich glaube, daß nur die höchste Gefahr, dem Huntertode zu unterliegen, ihn dazu würde zwingen können.

Es ist mit gar keiner Schwierigkeit verbunden, den ganz jungen Marder erst bei Milch und Brot, welche Nahrung späterhin mit Fleisch abwechseln kann, eingeschränkt zu erziehen. Gibt man ihm von Zeit zu Zeit etwas Hanfsamen und Honig, so wird er auch scheinbar zahm, schmiegt sich wie die Katze an seinen Herrn an, macht komische Capriolen und belustigt oft. Aber man traue ihm nie! Bei allem Anschein von Zuthulichkeit beißt er selbst seinen Wohlthäter heimtückisch in die Finger, und bei der ersten Gelegenheit setzt er sich, vorzüglich bei Eintritt der Ranzzeit, in Freiheit. Solche Thiere können überhaupt recht gut ungezähmt bleiben, und wer ja eins um sich haben will, der verbreche ihm die Fänge, wenn er nicht täglich Verdruß vom Räuber haben will; denn wahr ist es freilich, der Marder raubt in dem Hause, das er bewohnt, äußerst selten, aber so weit geht seine Discretion, auch wenn er noch so zahm ist, doch nicht, daß er dem nächsten Nachbar nicht jeden möglichen Schaden thun sollte.

Der Balg von einem im Spätherbst oder Winter erlegten Marder liefert ein gutes Pelzwerk und wird vom Kürschner in Sachsen mit 1 Thlr. bis 1 Thlr. 5 Ngr. [1]) bezahlt. Im Frühjahr und Sommer hingegen ist er so wenig brauchbar, daß er nur 4 bis 6 Ngr. gilt.

---

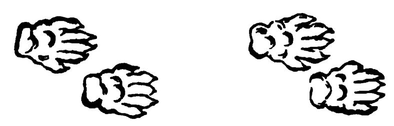
1) In Oesterreich 5—6 Fl. ö. W. T.

Der Nutzen, welchen der Steinmarder durch das Wegfangen einiger dem Naturhaushalt schädlicher Thiere leistet, kann gegen den Schaden, den er am Hausgeflügel sowol als am jungen Federwilde und am Obste anrichtet, nicht in Anschlag gebracht werden.

Die Losung, mit welcher nur zu oft der Moschus verfälscht wird, wirkt sehr nachtheilig dadurch, daß ihr Geruch die Tauben aus dem Schlage, wo der Marder sie fallen ließ, so lange vertreibt, bis nach sorgfältiger Reinigung und Ausräucherung die bei den wilden Tauben, §. 5, angegebene Beize in demselben angewendet worden ist.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der Jäger im Winter zwar größern Vortheil für seine Kasse vom Marder zu erwarten hat, daß er aber, des gemeinen Besten wegen, zu allen Zeiten keine Gelegenheit, ihm Abbruch zu thun, vorbeigehen lassen darf.

Die Fährte ist der der Katze an Stärke ziemlich gleich, nur der länglichen Ballen und längern Mittelklauen halber nicht ganz so rund geformt.



Spur des Marders.

In der Spur stellen sich je zwei und zwei Tritte, mäßig geschränkt, etwas schräg nebeneinanderstehend dar. Immer steht die des rechten Laufes vor. Die sonderbare Stellung der Spur kommt daher, weil der Marder bei seiner hüpfenden Bewegung immer mit den Hinterläufen gerade die Tritte der vordern ausfüllt. Selten und nur auf ein paar Sprünge macht der Steinmarder eine Spur wie der Hase, zuweilen sieht man auch in einem Sprunge drei Tritte.

§. 4. Man erlegt den Steinmarder leicht auf dem Anstande mit Schrot Nr. 3 oder 4, wenn man sich da, wo man ihn abends auf den Dachfirsten laufen sah, gegen die Zeit, wo er Tags zuvor sich sehen ließ, so stellt, daß man die Dachfirste beschießen kann. Nur versäume man es der sonst zu befürchtenden Feuersgefahr wegen nicht, zum Vorschlag oder Pfropf Kälberhaare, Schafwolle oder Hutfilz zu nehmen.

Aus Gebäuden, wo er sich aufhält, kann er am Tage auch, wenn nicht viel Stroh oder Heu darin liegt, mit Klappern und Trommeln [1]) getrieben und von den außerhalb derselben umhergestellten Schützen geschossen werden.

§. 5. Der Steinmarder wird, wie der Baummarder, im Winter bei

1) Oder besser noch durch Anschlagen mit einem Schlüssel an ein freihängendes Eisenblech, oder an eine Sense oder dergl., durch Rasseln mit Ketten oder Spielen mit einer Harmonica. T.

einer Neue im Walde ausgemacht. Das ganze Verfahren dabei soll in §. 11 beschrieben werden.

§. 6. Sowol im Schwanenhalse [1]) als auf dem Tellereisen fängt sich, bei gehöriger Reinlichkeit der Eisen und zweckmäßiger Verwitterung, der Steinmarder, besonders im Spätherbst und Winter, im Holze und in Gärten leicht.

In der Erde werden die Einschnitte zu den Eisen gerade so gemacht, und beim Legen derselben wird ebenso verfahren, wie solches oben vom Tellereisen, und beim Fuchsfange vom Schwanenhalse gesagt wurde. Ersteres wird mit trockenem Laube, letzteres mit verwitterter Spreu und Heusamen ausgefüttert. Das Tellereisen legt man im Holze am liebsten auf ruhige Plätze im Dickicht und bedient sich des im folgenden Paragraph unter d anzugebenden Anbisses der Vorschrift gemäß. Uebrigens können die Eisen weit schwächer sein und angebunden oder angekettet werden, weil der Marder sich nicht leicht ausfrißt.

Gern wechselt der Steinmarder auf Gartenmauern und Lehmwänden hin. Man legt dann auf diesen das gehörig verwitterte Tellereisen, füttert es ein, wirft zu beiden Seiten des Eisens etwas Reisiggeknäck so, daß das Thier nicht ausweichen kann. Endlich legt man dicht hinter und 4″ vor dem Eisen einige Reiser quer über, damit der Marder springen muß und nicht so genau untersuchen kann, ob ihm eine Falle gestellt ist, was er sonst gern thut.

In Gebäuden hält es schwerer, ihn an das Eisen zu bringen, doch gelingt es, selbst im Sommer, mit dem Schwanenhalse gewiß, wenn man eine der im folgenden Paragraph unter a, b und c mitzutheilenden Witterungen gehörig anwendet. Zum Abzugsbissen nimmt man da am liebsten ein Ei, oder eine gebackene (gedörrte) Zwetsche oder Pflaume, weil beides für kein Hausthier Reiz hat. Hier wird das verwitterte Eisen auf die Erde gelegt [2]); doch dürfen die Unterlagen unter den Bügeln und der Feder, und gleichfalls die schon oben erwähnten Stellbretchen nicht fehlen. Dann füttert man dasselbe mit Spreu und Heusamen gehörig ein. Sollte der Marder kratzen, so verdecke man die bloße Stelle nicht; er geht doch in einer der folgenden Nächte an den Abzugsbissen. Läßt er auf oder neben den Platz Losung fallen, so darf diese weder berührt noch verrückt werden.

---

1) Auf den Fuchsfangplätzen, besonders wenn der Vorwurf aus gebratenem Brot besteht, geht gewöhnlich der Steinmarder noch früher als der Fuchs ins Eisen. W.

2) Dabei komme ich auf den Gedanken, daß es sehr nützlich sein müßte, hierzu einen Kasten machen zu lassen, dessen Rand etwa 3″ Höhe hätte, und der übrigens so lang und breit wäre, daß das aufgestellte Eisen darin geräumig liegen könnte. Schlüge man nun diesen Kasten mit Lehm aus und machte man, wenn dieser halb trocken wäre, den Einschnitt zum Eisen, so würde dasselbe besser als sonst eingefüttert und überall hingestellt werden können. W.

Am allersichersten fängt er sich, wenn man zu irgend einer Jahreszeit den Absprung ausmachen kann. Wird ganz genau auf demselben das leicht verwitterte Tellereisen [1]) in Laub eingefüttert, so hängt er gewiß den nächsten Morgen in demselben.

§. 7. A. Witterungen.

a) 3 Gran vom besten Moschus,
1½ Quentchen Anisöl,
1½ Quentchen Bilsenöl,

in ein Glas gethan und tüchtig umgeschüttelt.

Nur einen, höchstens zwei Tropfen hiervon bringe man auf ein reines Läppchen und bestreiche damit alle Theile des gut geputzten Eisens.

(Ich ziehe diese Witterung allen übrigen vor, weil sie sich, insofern das Glas gut verwahrt wird, jahrelang hält ohne zu verderben; weil sie ferner für alle Marder gleichreizend ist, und weil sie sowol im Freien als in Gebäuden angewendet werden kann.)

b) ½ Loth Anisöl,
8 Gran Ambra, }
8 Gran Bisam, } zerstoßen,
8 Gran Bibergeil, }
4 Gran Kampher, }

thue man in 1 Loth über Kohlen zerlassenes Hühnerfett, wenn dies noch warm ist, und rühre es tüchtig um.

(In einer steinernen Büchse an einem kühlen Orte verwahrt, soll sich diese Masse auch lange halten. Bechstein bestätigt in seinem „Handbuche der Jagdwissenschaft" ihre Nutzbarkeit.)

c) 1 Pfund reine, frische, ungesalzene Butter,
1½ wälsche Nuß groß Nachtschatten (grüne frische Mäuseholzschale, Solan. dulcamara),
6 Stück kieferne Knospen, }
1 Bohne groß Bibergeil, }
1 Messerspitze voll Violenwurzel, } pulverisirt,
½ Kupferpfennig schwer Marum verum, }
1 Linse groß Zibeth, }
25 Tropfen Kampheröl.

Alles, außer dem Kampheröl, welches erst dann unter die Masse gerührt wird, wenn sie, vom Feuer genommen, etwas verkühlt ist, zusammen in einem neuen Tiegel drei Minuten gelind, unter fortgesetztem

1) Das Verwittern würde hier unnöthig sein, wenn nicht der Fall eintreten könnte, daß der Marder noch einen andern Absprung hätte, dann am Gebäude hinliefe und das Eisen gewahrte. W.

Rühren, über Kohlen gebraten und dann in einer gut zugebundenen steinernen Büchse an einem kühlen Orte verwahrt. Zum Verwittern eines Schwanenhalses von gewöhnlicher Größe und der zum Ausfüllen nöthigen Füllung nimmt man von dieser Masse so viel, daß das Klümpchen die Größe einer Haselnuß nicht übersteigt.

(Im Freien leistet diese Witterung herrliche Dienste.)

d) Der Reichsgraf von Mellin, der sonst auf Witterungen wenig, vielleicht zu wenig hält, muß die nachstehende doch wol mit ausgezeichnetem Vortheil angewendet haben, da er es für gut fand, sie seinen Lesern bekannt zu machen. Ich glaube sie deshalb den meinigen nicht vorenthalten zu dürfen, ohne jedoch damit Versuche gemacht zu haben.

Sechzehn Loth Gänsefett, nebst den davon erhaltenen Grieben, klein geschnittenen weißen Zwiebeln und klar gehacktem Hühnerfleisch thue man in einen Tiegel und lasse die Masse unter beständigem Rühren (mit Holz) so lange kochen, bis sie gelb wird. Wenn sie vom Feuer genommen ist, mische man einer Zuckererbse groß gestoßenen Kampher hinzu.

(Wenn hin und wieder bis vor das Eisen auf den Bodendielen hiervon etwas aufgestrichen, oder auf Heuställen und in Scheuern klein geschnittenes Stroh, das damit befeuchtet ist, hingeworfen wird, soll der Marder der Witterung folgen. Das will ich gern glauben, aber gewiß bin ich überzeugt, daß er nicht auf das Eisen geht, wenn es nicht verwittert gelegt wird.)

e) Ueberall wo Hauskatzen nicht hinkommen, oder wo ihre Gegenwart vielleicht ebenso schädlich ist als die anderer Raubthiere, ersetzt das sogenannte Katzenkraut (Marum verum) jede andere Witterung, wenn das Eisen damit berieben wird. Endlich

f) kann man sich auch beim Fange mit dem Tellereisen des Zibeths als bedienen, indem ein klein wenig davon unter den Teller gestreut wird.

B. Anbiß oder Brocken.

a) Man zerlasse ungesalzene Butter so viel als dazu gehört, eine beliebige Quantität würfelig geschnittenes Brot fett zu machen, in einem neuen Tiegel, lasse ein Scheibchen von einer weißen Zwiebel etwa eine Minute lang darin kreischen, nehme sie dann heraus, lege nun das Brot hinein, füge, wenn man einen Eßlöffel voll Butter nahm, einen Theelöffel voll Honig hinzu und lasse es tüchtig braten. Beim Abnehmen von den Kohlen streue man ein klein wenig gestoßenen Kampher über die Masse.

(Verfährt man mit diesem Vorwurf ebenso wie beim Fuchsfang gezeigt worden, so fängt man im Schwanenhalse den Marder sehr leicht. In Gebäuden gehen aber Hunde und Katzen auch danach.)

b) Vortreffliche Wirkung soll beim Marderfang im Freien auch der An-

thun, zu welchem in Kap. 4, §. 25, B, V, die aus der Landwirthschaftlichen Zeitung entlehnte Vorschrift mitgetheilt worden ist.

c) Man nehme ein Ei und bohre auf der Hälfte desselben mit einer langen Nähnadel, in welcher ein starker Zwirnfaden eingefädelt ist, woran man ein Kartenblättchen von der Größe eines Silberdreiers gereiht hat, von der rechten Seite ein Loch durch die Schale. Dann ziehe man die Nadel heraus, bohre gerade dem ersten Loch gegenüber ein anderes von der linken Seite durch und suche hierauf das erstere inwendig mit der Nadelspitze. Kommt diese da heraus, so stecke man wieder ein Kartenblättchen von der angegebenen Größe daran, ziehe den Faden nun so weit durch das Ei, daß auf beiden Seiten ein gleich langes Ende hängt. Dann schiebe man die daran hängenden Kartenblättchen bis vor die Löcher im Ei und binde auf dem dünnen Ende des Eies einen doppelten Knoten mit dem Faden.

(Wenn der Fang in Gebäuden stattfinden soll, so gibt das Ei sowol am Schwanenhalse den besten Abzugsbissen, wenn es dicht vor der Röhre bis über die Kartenblättchen in die Füllung gesteckt wird, als auf dem Tritteisen aufgebunden einen vortrefflichen Köber.)

d) Ebenso verhält es sich, wenn man beim Schwanenhalse eine gebackene (gebörrte) Zwetsche oder Pflaume mit einem Faden als Abzugsbissen befestigt, besonders wenn man bei der Arbeit die Finger mit dem Witterungsläppchen bestrichen hat.

(Dieser Brocken gewährt den Vortheil, daß er auch im Freien sehr gute Dienste leistet, und daß davon vorgeworfen werden kann, in welchem Fall man auch wol in jeden Bissen einen Tropfen Bilsenöl tröpfelt; ein Hülfsmittel, dessen Nutzen vermittels seiner betäubenden Kraft schon beim Fuchsfang angeführt worden ist.)

e) Beim Fang mit dem Tellereisen thut man im Freien am besten, blos ein Hasengescheide an einen hölzernen Stock so hoch über den Teller zu hängen, daß der Marder ein wenig danach springen muß. Noch besser ist es, wenn dabei an den Seiten und vorn das Eisen mit trockenem Reisig etwa eine Hand hoch umlegt wird.

C. Die Schleppe.

Will man sich derselben bedienen, was doch nur im Freien nöthig ist, so ist dazu frisches Hasengescheide fast am besten zu gebrauchen. Die vom Fuchsfang her bekannte gebratene Katze thut gleichfalls vortreffliche Dienste.

§. 8. Auch in Schlagbäumen fangen sich Steinmarder. Von der Einrichtung dieser Mordmaschine wird §. 13 geredet werden.

B. Der Baummarder.

Mustela Martes *L.* [1])

§. 9. Der Baummarder (Edel-, Gold-, Wald-, Buch-, Birk-, Espen-, Fichten-, Tannen-, Kiefern- und Feldmarder) ist in ganz Europa, die allernördlichsten Gegenden dieses Welttheils ausgenommen, sowie im Norden von Asien und Amerika einheimisch. In Deutschland wird er, da man ihm aus Interesse mehr als andern weit schädlichern Raubthieren nachstellt, von Jahr zu Jahr seltener; auf Kamtschatka und in Nordamerika aber findet man ihn noch jetzt in Menge. [2])

Daß er und seinesgleichen nicht blos eine Marderrasse, sondern eine für sich bestehende Art ausmachen, werde ich solange behaupten, bis mehrere glaubwürdige Männer beweisen, daß Baum- und Steinmarder zu gleicher Zeit und miteinander vermischt fruchtbar ranzen. Bisjetzt hat die Erfahrung, selbst in Gegenden, wo beide Arten in der Nachbarschaft wohnen, für das Gegentheil gezeugt. Noch weniger kann davon die Rede sein, daß der Baummarder eine bloße Varietät vom Steinmarder sei, da ersterer bei uns schon zu oft, in andern Gegenden aber sogar häufig vorkommt.

Der Baummarder unterscheidet sich vom Steinmarder bestimmt durch Folgendes:

Der Baummarder ist, wenn er seine volle Stärke erlangt hat, mit Einschluß der Ruthe um 3″ länger und 1″ höher als jener. Er hat einen etwas stärkern Kopf, mehr hervorstehende, braune, sehr lebhafte Seher, vor und hinter welchen, wie am Mundwinkel, viele lange, dunkle Barthaare hervortreten, kürzere, abgerundete Lauscher, deren Bedeckung auswendig bis zur Endspitze braun, inwendig weiß erscheint, einen etwas mehr gestreckten Leib, höhere Läufe. Der Balg ist dichter und länger behaart. Dies und die schön kastanienbraune Farbe dieser Haare macht, daß die weißgraue Grundwolle weniger durchschimmert. Die Ruthe zeichnet sich durch zottigeres, dunkelbrauneres Haar, das an der Spitze ins Schwärzliche übergeht, aus. Die Läufe stellen sich schwarzbraun dar und gehen in fast ganz schwarzen Branten aus. Die Kehle und der Unterhals bis zwischen die Blätter sind bei Alten hell-, bei Jungen hochgelb gefärbt.

Im Winter ist auch bei ihm im ganzen die Farbe dunkler, der Balg aber dichter und fester behaart als im Sommer.

---

1) v. Wildungen, Taschenbuch, 1800, S. 24. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, Kap. 18. Riding, Jagdbare Thiere, Tafel 19.

2) Im Jahre 1848 kamen aus Nordamerika 150785 Marderfelle in den Handel. Wappäus, Handbuch der Geographie und Statistik, S. 360. T.

Varietäten kommen auch hier vor, obwol bei uns selten, da die ganze Thierart sich nicht häufig findet. Dahin gehört der sogenannte Wildmarder, welcher aber ganz sicher nichts weiter als ein vorzüglich starker, sehr alter Baummarder ist. Seine Farben sind durchaus sehr dunkel, der Hals und die Vorderbrust hoch orangegelb. Er lebt ganz isolirt von andern seinesgleichen und ist außerordentlich scheu; wahrscheinlich weil sein Alter ihn mürrisch und unempfänglich für Liebe, manche Erfahrung aber auf der andern Seite ihn vorsichtig gemacht hat.

Bechstein sah auch einen, an welchem ein schmuziggelber, mit kastanienbraunen Haaren gemischter Streifen von der dottergelben Kehle bis zum After sich hinzog und an dem die Vorderbranten schwärzlich, die Hinterbranten und die Ruthe aber, dem Rücken gleich, kastanienbraun waren. [1])

Die obenangeführten Abweichungen ausgenommen, ist der Baummarder dem Steinmarder in Rücksicht des Körperbaues sowol als des Gebisses völlig gleich, sonst in allen seinen Bewegungen noch leichter und flüchtiger und ein Virtuose im Springen, vorzüglich wenn es darauf ankommt, in den höchsten Spitzen der Bäume auf einem dünnen Seitenzweig hinzulaufen und von da aus sich auf einen ziemlich weit entfernten andern Baum zu schwingen, mit einem (waidmännischen) Wort, „wenn er fortbaumt". Er thut es in diesem Stück dem gemeinen Eichhörnchen völlig gleich.

An Scheu, List, Grausamkeit und Beharrlichkeit in Verfolgung seines Raubes übertrifft er den Steinmarder bei weitem.

Er fängt fast einen ganzen Monat früher an zu ranzen als jener, nämlich in der Mitte des Januar; wahrscheinlich weil Kälte und schlechte Witterung, denen er immer ausgesetzt ist, ebendeshalb weniger nachtheilig auf seine Kräfte wirken. Neun Wochen nach der Befruchtung, gewöhnlich also gegen Ende des März oder zu Anfang des April, bringt das Weibchen in einem hohlen Baum, in dem Horst eines Raubvogels oder in dem Nest des Eichhörnchens drei bis vier Junge, die erst nach 10—14 Tagen die Seher öffnen. Auch sie, wie alle Junge von Thieren, die zur Wieselgattung gehören, werden bis über die Halbwüchsigkeit hinaus von der Mutter gesäugt und mit Fraß versorgt, weil eine ungewöhnliche Gewandtheit und Kraft dazu gehört, wenn sie im Aufsuchen, Verfolgen und Habhaftwerden ihres Raubes glücklich sein sollen.

Zeitig aus dem Nest genommen, mit Milch und Semmel gefüttert, werden sie zahmer als junge Steinmarder und so possirlich, daß in Sardinien, nach Cetti's Naturgeschichte dieses Landes, Freunde und Verliebte sich oft Geschenke mit solchen Thieren machen.

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, S. 204, §. 212.

Der Baummarder hält sich sowol in Laubholz- als in Nadelholzwäldern, besonders wenn letztere mit Laubholz untermischt sind, auf. Dort hat er mehrere Ruhestätten in hohlen Bäumen oder Raubvogelhorsten. In der Regel geht er meist nur bei Nacht nach Raub aus, doch geschieht dies in dichten, nicht zu sehr beunruhigten Gegenden auch am Tage, vorzüglich wenn er auf die Eichhörnchen Jagd macht oder dem Jäger die Schneuß ausplündert.

Uebrigens stellt er mit Heißhunger allem Waldgeflügel, das er zwingen kann, nach, und raubt dem stärkern, z. B. dem Auer-, Birk- und Haselgeflügel, ingleichen den wilden Enten u. dergl., Eier und Junge aus dem Nest. Auch ist er ein großer Liebhaber des Honigs. [1])

Bis hierher erscheint er freilich als ein blos schädliches Thier; aber wie es überhaupt nur wenige oder vielmehr keins gibt, das dem Naturhaushalt nicht auch nützte, so ist es auch bei ihm der Fall; denn in bedeutender Menge würgt er alle Arten von Waldmäusen. Dies hat auch den Professor Walther veranlaßt, ihn in seinem System der Kameralwissenschaften, Thl. 2, S. 417, als ein für den Naturhaushalt „ebenso nützliches als schädliches Säugethier" aufzuführen.

Der Winterbalg wird mit zu dem besten deutschen Rauchwerk gerechnet und mit 2 Thlr. 15 Ngr. bis 3 Thlr. bezahlt. [2]) In Franken nur mit 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich die eigentliche Jagd- und Fangzeit, welche zu Anfang des November beginnt.

Die Spur ist der des Steinmarders völlig gleich.

§. 10. Nicht oft kommt der glückliche Fall vor, daß der Hund am Tage beim Suchen im Holz einen Baummarder findet; ereignet er sich aber, so geht der Marder gewöhnlich weit fort und baumt erst auf, wenn der Hund ihm ganz auf den Fersen ist; geht auch oft weite Strecken von einem Baum zum andern fort. Am Ende drückt er sich auf einem der versteckten Aeste platt nieder. Hieraus ergibt sich, daß er leicht entkommen kann, wenn der Hund auf diese Art von Jagd nicht geübt ist, oder wenn kein Schnee liegt, der es dem Jäger möglich macht, sich auf der Spur fortzuhelfen. Deshalb muß man, sobald man hört, daß der Hund etwas zu Baume gejagt hat und unter demselben ununterbrochen laut ist (stellt, verbellt) möglichst hinaneilen, die Aeste des Baumes von allen Seiten recht

---

1) Dem Genusse des Honigs schreibt man gewöhnlich die kahlen Flecken (deshalb auch Honigflecken genannt) zu, die man oft am Balg findet. Gewöhnlich ist dies jedoch erst gegen Ende des Winters oder im Frühjahr, und nur bei den Männchen der Fall, wahrscheinlicher also die Folge von Kämpfen in der Ranzzeit. W.

2) In Oesterreich mit 6 Fl. ö. W. T.

genau betrachten, um den Marder nicht zu übersehen, auch Acht haben, daß er nicht unbemerkt fortbaume. Wo man ihn dann gewahr wird, schießt man ihn mit einer mit Schrot Nr. 3 geladenen Flinte herunter.[1]) Sollte auch zufällig ein Fehlschuß vorkommen, so schadet dies selten etwas, denn meist bleibt der Marder auf dem Ast unbeweglich liegen, bis wieder geladen ist.

§. 11. **Das Ausmachen** des Baummarders im Winter bei einer Neue ist eine Jagdart, von der recht viele Jäger sprechen, zu deren Ausübung ihnen aber größtentheils die erforderliche Besonnenheit, Eifer und Ausdauer fehlen. Unstreitig ist es auch eine der ermüdendsten, wie sich aus der Beschreibung ergeben wird; und nur da, wo es dem Jäger gestattet ist, einen hohlen, todtfaulen Baum nach Gutbefinden fällen zu lassen, kann auf sichere Belohnung der Mühe gerechnet werden.

Wer nun die Beschwerlichkeit in diesem Fall nicht scheut, der geht, wenn es abends zuvor oder in der Nacht zu schneien aufgehört hat, mit Tagesanbruch auf allen Wegen im Revier, die so breit sind, daß der Marder auf den überhangenden Aesten nicht querüber baumen kann, umher, bis er eine Spur desselben findet.[2]) Ihr folgt man sogleich und unablässig. Nicht selten wird sich der Fall ereignen, daß der Marder bei seinen Wiedergängen eine Kreuzspur gemacht hat, d. h. über die erste Spur weggegangen ist; schon an dieser Stelle ist Achtsamkeit nöthig, um zu bemerken, welches die frischesten Tritte sind. Man sieht dies einzig daran, daß sie ganz rein ausgedrückt, die ältern hingegen bei dem Uebergang etwas mit Schnee zugestrichen sind. Die bestimmt frischeste Spur wird dann angenommen; wäre diese aber nicht entschieden auszumitteln, so muß man der folgen, auf welcher man kam. Um durch die Kreuzspur in der Folge nicht verwirrt zu werden, wird jeder Tritt, dem man folgt, jetzt wie immer vertreten.

Kommt man nun an eine Stelle, wo der Marder gebaumt hat, so wird der Baum in einer Entfernung von einigen Schritten rund umgangen, weil der Marder entweder an der entgegengesetzten Seite des Stammes wieder heruntergefahren ist oder fortgeholzt hat. Im ersten Fall nimmt man die Spur gleich wieder auf, im letztern muß man erst auf die gewöhnlich noch mit Schnee behangenen Wipfel der umstehenden Stangen und Bäume genau Acht haben, um durch die von Schnee entblößten Stellen, wo der Marder aufsetzte, sich fortzuhelfen. Will dies nicht gelingen, so muß ein mäßiger Bezirk um den Baum her, auf welchen der Marder gefahren war, eingekreist werden, bis man sich Gewißheit verschafft hat, ob er weiter

---

1) Ich bin nicht Bechstein's Meinung: daß dies lieber, um den Balg zu schonen, mit der Büchse geschehen solle, weil ich glaube, daß das eine durch die Kugel gemachte Loch dem Balg mehr schadet als sechs durch klares Schrot geschlagene. W.

2) Hat es bis spät in die Nacht geschneit, so geschieht dies öfters erst den zweiten Morgen. W.

fort ist oder auf einem der im Kreise befindlichen Bäume zu suchen sei. Um diese Gewißheit zu erlangen, werden, wenn man durchaus keine Spur findet, die Kreisgänge so lange erweitert und dabei solche Stellen besonders gewählt, auf denen der Marder nicht fortholzen konnte, bis man gewiß glauben kann, er müsse in dem umgangenen Bezirk stecken.

Alle in demselben stehenden Bäume muß man nun genau von allen Seiten betrachten, ob Spuren des Fortbaumens an den Aesten, ob Specht- oder Astlöcher in den Hauptstämmen, und ob Horste oder Nester auf den Wipfeln sichtbar sind.

Ob der Marder in ein Loch gefahren ist, wird man gewöhnlich an dem davon abgestoßenen Schnee gewahr, der dann klümpchenweise unten am Hauptstamm liegt. Steckt er in einem Nest oder Horst, so bemerkt man dies fast immer daran, daß er beim Ausscharren des Schnees aus demselben einiges Geknäck mit herunterwarf. Gemeiniglich guckt er auch, wenn er unten den Jäger gewahrt, ein klein wenig mit dem Kopf hervor. Erblickt man etwas dergleichen, so schießt man mit Schrot Nr. 0 oder auch mit der Büchse in das Nest und sucht ihn zu erlegen. [1]) Bleibt er todt im Nest liegen, so muß freilich jemand hinaufsteigen, um seiner habhaft zu werden.

Aus hohlen Bäumen, die man nicht fällen lassen darf, wird er entweder, indem man bis an das Loch, wo er eingefahren ist, hinaufsteigt — nach Erweiterung desselben durch das Beil —, mit einem an einem Stock festgemachten Flintenkrätzer hervorgezogen, oder, wenn tiefer unten ein Loch befindlich ist, von diesem aus mit Lunte und Schwefel herausgeräuchert — was aber eigentlich nicht waidmännisch und sogar gefährlich ist, weil man zuweilen den Balg ruiniren und wol gar Waldfeuer dadurch verursachen kann — und dann beim Herausfahren geschossen, oder beim Herabfahren vom stets bereitstehenden scharfen Hunde gefangen.

Besser und sicherer gelangt man indessen zum Zweck, wenn man den Baum, in welchem der Marder gewiß steckt, fällen lassen darf. In diesem Fall stellt sich der Jäger mit der Flinte und mit einem scharfen Hunde in gehöriger Schußentfernung so, daß ihm der fallende Baum keinen Schaden zufügen, er aber nach allen Seiten frei schießen kann. Gewöhnlich fährt der Marder gleich heraus, wenn der Baum knackt und sinkt, zuweilen aber steckt er auch so fest, daß er durch die Holzhauer mit Stöcken herausgestöbert oder das Loch ausgehauen werden muß. Gut ist es allerdings — besonders

---

1) Beim Marderausmachen muß man stets einen scharfen Hund bei sich haben, der den Marder, er mag gesund oder verwundet zur Erde herabfahren, fängt und würgt, oder doch wieder zu Baume jagt. Hier zugleich noch eine Bemerkung: Gewahrt der Jäger, ohne ein Gewehr bei sich zu haben — was eigentlich nie der Fall sein sollte —, einen Marder in einem Nest, so darf er nur seinen Rock im Gesicht des Thieres auf einen Stock hängen. Ruhig kann er dann Gewehr und Hund holen, jener weicht nicht von der Stelle. W.

insofern der Baum, in welchem der Marder steckt, im dichten jungen Holz steht —, wenn man bei solchen Gelegenheiten engmaschige Garne hat und diese um den abzuhauenden Baum busenreich und fangbar so weit stellen kann, daß er beim Fallen die Garne mit dem Wipfel nicht erreicht.

§. 12. Wer in Gegenden, wo es Baummarder gibt, den Fuchsfang exercirt, darf überzeugt sein, daß, wenn er einige Fangplätze auf kleinen Waldwiesen oder auf lichten Stellen im Holz einrichtet, und bedient sich beliebig von den Kap. 4, §. 25, angegebenen Witterungen, Brocken und Schleppen [1]), ihm schwerlich ein in der Gegend befindlicher Baum- oder Steinmarder entgehen wird; denn ersterer besonders geht unter allen Raubthieren am leichtesten an den Anbiß und auf das Eisen.

Wer aber eigene Fangplätze für Baummarder an solchen Orten, wie sie eben beschrieben sind, zum Schwanenhals, oder im Dickicht zum Tellereisen anlegen will, der kann entweder die in §. 7 dieses Kapitels unter a, b, c, e und f angegebenen Witterungen sicher anwenden, oder auch, und zwar mit ausgezeichnet gutem Erfolg, folgende:

Man menge

Foenum graecum, gröblich gestoßen,
Marum verum (Teucrium marum) und
Mutterkraut (Parthenium), klein gerieben,

von einem so viel als vom andern, gut untereinander, nehme dann ein wenig davon, bereibe das Eisen damit und streue noch ein wenig unter die Füllung, oder beim Tellereisen unter den Teller.

Beim Fang mit dem Schwanenhalse sind die §. 7 unter a und b angegebenen Brocken sehr gut; noch anziehender aber soll als Anbiß ein in Stücken geschnittener, in Gänsefett oder Butter gebratener Hering sein, wenn zuletzt beim Braten etwas Zucker darüber gestreut oder Honig hinzugerührt wird. Bedient man sich des Tellereisens, so hängt man auch hier etwa 1′ hoch darüber Hasengescheide. Dieses letztere und die gebratene Katze gibt hier gleichfalls die beste Schleppe ab.

Uebrigens darf beim Marder keine der beim Fuchs vorgeschriebenen Reinlichkeits- und Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt werden, wenn der Fang gelingen soll.

§. 13. Eins der zuverlässigsten Fangmittel für den Baummarder ist der **Schlagbaum**, dessen Einrichtung und Gebrauch ich hier so anzugeben versuchen will, wie mir erstere von einem erfahrenen Jäger beschrieben wurde.

Man nehme im September oder October zwei 8—10′ lange, etwa 8″ am schwächsten Ende im Durchmesser haltende, schnurgerade, glatte

---

1) Mit dem Schafbein- und Katzenfleisch-Anbiß habe ich jedoch nie Marder gefangen. W.

Heister mit der Schale — kieferne oder tannene sind die besten, wo diese aber nicht zu haben sind, wähle man eichene, buchene, eschene oder rüsterne —, und lasse, wenn sie nicht ganz gerade sind und überall genau aufeinanderpassen, beide auf der innern Seite nach der Schnur beschlagen; nächstdem wähle man noch eine etwa 16′ lange, armsstarke Anlaufsstange, begebe sich damit in solche Gegenden des Reviers, wo Marder sich aufhalten, und suche an und auf Dohnen= oder Wildstegen im jungen dichten Holz schickliche Plätze zur Anlage des Fangapparats.

Kann man an Ort und Stelle einen oder zwei junge Bäume finden, die 5′ über der Erde eine Zwasel oder Mücke bilden und so weit auseinanderstehen, daß die eine starke Stange an beiden Enden in der Zwasel festliegt, so ist es am besten; außerdem ersetzt man ihre Stelle durch zwei armsstarke so lange Mücken (in eine Gabel ausgehende Stangen), daß sie fest eingetrieben so hoch, wie oben gesagt, über der Erde stehen, und legt auf selbige die Unter= oder Grundstange fest ein.

Etwa 15″ weit vom stärkern Kopfende der Grundstange entfernt wird nun das dünne Ende der Anlaufsstange an der linken Seite der erstern, mit dem Stammende aber in der Erde fest angestemmt, sodaß sie ihrer schrägen Richtung wegen den Raubthieren einen bequemen Anlauf gewährt und so ihren Namen verdient.

Hierauf wird die zweite starke Stange als Fallstange so auf die Grundstange gelegt, daß beide starke und beide schwache Enden, ebenso die gegeneinandergekehrten Seiten überall genau aufeinanderpassen. Dann verbindet man beide am schwächern Hintertheil so mit Weiden= oder Bastbändern, daß sie nicht abgleiten und wanken, vorn aber frei in die Höhe gehoben werden können. Oben auf der vordern Hälfte der Fallstange werden nun zwei oder drei etwa 1′ lange, 2″ starke beschalte Querhölzer mit hölzernen Nägeln befestigt, diese dann mit trockenem Reisig belegt und auf diesem ein oder zwei Stücken Eichenholz zur Beschwerung im Gleichgewicht befestigt. Endlich setzt man am Kopfende, wo die Grundstange oben, die Fallstange unten einen flachen 1/2″ breiten Kerb haben muß, ein paar Stützen unter und läßt so das Ganze stehen bis zur Fangzeit, damit es verwittere.

Zu Anfang des November schleppt man dann aus allen Gegenden des Reviers nach dem Schlagbaum zu mit Hasengescheide oder mit der gebratenen Katze, überzieht nicht nur die Lauf=, sondern auch an der innern Seite die Grundstange mit der Schleppe, verwittert auch wol die Grund= und Fallstange, ingleichen das Stellholz mit Marderwitterung und stellt dann nach einer der folgenden Arten fangbar auf.

1) Man nimmt ein 15″ langes, 1 1/2″ starkes, gerades, überall mit Schale belegtes Stellholz, an welchem gerade in der Mitte oder etwas ober=

wärts ein 15″ langer Seitenast herausläuft, schneidet an dem starken Ober= und Untertheil dieses Holzes eine flache, $1/2$″ breite Kümme so ein, daß, wenn die untere Kümme auf die vorn an der Grundstange befindliche Kerbe aufgesetzt, auf die obere Kümme aber die Kerbe der Fallstange zu ruhen kommt, der Seitenast so hinterwärtsgerichtet steht, daß der daran befestigte Köder etwa 4″ über die rechte Seite der Grundstange hinaushängt. Zum Köder nimmt man Hasengescheide oder einen Vogel, wenn es aber blos auf Marder abgesehen ist, einen ganzen, nach der im vorhergehenden Paragraph gegebenen Vorschrift gebratenen Hering, oder ein frisches, oder mit dem Gescheide gebratenes Eichhörnchen, und befestigt den Köder an der äußersten Spitze des Seitenastes am Stellholz. Die Stellung selbst besteht endlich darin, daß die obenerwähnten Stützen weggenommen und statt derselben die Kümmen des ebenbeschriebenen Stellholzes so knapp als möglich an die Kerben der Stangen gesetzt werden und so die Fallstange blos auf der obern Kümme ruht. Will nun der Marder den Köder sich aneignen, so rückt er zugleich am Stellholz; dieses fällt, und er wird von der Fallstange erschlagen.

2) Etwas umständlicher, aber leise, ist folgende Stellung:

Man nimmt zwei mit Schale belegte, $1^1/_2$″ starke Stäbchen von trockenem Holz, die wir A und B benennen wollen.

A soll 12″ lang sein, wird oben zugespitzt, unten der Breite nach meißelartig zugeschärft, und bekommt $4^1/_2$″ von der obern Spitze herab, gerade über einer der untern breit geschärften Seiten, einen $1/2$—$3/4$″ tiefen, von unten hinauf geschnittenen Kerb.

B erhält 10″ Länge, am untern Ende eine Spitze, am obern die meißelartige Schärfe, von dieser herabwärts ungefähr 5″ gerechnet aber einen 1″ breiten, beinahe $1/2$″ tiefen Einschnitt gerade über einer oder der andern Ecke der meißelartigen Schärfe.

Hiernächst muß man noch eine 16″ lange, etwa 1″ starke beschalte Zunge C bereithalten, die entweder an dem stärkern Ende einen natürlichen Haken hat, oder in welche man $1/2$″ vom Kopfende herein einen ebenso breiten und tiefen Einschnitt macht, wie der bei B erwähnte. Hat man nun diesen natürlichen Haken horizontal, oder den Einschnitt perpendikulär nach der linken Seite gelegt, so wird $3^1/_2$″ von dem innern Rand des Hakens oder Einschnitts gerade auf der nunmehrigen Oberfläche von C ein $1/2$″ tiefer Kerb gemacht.

Will man nun den Schlagbaum stellen, so wird die Fallstange mit der linken Schulter in die Höhe gehoben, dann die Spitze des Stabes A an der Mitte der untern Seite der Fallstange etwa 2″ vom Ende derselben herein, die Spitze des Stabes B fast auf der nämlichen Stelle an der obern

Seite der Grundstange aufgesetzt, dann das meißelartige breite Ende von B in den Kerb von A eingestemmt, hierauf der Haken oder Einschnitt von C in den von B auswärts gesetzten Einschnitt eingelegt, und, nachdem das meißelartig breite Ende von A in den auf C befindlichen Kerb geschoben, die Zunge C aber nebst den Stäben A und B so gedreht worden, daß die äußerste Spitze der ersten etwa 4″ von der rechten Seite der Grundstange absteht, die Fallstange nach und nach langsam niedergelassen.

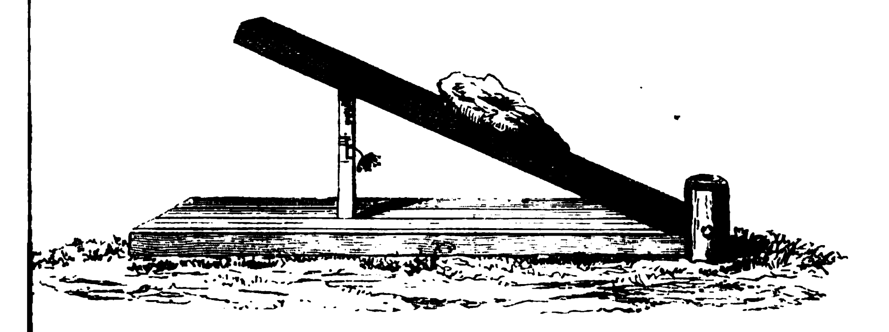
Sollten auch die ersten Versuche mit dieser Stellung mislingen, so verliere man nur die Geduld nicht, und wiederhole sie immer fort, bis alles ins Gleichgewicht gebracht ist. Steht sie einmal, so stellt sie vortrefflich.

Etwa 2—3″ über die Zunge hinaus, 3″ vom Ende derselben nach dem Kopfende der Fallstange hinterwärts, wird oben von der Reisdecke herab der Köder oder Anbiß gehängt. Will diesen der Marder sich zu eigen machen, so muß er auf die Zunge treten. Augenblicklich schlägt dann die Stellung los und er ist gefangen.

Will man vor dem Wanken der Fallstange gesichert sein, so darf nur an jeder Seite des Kopfendes der Grundstange ein 16″ hoher Stab befestigt werden.

Die beiden folgenden Holzschnitte geben ein deutliches Bild von Marderfallen auf Bäume oder auf die Erde fängisch gestellt.





Die sehr einfache Stellung, wie sie die hierstehende Zeichnung zeigt, ist sehr sicher und kann unbedingt allen complicirten vorgezogen werden.

3) Noch bequemer, leichter und ebenso sicher ist folgende Fangart:

Ungefähr 18″ vom etwa 6″ starken Stammende einer 18′ langen Stange von hartem Holz A wird ein 3″ langes, $^3/_4$″ breites Zapfenloch der Länge nach senkrecht durchgemeißelt und auf der obern Seite der Stange, etwa 3″ vor dem erwähnten Loch eine ungefähr 16″ hohe, an jeder Seite der Stange etwa 8″ überstehende weidene Flechte B unbeweglich verfestigt, dann in dem Zapfenloch eine etwas über $^1/_2$″ starke, ungefähr $1^1/_2$″ breite, 15″ lange Zunge C, an welcher, $1^1/_2$″ vom untern Ende, ein $^3/_4$″ tiefer Haken, dessen Unterseite gerade (nicht schief) läuft, von oben herab angeschnitten; $4^1/_4$″ oberhalb des Kerbes aber auf der Breite ein Loch von der Stärke eines kleinen Fingers durchgebohrt. Nachdem ferner ein etwas schwächeres Loch in der Mitte des Zapfenloches quer durch die Stange A gebohrt worden, steckt man durch ersteres die Zunge C so, daß die Löcher, welche durch die Stange gehen, auf das in der Zunge befindliche passen, der Haken aber unterhalb der Stange nach dem schwächern Ende derselben hin gerichtet steht, und schlägt ein genau in das Stangenloch passendes hölzernes Pflöckchen ein. Hierauf bohrt man 8″ schnurgerade hinter dem Zapfenloch ein nicht zu großes Loch wieder senkrecht durch die Stange und schneidet endlich auf der untern Seite derselben einen $^1/_4$″ tiefen Kerb, 3″ von dem zuletzt erwähnten Loch hinterwärts gerichtet, aus. Dann richtet man ein 12″ langes, 1″ breites, $^1/_4$″ starkes Stellholz D zu, schneidet 3″ von dem einen Ende auf den dünnen Seiten einander gegenüber Kerben ein, bohrt 1″ breit hinter selbigen auf der breiten Seite in der Mitte ein kleines Loch durch und schärft das Ende x des Stellholzes, welchem dieses Loch am nächsten ist, der Breite nach, von der Seite, die unten liegen soll, nach der obern, das andere y aber

von beiden Seiten nach der Mitte meißelartig scharf. Ferner glüht man eine starke Messingsaite, die 5′ Länge hat, aus und macht daraus, nachdem an einem Ende die Oese fest darangedreht worden, eine im Durchmesser 11—12″ haltende Schleife E. Endlich schleift man einen 8—10 Pfund schweren Stein in ein festes Leinchen F so, daß von diesem ein Ende von 18″ übrigbleibt.

Nächst diesen Geräthschaften mit einem der oben vorgeschlagenen Tellereisen-Marderanbisse und einem Läppchen, worauf etwas weniges Marderwitterung gestrichen ist, versehen, begibt man sich an eben solche Orte, wie die zur Einrichtung des Schlagbaumes vorgeschlagenen, legt da — nachdem die Drahtschleife, die Stellzunge und das Stellholz, ingleichen der Stein und das Leinchen leicht verwittert, auch der Köder an dem obern Ende der Stellzunge befestigt worden — das Stammende der Stange A auf einen 5—6′ über der Erde stehenden Baumast, oder in eine Mücke, verfestigt es da durch Weidenbänder u. dergl. und schiebt das dünnere Ende unten in der Erde fest ein. Dann zieht man die Schleife E auf, das herunterhängende Drahtende aber von oben durch das hinter der Stellzunge C befindliche Loch, schlägt den übrigen Draht dicht unter der Stange um die Kerben des Stellholzes D so, daß der längere Theil desselben dem Zungenhaken zugekehrt steht, und befestigt den Draht hier gut.

Hierauf zieht man das Ende des Leinchens F von unten hinauf durch das Loch im Stellholz, knüpft oben einen so starken Knoten, daß der Stein durch das Stellholz in die Höhe gehalten wird, drückt sogleich das kurze Ende x in den Kerbeinschnitt an der untern Stangenseite, den Haken der Zunge C aber nur so knapp als möglich an das Stellholzende y.

So steht nun alles fangbar; nur würde man, im Fall die Schleife nicht recht quer über der Stange stehen wollte, an jeder Seite der letztern, dicht hinter der Schleife, in einem kleinen Löchelchen ein schwaches Rohrstengelchen oder Weidenreis — an dem da, wo es an den obern Bogen der Schleife reicht, von unten hinaufwärts eine flache Lasche eingeschnitten wäre — schräg errichten müssen.

Kommt nun in der Nacht der Marder auf die auch hier nicht zu vergessende Schleppe, die über die Stange bis durch die Schleife hinauf fortgezogen werden kann, an den Fangplatz, so wird er den Anbiß nehmen wollen, dadurch aber die Stellung losschlagen und durch das herabfallende Gewicht mit der Schleife auf der Stange festgehalten werden.

§. 14. Es gibt der Methoden, Marder zu fangen, noch mehrere, die ich jedoch übergehe, weil sie der Jäger theils entbehren kann, theils deren Bekanntschaft vielleicht beim Iltis und Wiesel noch machen wird.

Hier sei es nur noch gesagt, daß der Marder, wie alle Raubthiere, gestreift und der Balg ebenso wie bei jenen behandelt wird.

Siebentes Kapitel.

Der Iltis.

Foetorius putorius *Keys. Blas.* [1])

§. 1. Wenn ich bekenne, daß mir beim Iltis auch nicht ein einziger waidmännischer Ausdruck bekannt ist, der von den vom Stein- und Baummarder üblichen abwiche, so liegt in dieser gleichförmigen Behandlung des Gegenstandes ein Beweis, daß schon die ältern Jäger, mit den Naturforschern einverstanden, erstern mit letztern zu einer und derselben Raubthiergattung rechneten. Um jedoch gleich anzuzeigen, daß man ihn für eine besondere Art [2]) annehme, legten ihm die meisten, selbst die alten deutschen Jäger den ihn schon hinlänglich auszeichnenden, an der Stirn dieses Kapitels stehenden Namen bei; doch werden in Rücksicht desselben bei den Waidmännern hier und da Abänderungen beliebt; denn Iltnis, Eltis, Ilk, Elk, Stänker, Stänkmarder (Stinkwiesel), Buntsink und Rölling, sogar Ratz, ist eben das Thier, welches wir Iltis nennen.

§. 2. Der Iltis scheint empfindlicher als der Marder gegen den Einfluß der Kälte zu sein; denn er wird nur auf den Erdstrichen von Europa und Asien gefunden, die sich eines gemäßigten Klimas erfreuen. Im erstgedachten Welttheile hat man ihn, soviel ich weiß, höher nordwärts als bis Schweden hinauf nicht bemerkt. In Deutschland ist er überall bekannt, und in manchen Gegenden wird er sogar häufiger gefunden, als es bei einem Raubthiere der Fall sein sollte. Deshalb glaube ich einer genauern Auseinandersetzung der Farben, welche an den verschiedenen Theilen des Balges sichtbar werden, überhoben sein zu können. Doch bemerke man, daß im Sommer, wo kürzeres, weniger dichtstehendes, kastanienbraunes Haar die gelbliche Grundwolle weniger verdeckt, sich auf dem Balg unregelmäßige Flecken darstellen; im Winter erscheint der Balg stärker behaart, gleichfarbig schwarzbraun, fast schwarz. Unterhals, Brust und Läufe sind stets braunschwarz. [3])

Wissenswerth für meine Leser scheint mir Folgendes: Auf den ersten Blick ähnelt allerdings der Iltis dem Marder in Rücksicht des Körperbaues; genauer betrachtet, wird man aber finden, daß er etwas kleiner ist, denn

1) v. Wildungen, Taschenbuch, 1801, S. 1. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, B. 1, Kap. 19.

2) Auf den Zahnbau gestützt, ist er generisch von der Gattung Mustela getrennt worden und bildet mit dem Wiesel, Frett und Nörz die Gattung Foetorius *Keys. Blas.* T.

3) Man hat auch öfter eine Spielart bemerkt, deren Balg weißlich behaart ist. W.

die Körperlänge beträgt nur 1′ 5″, die Höhe 6″ pariser Maß; daß sein Kopf proportionirter, schmäler und spitziger geformt ist; daß er ein schwarzes, trockenes Näschen, kurze, breite abgerundete Lauscher, einen starken, verhältnißmäßig langen Hals, einen breitern, gebogenern Rücken, eine kürzere Ruthe und kürzere Läufe hat, welche in Branten ausgehen, deren Zehen nicht so weit vorwärts, wie bei dem Marder, durch eine Membran verbunden sind.

Das Gebiß des Iltis besteht nur aus 34 Zähnen, indem er sowol in der obern als untern Kinnlade auf jeder Seite einen Backenzahn weniger hat als der Marder. Seine Zunge ist lang und mit hinterwärts gerichteten Wärzchen besetzt.

Unter der Ruthe am After findet man zwei Drüschen, welche die ekelhaft stinkende Feuchtigkeit enthalten, von der der ganze Balg einen höchst widerlichen Geruch erhält.

Sonderbar ist es, daß der Balg an diesem Thiere so sehr lose und gleichsam faltig über dem Körper hängt. Daher kommt es auch, daß ein sonst scharfer Hund, wenn er einen Iltis würgen soll, sehr lange zubringt, ehe er es bewerkstelligt, weil er fast immer nur den Balg greift.

Auch der Iltis bewegt sich nie anders als springend, aber weniger rasch



als der Marder, und obgleich ihm das Klettertalent nicht ganz fehlt, so besitzt er es doch lange nicht in dem Grade wie jener.

Die Sinne des Gesichts und des Geruchs sind an ihm unstreitig am schärfsten organisirt; weniger fein, wie man behaupten will, ist es der Sinn des Gehörs.

An einer immer regen Neigung zum Rauben und Morden fehlt es ihm gewiß nicht, nur äußert er sie weniger grausam als der Marder; nie raubt er mehr als ein Thier oder ein Ei, womit er seinem Aufenthaltsorte zueilt. Aus Genügsamkeit verfährt er indessen wol auf keinen Fall so, denn er wiederholt seine Spitzbübereien, wenn es irgend möglich ist, mehr als einmal in einer Nacht, sondern vielmehr aus Furcht, ertappt zu werden, und aus einem innern Gefühl, daß es ihm nicht nur an Schlauheit, sondern auch an Kraft und Gewandtheit, sich aus Gefahren zu retten oder ihnen auszu-

weichen, gebricht. Was ihm jedoch in dieser Hinsicht abgeht, ersetzt er durch ein sehr listiges Schleichen.

Muth zeigt er in nicht geringem Grade bei der unausweichbaren Nothwendigkeit, sich gegen Anfälle von Hunden und andern Thieren zu vertheidigen. Es geschieht dies nicht nur vermittelst aller ihm zu Gebote stehenden Waffen, sondern auch dadurch, daß er ihnen seinen häßlich stinkenden Urin in die Augen spritzt.

Eine ganz eigene Art von Reizbarkeit will man an ihm noch bemerkt haben. Der Ton nämlich, welchen das Wetzen eiserner Instrumente gegeneinander oder auf einem Steine hervorbringt, soll einen so sonderbaren Eindruck auf ihn machen, daß er, sobald er ihn vernimmt, ganz seine Sicherheit vergessend, aus seinem heimlichsten Schlupfwinkel hervorkommt und dadurch nicht selten ein Opfer seines unbezwingbaren Widerwillens wird. Diesen soll er sogar dadurch zu Tage legen, daß er mit feurigen Sehern und gekrümmtem Rücken, die Zähne fletschend, boshaft zischend und murrend, auf den los geht, der ihn auf diese Weise in Harnisch bringt.

Aus dem eben Gesagten erhellt, daß jenes Zischen und Murren, welches man auch in der Ranzzeit vernimmt, den höchsten Grad des Gereiztseins anzeigt. Sonst hört man auch noch einen kneifenden Laut, wie bei jungen Hunden.

§. 3. Durch das mit ihren eifersüchtigen, hitzigen Kämpfen um den Besitz eines Weibchens verbundene Zischen, Kneifen und Knurren thun die Iltismännchen in der letzten Hälfte des Februar den Eintritt der Ranzzeit kund.

Neun Wochen nach der Befruchtung bringt das Weibchen drei bis sechs Junge in einem mit Moos und Federn ausgefütterten Neste. Sie bleiben zwölf Tage blind, werden, wie die Marder, bis nach erlangter Halbwüchsigkeit gesäugt und mit Fraß versorgt; dann erst gehen sie selbst auf Raub aus.

Die sorgsame Mutter schleppt die heftig stinkenden Excremente ihrer Lieblinge, um durch selbige ihren Aufentshaltsort nicht zu verrathen, weit weg und verscharrt sie bedachtsam.

Binnen neun Monaten ist ihr Wachsthum fast völlig vollendet.

Eingeschränkt sollen sie sich mit Milch und Brot leicht aufziehen lassen; indeß gehört eine eigene Liebhaberei dazu, so übelriechende Gäste sich auf den Hals zu laden.

§. 4. Der Iltis hält sich in der mildern Jahreszeit auf Wiesen, im Walde, Felde und in Gärten überall auf, wo er eine Gelegenheit findet, sich unter Sträuchgewürzel in eigen bereiteten Röhren, in trockenen Mühl- und Teichgerinnen, in Fuchs- und Kaninchenbauen, unter Holzhaufen, hohlen

Ufern und in niedrigen hohlen Bäumen zu verbergen. Meist nur im Winter zieht er sich in von Menschen bewohnte Gehöfte, vorzüglich in isolirt liegende Mühlen, und verbirgt sich da in offenen Ritzen auf Böden, in Scheuern, Ställen, Holzschuppen, unter Holz- und Steinhaufen u. s. w.

Geflügel, zahmes und wildes, ist vorzüglich seinen Verfolgungen ausgesetzt; mit wahrer Lüsternheit sucht er niedrigstehende Nester auf, schleicht sich in Hühnerställe, auf Taubenschläge, schleppt Alt, Jung und Ei seiner Höhle zu und zwängt sich mit seinem Raube durch so enge Luken und Löcher, daß es oft kaum zu begreifen ist, wie er dies zu bewerkstelligen vermochte. Eine nicht geringere Kunst besitzt er im Ausschlürfen der Eier durch ein ganz kleines eingenagtes Loch.

Er trägt sich jedesmal erst ein recht vollständiges Mahl zusammen; denn man hat in aufgegrabenen Iltisröhren mehrere Eier, Vögel und besonders Frösche unversehrt um sein Lager hergelegt gefunden.

Junge Häschen und Kaninchen, die ihn fast so sehr wie das Frettchen als Erbfeind zu fürchten haben und fliehen, gehören zu seinen Leckerbissen. Fische und Honig nimmt er sehr gern an, wenn er eins oder das andere erlangen kann, verschmäht aber auch Hamster, Maulwürfe, Ratten, Mäuse Schnecken, Heuschrecken, Käfer und Frösche nicht.

§. 5. Das im Vorhergehenden zuletzt Gesagte hat den Professor Walther bestimmt, den Iltis im zweiten Theil seines Systems der Kameralwissenschaften, S. 415, unter den mehr nützlichen als schädlichen Säugethieren zu nennen. Da in dieser Sache wol schwer eine genaue Bilanz zu ziehen ist, so mag ich hierüber nicht rechten, bin aber doch der unmaßgeblichen Meinung, daß, wenn der Patron sonst nur Gelegenheit hat, etwas Besseres zu erhaschen, er sich nach dem Schlechtern gewiß nicht sehnt, und daß wir daher von ihm mehr Schaden zu fürchten, als Nutzen zu hoffen haben.

Der Winterbalg würde zum bessern Pelzwerk gerechnet werden können, wenn er nicht, selbst noch lange nach dem Garmachen, den fatalen Geruch behielte. Deshalb wird er auch, im Vergleich mit Marderbälgen, schlecht bezahlt.

Die Tschuwaschen mögen sich an dem, was der Balg umschließt, delectiren; von uns wird wol niemand sich gelüsten lassen, Iltisfleisch zu essen.

Daß man allenfalls einen gezähmten Iltis dazu anwenden könnte, ein Kaninchen aus dem Bau zu jagen, will ich nicht bestreiten; bessere Dienste leistet aber gewiß das weit weniger ekelhafte Frettchen.

§. 6. Die Spur des Iltis zeichnet sich von der seiner stärkern Gattungsverwandten, der Marder, merklich aus, indem



Zu II, 388.

Der Iltis.

a) ersterer nicht so weite Sprünge macht als die letztern;

b) die Klauen nicht so wollig behaart und durch eine schmälere Haut verbunden sind, sich also einzeln deutlicher abdrücken;

c) die Fährte sich auch anders gestellt zeigt; denn beide Paar Tritte in jeder Spur stehen entweder mehr nebeneinander als schräg voreinander,



und das hinterste Paar enger zusammen als das vordere, ungefähr so: °o° b; oder die Spur ähnelt in der Stellung der des nicht sehr flüchtigen Hasen °°o° a. Letztere findet man jedoch nie lange fortgesetzt.

§. 7. Geschossen wird der Iltis selten, und zwar meist nur gelegentlich, wenn der Jäger beim Holzaufladen auf den Gehauen gegenwärtig ist, oder wenn er Zeit genug hat, den Iltis bei einer Neue auszumachen und dann aus seinem Schlupfwinkel herausjagen zu lassen.[1] Das Ausmachen würde, da er nicht von einem Baum zum andern springt, mit wenigen Schwierigkeiten verbunden sein, wenn er nicht in einer Nacht oft so viele Gänge hin und her machte. Hierdurch wird das Geschäft doch oft sehr mühsam; denn man muß überall genau darauf achten, ob die Zahl der Ein- und Ausgänge gerade oder ungerade ist. Findet man im ersten Fall z. B. zwei Spuren hinein und ebenso viele heraus, so übereile man sich nicht mit dem Vertreten der Fährten, sondern beobachte zuvor genau, mit welcher Spur die andere vertreten oder überstrichen ist; dies ist offenbar die, welcher man folgen muß. Wo hingegen etwa zwei Spuren heraus- und drei hineinwärtsgehen und weiter keine ausgemacht werden kann, da steckt er gewiß. Bei Kreuzgängen folgt man der Fährte, mit welcher die ältere überstrichen ist, und vertritt sie. Bei Wiedergängen auf einem Wechsel vertritt man die größere Zahl der Fährten und folgt der geringern. Auf jeden Fall muß man auch hier, besonders wenn man allein ist, einen raschen,

---

1) In kleinen Erdröhren erreicht man den Zweck am besten dadurch, daß man so lange Wasser hineingießt, bis das Thier herausfährt. Aus hohlen Weiden stöbert man ihn mit einem Stocke. Hat er sich unter Reisighaufen oder Steinen verborgen, so müssen diese auseinandergeworfen werden. Ob der Zweck des Hervorlockens durch Wetzen mit eisernen Instrumenten erreicht werden könne, darüber hat der Verfasser aus Erfahrung keine Kunde. Soll dies möglich sein, so darf doch sicher vorher kein Versuch anderer Art gemacht werden. W.

scharfen Hund bei sich haben, der das herausgejagte Thier fängt, ehe sich dasselbe irgendwo verbergen kann.

§. 8. Im Schwanenhalse oder auf dem Tellereisen, die nach Mardern oder Füchsen gelegt sind, sowie auch im Schlagbaume wird der Iltis oft zufällig gefangen, da er weit unbehutsamer und gieriger als andere Raubthiere an den Anbiß geht.

Soll das Tellereisen eigens nach ihm gelegt werden, so geschieht dies gewöhnlich an Mauern, Zäunen, Hecken oder Gräben, wo er wechselt, und man kann seiner Sache desto gewisser sein, wenn man ihn ein paar Nächte mit dem Anbisse, den man beim Fange anwenden will, gekirrt hat. Man kann dazu ein Ei [1]), Hasengescheide oder kleine Vögel wählen, am liebsten aber nimmt er einen gebratenen, mit Zucker überstreuten Hering, oder jedes andere gebratene Fischchen, besonders wenn es ein wenig mit untenstehender Witterung bestrichen wird, an. Zum Verwittern kann man sich jeder Marderwitterung, mit ausgezeichnetem Erfolg aber folgender bedienen. Man thut

2 Fingerhüte voll gestoßenes Mutterkraut (Matricaria Chamomilla),
2 Fingerhüte voll kleingeriebenes Marum verum,
1/2 Bohne, an Größe, gleiches Stück Bibergeil,
1/2 Eßlöffel voll Fischthran in 4 Loth zerlassenes Gänsefett,

läßt die Masse bis zum Gelbwerden über Kohlen braten, aber nicht anbrennen, nimmt sie dann ab und mischt 10 Tropfen weißen Terpentin darunter.

Uebrigens verfährt man damit wie mit jeder Fuchs- oder Marderwitterung.

Der Iltis ist so wenig behutsam, daß es nicht einmal nöthig ist, das Eisen in einen Einschnitt zu legen, sondern man überdeckt es nur leicht mit trockenem Laube.

§. 9. Da man vorzüglich in Gehöften, Gärten und Fasanerien auf die Ausrottung des Iltis sehen muß, so bedient man sich am liebsten der hiernächst zu beschreibenden Falle, um sie zu fangen, weil, wenn die Hauskatze auch hineingeht, sie doch unbeschädigt bleibt, und es dann vom Jäger abhängt, diese wieder in Freiheit zu setzen.

Eine solche Iltisfalle wird so gemacht:

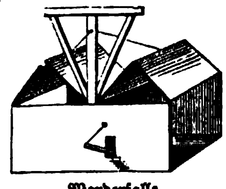
Man schlägt drei Breter, von denen jedes 4′ lang und 1′ (12″) breit ist, so zusammen, daß eins den Boden ausmacht, die andern beiden die senkrechtstehenden Seiten bilden, das Ganze aber die Form einer Rinne hat.

---

1) Dies wird, wie beim Marderfange gelehrt worden, an einem Faden befestigt und auf den Teller gebunden, alle andern Köder aber an einem Gabelchen über das Eisen gehängt. W.

Oben auf der Mitte dieser Rinne wird ein 3″ breites Lattenstück querüber gelegt und auf der obern Kante der Seitenbreter mit dem sogenannten Schwalbenschwanze eingefalzt und in dem Falze fest angenagelt; dann schneidet man gerade unter dieser Querleiste an dem linken Seitenbrete dicht über dem Bodenbrete ein 1″ breites, 3″ hohes Loch, und 1″ hoch über diesem, auswendig, einen flachen Kerb ein. Oben an jeder Seite der Querleiste wird mit Lederbändern ein Deckbret angenagelt oder an den Seitenbretern leicht beweglich eingezapft, welches gerade so breit ist als die Rinne, und so lang, daß das am Vorderende winkelrecht befestigte, 13″ hohe und 13″ breite Vorfallbret den Kasten völlig schließt. 11″ von beiden Kopfenden eines jeden der Seitenbreter herein nagelt man nun auswendig ein $2\frac{1}{2}$″ breites, 1″ starkes Säulchen senkrechtstehend so an, daß es 14″ über das Deckbret hinausreicht. Zwischen diesen einander gegenüberstehenden Säulchen werden am obern Ende quer über die Deckbreter runde, zollstarke Stäbchen fest verkeilt, nachdem an diese 12—13″ lange, $2\frac{1}{2}$″ breite und ebenso starke Zungen leicht beweglich angepaßt worden. Inwendig im Kasten, dicht am Boden, in der Mitte des rechten Seitenbrets, dem Einschnitte am linken gegenüber, wird die 15″ lange Stellzunge, nachdem sie mit dem schmalen, nicht völlig 1″ breiten, 3″ langen Ende durch den Einschnitt gesteckt worden, mit einem Lederbändchen angenagelt. Soweit die Zunge im Kasten liegt, kann sie $2\frac{1}{2}$—3″ breit und etwa 4‴ stark sein, am schmälern Kopfende aber, welches aus dem Seitenbretseinschnitte hervorgeht, muß sie mehr Stärke haben, damit man einen Kerb einschneiden kann.

Endlich befestigt man oben an jedem Vorfallbret in der Mitte ein Leinchen, zieht es über den zwischen den Säulchen befestigten Querstab, hebt vermittels dieser Leinchen beide Fallbreter wenigstens 9″ hoch von dem Boden in die Hohe, und knüpft erstere, nachdem man abgemessen, wie lang sie sein müssen, um, wenn die Falle fangbar steht, die Fallbreter in der angegebenen Höhe zu erhalten, in der Mitte eines etwa 4″ langen, $\frac{3}{4}$″ breiten, $\frac{1}{2}$″ starken, oben und unten meißelartig scharfgeschnittenen Stellholzes fest.



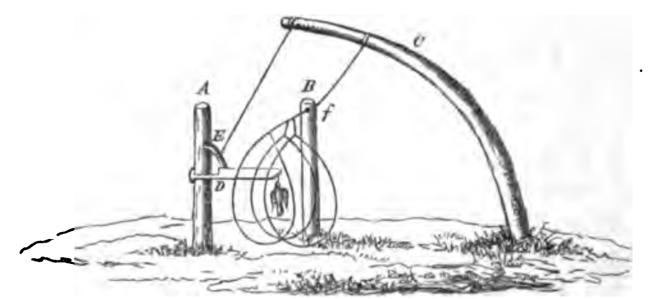
Marderfalle.

Wo man nun einen Iltis spürt, wird eine solche Falle der Länge nach auf dem Wechsel gestellt, wenn zuvor im Kasten auf die Stellzunge ein kleiner Vogel, ein gebratener Hering oder ein anderes Fischchen, Hühnereingeweide oder Hasengescheide angebunden worden ist. Nun zieht man die Falldeckel in die Höhe, stemmt den obern Theil des Stellholzes in den über dem Einschnitt der Seitenwand eingemeißelten Korb, hebt die Stellzunge in die Höhe und hängt den untern Theil des Stellholzes in die Kerbe derselben ein.

Sieht man darauf, daß beide Kerben, in welchen das Stellholz eingestemmt wird, nicht zu tief sind, so darf der Iltis, wenn er in die Falle geht, nur den Anbiß berühren, um sich gefangen zu sehen; die auf die Deckbreter herabhängenden Zungen aber rauben ihm jede Aussicht zur Befreiung.

Daß eine solche Falle den Schein der Neuheit nicht haben darf und daß sie, wenn darin gefangen worden, jedesmal gleich mit heißem Wasser und Sand gut ausgescheuert werden muß, ist wol ebenso begreiflich, als daß der Fang noch besser von statten geht, wenn der Boden der Falle leicht verwittert und nach derselben hin mit gebratenem Fisch oder Hasengescheide (beides kann man auch verwittern) geschleppt wird.

Der Iltis kann auch mit Drahtschlingen gefangen werden, die so eingerichtet werden, wie beim Wieselfange angegeben wird.



Wiesel- und Iltisfang mit Drahtschleife nach Döbel.

§. 10. Ueberflüssig ist es beinahe, auch hier noch zu erwähnen, daß der lebendig in die Gewalt des Jägers gekommene Iltis, wie alle Raubthiere, todtgeschlagen, nach dem Verkühlen gestreift und der Balg wie gewöhnlich behandelt wird.

Achtes Kapitel.

Die Wiesel.[1])

§. 1. Die Wiesel gehören zur nämlichen Ordnung und Familie wie die Marder, und zum nämlichen Genus wie der Iltis (Foetorius *Keys. Blas.*).

Wir kennen bei uns zwei Arten: das große und das kleine Wiesel. Die merkwürdigsten naturgeschichtlichen Bemerkungen über jede derselben sollen in den nächstfolgenden beiden Paragraphen mitgetheilt und dann erst die Mittel, ihnen Abbruch zu thun, angegeben werden.

§. 2. Das große Wiesel, auch Feld- und Waldwiesel (Mustela erminea) [2]) genannt, ist fast in ganz Europa, auch im nördlichen Asien, Afrika und Amerika einheimisch. Die Länge seines Körpers beträgt nach dem alten pariser Maß gegen 13″, die der Ruthe 5″, die Höhe etwas über 2″.

Hätte ich es mir erlauben wollen, von den in Bechstein's „Handbuch der Jagdwissenschaft“ angegebenen Kennzeichen der Art etwas wegzulassen, so würde ich es hier gethan und sie blos auf die buschige, stets in einer schwarzen Spitze endigende Ruthe beschränkt haben; denn selbst bei uns gibt es außerdem in Rücksicht der Farben, wie es mir scheint, zwei für sich bestehende Rassen, die sich jedoch fruchtbar miteinander begatten.

Diese sind: a) das braune oder rothbraune, und b) das weiße Wiesel, welches jedoch im schlechtern Sommerkleide gelblich erscheint. [3])

Ersteres erscheint am ganzen Oberkörper — die schwärzliche Schnauze, der diese umgebende, gelb-, weiß- und schwarzmelirte Bart, die meist weißen Lauscherkanten und die hintere schwarzgezeichnete Hälfte der Ruthe abgerechnet — im Sommer gelbroth oder schmuzig rothgelb, im Winter rothbraun gefärbt. Diese am Kopfe merklich dunklere Farbe läuft an der auswendigen und Vorderseite der Blätter und Vorderläufe, sowie an der auswärts und hinterwärts gekehrten Seite der Hinterläufe, zwickelförmig bis auf die weißen Branten (Füße) herab. Der größte Theil der Wangen, das Kinn und die

---

1) v. Wildungen, Taschenbuch, 1802, S. 23. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 1, Kap. 20, 21.

2) Foetorius erminea *Keys. Blas.*

3) Im nördlichen Rußland, besonders in Sibirien, in Lappland und fast in ganz Norwegen, selbst schon in Litauen, und endlich in Nordamerika heißt letzteres — zur Winterszeit bis auf die schwarze Ruthenspitze rein weiß bekleidet — Hermelin und liefert den bekannten Hermelinpelz. W.

Kehle sind stets rein weiß. Ebenso stellt sich der übrige Unterleib nebst den vorher nicht erwähnten Stellen an den Läufen im Winter, im Sommer aber gelblich dar.

Bei dieser Abart findet man, vorzüglich im Winter, Spielarten, auf deren Oberkörper aus der stets röthlichweißen Grundwolle graubraunes,



karmelites, dunkelbraunes, leberfarbenes und aschgraues Haar sich erhebt. An andern sind die weißen Theile schwefelgelb.

Das bis auf die schwarze Ruthenspitze weiße Wiesel verändert in unsern Gegenden seine Farbe nie ganz, sondern wird im Sommer nur gelblichweiß. Aus der Vermischung beider genannten Rassen entstehen viele gescheckte und gefleckte Varietäten.

Die schlanke, vom Kopf bis zur Ruthe fast gleichstarke, walzenförmige Gestalt dieses kleinen Thieres würde zu den vorzüglich regelmäßigen gezählt werden können, wenn der vorn scharf zugespitzte Kopf nicht zu schnell sich verdickte und der Hals nicht etwas zu lang wäre. Die Schnauze ist weit gespalten, die Nase stumpf und gefurcht, die kleinen, schwarzen, lebhaften Seher stehen weit vorwärts, die glatten, kurzen, breiten, abgerundeten Lauscher liegen dicht am Kopfe, die Hinterschenkel sind länger als die vordern, die kurzen Läufe scharf beklauet, an den Hinterbranten ist der sogenannte Daumen sehr versteckt, die Ruthe hinterwärts lang behaart und abgestumpft.

Das Gebiß ist äußerst scharf, die Zahl der Zähne der beim Iltis angegebenen gleich, die Zunge glatt, in der Mitte der Länge nach gefurcht und insofern sehr beweglich, daß das Thier sie an den Seiten aufwärts biegen und so pfriemenförmig spitzen kann.

Am After liegen zwei kleine Drüschen, die eine etwas bisamartig, widerlich riechende Feuchtigkeit enthalten.

Das Wiesel ist außerordentlich munter, flüchtig und gewandt, daher die Redensart „Rasch wie ein Wiesel". Im Baumklettern, Springen und Schwimmen gibt es dem Eichhörnchen wenig nach; durch jede Ritze, durch welche es den Kopf zwängen kann, schlüpft es mit der größten Behendigkeit und, dem Hasen gleich, macht es oft Kegel, um zu sichern. Es wittert, äugt und hört sehr scharf.

Scheu und schüchtern vor dem Menschen, eilt das Wiesel in die Verborgenheit, sobald es ihn gewahrt; listig und kühn weiß es auf die feinste Art die Vorsichtsmaßregeln zu umgehen, die jede sorgsame Hausfrau gegen seine Ueberfälle nimmt. Raubsüchtig, blutdürstig im eigentlichsten Verstand, grausam und unglaublich stark für seine Größe, macht es sich andern Thieren sehr furchtbar.

Nur wenn es sich gefangen sieht, gibt es, aus Bosheit oder Furcht, einen Laut aus, der dem Gezwitscher der Spitzmäuse ähnelt.

Im März ranzt das Weibchen und man sieht es dann nur mit einem Männchen zusammen, welches auch, wie es scheint, von andern seinesgleichen nicht zur Eifersucht gereizt wird. Nach ungefähr fünf Wochen bringt ersteres in einer Röhre (Erdhöhle) oder in einem hohlen Baume, auf dem mit Moos, Gras, Wolle und Federn gepolsterten Lager drei bis sechs Junge, welche neun Tage blind sind, von der Mutter lange gesäugt, über vier Monat mit Fraß versorgt, durch ihnen lebendig zugetragene Mäuse und Vögel, mit denen sie geraume Zeit ein grausames Spiel treiben, zum Raube abgerichtet und, im Fall sie selbige am bisherigen Aufenthaltsorte nicht sicher glaubt, in der frühern Jugend fortgetragen, späterhin fortgeführt werden.

Im Felde wie im Walde siedelt sich das große Wiesel gern an hochuferigen Flüssen und Bächen, unter Gesträuch, Remisen, Stein- und Holzhaufen, in Maulwurfs- und Mäusefahrten, in Hamsterröhren, in hohlen Weiden und in andern hohlen Bäumen an. Mag es eine unterirdische Wohnung sich selbst ausführen, oder die eines vertriebenen oder getödteten Feindes in Besitz nehmen, so wird sie gewöhnlich mit vier Zu- und Ausgängen versehen, damit es bei eintretender Gefahr an Schlupfwinkeln nicht fehle. Meist nur im Winter zieht es sich in bewohnte Gehöfte, besonders in solche, die abgesondert von andern liegen.

Selbst sehr übelriechend und in seiner Wohnung fast stets mit Cadavern umgeben, scheinen seine Nasennerven gegen den Eindruck des Aasgeruchs abgestumpft zu sein, so sehr, daß auf Buffon's Landgute drei junge Wiesel in dem, wahrscheinlich beim Streifen, an einem Baume aufgehängten Ca-

daver eines Wolfs, in welchem die Mutter ihr Wochenbett aufgeschlagen hatte, gefangen wurden. [1])

Selten läßt es sich freiwillig am Tage sehen, sondern geht meistentheils nur in der Nacht auf Raub aus. Dieser besteht vorzüglich in Hamstern, Mäusen, Wasserratten, kleinen Vögeln, die es im Neste oder Schlafe beschleicht, und in den Eiern der letztern sowol als des stärkern Geflügels, welches, indem es sich selbst den mörderischen Fängen der raubsüchtigen Creatur entzieht, ihr doch sein Gelege zur Beute lassen muß.

Kommt das Wiesel in einen Hühnerstall oder Taubenschlag, so würgt es gewöhnlich nur ein altes oder ein junges Stück des dort verwahrten Geflügels. Dem alten saugt es blos das Blut aus und läßt den Leichnam liegen, an welchem man dann nur vier kleine Wunden am Hinterhalse, wo das Wiesel mit den Fängen eingriff, bemerkt; das junge schleppt es fort und verzehrt es nach und nach ganz. Unersättlich fast ist seine Gier nach Eiern, in welche es recht künstlich ein Löchelchen zu machen weiß, in dieses aber das tutenförmig zusammengelegte Zungenspitzchen steckt und so den leckern Inhalt gemüthlich ausschlürft.

Hasen und Kaninchen, ja selbst junge Rehe und Wildkälber beschleicht es im Lager, im Bau und im Bett, springt ihnen ins Genick, verfängt sich augenblicklich so fest, daß es weder durch das Aufspringen noch durch das wüthendste Fortrennen durch Gesträuch und Hecken zum Loslassen gebracht wird, und saugt den Schweiß aus, bis das Thier endend zu Boden stürzt. So soll es sich sogar dem schlafenden Bär unvermerkt nähern, ihm ins Gehör kriechen und ihn, trotz der heftigsten Ausbrüche seiner durch Schmerzen erzeugten Wuth, tödten. (?)

Den Erfahrungen des Prof. Titius zufolge, welche er im Wittenbergischen Wochenblatt, 1773, S. 11, bekannt gemacht hat, richtet es auch in den Bienenstöcken großen Schaden an.

Von Vegetabilien nimmt es, nach Bechstein, nur einige Arten von Pilzen an.

Fische sind ihm Leckerbissen; doch wird es derselben nur selten habhaft.

Auch soll es sich in die Viehställe schleichen und den Kühen die Milch aussaugen [2]), dabei aber die Euter gefährlich verwunden. Der Landmann glaubt die Heilung zu bewirken, wenn er einen weißen Wieselbalg auf die verletzte Stelle legt. Dieser sehr zweifelhafte Nutzen ist der einzige, der

1) Martin, Uebersetzung des Buffon, IV, 192.

2) Es ist so gar lange nicht her, daß die Landleute den Irrglauben haben fahren lassen, die unschuldige Nachtschwalbe (Caprimulgus europaeus *L.*) — deshalb Ziegenmelker geschimpft — sei es, die ihnen Milch raube und das Vieh verletze, obschon der schwalbenartige Schnabel dieses Vogels die Unmöglichkeit sprechend beurkundet. W.

vom inländischen Balg gezogen wird. Desto bedeutender ist der Handel, welcher mit den echten Hermelinfellen (Winterbälgen der veränderlichen Wiesel) getrieben wird.

§. 3. Das kleine Wiesel (Heermännchen, Haus- und Speicherwiesel, im Norden, wo und wenn es, wie das große, weiß gefärbt erscheint, Schneewiesel, Hermelinchen, Mustela vulgaris *L.*) findet man in den meisten europäischen Ländern, in Asien bis Kamtschatka hinauf und bis nach Persien herab, in Nordamerika bis zur Hudsonsbai, und selbst in der Berberei hat man es bemerkt. In Deutschland ist es gemeiner noch, oder wird doch öfter gesehen als das große.

So oft auch beide Wieselarten der Aehnlichkeit des Körperbaues und der Gleichheit des Gebisses halber verwechselt werden, so ergibt sich doch die Verschiedenheit derselben schon aus den unabänderlichen Kennzeichen der Art beim kleinen Wiesel, welches in der viel kürzern, nach der nie schwarzen Spitze hin immer dünner zulaufenden, wenig oder gar nicht langbehaarten Ruthe zu suchen ist.

Der Körper hält etwas über 6″ in der Länge, die Ruthe nur $1\frac{1}{2}$″; die Höhe beträgt nicht volle $1\frac{1}{2}$″ pariser Maß.

Der ganze Oberleib, die Läufe an der auswendigen Seite, die ganzen Branten und die Ruthe stellen sich im Winter gemeiniglich gelbrothbraun, zuweilen auch graubraun dar; im Sommer schmuzig fuchsroth, zuweilen gelbroth. Das Haar erhebt sich aus röthlich-aschgrauer Grundwolle.

Die Barthaare am Rand der obern Kinnlade sind, wie die langen steifen Haare vor und über den Augen, theils braun, theils weiß gefärbt.

Vom Rand des Obermauls über Kinn, Kehle, Unterhals, Brust und Bauch, bis auf die innere Seite aller vier Läufe, ist der Balg weiß behaart; hinter den Mundwinkeln steht ein kleiner, dem Rücken gleichgefärbter Flecken; ähnliche zuweilen auch am Bauch.

Im Norden wird es im Winter schneeweiß. Bei uns ist mir nie ein kleines weißes Wiesel vorgekommen.

Diese Art übertrifft die vorhergehende womöglich noch an Munterkeit und Schnelligkeit, und selbst im Lauf wendet sie den Kopf nach allen Seiten. Grausamer und mordsüchtiger ist sie um vieles als jene — man hat Beispiele, daß Wiesel die Maus, welche sie im Maul hatten, als sie in die ihnen gestellte Falle geriethen, selbst da nicht fallen ließen, als man sie aus derselben hervorzog —, scheu und listig wenigstens in eben dem Grade. Die bei dem großen Wiesel als vorzüglich scharf organisirt angegebenen Sinneswerkzeuge sind es bei dem kleinen nicht weniger. Den quietschenden Angst- und Schmerzenslaut hört man von diesem auch.

Männchen und Weibchen ranzen gleichfalls im März; letztere gehen

ebenmäßig fünf Wochen dick, erziehen und ernähren ihre Jungen wie das große Wiesel und wissen sie, wie jenes, durch schnelle Veränderung des Wohnorts, bei irgend einigem Schein von Gefahr, in Sicherheit zu setzen.

Die Jungen sind braunroth mit Rothgrau überlaufen behaart.

Oefter als das große Wiesel trifft man das kleine im Winter in Gebäuden oder doch in ihrer Nähe, und zwar auf Böden, in Scheuern und Ställen, in alten Mauerspalten, in trockenen oder ausgefrorenen Schleusen und Abzügen, auch unter Holzstößen, in Steinhaufen, Steinbrüchen, unter hohlen Ufern, in Gärten unter faulen Baumstämmen und hohlliegendem Gewürzel, oder in Maulwurfsfahrten.

Uebrigens treibt es sein Räuberhandwerk auf die nämliche Weise, nur mit noch mehr Erbitterung als das große. Alles, was jenes annimmt, verschmäht auch dieses nicht. Allerdings wird es der Federviehzucht, da es mehr in der Nähe derselben haust, oft gefährlich. Auf der andern Seite aber erfüllt es seine eigentliche Bestimmung, zur Verminderung der Hamster, Maulwürfe, Mäuse u. s. w. beizutragen, auch ohne vom Hunger getrieben zu sein, recht con amore und mit soviel Geschick und Muth, daß selbst die große, gegen andere Thiere, auch gegen den Menschen, so widersetzliche Wanderratte in wenigen Augenblicken ihm unterliegen muß. Kommt ihm nichts besseres vor, so schenkt es auch Fröschen, Eidechsen und Blindschleichen das Leben nicht.

Die Benutzung des Balges ist in unsern Gegenden für nichts zu rechnen, und selbst im Norden wird der weiße nicht sehr geschätzt. Von der Eßbarkeit des Fleisches kann um so weniger die Rede sein, da selbst Raubthiere es verschmähen.

§. 4. Unter den Säugethieren sind Hunde, unter diesen vorzüglich die so herzhaften Dachshunde und die naseweisen Spitze die heftigsten Verfolger beider Wieselarten. Katzen vergreifen sich selten an ihnen. Unter den Vögeln soll ihr erbittertster Feind der sonst gutmüthige Storch sein, doch ohne etwas davon zu verzehren. Stundenlang soll dieser vor ihren Röhren sitzen und sie beim Herauskommen mit dem Schnabel anspießen. Auch bezweifle ich nicht, daß sie von Raubvögeln geschlagen werden.

§. 5. In Rücksicht der Spur der Wiesel stimmen meine Erfahrungen mehr mit Vater Döbel überein, welcher sie der des Iltis, nur nach verjüngtem Maßstab, gleichend angibt, als mit Bechstein [1]) und v. Wildungen [2]), welche sagen, die Tritte ständen wie beim Marder.

Anmerkung zur vierten Auflage. Nicht nur durch die Größe,

1) Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 1, S. 210 und 214.

2) Taschenbuch, 1802, S. 29.

sondern auch durch die Stellung ist die Spur der beiden Wieselarten verschieden.



Spur des großen Wiesels. Spur des kleinen Wiesels.

§. 6. Zugegeben, daß der Schaden, welchen die Wiesel, besonders die kleinen, als Raubthiere im Naturhaushalt anrichten, durch den Nutzen überwogen wird, den sie als beständige Verfolger schädlicher Thiere unwidersprechlich stiften, so dürfte es doch ebenso wenig räthlich sein, ihrer übermäßigen Vermehrung gar keine Schranken zu setzen, als ihnen unablässig nachzustellen.

Besonders der Waidmann kann in gewissen Verhältnissen, wenn er z. B. eine Fasanerie, oder Wälle (Dämme, Deiche), durch welche ganze Fluren gegen Ueberschwemmungen geschützt werden, unter Aufsicht hat, die Nützlichkeit dieses Thieres durchaus nicht berücksichtigen; denn im ersten Fall muß er nicht nur auf Verminderung, sondern sogar auf möglichste Ausrottung aller Raubthierarten, im letztern aber darauf bedacht sein, solche Thiere, welche die Erde aushöhlen, zu verfolgen und verfolgen zu lassen.

§. 7. Die Mittel, den Wieseln Abbruch zu thun, sind folgende:

1) Von Erlegung mit Schießgewehr und also von eigentlicher Jagd kann hier nicht die Rede sein; sie würde die Mühe nur schlecht belohnen, denn sie schränkt sich blos darauf ein, beim Wegladen eines Holz- oder Steinhaufens das herausfahrende Wiesel zu schießen — und dann ist es seiner Schnelligkeit und seines kleinen Körpers wegen schwer zu treffen —, oder dasselbe, insofern man es, wie den Marder und Iltis, ausgemacht hätte, durch Nachahmung des Mäuselautes zu reizen, auch wol, wo es die Umstände erlauben, Wasser in die Röhren zu gießen. In allen diesen Fällen wird es jedoch beim Hervorkommen leichter vom Hund gefangen.

2) Döbel schlägt vor, man solle in Häusern, wo man ihre Vertilgung beabsichtige, nur in einige frische Eier durch ein kleines, mit einer Nadel hineingestochenes Loch etwas Quecksilbersublimat zu bringen suchen, und diese Eier an solche Orte legen, welche die Wiesel zu besuchen pflegen. Begreiflich ist es, daß, wenn sie etwas davon annehmen, ihr Tod befördert wird; aber grausam und gefährlich für andere Thiere bleibt dies Mittel immer.

3) Auf ein kleines Teller- oder Tritteisen gehen sie sehr leicht, wenn es im Freien mit einem schwachen Vogel, der an einem hölzernen Gabelchen,

etwa 12″ hoch über die Mitte des Tellers aufgehängt wird, in Gebäuden mit einem Ei, oder mit gebackenen, mit etwas Honig bestrichenen Pflaumen beködert, mit der Kap. 6, §. 7, a, angegebenen Witterung leicht berieben, auf den Wechsel gelegt, im Freien mit Laub, in Gebäuden mit Spreu und Heusamen eingefüttert wird; und ebenso

4) in die §. 9 des vorhergehenden Kapitels beschriebene Falle, welche jedoch zu dem gegenwärtigen Zweck etwas kleiner sein kann. Noch müheloser ist

5) die Einrichtung folgender Falle:

Man nimmt zwei $2\frac{1}{2}'$ lange, 1′ breite Breter und bohrt durch beide am hintern Ende derselben auf dem Mittel der Breite ein Loch durch. Im untern Bret wird nun ein hölzerner, 4″ langer Nagel fest verkeilt, oben aber etwas dünner geschnitten, damit er, wenn er durch das Oberbret gesteckt wird, sich leicht auf- und niederbewegen kann. Auf jeder Vorderecke des Grundbrets läßt man ein 1′ langes, 2″ starkes Säulchen senkrechtstehend ein, und verbindet beide oben durch ein rundes Querholz. Dann wird an jeder Vorderecke des Fall- oder Oberbrets so viel herausgesägt, daß selbiges zwischen den Säulchen leicht aufzuziehen und niederzulassen ist. Hat man hiernächst auf dem Mittel des Vorderendes, gerade zwischen den Säulchen, auf dem Grundbret einen nach vorn zu ausgestemmten Kerb eingemeißelt, so nimmt man ein $2\frac{1}{2}''$ langes, $\frac{1}{2}''$ breites und ebenso starkes Holz zum Stellhaken, schneidet auf der Seite, welche unten liegen soll, $\frac{1}{2}''$ vom Vorderende herein, einen rechtwinkeligen Kerb, bohrt hinten ein Löchelchen ein, zieht durch selbiges einen starken Faden und nagelt diesen auf der Mitte des Grundbrets, $1\frac{1}{2}''$ weit hinter dem auf selbigem eingemeißelten Kerbe, so an, daß der Stellhaken sich leicht nach einer oder der andern Seite bewegen läßt. In der Mitte desselben wird ferner eine dünne Messingdrahtsaite angebunden, nach dem hölzernen Nagel am Hintertheil des Grundbrets gezogen und da so befestigt, daß sie ziemlich straff steht, wenn der Stellhaken schräg in die Höhe gerichtet ist. Endlich nagelt man auf dem Mittel des Vorderendes am Fallbret ein Leinchen an und befestigt das andere Ende dieses Leinchens in der Mitte eines 3″ langen, $\frac{1}{2}''$ breiten Stellholzes, welches oben und unten meißelartig abgestumpft wird.

Diese leicht transportable Falle, welche aber den Schein der Neuheit nicht haben darf, wird nun, nachdem man ein Vögelchen am Hintertheil der Drahtsaite angebunden hat, auf den Wechsel gebracht und da das Fallbret mit einem tüchtigen Stein beschwert. Dann ergreift man die am Stellholz befindliche Leine, zieht sie von hinten über das Querholz, welches die Säulen verbindet, und zugleich das Fallbret ganz in die Höhe, legt das Leinchen vorn über den Kopf des Fallbrets herab, setzt das eine Ende des

Stellholzes in den im Grundbret befindlichen Kerb, hängt auf dem obern Ende desselben das Stellhäkchen ein und läßt endlich, um alles fangbar einzurichten, das Fangbret langsam so weit nieder, bis es feststeht. Die Länge der Stellleine wird so abgemessen, daß das Fallbret, nach vollendeter Stellung, vorn reichliche 9—10″ über das Grundbret erhoben ist.

Kommt nun das Wiesel an die Falle und will sich des Köders bemächtigen, so ist ein sehr leiser Ruck hinreichend, die Stellung abzuziehen und den Fang zu bewirken. Endlich rühmt

6) Döbel auch den Fang mit Schleifen nach folgender Einrichtung:

Man schlage im Freien auf dem Wieselwechsel zwei 16—18″ lange Pfähle A und B so in die Erde, daß B 9—10″ rückwärts, gerade hinter A kommt, beide aber 9—10″ über die Erde herausstehen. Ungefähr 3′ gerade hinter B, so, daß A, B und C sich decken, wird ein sehr elastischer, fast 2″ im Durchmesser haltender, etwa 5′ langer Stock C so in die Erde getrieben, daß, wenn er krumm gespannt ist, das vordere Ende desselben — an welchem ein Leinchen, und dieses in der Mitte eines $2^1/_2$″ langen, an beiden Enden meißelartig abgestumpften Stellholzes E angebunden sein muß — gerade über dem Mittelpunkt zwischen A und B steht. Ferner mache man eine 6″ lange, 1″ starke Stellzunge D, indem man an der Seite des Kopfendes derselben eine Kümme einschneidet, mit welcher sie an den Stab A angehängt werden kann. Auf dem Mittelpunkt zwischen beiden Enden dieser Stellzunge aber, und zwar, wenn diese am Stab A angedrückt wird, auf der Oberfläche, stemme man einen Kerb nach vorn zu aus und schneide endlich ganz vorn ein Knöpfchen daran.

Dann bringe man an der nach B zugekehrten Seite des Stabes A, etwa $2^1/_2$—3″ von oben herabwärts, einen Kerb an, dessen scharfe Ecke nach oben hinaufliegt, und bohre hinten von C herein, durch B etwa $1^1/_2$″ vom obern Ende ein Loch F durch.

Hierauf verfertige man drei hinlänglich große Schleifen von ausgeglühtem Messingdraht, stelle sie auf, ziehe die Zugenden durch das in B befindliche Loch, und zwar auf der nach A hingekehrten Seite, und befestige selbige hinter B an einem Leinchen.

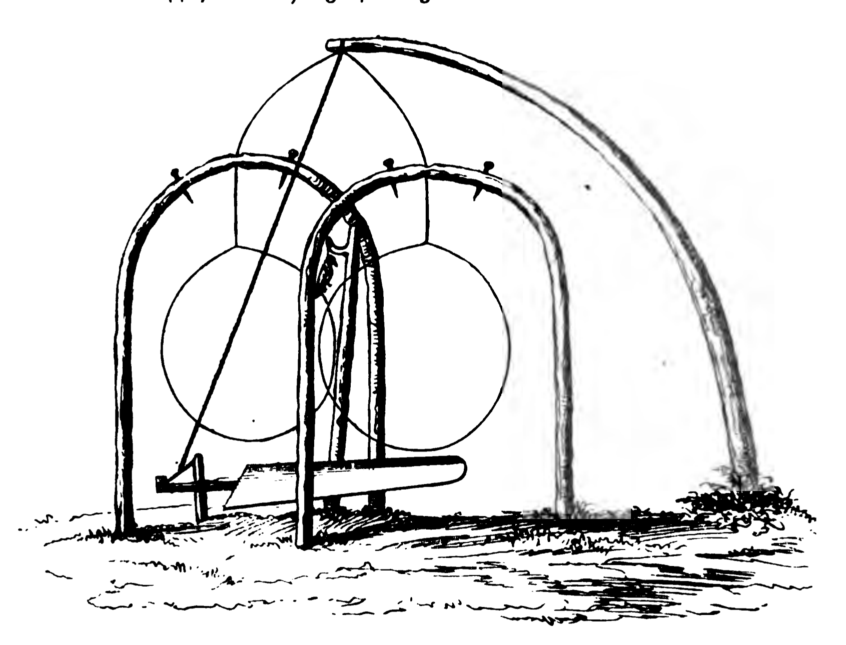
Soll nun fangbar gestellt werden, so hängt man ein Vögelchen an das vordere Knöpfchen der Stellzunge, biegt sodann den Schnellstab C vorwärts, zieht das an den Drahtschleifen befestigte Leinchen — doch ohne die Schleifen zu verrücken, die dicht über der Erde hängen müssen — etwas schräg hinter B hinaus und bindet es in einen Kerb des Stabes C sehr fest an. Dann nimmt man das Stellholz E, stemmt es in dem an A befindlichen Kerb, schiebt die Stellzunge mit der Kümme von hinten herein auch an A und stemmt den auf derselben befindlichen Kerb an das Stellholz an, indem zu-

gleich dem Stab C behutsam Luft gelassen und dadurch das feste Eingreifen der Stellung bewirkt wird.

Zum Schlusse richtet man die Drahtschleifen so, daß eine zwischen A und B quer vor der Stellzunge steht, die andern beiden aber sich an beiden Seiten der ersten anschließen und, nach der Stellzunge gerichtet, gleichsam ein gleichschenkeliges Dreieck bilden.

Es ist nicht wohl möglich, daß die Schleifen ohne einige Beihülfe richtig stehen bleiben könnten, deshalb stecke man an den Rändern derselben in- und auswendig dünne glatte Reiserchen so in die Erde, daß die Schleifen sich nicht verziehen können.

Complicirter und auch weniger sicher ist die folgende, ebenfalls von Döbel anempfohlene Schlingenstellung.



Der Verfasser kann seinen Widerwillen gegen ähnliche Schleifenfänge nicht ableugnen, und gesteht daher, daß er auch diesen nicht versucht hat, weil er glaubt, daß dem Jäger überall bessere und sicherere Mittel, der Raubthiere habhaft zu werden, zu Gebote stehen.

§. 8. Wer es der Mühe werth hält, die Wieselbälge zu benutzen, wird diese Thierchen, wie alle eigentlichen Raubthiere, streifen müssen.

Vierte Abtheilung.

Raubvögel.

Vorbemerkung.

Folgende waidmännische Kunstausdrücke sind auf alle und jede Raubvögel anwendbar und werden deshalb ein= für allemal hier aufgeführt:

Sämmtliche Bein= und Fußtheile haben die Jäger seither unter der Benennung **Fänge** begriffen. Eine genaue Beschreibung dieser Theile würde begreiflicherweise nicht stattfinden können, wenn man diese Benennung, als das Ganze andeutend, beibehalten wollte. Der Verfasser hält es demnach für zweckmäßig, das Ganze (Schenkel, Fußwurzel und Zehen), wie bei den meisten andern Vögeln, durch **Ständer**, die Nägel aber allein, als Werkzeuge zum Erhaschen, durch **Fänge** waidmännisch zu benennen.

Die Federbesetzung am Schenkel und an der Fußwurzel wird durch **Hosen** bezeichnet, und um das mehr oder weniger tiefe Herabgehen der Federbesetzung zu beschreiben, bedient man sich des Ausdrucks: **bis an die Zehen, oder bis zur Hälfte, zum dritten oder vierten Theil der Fußwurzel, oder bis an das Knie behost.**

Die Raubvögel haben in der Jägersprache kein Nest, sondern einen **Horst**; man sagt daher bei ihnen auch: sie **horsten**; nicht: sie nisten und brüten.

Sie **streichen ab**, wenn sie vom Horst oder Baum wegfliegen; sie **haken auf**, wenn sie sich auf einen Ast oder sonst niederlassen.

Sie **stoßen auf** den **Raub** — so heißt alles lebend Gefangene —, indem sie theils senkrecht, theils in schräger Richtung aus der Luft sich auf denselben herabstürzen; sie **fangen** oder **schlagen** ihn, indem sie ihn mit den Fängen erhaschen.

Sie **kröpfen**, fressen nicht, wenn sie das Geraubte verschlingen.

Die Ballen, welche bei der Maceration des mit größern oder kleinern Knochen, Wolle, Haaren und Federn gierig verschlungenen Raubes oder **Fraßes** (so nennt man alles, was mehrere Raubvögelarten **todt gefunden kröpfen**) im Kropf aus jenen nicht mit in den Magen übergehenden Substanzen sich bilden, und die meist erst nach Verlauf von 12, 16 bis 20 Stunden durch den Rachen wieder ausgeworfen werden, heißen **Gewölle**.

Die Raubvögel schmeißen, wenn sie der bei der Verdauung ausgeschiedenen Excremente durch den After sich entledigen.

Endlich bemerke man von ihnen im allgemeinen noch Folgendes: Bei allen europäischen Gattungen und Arten ist das Weibchen stärker (größer) und mit prächtigerm (schönerm) Gefieder geschmückt als das Männchen; bei den meisten andern Vögeln aber ist das Verhältniß umgekehrt.

Erstes Kapitel.

Die Geier.

Die Geier (Vulturidae) bilden eine eigene Familie der Ordnung der Raubvögel (Rapaces). Sie ist in Deutschland durch drei Gattungen repräsentirt.

Der eigentliche Geier.

Gyps cinereus *Savigny*.

§. 1. Der graue Geier (Gyps cinereus *Sav.*, Vultur cinereus *Lath.*) [1]) bewohnt die hohen Gebirge von Europa und Asien bis China; in Deutschland, einsam und selten, die gebirgigen Waldungen von Schlesien, Böhmen, Sachsen, Thüringen, der Lausitz, Hessen und Oesterreich. Nur zur Winterszeit kommt er zuweilen und einzeln in die Ebenen herab, und dann meist nur in solche, welche von Flüssen durchströmt werden.

Der bis zur stark hakenförmig niedergebogenen Spitze gerade von der Stirn über den Rücken gemessene Oberschnabel ist 4″ lang und schwarz, der Rücken des Nagels, ein Flecken zu beiden Seiten der Basis und der $3^1/_2$″ lange Unterschnabel gelblichweiß, letzterer an den Seiten etwas schwärzlich. Am sehr scharfen, inwendig fein gestreiften Rand des Oberkiefers befindet sich ein stumpfer Zahn. Die Wachshaut erscheint beim lebenden Vogel weißlichblau, auf dem Schnabelrücken und an den Schnabelwinkeln fleischfarben überlaufen; bald nach dem Tode nimmt sie überall eine dunkelhimmelblaue Farbe an. Die Nasenlöcher sind ziemlich groß und eirund. Der Augenstern ist nußbraun, die Pupille dunkelblau. Uebrigens sind die Augen mittlerer Größe und treten etwas unter der röthlichnackten Hervorragung des

1) Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, II, 473 fg. Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 127 (sehr ausführliche Beschreibung des Männchens). Wolf und Meyer, Taschenbuch der Vögelkunde, I, 4 fg.

Stirnbeines zurück. Der 3″ lange Kopf ist wenig gewölbt, hinter den Augen 3″ 2‴ breit, nach hinten zu unbedeutend, nach der Basis des Schnabels zu bis 1″ 2½‴ verschmälert, und — zwei nackte, hufeisenförmige, kahle und bläuliche Flecken abgerechnet, die auf beiden Seiten mit einem schmalen Kreise fein zerschlissener Federn besetzten Ohröffnungen von hinten umgeben und mit dem nackten Halstheil in Verbindung treten — ganz bedeckt, und zwar auf dem Scheitel mit grauweißlichen, schwarzgespitzten, nach vorn gekrümmten, am Hinterkopf mit ähnlichen, aber größern, in röthlichgrauen Spitzen ausgehenden, aufrechtstehenden und so eine Holle bildenden wolligen Federn. Augenkreis, Wangen und Kehle sind mit dunkelbraunen Federn besetzt, an welchen die Schäfte pferdehaarähnlich verlängert sich darstellen. Die Augenlider sind nackt, bis auf den blaßfleischfarbenen Rand graulich behäutet und mit Wimpern versehen, die von einem Doppelkreise borstiger Federchen gebildet werden.



bildet werden. Ueber dem obern Augenlide zieht sich eine Doppelreihe haarähnlicher Federn als wahre Augenbraue hin.

Der Hals ist, von der Achsel an gemessen, 8″ lang, hinten 5″, auf der Seite 4″ und vorn 3″ nackt, und diese nackte Haut bläulichweiß; vorn würde er ganz nackt sein, wenn die den Kropf (häutigen Sack) bekleidenden

Federn ihn hier nicht größtentheils deckten. Die von beiden Seiten über den Kropf nach vorn sich schlagenden Federn liegen glatt auf und bilden da, wo sie auf der Mitte zusammenstoßen, eine Naht; die obern hingegen stehen aufrecht und decken den nackten Theil des Halses, wenn der Vogel ihn einzieht. Durch den beim Einziehen des Halses zwischen den obern Federn hervortretenden lichtgrauen Flaum wird ein herzförmiger Kragen gebildet, welcher die nackten Theile dann fast ganz verhüllt.

Auf jeder Achsel steht ein Büschel von ungefähr zwanzig 4—6″ langen Federn, die der Vogel in die Höhe richten und in einer Bogenlinie so ausbreiten kann, daß sie auf dem Rücken beinahe aneinanderstoßen. In diesem Fall entsteht auch hier ein Federkragen, und zwar ein größerer als der am Vorderhalse, im entgegengesetzten liegen die den Kragen bildenden Federn unter den Flügeln verborgen. Die Federn des Oberhalses und Rückens, die Schulterfedern und kleinen Deckfedern der Flügel sind stumpf-lanzettförmig; ebenso, nur etwas schmaler und länger, die Federn des Unterleibes. Das Gefieder des Oberleibes erscheint dunkelbraun, mit kupferröthlichem Schiller und Glanz, das des Unterleibes gleichfalls dunkelbraun, jedoch heller, mit schwächerm Schiller, ohne Glanz und an den innern Fahnen mit graulichem Anstrich; aller Flaum lichtgrau.

Am Brustausschnitt, welcher zur Aufnahme des Kropfes bedeutend groß ist, stehen zu beiden Seiten buschige Federn, die beim lebenden Vogel, wenn er in Ruhe sich befindet, gewöhnlich etwas herunterhängen. Die Afterfedern sind lang, flaumartig, lichtgrau und bilden einen starken Büschel.

Die sieben ersten Schwungfedern sind schwarz, am innern ausgeschweiften Rand lichtgrau; die übrigen haben, bis auf die lichten innern Ränder, die Farbe des Rückengefieders; die der dritten Ordnung reichen bei zusammengelegten Flügeln so weit als die der ersten Ordnung, nämlich bis über drei Viertheile des Schwanzes herab.

Der Schwanz besteht aus zwölf sehr steifen, nach innen gekrümmten Steuerfedern.

Die Ständer sind sehr stark; die Lende mißt 4″, der Schenkel 6½″, die Fußwurzel 4½″, die sehr lange Mittelzehe mit dem Fange (Nagel) 4″, jede der drei andern 3″. Der Fang an der äußern Zehe ist, wie bei den Raubvögeln gewöhnlich, der kürzeste und nur 9‴ lang, der an der Mittelzehe 1″ lang, die Krümmung an beiden gering; die Fänge an der innern und hintern Zehe sind stärker gekrümmt und 1″ 4‴ lang. Die Schenkel sind sehr dick behost; die breiten Schenkelfedern hängen 4″ über das Knie herab und sind, wie die schmalen, stark zerschlissenen Federn, womit der obere Theil der Fußwurzel besetzt ist, schwarzbraun gefärbt. Nackt, überall geschuppt und fleischröthlich erscheint nebst den Zehen die Fußwurzel, und

zwar an der vordern, innern und hintern Seite nur 1½″, an der äußern Seite kaum 1″ hoch.

Der Körper ist, besonders auf dem Rücken, wo das Elbogengelenk sehr hervorragt, breit und dick. Die ganze Länge des Männchens, welches im Vorherigen nach Leisler [1]), der einen grauen Geier männlichen Geschlechts neun Monat lang lebend unterhielt, beschrieben worden ist, betrug 3½′, die Breite bei ausgespannten Flügeln über 8′.

Das Weibchen soll dunkler gefärbt und merklich größer sein.

Nach Wolf [2]) sollen auch Abänderungen bemerkt worden sein, nämlich graubräunlich und schwarzbraun gefärbte Exemplare. Ob diese Abänderungen, wenn und wo sie stattfinden, zufällig oder vom Geschlecht und vom Alter abhängig sind, wird wegen der Seltenheit des Vogels schwer zu entscheiden sein. [3])

Ueber die Beschaffenheit der Zunge und des Rachens, wie über die Lebensweise des grauen Geiers, hat Leisler, a. a. O., sehr interessante Aufschlüsse gegeben.

Wenn dem grauen Geier von mehrern achtungswerthen Schriftstellern, auch in der ersten Ausgabe dieses Werks vom Verfasser, Raub- und Mordsucht zur Last gelegt worden ist, so scheint aus den eigenen Erfahrungen und nach andern Belegen, welche Leisler, a. a. O., geliefert hat, hervorzugehen, daß dem nicht so sei, und daß dieser Vogel, bei seiner Plumpheit und bei seiner Furchtsamkeit vor selbst schwächern lebenden Thieren, mit seiner Nahrung nur auf Aas (todte Thiere), und zwar nur auf das von Landsäugethieren und Vögeln, durchaus nicht von Fischen, angewiesen sei. Uebrigens ist er höchst gefräßig, verschlingt alles mit Haut, Haaren, Federn und Knochen, und pfropft den Kropf so voll, daß er nach einer solchen Mahlzeit durchaus nicht fähig ist, bei annähernder Gefahr sich durch die Flucht zu retten.

Von der Fortpflanzung ist weiter nichts bekannt, als daß der Gattenbund auf Lebenszeit geschlossen zu werden scheint, indem das Männchen mit dem Weibchen, als Paar isolirt, stets beisammenbleibt.

§. 2. Wenn nach dem, was über die Nahrungsweise des grauen Geiers im Vorhergehenden gesagt worden ist, derselbe gar nicht zu den schädlichen, wol aber besonders da, wo es an polizeilichen Verfügungen oder an deren Beachtung fehlt, die Ortsbewohner durch Vergraben des gestorbenen Viehes von dem ekelhaften Anblick und von den mephitischen Ausdünstungen

1) Annalen der Wetterauer Gesellschaft, a. a. O.

2) Taschenbuch der Vögelkunde, a. a. O.

3) Hierher möchte auch gehören: Vultur niger, Gmelin, Syst. Linn., I, 248, und Latham, Ind. ornith., S. 35. W.

des Aases zu befreien, zu den nützlichen Vögeln gehört, so darf nur insofern von dessen Erlegung die Rede sein, als durch Untersuchung mehrerer Exemplare der Ornithologie genützt werden kann.

Da also, wo dieser seltene Vogel wahrgenommen wird, wird man seiner durch Erlegung mit Schießgewehr, besonders mit der Büchse, leicht habhaft werden, wenn man in einer Gegend, wo Gesträuch, ein Graben oder Damm das Anschleichen auf gehörige Schußweite begünstigt, ein todtes Thier mit Haut, Haaren oder Federn hinwirft. Findet er dieses, und ist es von der Größe, daß der Geier sich übersättigen kann, so wird bei Benutzung des Zeitpunktes, wo derselbe sich recht vollgekröpft hat, die Annäherung und Tödtung gar keiner Schwierigkeit unterworfen, auch wol gar Fang mit einer übergeworfenen Leinenschleife möglich sein.

Noch leichter möchte er sich fangen, wenn um den Köder herum Tellereisen gelegt und mit dürren Grashalmen oder zur Winterszeit mit Schnee verdeckt würden. Ein mit behaarten Kalbsfüßen oder mit einer todten Ratte beköderter, im Boden eingeschnittener, mit Spreu eingefütterter Schwanenhals dürfte gute Dienste thun.

Zufälliger Fang kann auch da stattfinden, wo mit Hasengescheide beköderte Tellereisen nach andern Raubthieren und Raubvögeln gelegt worden sind; besonders auf über der Erde erhabenen Scheiben nach Milanen (F. Milvus *L.*). Nur muß das Eisen begreiflicherweise stark sein und mit einer tüchtigen Kette oder Leine auf dem Fangplatz hinlänglich befestigt werden.

Zweites Kapitel.

Der Aasgeier.

Neophron *Savigny*.

§. 1. Der ägyptische Geier, in Aegypten Pharaonshenne genannt (Neophron percnopterus *Sav.*, Cathartes percnopterus *Temm.*) [1]), zu dem auch der von Lapeirouse (Neue schwedische Abhandlungen, III) beschriebene Vultur leucocephalus gehört, kommt fast in allen warmen Gegenden der Alten Welt vor, verfliegt sich aber ziemlich selten in das ebenere Deutschland. [2])

---

1) Bechstein, Ornithologisches Taschenbuch, II, 455. v. Wildungen, Taschenbuch, 1807, S. 41. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 7.

2) Im Jahre 1800 sah man in einer Ebene Schlesiens einen Flug großer Vögel, der sich auf ein paar Hundert belaufen haben soll und der wahrscheinlich aus lauter ägyptischen Geiern bestand.
W.

Er ist von der Spitze des schneidigen Schnabels bis zum Ende des 14″ langen Schwanzes 4′ 2″ lang, und von einer Flügelspitze zur andern 7′ und etwas darüber breit. Von der angegebenen ganzen Länge nimmt der Schnabel, von der Stirn an gemessen, 3″ 8‴ weg. Die Ständer sind bis über das Knie mit langen herabhängenden Federn behost; der nackte Theil der 1″ dicken Fußwurzel mißt 4″ 4‴, und ist, nebst den Zehen, nach v. Minkwitz schmuziggelb, nach v. Wildungen und Wolf lichtblau [1]) behäutet; die Mittelzehe ist stark und mit dem 1½″ langen, starken, nicht sehr gekrümmten Fange 5½″, die äußere und innere viel schwächer und 3½″, die hintere endlich nur 3″ 4‴ lang.

Der Augenstern ist gelb; die Augenlider sind, wie die Gegend zwischen Schnabel und Augen, mit kurzen, schwarzen Federborsten besetzt; den Kopf und langen Hals bedeckt ein weißer Flaum; an letztgedachtem Theil geht der Flaum vorn 8″ tiefer herab als hinten, wo 7″ unterhalb des Kopfs bis an den Rücken ein schöner, dichter, aufgetriebener, aus schmalen, schwankenden, weichen, 3—4″ langen Federn bestehender Busch sich erhebt. Auch die Brust ist an der Grenze des Flaums mit einem Kragen von breitern, weniger dichtstehenden Federn geziert. Das Gefieder auf dem Rücken ist schön braun, an der Brust und am Bauch rostbraun, fast rostroth, durchgängig mit röthlichweißen Schaftstrichen gezeichnet, wodurch dasselbe fein gestrichelt und durchwellt erscheint. Die untern großen Flügeldeckfedern sind braun und gehen in lichtern Spitzen aus. Von den Schwungfedern sind die vordern ganz, die hintern vom Grund an bis an die lichtbraunen Spitzen tiefschwarzbraun, fast schwarz. Der Schwanz besteht aus 14 Ruderfedern; sie sind starr, breit, wie die Schwungfedern spitzig auslaufend und gleichfalls tiefschwarzbraun, fast schwarz.

Dies das Gewand des ägyptischen Geiers nach der in Bechstein's „Ornithologischem Taschenbuch", a. a. O., befindlichen Beschreibung des Männchens [2]), und nach der in v. Wildungen's „Taschenbuch", a. a. O., gelieferten Abbildung des Weibchens, welches am 12. Juli 1803 auf dem Stoppelberge bei Wetzlar lebendig gefangen, zu Darmstadt achtzehn Monat lang sorgfältig ernährt und beobachtet, und demzufolge in der Deutschen Ornithologie, herausgegeben von Borkhausen, Lichthammer, C. W. Becker u. A. (Darmstadt 1800—12), Heft 10, beschrieben und naturgetreu abgebildet wurde. An diesem Exemplar waren die Ständer, wie oben schon

---

1) Könnte diese Abweichung in der Fußhautfarbe nicht in Geschlechts- oder Altersverschiedenheit ihren Grund haben? W.

2) v. Minkwitz sagt daselbst, die Steuerfedern hätten bei seinem Exemplar sich an der Spitze sehr abgestoßen und über 1″ lang fahnenlos dargestellt, und dies möge wol daher kommen, daß der Vogel im Sitzen, vermuthlich meist auf felsigem Grund, die langen Schwanzfedern durch die stete Berührung des Bodens abnutzen müsse. W.

gesagt, lichtblau, und die Breite betrug 7′ 10″. Hätte sich nun vielleicht v. Minkwitz eines kleinern Maßstabes bedient, so wäre die verhältnißmäßige Größe beider Geschlechter hergestellt. Die Zunge ist halbcylinderförmig, hornartig und scharf an dem Vorderende, zu beiden Seiten sägezähnig gefranst; im Oberrachen hängt ein kegelförmiges Zäpfchen herab, welches genau in die halbröhrenförmige Zunge paßt und vielleicht dazu dient, das Ausrinnen der von der Zunge aufgenommenen Flüssigkeiten zu verhindern. Ueber das Naturell dieses Vogels gibt das, was darüber v. Wildungen, a. a. O., mittheilt, ausführlicher Aufschluß als es hier geschehen kann, wo man sich auf Folgendes beschränken muß.

Dieser Geier ist sehr furchtsam, phlegmatisch, heißhungerig und so gefräßig, daß er nach einer vollen Mahlzeit und bei vollem Kropf zum Fluge, wenigstens zum hohen, ganz unfähig wird. Lebendige Thiere tödtet er nie; befiederte Vögel und behaarte Säugethiere geht er dann erst an, wenn er von ihrem Tode und also von ihrer Wehrlosigkeit überzeugt ist. Er löst das Fleisch sehr geschickt aus der Haut und verschlingt dieses nebst nicht ganz kleinen Knochen, nie aber auch nur einen Theil des behaarten oder befiederten Balges, weshalb er auch kein Gewölle auswirft. Lieblingsfraß ist ihm frisches, blutiges Fleisch, besonders Herz und Leber. Amphibien und Fische gehören nicht zu seinen Nahrungsmitteln. Er badet sich gern, trinkt auch zuweilen und immer mit gesenktem Kopf, indem Zunge und Rachen so eingerichtet sind, daß die eingenommene Flüssigkeit nicht leicht zurücktreten kann. Wärme und Kälte in hohem Grade ist ihm gleich sehr verhaßt.

Im eingeschränkten Zustand (zu Darmstadt) mauserte er sich im Juli und August, und verlor den Flaum am Kopfe und Halse und die Ruderfedern zuerst. Binnen vier Wochen war die Mauser völlig vollendet und der weiße wollenartige Flaum stellte sich nun zum Schutz gegen künftige rauhere Witterung viel dichter dar. Als dieses Exemplar gefangen wurde, glich es an Farbe dem rothen Milan (F. Milvus *L.*); nach und nach bemerkte man immer mehr Graues am Gefieder. Man hat daraus geschlossen, daß das Gefieder bei zunehmendem Alter wol immer heller werden möge. Allerdings könnte aber der eingeschränkte Zustand die Veränderung bewirkt haben, die im Freien vielleicht nicht stattfindet.

Der Horst (Nest) soll auf hohen Bäumen stehen und das Gelege aus einem zugerundeten, grauweißen, mit blaßröthlichen Flecken einzeln besetzten Ei bestehen.

§. 2. Was die Jagd und den Fang der Aasgeier betrifft, so weiß der Verfasser nichts weiter zu sagen, als was §. 3 des vorhergehenden Kapitels darüber enthält.

Drittes Kapitel.

Der Bartgeier.

Gypaëtos *Storr.*

§. 1. Von den Bartgeiern, auch Geieradler genannt, ist in Europa nur eine Art bekannt, die zu den gefährlichsten bekannten Raubvögeln gehört, nämlich:

Der Bartgeier, Lämmergeier oder bärtige Geieradler (Gypaëtos barbatus *Storr,* Vultur barbatus *L.*). Er bewohnt die salzburgischen, tirolischen, schweizerischen und schwäbischen Gebirge und kommt nur im Winter zuweilen in die Ebene herab. Außerdem findet man ihn in den Pyrenäen, im Tatra und Kaukasus, auf den Sajanskischen und Daurischen Alpen bis zum Amur.

Ueber zwei Jahre alter Vogel (sowol männlichen als weiblichen Geschlechts): bei einer Länge von $4^1/_2'$, von der Spitze des Schnabels bis ans Ende des Schwanzes; bei einer Breite von 9′, von einem Ende der ausgestreckten Flügel bis zum andern, und bei einem Gewicht von 12 bis 16 Pfund, ist der bärtige Geieradler der größte europäische Vogel.

Der von der Wurzel an gerade, an der Spitze stark und schnell abwärtsgekrümmte Schnabel ist 4″ lang, ohne merklichen Zahn und, bis auf die bläuliche Wachshaut, dunkelfleischfarbig; der Augenstern roth; die Behäutung der Zehen, worauf sich das Nackte der Ständer beschränkt, bleifarbig; die Fänge sind braun, stark, und mehr als beim grauen Geier und Aasgeier, aber weniger als beim Adler gekrümmt.

Am Kinn ein 3″ langer, schwarzer, vorwärts ausgespreizter Bart. Stirn, Wangen und Augenkreis schwarz, und dieses Schwarz in einem Streif nach dem Genick verlaufend; sonst der Kopf, wie der Oberhals, schmuzigweiß; Unterhals, Brust, Bauch und Schenkel orangegelb, diese Farbe in der Gegend des Hinterbauches und an der behosten Fußwurzel mit Weiß durchwellt; Rückenfedern graubraun, mit breiter, glänzend schwarzer Einfassung. Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun, mit hellern Rändern. Dies ist Gypaëtos leucocephalus *Meyeri*; Taschenbuch, I, 9, Nr. 1.

Junger Vogel nach der ersten Mauser und bis zur zweiten: Schnabel, Zehen und Fänge wie bei den Alten; Kopf, Hals und Brust wie der übrige Oberleib schwarzbraun; Unterleib weißlichbraun, mit schmuzigweißen Flecken. Bei der zweiten Mauser erscheinen zwischen den schwarzbraunen Federn des Kopfes, Oberhalses und der Brust viele gelbliche.

Bei der dritten Mauser erfolgt endlich der Uebergang zu dem Gewand, in welchem nach oben die ältern Vögel erscheinen. Dies ist Gypaëtos melanocephalus *Meyeri*; Taschenbuch, I, 10, Nr. 2.

Junge im Nest sind in der frühesten Lebensperiode, besonders am Kopf und Bauch, sehr dick, im ganzen unförmlich gestaltet und überall mit weißem Flaum bedeckt. Die Gefiederfarben der flugbar werdenden bis zur ersten Mauser sind, soviel dem Verfasser bekannt, bisher noch nicht beschrieben.

Die Größe des bärtigen Geieradlers, sein untersetzter muskulöser, auf kurzen, starken Ständern ruhender Körper, die Festigkeit seiner Knochen, die Gestalt, Stärke und Schärfe des Schnabels und der Fänge, seine kecke aufrechte Stellung, sein lebhaftes, feuriges, äußerst scharfes Auge, die Einrichtung seiner Flugwerkzeuge und der Gebrauch, den er von letztern zu machen das Vermögen hat, lassen in ihm auf den ersten Blick den kühnen Räuber ahnen. Als solcher wird er aber auch den meisten vierfüßigen und beflügelten Alpenthieren, selbst Menschen furchtbar.

Aus der höchsten Höhe, bis zu welcher er sich nach einigen Ansätzen auf dem Boden mehr noch als der Adler aufschwingt, erblickt er Gemsen, Ziegen, Schafe, Alpenhasen, Murmelthiere und Geflügel aller Art. Pfeilschnell stößt er dann in schräger Richtung herab, schlägt (fängt) den Raub mit ungemeiner Sicherheit und Kraft, und soll Thiere, die viel schwerer sind als er selbst, große Strecken in der Luft mit fortnehmen. [1]) Alte Gemsen und stärkere Thiere sucht er durch wiederholte Stöße und Schläge mit den Flügeln von Felsvorsprüngen in den Abgrund zu stürzen, und bemächtigt sich ihrer im Fall des Gelingens, wenn sie todt sind. Sogar an einem Ochsen soll er seine Kraft anhaltend, obwol ohne Erfolg, versucht, auch Kinder geraubt haben.

Zuerst soll er den Thieren die Augen ausreißen, dann den Bauch öffnen und die Lunze (Herz, Lungen, Leber) verzehren, hierauf erst von dem übrigen, soviel als er auf einmal nur immer vermag, kröpfen, den Rest aber für die nächsten Mahlzeiten sparen. Er kröpft nicht nur Wildbret und Fleisch nebst Haut, Haaren und Federn, sondern auch Knochen bis zu 9″ Länge und 2″ Dicke und Breite, sodaß letztere oft noch ein großes Stück aus dem Magen in den Schlund hervorstehen. Letztere werden unbegreiflich schnell verdaut; nicht so Haare und Federn, die als Gewölle wahrscheinlich ausgeworfen werden.

1) Als ein Bartgeier einst einen Fuchs schlug und ihn mit sich in die Luft erhob, biß dieser so kräftig ihn in die Kehle, daß der Geieradler leblos herunterstürzte, der Fuchs aber entrann. (Monatliche Nachrichten schweizerischer Neuheiten, 1783, S. 149.) W.

Merkwürdig ist, was über die Kröpf- und Verdauungswerkzeuge dieses Vogels in v. Wildungen's Taschenbuch, 1809—12, S. 27 fg., nach Steinmüller, zu lesen:

„Der Schlund ist vom Rachen an bis zum Magen äußerst weit, und Schlund, Kropf und Magen bilden gleichsam ein 1′ langes Ganzes, woran nichtsdestoweniger die einzelnen genannten Theile unterschieden werden müssen. Der Schlund hat bis 4″ im Durchmesser; an denselben schließt sich der ebenso weite, 4″ lange Kropf und, ohne wahrnehmbaren Magenmund, der, wie bei andern fleischfressenden Thieren, schlauchförmige, mit starken Muskelfasern umgebene Magen an. Dieser ist innerlich mit einer Menge zarter, kleiner Drüsen besetzt; aus welchen der äußerst scharfe, ätzende und so selbst Knochensubstanz bald zersetzende Magensaft sich ausscheidet.

„An einem im März 1804 zergliederten Geieradler wurde in obiger Beziehung Folgendes wahrgenommen: Schlund und Magen bildeten zusammen nur einen Sack, der sich von der Brust bis in den Unterleib erstreckte, 1′ lang und von der Dicke eines Mannsarmes war. Es wurden darin gefunden fünf Stücken 6—9″ langer und 2″ dicker und breiter Knochen, ein Ballen Haare und ein ganzer Fuß vom Knie bis zum Huf von einer jungen Ziege, mit Haut und Haaren. Die Knochen waren schon überall durch Einwirkung des Magensaftes durchlöchert und zerfressen. Begreiflicherweise mußte mit dem allen die Brust- und Bauchhöhle ausgefüllt und von dem Magen das Gescheide (Gedärme) ganz in den untersten Theil der Bauchhöhle zusammengedrängt sein. Bei der Zertrennung des Gescheides fanden sich in demselben eine Menge kleiner Knochenstücke, jedes von der Größe einer Haselnuß, welche zerreiblich mürbe waren.

„Aehnliche Resultate ergaben sich bei Zergliederung von noch drei Exemplaren dieses Vogels, nach zum Theil noch stärkern Mahlzeiten; in dem Magen eines vierten, welcher getödtet wurde, nachdem er 14 Tage zuvor einen Apfel, einen Stockzahn von einer Kuh und ein beinahe ganzes «Capitulum» von einem Kuhfuß, woran noch etwas rohes Fleisch hing, auf einmal verschlungen hatte, fand man keine Spur mehr vom Zahn, und von dem Knochen nur noch einen mit zähem Schleim umgebenen, ganz zerreiblichen Theil des Kuhfußknochens.“

Nach Steinmüller gibt der bärtige Geieradler zweierlei Laute aus, nämlich einen den Thieren, welchen er gefährlich werden kann, wohlbekannten und sie in Furcht und Schrecken setzenden, wie Pfyyy, pfyyy! durchdringend erschallenden Warnungslaut, wenn er, auf Raub und Mord ausgehend, in den Lüften kreisend herumschwebt; im Spätherbst aber auch — als zu welcher Zeit mehrere Vögel dieser Art, nach Aussage der Gemsenjäger, auf den höchsten Gebirgsgräthen (Rücken), mit einigen Steinadlern

(Aquila fulva *Meyeri*; königlicher Adler, Aquila regalis *Temm.*) vergesellschaftet, auf Felsblöcken umhersitzen, oder, kleine Kreise beschreibend, umherfliegen — ein dumpfes, dem Geheul großer Hunde ähnliches, wie Wuuuu, wuuuu! ertönendes Geschrei, welches die Aelpler für ein untrügliches Vorzeichen stürmischer, kalter Witterung halten.

Die Blutgier dieses Räubers beurkundet sich übrigens auch durch den außerordentlichen Reiz, welchen die rothe Farbe auf ihn macht. Diese soll so weit gehen, daß er mehr als einmal auf rothbekleidete Leute Anfälle gemacht hat. Bei dem allen soll er in der Jugend leicht sich zähmen lassen und gegen seinen Herrn dann große Zuthulichkeit beweisen. In der Freiheit aber ist er, wie alle eigentlichen Raubvögel, scheu und, wenn er sich nicht nach Geier- und Cathart-Gewohnheit überkröpft und dadurch zu schneller Flucht unfähig gemacht hat, vermöge seines scharfen Gesichts schwer zu beschleichen. [1])

Er kröpft, wie bereits vorher bemerkt worden, in der Regel nur lebend gefangenen Raub, und zwar mit Haut, Haaren, Federn und Knochen. Größere der letztern soll er, indem er sie aus großer Höhe herab auf Gestein fallen läßt, zerstücken, um sie verschlingbar zu machen. Aas dient nur zum Nothbehelf, wenn Gelegenheit zum Raub fehlt. Daß er, nach Bonnstetten [2]), Tannenknospen kröpfe, bedarf, als der Lebensweise der Raubvögel zuwider, Bestätigung. Er trinkt auch bisweilen Wasser und benimmt sich dabei, nach Steinmüller, ganz so wie hühnerartige Vögel. [3])

Er macht sein Geheck nicht — wie Bechstein und andere, auch der Verfasser des gegenwärtigen Werks in der ersten Ausgabe desselben, gesagt — in Felshöhlen, sondern im Mittelgebirge auf entlegenen, nur dem kühnen Aelpler mit großer Gefahr zugänglichen Felsenabsätzen. Der Horst besteht aus einem Fundament von kreuzweise in- und übereinandergelegtem stärkern und schwächern Reisig; dann folgt eine starke Ueberlage von dürren Grashalmen, auf welchen der mehrere Schuh im Durchmesser haltende, aus dünnem Reisig gleichsam geflochtene Nestkranz ruht. Die nicht große Vertiefung wird mit Moos, Grashalmen und Federn, zum Theil auch mit Flaum der Gatten selbst noch ausgefüttert. In diesen Horst legt das Weibchen sehr früh im Jahre, nach Steinmüller wahrscheinlich schon im Februar, drei bis sieben rauhschalige, weiße, braungefleckte Eier, welche größer sind als Gänseeier, von denen aber nur zwei, drei oder höchstens vier ausge-

---

1) Im Jahre 1862 verfolgte ein Lämmergeier im Canton St.-Gallen in der Schweiz Hausgeflügel in einen Stadel, wo er von einem Mädchen mit einer Heugabel angegriffen und nach hartnäckigem Widerstand getödtet wurde. T.

2) Briefe über ein schweizerisches Hirtenland, S. 36. W.

3) Vgl. F. v. Tschudi, Thierleben der Alpenwelt, S. 332—348. T.

brütet werden; die übrigen sind unbefruchtete, sogenannte Windeier, wie die begreiflicherweise, welche von in Menagerien unterhaltenen Weibchen, zu welchen kein Männchen Zutritt hatte, gelegten. Beide Aeltern tragen zur Ernährung der Jungen bis zur vollkommenen Flugbarkeit mit Sorgfalt und Eifer bei, vertheidigen selbige auch bis dahin gegen jeden, der derselben sich zu bemächtigen versucht, mit großem Ungestüm, sodaß es zu den größten Wagnissen des Gemsenjägers gehört, dem kühnen Räuber sein Liebstes rauben zu wollen. Merkwürdige Beispiele hierüber führt Steinmüller, a. a. O.[1]), auf.

Glücklicherweise steht die nicht starke Vermehrung dieser Vogelart mit deren großer Schädlichkeit in richtigem Verhältniß und nirgends wird sie häufig angetroffen. Dennoch ist es nicht nur für den Jäger, sondern auch für jeden Staatsbürger Pflicht, da, wo auch nur ein Exemplar dieser Art sich zeigt, alle ersinnlichen Mittel in Anwendung zu bringen, um desselben möglichst bald habhaft zu werden. Erreicht er seinen Zweck, so wird nicht allein das mit jeder Pflichterfüllung verbundene innere Gefühl, sondern bei jeder weisen Obrigkeit ein hohes Schuß- oder Fanggeld ihm lohnen. Außerdem kann es ihm nicht fehlen, den Vogel selbst — lebend erhalten an Thierhändler, todt an Naturforscher zur Untersuchung und Aufbewahrung in Sammlungen — gut zu verwerthen, und er wird auf diesen Wegen immer besser fahren, auch durch Beitrag zur Vermehrung der Kenntniß eines seltenen Vogels besser sich verdient machen, als wenn er nur die Schwungfedern, die als köstliche Schreibfedern auch theuer bezahlt werden, ins Geld setzen wollte.

§. 2. Alles, was über Jagd und Fang des grauen Geiers gesagt worden ist, findet auch hier Anwendung; nur ist zu bemerken, daß

1) beim Bartgeier der beste Köder in geronnenem Rindsblut besteht, welches im Winter beim Schnee auf den in der Mitte von mehrern in der a. a. O. vorgeschriebenen Art auf der Erde gelegten Tritt- oder Tellereisen hinzuzuschütten ist; daß

2) die Eisen vorzüglich stark und mit Kette oder Leine, in der Ebene an tief eingetriebenen ausgezeichnet festen Hakenpfählen, im Gebirge an schweren Steinen tüchtig befestigt werden müssen, wegen der fast unglaublichen Kraft und Stärke dieses europäischen Riesenvogels, mit welcher er, nach Steinmüller, ein 27 Pfund schweres (?) Tritteisen, das noch dazu am Boden befestigt war, losriß, mit sich von einem Berg zum andern durch die Luft forttrug und dort noch daraus sich loszumachen im Stande war.

---

1) Einer der kühnsten Adlerfänge wurde vom Grafen M. Arco zu Rohrmoos ausgeführt. Vgl. Jagdzeitung, 1861, S. 193. T.

Viertes Kapitel.

Die Adler.

Aquilae.

§. 1. Von den ältern Naturforschern wurden alle eigentlichen Raubvögel unter eine Gattung Falke (Falco) vereinigt, von spätern in mehrere Gattungen getrennt und von den neuern Ornithologen in eine sehr beträchtliche Anzahl von Genera zersplittert. Wir fassen hier unter der Collectivbezeichnung Adler folgende Arten zusammen [1]:

§. 2. Die erste Stelle gebührt einem Vogel, der bisher nicht genau gekannt und daher bald für das Weibchen des Steinadlers (Aquila regalis *Temm.*, Aquila fulva *Meyeri*) ausgegeben, bald mit dem jungen weißköpfigen Adler verwechselt wurde, der aber gegenwärtig als bestimmt geschiedene Art zu betrachten ist, und zwar infolge der Beobachtungen des verstorbenen Obermedicinalraths Leisler in Hanau. Von diesem gründlichen Forscher wurde der seltene Vogel über drei Jahr lang lebendig erhalten, bei dreimaligem Federwechsel und während der ganzen Zeit auf das genaueste beobachtet, zuletzt aber, um Endresultate aus der Untersuchung des Luftröhrenbaues dieses Vogels und des Steinadlers zu ziehen, der Wissenschaft zum Opfer getödtet und so dem Untersuchungswerk die Krone aufgesetzt.

Es ist dies der Kaiser- oder kaiserliche Adler (Aquila imperialis *Bechst.*; Goldadler, Aquila chrysaëtos *Leisleri*, auch Königsadler). [2]

Die Neuheit der Art und die Seltenheit des Vogels in unsern Gegenden scheint eine ausführlichere Beschreibung nöthig zu machen.

Die Länge des männlichen Kaiseradlers (ein solcher war der von Leisler beobachtete und untersuchte) beträgt von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 2′ 6″; die ausgebreiteten Flügel klaftern, mit Einschluß der Rückenbreite, von der Spitze der längsten Schwungfeder des einen Flügels bis zu der des andern 6′.

Länge des Kopfes 5″, Breite 3″.

Schnabellänge a) in gerader Linie von der Mitte der Stirn bis auf die Spitze des Hakens 2″ 4‴; b) von ebenda bis ebendahin über den Rücken des Schnabels gemessen 3″ 1‴; c) vom Mundwinkel bis auf den Rücken des Nagels an seiner Basis 3″.

---

1) Diese Eintheilung wird, als für den Jäger die bequemste, auch in dieser Auflage beibehalten. Uebrigens wird bei jeder Species angegeben werden, zu welchem Genus der neuern Systeme sie gehört, wenn sie vom Genus Aquila getrennt wurde. T.

2) Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 2, Heft 1, S. 170 fg.; Heft 2, S. 335 und 348. Leisler, Nachträge zu Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, I, 58.

Schnabelhöhe an der Wurzel 1″ 5‴; Schnabelbreite am Mundwinkel 2″; Hakenlänge 8‴; Unterkiefer vom Mundwinkel bis zur Spitze 2″ 7‴.

Schnabelfarbe bis zur schwarzen Spitze schön hellblau.

Wachshaut gelb, sehr dick, besonders auf dem Rücken des Schnabels und hier 9‴ lang.

Nasenlöcher zwerch ½″ hoch, 3‴ breit, frei; oberer Rand mit einem Einschnitte, hinterer Rand abgerundet.

Racheneinschnitt bis unter den hintern Augenrand sich erstreckend; Rand des Oberschnabels scharf, unter der Wachshaut und vorn mit fast unmerklichem Ausschnitt.

Augen klein, nicht viel größer als bei F. milvus, sehr tiefliegend und graugelb.

Stirn schwarzbraun; Gegend zwischen den Nasenlöchern und Augen auf weißlichem Grunde mit starken schwarzen Borsten besetzt. Scheitel und Oberhals hellrostfarben, in der Sonne mit goldfarbigem Glanze; im Nacken die Federn bis zu den Spitzen gleichfarbig, nicht weißlich gerändert, auch nicht so lang und schmal als beim Steinadler. Ganze untere Hälfte des Körpers von der Kehle bis zum After dunkelbraun; Afterfedern gelblichweiß; Rückenfedern dunkelbraun, zum Theil mit gelblichen Spitzen; Schulterfedern etwas heller; Flügeldeckfedern braun, die größern zum Theil mit gelben Spitzen; Schwungfedern schwarz, die innern Fahnen, die mittlern Schwungfedern ausgenommen, lichtgrau gebändert, die hintern (Schwungfedern) mit gelben Spitzen. Die zusammengelegten Schwingen vor dem Schwanzende sich kreuzend und mit den Spitzen über den Schwanz hinausreichend. Der Schwanz 11″ lang, zwölf Steuerfedern von gleicher Länge enthaltend und daher nicht abgerundet; die zehn äußern stark nach innen gekrümmt; alle von der Wurzel an hellgrau, am Ende mit einer schwarzen, an den Seiten 4″, in der Mitte nie über 2½″ breiten Binde; Schwanzspitze gelblich; die zehn äußern Steuerfedern an der innern Fahne mit schwarz gewässerten Bändern, welche den zwei mittlern, die in der Mitte einzelne schwarze Fleckchen haben, fehlen.

Die Ständer (Beine) bis an die Zehen dick befiedert; Farbe des Hosengefieders, welches fast über die Zehen herabhängt und sehr ausgebreitet ist, bis auf die hinterwärts gekehrte in Grauweiß übergehende Seite der Fußwurzel, braun. Die Lende mißt 4½″, der Schenkel 6½″, die Fußwurzel 4″; diese wie die gelben Zehen stärker als beim Steinadler; der Rücken der Mittelzehe an der Spitze mit fünf großen Schildern, dieselbe Stelle bei den übrigen Zehen nur mit vier dergleichen Schildern bedeckt, sonst die Zehen stark beschuppt und rauh; Länge der äußern Zehe 1″ 10‴, der Mittelzehe 2½″, der innern Zehe 1½″, der Hinterzehe 1″ 3‴, mit Aus-

schluß der Fänge (Nägel), von welchen der an der Außenzehe 11''', der an der Mittelzehe 1'' 1'''; der an der Innenzehe 1'' 3''', der an der Hinterzehe 1'' 5''' mißt, wonach die Fänge kürzer erscheinen, als beim Steinadler; sie sind aber auch nicht nur kürzer, sondern auch weniger stark gekrümmt als bei jenem.

Der Körper dieses Adlers ist dick und breit; seine Stellung gewöhnlich mit wagerechtem Körper und ein wenig hängendem, fast geradeaus gerichtetem Schwanze. Nur wenn der Vogel ganz ruhig ist, und im Schlafe, sitzt er aufrecht und mit angezogenen Ständern, nach Art vieler Falken. Die Flügel stehen im Sitzen weiter als bei andern Adlern vom Körper ab. Sein im Affect rauh kreischender Laut ähnelt dem der Kolkraben und ertönt wie I—kra, i—kra! In Ruhe gibt er ein leise murmelndes, oft wiederholtes Ga, ga, gak! aus.

Von dem, was Leisler a. a. O. über das Naturell seines lange in der Nähe beobachteten Kaiseradlers ausführlich mittheilt, heben wir als Resultat für das Allgemeine Folgendes aus:

Gegen die Gewohnheit der meisten Raubvögelgattungen und Arten ist dieser Adler fast den ganzen Tag über in Bewegung; wie alle seine Gattungsverwandten klug und stets zum mörderischen Anfall durch offenen Kampf, meist nur auf Thiere, die Widerstand zu leisten vermögen, gerüstet, macht er denselben mit ebenso viel Behendigkeit als Kraft, in steil-diagonaler Richtung aus der Luftregion auf den Raub sich herabstürzend. Dabei ist er, wie die meisten Raubvögel, grausam genug, das Thier, welches er schlägt (fängt), nicht gleich zu tödten, sondern er reißt den Leib auf und kröpft von äußern und innern Theilen, ohne durch die Klagetöne des gemishandelten Thieres sich irren zu lassen. Vögel rupft er, nach Art aller Falken, nicht eben rein, sondern er verschlingt immer einen Theil des Gefieders — wie bei Säugethieren Haare und Wolle —, auch Knochentheile. Daher wirft er auch Gewölle aus, in welchem man aber selten oder nie Knochenreste wahrnimmt.

Da seine Nahrung in der Regel nur aus lebendig geraubten Säugethieren und Vögeln besteht und er nur im Nothfall Amphibien und Aas angeht, so gehört er zu den sehr schädlichen Vögeln.

Die Mauserzeit fällt bei ihm in die Monate Juni und Juli. Während derselben äußerte sich bei dem von Leisler in der Gefangenschaft gehaltenen durchaus kein Zeichen von Kränklichkeit.

Kälte und Wärme erträgt er im eingeschränkten Zustande gleichgut, woraus gefolgert werden kann, daß er hohe Berge eines milden Klimas bewohnt.

Dieser Adler soll geselliger als die übrigen Arten leben, besonders aber

bei einem entstehenden Gewitter in zahlreiche Flüge sich zusammenziehen und tief über der Erde ängstlich herumschweben.

In Deutschland kommt er selten vor; in Siebenbürgen, Slawonien, Kärnten, Salzburg und Tirol wird er öfter getroffen.

Mit folgenden Abänderungen in Rücksicht der Gefiederfarbenzeichnung macht uns Meyer in den Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 2, Heft 2, S. 349, bekannt, nämlich:

a) Oberhals und ein großer Fleck auf dem Rücken weiß. Ein solches Exemplar befindet sich im k. k. Naturaliencabinet in Wien.

b) Das hellbraune Schultergefieder mit vielen weißen Federn durchmengt. Dies die Zeichnung des Leisler'schen alten Vogels, welchen Leisler selbst im Leben für ein Männchen angesprochen, doch aber nach dem Tode des Vogels über das Geschlecht nichts Näheres angezeigt hat.

c) Ein alter Vogel, welcher im Oesterreichischen mit zwei Jungen gefangen worden war, hatte fast ganz die Zeichnung des Leisler'schen, nur war die hellgraue Farbe des Schwanzes noch nicht so bestimmt von dem schwarzen Endbande getrennt. Die jungen Vögel sind hellrostfarben mit überall einfarbig schwarzbraunem Schwanze. Von jungen Steinadlern, mit denen sie der Farbe nach leicht verwechselt werden könnten, sind auch sie durch die gleichlangen (nicht abgestuften) Steuerfedern bestimmt unterschieden.

Schließlich theilt hier der Verfasser noch die vom verstorbenen Obermedicinalrath Leisler im zweiten Hefte seiner Nachträge zu Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, S. 58 und 59, bekannt gemachten, auf anatomische Untersuchung gegründeten Bemerkungen über den abweichenden Luftröhrenbau des Kaiseradlers vom Königsadler (Steinadler) und über die daher rührende Verschiedenheit des Lautes (der Stimme) bei beiden mit:

„Der untere Kehlkopf (Larynx) des Gold-(Kaiser-)Adlers ist ganz anders als beim Stein-(Königs-)Adler gebaut.

„Beim Goldadler findet sich vorn zwischen der Luftröhre und ihren Aesten ein dreieckiger Knochen, der nach hinten und oben, auch nach vorn und unten starke Hervorragungen hat, welche mit den beiden Enden des ersten halben Ringes der Luftröhrenäste in Verbindung stehen. Dadurch entsteht nicht nur bedeutende Erweiterung der Luftröhrenäste und starke Vergrößerung der Paukenmembranen, sondern es wird auch eine breite Lücke gebildet, welche mit der Luftröhrenhaut ausgefüllt ist. Nähert sich nun der erste halbe Ring der Luftröhrenäste dem dreieckigen Knochen, so bildet die Luftröhrenhautausfüllung der Lücke eine in dem untern Kehlkopfe hervortretende Falte; entfernt sich hingegen der Ring von dem dreieckigen Knochen, so wird die Hautausfüllung jener Lücke angespannt.

„Beim Steinadler fehlt der dreieckige Knochen, den man, nach seiner Aehnlichkeit mit dem Schildknorpel, den Schildknochen nennen könnte, gänzlich und es befindet sich an seiner Stelle eine dünne Haut. Da nun hier wegen Mangel des Schildknochens auch dessen Hervorragungen fehlen und die Ringe der Luftröhrenäste klein sind, so offenbart sich eine ganz andere Einrichtung der Luftröhre, als beim Goldadler.

„Vergleicht man diesen Bau der Luftröhrenköpfe beider Adlerarten mit Cuvier's Theorie der Stimmen der Vögel, in dessen Vergleichender Anatomie, IV, 299—341, so wird man einsehen, warum der Laut des Goldadlers von dem des Steinadlers ganz verschieden sein müsse."

Rücksichtlich des Jagd- und Fangbetriebes ist über diese noch zu wenig bekannte Adlerart nichts Besonderes zu sagen, jedoch zu vermuthen, daß das, was hierüber §. 3 beigebracht werden wird, auch hier Anwendung finden möge.

§. 3. Der Königsadler[1]) (Königlicher Adler, Aquila regalis



Temm.; Steinadler, Aquila fulva *Meyeri*), Bergadler, Stockadler[2]) bewohnt fast alle gemäßigten und warmen Erdstriche. In Europa, einige

---

1) Besser unter dem bekannten Namen Steinadler aufzuführen. Aquila chrysaëtos. Falco chrysaëtos: Linné, Syst. Nat., XII, S. 125, Nr. 5. Aquila nobilis: Pallas, Zoographie, I, S. Nr. 19. T.

2) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 353. Wolf und Meyer, Taschenbuch der Vögelkunde, I, 14. Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 2, Heft 1, S. 181.

Provinzen Rußlands ausgenommen, gehört er zu den seltenen Vögeln; doch
ird es wenige Gegenden Deutschlands geben, wo in strengen Wintern der
önigsadler, einzeln oder paarweise, nicht wäre gesehen oder erlegt worden.
n den gebirgigen und waldigen Gegenden von Thüringen, Franken und
chwaben u. s. w. soll er auch zuweilen horsten

Das Männchen ist 2′ 3—4″ lang und klaftert gegen 5′; des Kopfes
inge $4\frac{1}{2}$″, Breite $2\frac{1}{2}$″; Schnabel, von der Mitte der Stirn bis auf die
pitze des Hakens in gerader Linie gemessen, 2″ lang; von der Mitte der
tirn bis auf die Spitze des Hakens über den Rücken des Schnabels mit
em Faden gemessen, 2″ 5‴, vom Mundwinkel bis auf den Rücken des
igels an seiner Basis 2″ 3‴; des Schnabels Höhe an der Wurzel 1″ 1‴;
selben Breite am Mundwinkel 1″ 8‴; Maß des Hakens 6‴; Länge des
terkiefers, vom Mundwinkel aus gemessen, 2″ 1‴. Wachshaut nicht dick
auf dem Rücken des Schnabels 7‴ breit. Nasenlöcher schief, nicht ganz
hoch und $2\frac{1}{2}$‴ breit, der hintere Rand scharf, der obere Rand ohne
schnitt. Mundwinkel unter der vordern Augenhälfte; Augen viel größer
beim Kaiseradler; Nackenfedern sehr lang und zugespitzt; Schwingen die
wanzspitze nicht erreichend; der Schwanz 1′ $\frac{1}{2}$″ lang, abgerundet, die
ern Steuerfedern bedeutend kürzer als die mittlern. Der Rücken der
telzehe, wie der der übrigen Zehen, mit drei Schildern bedeckt.

Das Weibchen 3—$3\frac{1}{2}$′ lang, von einer Flügelspitze zur andern 7′
; Schnabel von der Mitte der Stirn bis auf die Spitze des Hakens
erader Linie 2″ 1‴, über den Rücken des Schnabels mit einem Faden
ssen, $2\frac{1}{2}$″. Des Schnabels Höhe an der Wurzel 1″ 2‴. Der
mißt 7‴. Alles übrige oben beim Männchen Angegebene beim Weib-
ebenso.

Bei beiden Geschlechtern beginnt des Schnabels stark hakenförmige
mmung dicht vor den Nasenlöchern. Die Wachshaut erscheint gelb, der
schwarz, das Uebrige des Schnabels hornblau; der Augenstern gelb.
Dunkelbraunes, rothbraun gerändertes Gefieder bedeckt den Kopf und
als des Weibchens, rostfarbenes, weißlich gerändertes diese Theile
Männchen. Am Mittelrücken, an den Schultern, am Steiße, an der
— beim Weibchen einige dreckige weiße Fleckchen abgerechnet — und
auche sind beide Geschlechter braun befiedert, nur das Männchen
r als das Weibchen, oft an den meisten Theilen fast ganz schwarz.
Seiten des Rückens und die mittlern Deckfedern der Flügel stellen sich
braun und mit Aschgrau gemischt dar; die obern Ränder der Flügel
weiß, dunkelbraun gefleckt; die größten Schwungfedern schwarz, an der
weiß; die hintern von der Spitze bis gegen die Mitte schwärzlich,
an bis zur Wurzel weiß. Die Unterflügel dunkelbraun; der Schwanz

von der Wurzel bis fast zur Mitte weiß, von da an bis zum Ende beim Männchen schwarz, beim Weibchen dunkelbraun.

Der inwendige Theil der wollig befiederten Hosen und der After sind am Weibchen hell rostfarben, am Männchen schmuzig weißgelb; der nach außen gekehrte Theil der Hosen hat bei beiden Geschlechtern eine schwarzbraune, nur wenig mit Weiß melirte Bedeckung.

Aus dem im Vorhergehenden Gesagten ergibt sich, daß dieser Adler, wie alle seine Ordnungsverwandten, dem Geschlechte nach, in der Farbenzeichnung sehr abweicht. Ebenso wesentlich ändert sie sich nach dem Alter, wahrscheinlich bis zum fünften, vielleicht bis zum sechsten Jahre, sodaß besonders sehr alte Weibchen dem Kaiseradler sehr ähnlich sind und ohne genaue Aufmerksamkeit auf die hier angegebenen Unterscheidungszeichen leicht verwechselt werden können.

Daher die sonst angenommenen verschiedenen Arten, die als Geschlechts- oder Alters- oder zufällige Varietäten hierher gehören.

Wolf [1]) beschreibt zwei Junge, die er sah, folgendermaßen:

a) Schnabel horngrau, mit bläulichschwarzer Spitze und blaßgelber Wurzel; Augenstern weiß gelblichgrau; Kopf und Oberhals hell rostgrau; Vordertheil des Scheidels und Unterhals fast schwarz; Unterleib braunschwarz, mit hell rostfarbigen Federn untermengt; Hosen blaß rostbraun, hier und da mit schwarzbräunlichen Flecken; Oberleib braunschwarz, rostfarbig gefleckt; Schwungfedern braunschwarz, mit grauweißen Querflecken an der breiten Fahne; mehrere Schulterfedern weiß; Schwanzwurzel grau. [2])

b) Wachshaut und Mundwinkel gelb; Augenstern graubraun, Pupille bläulichschwarz; auf dem Kopfe ein Schopf [3]); Rücken, Brust und Flügel ganz schwarz; Bauch weiß und schwarz gefleckt; Achselfedern schwarzbraun; Schwungfedern schwarz, am Grunde weiß; Ständer bis an die Zehen schwarzbraun behoft. Noch mitunter viele Nestwolle.

Nach der Angabe eines Tirolers, welcher einen solchen Vogel zur Schau umhertrug, soll selbiger neun Wochen alt gewesen sein.

Im allgemeinen bemerkt Prof. Wolf von jungen (wahrscheinlich von ein- und zweijährigen) Vögeln dieser Art, daß bei ihnen der Schwanz von der Wurzel an unrein dunkelbraun und weiß gefleckt, im dritten Jahre aber erst der Schwanz an der Spitze beim Männchen schwarz, beim Weibchen dunkelbraun, Kopf und Hals [4]) röthlichweiß erscheine.

---

1) Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 15.
2) Der Verfasser hält diesen Vogel für älter als den folgenden. M.
3) Vielleicht noch flaumartig? M.
4) Wahrscheinlich beim Männchen. M.

Der befiederte Theil der Ständer ist vom Kniegelenke bis zur Klauenwurzel fast 5″ lang. Die gelben Zehen sind mit schwarzen, sehr starken, scharfen, krummen Fängen bewaffnet, von denen der hintere oft $4^1/_2$″ lang ein soll.

Der Schlund erweitert sich zu einem so ansehnlichen Kropf, daß selbiger in Pfund Wasser fassen kann. Nicht völlig so groß, aber ebenso häutig nd elastisch wie jener ist der daran grenzende Magen.

Höher als der Adler vermag kaum ein anderer Vogel sich in die Luft ı schwingen; pfeilschnell stößt er aus der unermeßlichsten Höhe in schräger ichtung auf den Raub herab. Geradeaus ziehend oder kreisend fliegt er eichsam schwimmend und daher nicht rasch.

Seine Flügel reichen zusammengelegt nicht ganz bis an die Schwanzspitze.

Alle Raubvögel äugen scharf, aber in so vorzüglichem Grade wie der ler kein anderer; dafür steht er den übrigen in Rücksicht der Fähigkeit, vas in weiter Ferne zu wittern, nach.

Stark, muthig und klug, verdient er der König der Vögel genannt werden.

Zwar ist er ein Räuber, auch ein grausamer, mordsüchtiger Tyrann, aber geht er hinterlistig bei seinen Angriffen zu Werke.

Kein anderer starker Vogel darf es wagen, ihn zu beleidigen; denn hterliche Rache würde er nehmen; aber das Krähen- und Elsterngeschmeiß ı ihn immerhin necken, sehr lange erträgt er es gelassen, und höchstens er nur ein Beispiel von der ihm beiwohnenden Kraft, indem er einen r zudringlichen Quälgeister beiläufig schlägt und mit einem Griffe zernt auf die Seite wirft.

Höchst selten findet man in einer und derselben Gegend zwei Männchen Weibchen, öfter, fast immer ein Gattenpaar, auch außer der Paar-Heckzeit.

Die Grenzen seines Gebiets bestimmt der Adler willkürlich, genau und, Rücksicht auf Ueberfluß oder Mangel an Nahrungsmitteln, enger oder r. Wehe den Raubthieren oder den Raubvögeln, die es wagen wollen, s daraus zu entwenden!

Großmüthig aber und mäßig, verzehrt er nie das, was er selbst schlug, sondern läßt jenen etwas übrig.

Wahrscheinlich trägt diese Mäßigkeit, der stete Gleichmuth, die ruhige chiedenheit, in der er lebt, und der geringe Grad von Leidenschaftlichkeit, r äußert, das Meiste dazu bei, daß er ein sehr hohes Alter erreicht und, ıan behaupten will, zuweilen ein ganzes Jahrhundert durchlebt.

Der Laut dieses Adlers soll sich, noch Schaumbürg, Becker, Meyer, denselben mehrere Jahre lebend zu beobachten Gelegenheit hatten,

auf das den Falkenarten und namentlich dem Bussard eigene, rauhe und krächzende Pfeifen beschränken, nur rascher hervorgestoßen und durchdringender, hauptsächlich des Morgens ertönen. Nie vernahmen alle genannten Männer das rabenartige Krah! krah! welches Bechstein und nach diesem der Verfasser des vorliegenden Werkes in der ersten Ausgabe auch diesem Adler beigelegt hat.

Daß alte Paare sich nicht leicht und vielleicht nie trennen, ist schon oben gesagt; Junge oder sonst unbeweibte paaren sich zu Anfang des März.

Beide Gatten bauen dann, wie man wissen will, für ihre ganze Lebenszeit, meist auf hohen Felsen, zuweilen aber auch auf einem weitästigen Baume ein großes, oft 6′ im Durchmesser haltendes, flaches Nest aus Reisern, Heidekraut, Binsen und Moos, in dessen Mitte das Weibchen zwei bis drei weiße, etwas röthlich gefleckte, stumpfe Eier legt, von diesen aber binnen 30 Tagen höchstens zwei ausbrütet. Die Jungen, von denen die Mutter, der Sage nach, das gefräßigste, wahrscheinlich nur den offenbaren Schwächling, umbringt, sind anfänglich mit weißgrauem Flaume bedeckt und bekommen weiterhin erst das oben unter b) beschriebene Jugendkleid. Sobald sie flugbar werden, müssen sie das Nest verlassen und für ihren Unterhalt und Wohnort sorgen. Bis dahin tragen die Alten Fraß zu, und zwar so emsig, daß man auf einem Horste Reste von 300 Enten und 40 Hasen gefunden haben will.

Nach Buffon sollen von frühester Jugend an eingeschränkt erzogene Königsadler, selbst das übrigens gelehrigere Männchen, bei zunehmendem Alter boshaft, oft sogar dem Wärter gefährlich werden.

Der Steinadler ist eigentlich in gebirgigen oder andern sehr großen Waldungen, auch in kahlen felsigen Gegenden einheimisch; überall aber zieht er solche Orte vor, wo große Flüsse und Seen in der Nähe sich befinden. Nur strenge Winter und Mangel zwingen ihn zur vagirenden Lebensart, und in dieser Jahreszeit ist es auch, wo er ebene Gegenden heimsucht. Mag dann auch wenig zusammenhängende Waldung vorhanden sein, wenn er nur hinlänglich zu kröpfen und zu rauben findet.

Sein Raub erstreckt sich über alles Haarwild, das zur Hirsch=, Ziegen=, Antilopen= und Hasengattung berechnet wird; bei den schwächern Arten über Alt und Jung, bei den stärkern über Kälber vorzüglich. Ist eins oder das andere von diesen Thieren auch noch so gut unter dichten Sträuchern oder sonst verborgen, er gewahrt es gewiß und setzt ihm so lange zu, bis Furcht es aus seinem Schlupfwinkel vertreibt. Mit unglaublicher Behendigkeit und Kraft schlägt er es dann. Von zahmen Säugethieren werden ihm vorzüglich Ziegen, Schafe und Kälber zur Beute.

Dem Federwild und dem zahmen Geflügel aller Arten stellt er mit besonderer Lüsternheit nach.

Allenfalls nimmt er auch einmal mit Mäusen und Schlangen vorlieb. Man will Beispiele wissen, daß er Kinder geraubt und selbst erwachsene Menschen angefallen habe. In unsern Gegenden ist das wol nie der Fall gewesen. Zur Zeit der Noth kröpft er auch Aas.

Alle Schriftsteller sagen, er sowol als der Kaiseradler trinke öfter und ade gern. Ob beides im freien Zustande ebenso oft geschehe, darüber mögen och wol Erfahrungen noch mangeln. Uebrigens kann er wie der Geier ochenlang fasten.

Jagd und Fang.

Ueberall seiner Raubgier wegen geächtet, wird ihm, sobald er in unsern egenden sich blicken läßt, auf alle mögliche Weise nachgestellt.

Geschossen wird er im Sommer vom Horste, im Winter beim Aas, sonst legentlich, immer aber mit der Büchse. Im ersten und zweiten Fall muß r Jäger entweder Gelegenheit haben, in einer Hütte oder in Sträuchern borgen sich anzustellen, oder im besten Winde sehr gut gedeckt sich anzu- leichen; im dritten beruht alles auf einem glücklichen Zufall.

Fangen wird man ihn am ersten, wenn man im Winter beim Schnee ı frischgeschlachtetes Federvieh oder ein Schaf zur Kirrung vorwirft und, ın er diese angenommen hat, mehrere starke, mit Wildbretsgescheide vorher rstrichene Tellereisen, gut mit Laub und Schnee verdeckt, und frischen twurf herlegt.

Auch zufällig erhascht ihn zuweilen ein im Walde nach Mardern oder Gehauen und Feldern, um Milane zu fangen, auf Scheiben gelegtes tteisen, wenn Hasengescheide u. dergl. zum Köder gebraucht wird. [1])

Endlich geht er auch dann und wann in Stoßgarne, die eigentlich nach ichten und Raubvögeln gestellt werden; aber diese mag er wol größten- s zu Grunde richten und öfter entkommen, als gehalten werden, wenn icht gleich todtgeschlagen oder geschossen werden kann.

§. 4. Der weißköpfige Adler[2]) (Seeadler, Fischadler, weiß- änziger Adler; Aquila leucocephala *Meyeri* et *Wolf*, Falco leuco- alus *Gm. L.*) [3]) ist eigentlich auf den kältern Erdstrichen von Europa

---

Daß er sich im Schwanenhalse fangen sollte, bezweifle ich, trotzdem daß mehrere Schriftsteller aupten; denn die Brocken und der Abzugsbissen, deren man sich bedient, reizen ihn sicher
W.

Gehört zur Gattung Haliaëtos *Savigny*. T.

Fischadler, Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 359. Seeadler einbrecher: v. Wildungen, Taschenbuch, 1801, S. 63, Taf. IV (Junger). Weißköpfiger : Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 16. Aquila leucocephala: Annalen der Wetterauer chaft, Bd. 1, Heft 2, S. 266, und Beiträge der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, Aigle pygargue: Temminck, Man. d'ornith., S. 11.

und Asien in felsigen Gegenden an Meeresufern, auch in ebenen und gebirgigen Waldungen, die an Flüsse und Seen grenzen, einheimisch. Im Winter, nach Raub umherstreichend, besucht er die französischen und holländischen Küsten häufig, mitunter auch Deutschland, und zwar dessen gebirgige Waldgegenden am öftersten.



Altes Männchen[1]): Länge 2′ 5″, Flugweite 6′ 6″, Schwere 11 Pfund. Schnabel — welcher bei dieser Art von der Wurzel an wenig oder gar nicht gekrümmt, an der Spitze aber, fast wie bei den Geiern, stark behakt ist —, Wachshaut, Mundwinkel, Augenliderrand und Füße schön gelb; Augenstern gelblichbraun; Kopf und Hals braungrau, alle Federn schmuzig-weiß gesäumt und die Schäfte derselben schwarzbraun, wodurch auf jeder Feder ein schwärzlicher feiner Strich entsteht; die meisten Federn des Oberrückens ebenso gefärbt, der Unterrücken sammt den Schwanzdeckfedern braun, bis auf die vier längsten der letztern, welche am Grunde braun, in der Mitte weiß und an der Spitze weiß und braun gefleckt sind; alle Schwungfedern braun mit weißen Schäften, bei den kleinen Schwungfedern sind diese

1) Es wurde am 24. Februar 1811 bei Offenbach geschossen und von Meyer in den Beiträgen der Wetterauer Gesellschaft, a. a. O., beschrieben. W.

nach der Spitze zu braun; die Flügeldeckfedern braun mit schmuzigweißer Einfassung; der Unterleib braun, rostfarbig und gelblichweiß gefleckt; die Afterfedern dunkelbraun, mit hellerer Spitzeneinfassung; die Hosen braun mit untermischten rostfarbigen Federn, von welchen viele weißlich gesäumt sind; der zugerundete, fast keilförmige, aus zwölf Federn bestehende Schwanz weiß und nur an der Wurzel dunkelbraun gestreift und gefleckt, die beiden mittelsten Federn 10″ lang, die beiden äußersten nur 8³/₄″ lang; die zusammengelegten Flügel reichen etwas über die Hälfte des Schwanzes hinaus.

Altes Weibchen [1]): Es ist reichlich um den vierten Theil größer ıls das Männchen, und die Farbe am Kopfe und Halse oben und unten einer weiß.

Männchen im Mittelalter: Länge 2′ 9¹/₂″, Flugweite 7′ 4″, 5chwere 9 Pfund. [2]) Der Schnabel braun, gelblich überlaufen; der Unterſchnabel hellbraun; Wachshaut und Augenliderrand schmuziggelb; der Augenern hellbraun; die Füße hochgelb; Kopf- und Halsfedern braungrau mit weißchen Spitzen; Rückenfedern und Flügeldeckfedern am Grunde röthlichbraun, ı der Spitze dunkelbraun, die Federn der Brust und des Bauches ebenso; e großen Schwungfedern schwarzbraun, die mittlern auf der breiten Fahne :iß gesprenkelt; die Afterfedern schmuzigweiß, bräunlich gefleckt mit brauner pitze; die Schenkelfedern dunkelbraun; die Hosen röthlichbraun mit dunklern pitzen; die mittlern Schwanzfedern länger als die äußern, alle auf der malen Fahne braun und weißlich gefleckt, auf der breiten Fahne beinahe ız weiß, nur etwas braun bespritzt und oben mit einem großen braunen :cken.

Ueber ein Jahr altes Pärchen [3]): a) Männchen: Oberschnabel ttschwarz, Wachshaut dunkel olivengrün; Nasenlöcher schräg, schmal, ›tisch; der Grund des Unterschnabels olivengrünlich; die Gegend zwischen Augen und dem Schnabelwinkel schmuzig honiggelb, mit schwarzen Federsten, die am Grunde weißen Flaum haben; Rachen schmuzig wachsgelb; ıge hornartig, oben in der Mitte glatt und glänzendbraun, an beiden ten schwärzlichgrau, unten glänzendbraun, in der Mitte mit einem Kiele; f, Nacken und die Federn des Oberhalses dunkelbraun mit weißlichen tzen (diese Federn bei beiden Geschlechtern eigentlich vom Grunde an fast

---

[1]) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, a. a. O. Wolf und Meyer, a. a. O. W.
[2]) Ein solches wurde am 29. November 1808 in der Gegend von Offenbach geschossen und von r in den Annalen der Wetterauer Gesellschaft, a. a. O., beschrieben. Uebrigens ist es auffallend, daß Männchen — wenn es, was infolge der Angabe eines Meyer kaum in Zweifel gezogen werden ein junger Vogel obiger Art war — so bedeutend stärker (größer) gewesen ist, als das gleichıach Meyer vorher beschriebene alte Männchen. W.
[3]) Ein solches wurde in der Oberpfalz geschossen, von Dr. Wolf genau untersucht und, wie oben im Taschenbuch der Vögelkunde, a. a. O., beschrieben. W.

bis zur Hälfte weiß); Rücken und obere Flügeldeckfedern braun, wie hellgebrannte Kaffeebohnen, gegen die Wurzel hin heller; Schwungfedern: die ersten fünf glänzend schwarzbraun, die übrigen dunkel kaffeebraun; die Schulterfedern und großen Flügelfedern am Grunde weiß, oder auch weiß mit Braun besprengt (daher auf dem Rücken einige weiße Flecken), gegen die Mitte hellbräunlich, nach der Spitze hin kaffeebraun; die breite Fahne der ersten Schwungfeder und bei der zweiten bis vierten beide Fahnen von der Mitte an auf einmal schmäler; Unterleib dunkel kaffeebraun, am Grunde heller; Schwanz schmuzigweiß, dunkelbraun besprengt, die vier äußern Federn auf der schmalen Fahne dunkelbraun, gegen die Spitze hin alle Steuerfedern ein dunkelbraunes Band; die Spitze selbst schmuzigweiß.

b) Weibchen: Rücken rostroth mit dunkelbraunen Flecken; die großen Flügeldeckfedern rostgelblich, an der Spitze und am Rande dunkelbraun; Schulterfedern weißlich, mit dunkelbraunen Punkten und Flecken gegen die Spitze hin; die hintern Schwungfedern dunkelbraun mit weißlichen verloschenen Punkten, gegen die Spitze hin röthlichweiß mit dunkelbraunen Punkten; die obern längern Schwanzdeckfedern weißlich mit vielen dunkelbraunen Punkten besprengt; Kehle dunkelbraun; Brustfedern am Grunde weiß, dann ins Rostrothe übergehend und in der Mitte mit einem großen dunkelbraunen Schaftflecken; Bauch rostroth mit dunkelbraunen Schaftflecken; untere Deckfedern des Schwanzes weißlich, rostbraun gerandet und mit dunkelbraunen Spitzen. Alles übrige fast wie beim Männchen (a). Noch ist zu bemerken, daß die mittlern und hintern Schwungfedern eine feine hornartige Spitze hatten. Entstehen diese Spitzen dadurch, daß die Fahnen nach und nach abgerieben werden und dann die steifen Schaftenden übrigbleiben, so möchte dies zum Beweise dienen, daß die Vögel, als sie erlegt wurden, wenigstens im zweiten Lebensjahre standen.

Junge vom Jahre[1]): Schnabel schwärzlich, an der Wurzel olivengrünlich; Wachshaut dunkel olivenbraun; nackter Theil der Fußwurzel und der Zehen gelb; Augenstern braun; Kopf und Hals dunkelbraun mit hellern Federspitzen; Rücken und Flügel kaffeebraun, die Federn dieser Theile an der Wurzel heller; die großen Schwungfedern schwarz; Unterleib braun mit dunklern Flecken, oft mit weißen Federn untermengt; Schwanz von der Wurzel an grauweißlich, an den äußern Steuerfederfahnen unregelmäßig braun gefleckt, die Spitzen der Federn braun, ohne Flecken.

Dies ist: Falco glaucopis: Gmelin, Syst. Nat., I, 255, Nr. 42; Falco melanaëtos: Ebend., S. 254, Nr. 2, und Falco ossifragus: Ebend.,

---

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 12.



Zu II, 429

Der Seeadler.

„Beim Steinadler fehlt der dreieckige Knochen, den man, nach seiner Aehnlichkeit mit dem Schildknorpel, den Schildknochen nennen könnte, gänzlich und es befindet sich an seiner Stelle eine dünne Haut. Da nun hier wegen Mangel des Schildknochens auch dessen Hervorragungen fehlen und die Ringe der Luftröhrenäste klein sind, so offenbart sich eine ganz andere Einrichtung der Luftröhre, als beim Goldadler.

„Vergleicht man diesen Bau der Luftröhrenköpfe beider Adlerarten mit Cuvier's Theorie der Stimmen der Vögel, in dessen Vergleichender Anatomie, IV, 299—341, so wird man einsehen, warum der Laut des Goldadlers von dem des Steinadlers ganz verschieden sein müsse."

Rücksichtlich des Jagd- und Fangbetriebes ist über diese noch zu wenig bekannte Adlerart nichts Besonderes zu sagen, jedoch zu vermuthen, daß das, was hierüber §. 3 beigebracht werden wird, auch hier Anwendung finden möge.

§. 3. Der Königsadler[1]) (Königlicher Adler, Aquila regalis



Temm.; Steinadler, Aquila fulva *Meyeri*), Bergadler, Stockadler[2]) bewohnt fast alle gemäßigten und warmen Erdstriche. In Europa, einige

1) Besser unter dem bekannten Namen Steinadler aufzuführen. Aquila chrysaëtos. Falco chrysaëtos: Linné, Syst. Nat., XII, S. 125, Nr. 5. Aquila nobilis: Pallas, Zoographie, I, 338, Nr. 19. T.

2) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 353. Wolf und Meyer, Taschenbuch der Vögelkunde, I, 14. Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 2, Heft 1, S. 181.

Provinzen Rußlands ausgenommen, gehört er zu den seltenen Vögeln; doch wird es wenige Gegenden Deutschlands geben, wo in strengen Wintern der Königsadler, einzeln oder paarweise, nicht wäre gesehen oder erlegt worden. In den gebirgigen und waldigen Gegenden von Thüringen, Franken und Schwaben u. s. w. soll er auch zuweilen horsten

Das Männchen ist 2′ 3—4″ lang und klaftert gegen 5′; des Kopfes Länge 4½″, Breite 2½″; Schnabel, von der Mitte der Stirn bis auf die Spitze des Hakens in gerader Linie gemessen, 2″ lang; von der Mitte der Stirn bis auf die Spitze des Hakens über den Rücken des Schnabels mit einem Faden gemessen, 2″ 5‴, vom Mundwinkel bis auf den Rücken des Nagels an seiner Basis 2″ 3‴; des Schnabels Höhe an der Wurzel 1″ 1‴; desselben Breite am Mundwinkel 1″ 8‴; Maß des Hakens 6‴; Länge des Unterkiefers, vom Mundwinkel aus gemessen, 2″ 1‴. Wachshaut nicht dick und auf dem Rücken des Schnabels 7‴ breit. Nasenlöcher schief, nicht ganz 4‴ hoch und 2½‴ breit, der hintere Rand scharf, der obere Rand ohne Einschnitt. Mundwinkel unter der vordern Augenhälfte; Augen viel größer als beim Kaiseradler; Nackenfedern sehr lang und zugespitzt; Schwingen die Schwanzspitze nicht erreichend; der Schwanz 1′ ½″ lang, abgerundet, die äußern Steuerfedern bedeutend kürzer als die mittlern. Der Rücken der Mittelzehe, wie der der übrigen Zehen, mit drei Schildern bedeckt.

Das Weibchen 3—3½′ lang, von einer Flügelspitze zur andern 7′ breit; Schnabel von der Mitte der Stirn bis auf die Spitze des Hakens in gerader Linie 2″ 1‴, über den Rücken des Schnabels mit einem Faden gemessen, 2½″. Des Schnabels Höhe an der Wurzel 1″ 2‴. Der Haken mißt 7‴. Alles übrige oben beim Männchen Angegebene beim Weibchen ebenso.

Bei beiden Geschlechtern beginnt des Schnabels stark hakenförmige Krümmung dicht vor den Nasenlöchern. Die Wachshaut erscheint gelb, der Nagel schwarz, das Uebrige des Schnabels hornblau; der Augenstern gelb.

Dunkelbraunes, rothbraun gerändertes Gefieder bedeckt den Kopf und Oberhals des Weibchens, rostfarbenes, weißlich gerändertes diese Theile beim Männchen. Am Mittelrücken, an den Schultern, am Steiße, an der Brust — beim Weibchen einige dreckige weiße Fleckchen abgerechnet — und am Bauche sind beide Geschlechter braun befiedert, nur das Männchen dunkler als das Weibchen, oft an den meisten Theilen fast ganz schwarz. Die Seiten des Rückens und die mittlern Deckfedern der Flügel stellen sich röthlichbraun und mit Aschgrau gemischt dar; die obern Ränder der Flügel röthlichweiß, dunkelbraun gefleckt; die größten Schwungfedern schwarz, an der Wurzel weiß; die hintern von der Spitze bis gegen die Mitte schwärzlich, von da an bis zur Wurzel weiß. Die Unterflügel dunkelbraun; der Schwanz

von der Wurzel bis fast zur Mitte weiß, von da an bis zum Ende beim Männchen schwarz, beim Weibchen dunkelbraun.

Der inwendige Theil der wollig befiederten Hosen und der After sind am Weibchen hell rostfarben, am Männchen schmuzig weißgelb; der nach außen gekehrte Theil der Hosen hat bei beiden Geschlechtern eine schwarzbraune, nur wenig mit Weiß melirte Bedeckung.

Aus dem im Vorhergehenden Gesagten ergibt sich, daß dieser Adler, wie alle seine Ordnungsverwandten, dem Geschlechte nach, in der Farbenzeichnung sehr abweicht. Ebenso wesentlich ändert sie sich nach dem Alter, wahrscheinlich bis zum fünften, vielleicht bis zum sechsten Jahre, sodaß besonders sehr alte Weibchen dem Kaiseradler sehr ähnlich sind und ohne genaue Aufmerksamkeit auf die hier angegebenen Unterscheidungszeichen leicht verwechselt werden können.

Daher die sonst angenommenen verschiedenen Arten, die als Geschlechts- oder Alters- oder zufällige Varietäten hierher gehören.

Wolf [1]) beschreibt zwei Junge, die er sah, folgendermaßen:

a) Schnabel horngrau, mit bläulichschwarzer Spitze und blaßgelber Wurzel; Augenstern weiß gelblichgrau; Kopf und Oberhals hell rostgrau; Vordertheil des Scheidels und Unterhals fast schwarz; Unterleib braunschwarz, mit hell rostfarbigen Federn untermengt; Hosen blaß rostbraun, hier und da mit schwarzbräunlichen Flecken; Oberleib braunschwarz, rostfarbig gefleckt; Schwungfedern braunschwarz, mit grauweißen Querflecken an der breiten Fahne; mehrere Schulterfedern weiß; Schwanzwurzel grau. [2])

b) Wachshaut und Mundwinkel gelb; Augenstern graubraun, Pupille bläulichschwarz; auf dem Kopfe ein Schopf [3]); Rücken, Brust und Flügel ganz schwarz; Bauch weiß und schwarz gefleckt; Achselfedern schwarzbraun; Schwungfedern schwarz, am Grunde weiß; Ständer bis an die Zehen schwarzbraun behost. Noch mitunter viele Nestwolle.

Nach der Angabe eines Tirolers, welcher einen solchen Vogel zur Schau umhertrug, soll selbiger neun Wochen alt gewesen sein.

Im allgemeinen bemerkt Prof. Wolf von jungen (wahrscheinlich von ein- und zweijährigen) Vögeln dieser Art, daß bei ihnen der Schwanz von der Wurzel an unrein dunkelbraun und weiß gefleckt, im dritten Jahre aber erst der Schwanz an der Spitze beim Männchen schwarz, beim Weibchen dunkelbraun, Kopf und Hals [4]) röthlichweiß erscheine.

---

1) Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 15.

2) Der Verfasser hält diesen Vogel für älter als den folgenden. W.

3) Vielleicht noch flaumartig? W.

4) Wahrscheinlich beim Männchen. W.

Der befiederte Theil der Ständer ist vom Kniegelenke bis zur Klauenwurzel fast 5″ lang. Die gelben Zehen sind mit schwarzen, sehr starken, scharfen, krummen Fängen bewaffnet, von denen der hintere oft 4½″ lang sein soll.

Der Schlund erweitert sich zu einem so ansehnlichen Kropf, daß selbiger ein Pfund Wasser fassen kann. Nicht völlig so groß, aber ebenso häutig und elastisch wie jener ist der daran grenzende Magen.

Höher als der Adler vermag kaum ein anderer Vogel sich in die Luft zu schwingen; pfeilschnell stößt er aus der unermeßlichsten Höhe in schräger Richtung auf den Raub herab. Geradeaus ziehend oder kreisend fliegt er gleichsam schwimmend und daher nicht rasch.

Seine Flügel reichen zusammengelegt nicht ganz bis an die Schwanzspitze.

Alle Raubvögel äugen scharf, aber in so vorzüglichem Grade wie der Adler kein anderer; dafür steht er den übrigen in Rücksicht der Fähigkeit, etwas in weiter Ferne zu wittern, nach.

Stark, muthig und klug, verdient er der König der Vögel genannt zu werden.

Zwar ist er ein Räuber, auch ein grausamer, mordsüchtiger Tyrann, nie aber geht er hinterlistig bei seinen Angriffen zu Werke.

Kein anderer starker Vogel darf es wagen, ihn zu beleidigen; denn fürchterliche Rache würde er nehmen; aber das Krähen- und Elsterngeschmeiß mag ihn immerhin necken, sehr lange erträgt er es gelassen, und höchstens gibt er nur ein Beispiel von der ihm beiwohnenden Kraft, indem er einen jener zudringlichen Quälgeister beiläufig schlägt und mit einem Griffe zermalmt auf die Seite wirft.

Höchst selten findet man in einer und derselben Gegend zwei Männchen oder Weibchen, öfter, fast immer ein Gattenpaar, auch außer der Paar- und Heckzeit.

Die Grenzen seines Gebiets bestimmt der Adler willkürlich, genau und, mit Rücksicht auf Ueberfluß oder Mangel an Nahrungsmitteln, enger oder weiter. Wehe den Raubthieren oder den Raubvögeln, die es wagen wollen, etwas daraus zu entwenden!

Großmüthig aber und mäßig, verzehrt er nie das, was er selbst schlug, ganz, sondern läßt jenen etwas übrig.

Wahrscheinlich trägt diese Mäßigkeit, der stete Gleichmuth, die ruhige Abgeschiedenheit, in der er lebt, und der geringe Grad von Leidenschaftlichkeit, den er äußert, das Meiste dazu bei, daß er ein sehr hohes Alter erreicht und, wie man behaupten will, zuweilen ein ganzes Jahrhundert durchlebt.

Der Laut dieses Adlers soll sich, nach Schaumburg, Becker, Meyer, welche denselben mehrere Jahre lebend zu beobachten Gelegenheit hatten,

auf das den Falkenarten und namentlich dem Bussard eigene, rauhe und krächzende Pfeifen beschränken, nur rascher hervorgestoßen und durchdringender, hauptsächlich des Morgens ertönen. Nie vernahmen alle genannten Männer das rabenartige Krah! krah! welches Bechstein und nach diesem der Verfasser des vorliegenden Werkes in der ersten Ausgabe auch diesem Adler beigelegt hat.

Daß alte Paare sich nicht leicht und vielleicht nie trennen, ist schon oben gesagt; Junge oder sonst unbeweibte paaren sich zu Anfang des März.

Beide Gatten bauen dann, wie man wissen will, für ihre ganze Lebenszeit, meist auf hohen Felsen, zuweilen aber auch auf einem weitästigen Baume ein großes, oft 6′ im Durchmesser haltendes, flaches Nest aus Reisern, Heidekraut, Binsen und Moos, in dessen Mitte das Weibchen zwei bis drei weiße, etwas röthlich gefleckte, stumpfe Eier legt, von diesen aber binnen 30 Tagen höchstens zwei ausbrütet. Die Jungen, von denen die Mutter, der Sage nach, das gefräßigste, wahrscheinlich nur den offenbaren Schwächling, umbringt, sind anfänglich mit weißgrauem Flaume bedeckt und bekommen weiterhin erst das oben unter b) beschriebene Jugendkleid. Sobald sie flugbar werden, müssen sie das Nest verlassen und für ihren Unterhalt und Wohnort sorgen. Bis dahin tragen die Alten Fraß zu, und zwar so emsig, daß man auf einem Horste Reste von 300 Enten und 40 Hasen gefunden haben will.

Nach Buffon sollen von frühester Jugend an eingeschränkt erzogene Königsadler, selbst das übrigens gelehrigere Männchen, bei zunehmendem Alter boshaft, oft sogar dem Wärter gefährlich werden.

Der Steinadler ist eigentlich in gebirgigen oder andern sehr großen Waldungen, auch in kahlen felsigen Gegenden einheimisch; überall aber zieht er solche Orte vor, wo große Flüsse und Seen in der Nähe sich befinden. Nur strenge Winter und Mangel zwingen ihn zur vagirenden Lebensart, und in dieser Jahreszeit ist es auch, wo er ebene Gegenden heimsucht. Mag dann auch wenig zusammenhängende Waldung vorhanden sein, wenn er nur hinlänglich zu kröpfen und zu rauben findet.

Sein Raub erstreckt sich über alles Haarwild, das zur Hirsch-, Ziegen-, Antilopen- und Hasengattung berechnet wird; bei den schwächern Arten über Alt und Jung, bei den stärkern über Kälber vorzüglich. Ist eins oder das andere von diesen Thieren auch noch so gut unter dichten Sträuchern oder sonst verborgen, er gewahrt es gewiß und setzt ihm so lange zu, bis Furcht es aus seinem Schlupfwinkel vertreibt. Mit unglaublicher Behendigkeit und Kraft schlägt er es dann. Von zahmen Säugethieren werden ihm vorzüglich Ziegen, Schafe und Kälber zur Beute.

Dem Federwild und dem zahmen Geflügel aller Arten stellt er mit besonderer Lüsternheit nach.

Allenfalls nimmt er auch einmal mit Mäusen und Schlangen vorlieb. Man will Beispiele wissen, daß er Kinder geraubt und selbst erwachsene Menschen angefallen habe. In unsern Gegenden ist das wol nie der Fall gewesen. Zur Zeit der Noth kröpft er auch Aas.

Alle Schriftsteller sagen, er sowol als der Kaiseradler trinke öfter und bade gern. Ob beides im freien Zustande ebenso oft geschehe, darüber mögen doch wol Erfahrungen noch mangeln. Uebrigens kann er wie der Geier wochenlang fasten.

Jagd und Fang.

Ueberall seiner Raubgier wegen geächtet, wird ihm, sobald er in unsern Gegenden sich blicken läßt, auf alle mögliche Weise nachgestellt.

Geschossen wird er im Sommer vom Horste, im Winter beim Aas, sonst gelegentlich, immer aber mit der Büchse. Im ersten und zweiten Fall muß der Jäger entweder Gelegenheit haben, in einer Hütte oder in Sträuchern verborgen sich anzustellen, oder im besten Winde sehr gut gedeckt sich anzuschleichen; im dritten beruht alles auf einem glücklichen Zufall.

Fangen wird man ihn am ersten, wenn man im Winter beim Schnee ihm frischgeschlachtetes Federvieh oder ein Schaf zur Kirrung vorwirft und, wenn er diese angenommen hat, mehrere starke, mit Wildbretsgescheide vorher überstrichene Tellereisen, gut mit Laub und Schnee verdeckt, und frischen Vorwurf herlegt.

Auch zufällig erhascht ihn zuweilen ein im Walde nach Mardern oder in Gehauen und Feldern, um Milane zu fangen, auf Scheiben gelegtes Tritteisen, wenn Hasengescheide u. dergl. zum Köder gebraucht wird. [1])

Endlich geht er auch dann und wann in Stoßgarne, die eigentlich nach Habichten und Raubvögeln gestellt werden; aber diese mag er wol größtentheils zu Grunde richten und öfter entkommen, als gehalten werden, wenn er nicht gleich todtgeschlagen oder geschossen werden kann.

§. 4. **Der weißköpfige Adler**[2]) (**Seeadler, Fischadler, weißschwänziger Adler**; Aquila leucocephala *Meyeri* et *Wolf*, Falco leucocephalus *Gm. L.*) [3]) ist eigentlich auf den kältern Erdstrichen von Europa

---

1) Daß er sich im Schwanenhalse fangen sollte, bezweifle ich, trotzdem daß mehrere Schriftsteller es behaupten; denn die Brocken und der Abzugsbissen, deren man sich bedient, reizen ihn sicher nicht. W.

2) Gehört zur Gattung Haliaëtos *Savigny*. T.

3) **Fischadler**, Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 359. **Seeadler** oder **Beinbrecher**: v. Wildungen, Taschenbuch, 1801, S. 63, Taf. IV (Junger). **Weißköpfiger Adler**: Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 16. Aquila leucocephala: Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 2, S. 266, und Beiträge der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 34. Aigle pygargue: Temminck, Man. d'ornith., S. 11.

und Asien in felsigen Gegenden an Meeresufern, auch in ebenen und gebirgigen Waldungen, die an Flüsse und Seen grenzen, einheimisch. Im Winter, nach Raub umherstreichend, besucht er die französischen und holländischen Küsten häufig, mitunter auch Deutschland, und zwar dessen gebirgige Waldgegenden am öftersten.



Altes Männchen[1]): Länge 2′ 5″, Flugweite 6′ 6″, Schwere 11 Pfund. Schnabel — welcher bei dieser Art von der Wurzel an wenig oder gar nicht gekrümmt, an der Spitze aber, fast wie bei den Geiern, stark behakt ist —, Wachshaut, Mundwinkel, Augenliderrand und Füße schön gelb; Augenstern gelblichbraun; Kopf und Hals braungrau, alle Federn schmuzigweiß gesäumt und die Schäfte derselben schwarzbraun, wodurch auf jeder Feder ein schwärzlicher feiner Strich entsteht; die meisten Federn des Oberrückens ebenso gefärbt, der Unterrücken sammt den Schwanzdeckfedern braun, bis auf die vier längsten der letztern, welche am Grunde braun, in der Mitte weiß und an der Spitze weiß und braun gefleckt sind; alle Schwungfedern braun mit weißen Schäften, bei den kleinen Schwungfedern sind diese

1) Es wurde am 24. Februar 1811 bei Offenbach geschossen und von Meyer in den Beiträgen der Wetterauer Gesellschaft, a. a. O., beschrieben. W.

nach der Spitze zu braun; die Flügeldeckfedern braun mit schmuzigweißer Einfassung; der Unterleib braun, rostfarbig und gelblichweiß gefleckt; die Afterfedern dunkelbraun, mit hellerer Spitzeneinfassung; die Hosen braun mit untermischten rostfarbigen Federn, von welchen viele weißlich gesäumt sind; der zugerundete, fast keilförmige, aus zwölf Federn bestehende Schwanz weiß und nur an der Wurzel dunkelbraun gestreift und gefleckt, die beiden mittelsten Federn 10″ lang, die beiden äußersten nur $8\frac{3}{4}$″ lang; die zusammengelegten Flügel reichen etwas über die Hälfte des Schwanzes hinaus.

Altes Weibchen [1]): Es ist reichlich um den vierten Theil größer als das Männchen, und die Farbe am Kopfe und Halse oben und unten reiner weiß.

Männchen im Mittelalter: Länge 2′ $9\frac{1}{2}$″, Flugweite 7′ 4″, Schwere 9 Pfund. [2]) Der Schnabel braun, gelblich überlaufen; der Unterschnabel hellbraun; Wachshaut und Augenliderrand schmuziggelb; der Augenstern hellbraun; die Füße hochgelb; Kopf- und Halsfedern braungrau mit weißlichen Spitzen; Rückenfedern und Flügeldeckfedern am Grunde röthlichbraun, an der Spitze dunkelbraun, die Federn der Brust und des Bauches ebenso; die großen Schwungfedern schwarzbraun, die mittlern auf der breiten Fahne weiß gesprenkelt; die Afterfedern schmuzigweiß, bräunlich gefleckt mit brauner Spitze; die Schenkelfedern dunkelbraun; die Hosen röthlichbraun mit dunklern Spitzen; die mittlern Schwanzfedern länger als die äußern, alle auf der schmalen Fahne braun und weißlich gefleckt, auf der breiten Fahne beinahe ganz weiß, nur etwas braun bespritzt und oben mit einem großen braunen Flecken.

Ueber ein Jahr altes Pärchen [3]): a) Männchen: Oberschnabel mattschwarz, Wachshaut dunkel olivengrün; Nasenlöcher schräg, schmal, elliptisch; der Grund des Unterschnabels olivengrünlich; die Gegend zwischen den Augen und dem Schnabelwinkel schmuzig honiggelb, mit schwarzen Federborsten, die am Grunde weißen Flaum haben; Rachen schmuzig wachsgelb; Zunge hornartig, oben in der Mitte glatt und glänzendbraun, an beiden Seiten schwärzlichgrau, unten glänzendbraun, in der Mitte mit einem Kiele; Kopf, Nacken und die Federn des Oberhalses dunkelbraun mit weißlichen Spitzen (diese Federn bei beiden Geschlechtern eigentlich vom Grunde an fast

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, a. a. O. Wolf und Meyer, a. a. O. W.

2) Ein solches wurde am 29. November 1808 in der Gegend von Offenbach geschossen und von Meyer in den Annalen der Wetterauer Gesellschaft, a. a. O., beschrieben. Uebrigens ist es auffallend, daß dieses Männchen — wenn es, was infolge der Angabe eines Meyer kaum in Zweifel gezogen werden kann, ein junger Vogel obiger Art war — so bedeutend stärker (größer) gewesen ist, als das gleichfalls nach Meyer vorher beschriebene alte Männchen. W.

3) Ein solches wurde in der Oberpfalz geschossen, von Dr. Wolf genau untersucht und, wie oben steht, im Taschenbuch der Vögelkunde, a. a. O., beschrieben. W.

bis zur Hälfte weiß); Rücken und obere Flügeldeckfedern braun, wie hellgebrannte Kaffeebohnen, gegen die Wurzel hin heller; Schwungfedern: die ersten fünf glänzend schwarzbraun, die übrigen dunkel kaffeebraun; die Schulterfedern und großen Flügelfedern am Grunde weiß, oder auch weiß mit Braun besprengt (daher auf dem Rücken einige weiße Flecken), gegen die Mitte hellbräunlich, nach der Spitze hin kaffeebraun; die breite Fahne der ersten Schwungfeder und bei der zweiten bis vierten beide Fahnen von der Mitte an auf einmal schmäler; Unterleib dunkel kaffeebraun, am Grunde heller; Schwanz schmuzigweiß, dunkelbraun besprengt, die vier äußern Federn auf der schmalen Fahne dunkelbraun, gegen die Spitze hin alle Steuerfedern ein dunkelbraunes Band; die Spitze selbst schmuzigweiß.

b) Weibchen: Rücken rostroth mit dunkelbraunen Flecken; die großen Flügeldeckfedern rostgelblich, an der Spitze und am Rande dunkelbraun; Schulterfedern weißlich, mit dunkelbraunen Punkten und Flecken gegen die Spitze hin; die hintern Schwungfedern dunkelbraun mit weißlichen verloschenen Punkten, gegen die Spitze hin röthlichweiß mit dunkelbraunen Punkten; die obern längern Schwanzdeckfedern weißlich mit vielen dunkelbraunen Punkten besprengt; Kehle dunkelbraun; Brustfedern am Grunde weiß, dann ins Rostrothe übergehend und in der Mitte mit einem großen dunkelbraunen Schaftflecken; Bauch rostroth mit dunkelbraunen Schaftflecken; untere Deckfedern des Schwanzes weißlich, rostbraun gerandet und mit dunkelbraunen Spitzen. Alles übrige fast wie beim Männchen (a). Noch ist zu bemerken, daß die mittlern und hintern Schwungfedern eine feine hornartige Spitze hatten. Entstehen diese Spitzen dadurch, daß die Fahnen nach und nach abgerieben werden und dann die steifen Schaftenden übrigbleiben, so möchte dies zum Beweise dienen, daß die Vögel, als sie erlegt wurden, wenigstens im zweiten Lebensjahre standen.

Junge vom Jahre [1]): Schnabel schwärzlich, an der Wurzel olivengrünlich; Wachshaut dunkel olivenbraun; nackter Theil der Fußwurzel und der Zehen gelb; Augenstern braun; Kopf und Hals dunkelbraun mit hellern Federspitzen; Rücken und Flügel kaffeebraun, die Federn dieser Theile an der Wurzel heller; die großen Schwungfedern schwarz; Unterleib braun mit dunklern Flecken, oft mit weißen Federn untermengt; Schwanz von der Wurzel an grauweißlich, an den äußern Steuerfederfahnen unregelmäßig braun gefleckt, die Spitzen der Federn braun, ohne Flecken.

Dies ist: Falco glaucopis: Gmelin, Syst. Nat., I, 255, Nr. 42; Falco melanaëtos: Ebend., S. 254, Nr. 2, und Falco ossifragus: Ebend.,

1) Temminck, Man. d'ornith., S. 12.

Zu II, 429



Der Seeadler.

S. 155, Nr. 4, welcher letztere unter dem Namen Seeadler in v. Wildungen's Taschenbuch und in Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, a. a. O., auch in dessen Ornithologischem Taschenbuch, I, 8, Nr. 4, nicht minder in der ersten Ausgabe des vorliegenden Werks, I, 125, Art 2, und III, 245, als eigene Art beschrieben wurde.

Wir verdanken die Berichtigung dieses Irrthums dem um die deutsche Vögelkunde hoch verdienten Hofrath Meyer zu Offenbach, welcher in den Annalen der Wetterauer Gesellschaft, a. a. O., desfalls folgendermaßen sich äußert:

„Schon lange zweifelte ich daran, daß Falco leucocephalus *L.* und Falco ossifragus *L.* zwei verschiedene Arten seien, indem beide einen vollkommen gleichen Schnabel haben und die Füße beider in allen Theilen und Formen einander vollkommen ähnlich sind. Als ich das Museum der Wissenschaften zu Harlem sah, wurde mein Zweifel zur Gewißheit. Hier fand ich viele Exemplare aufgestellt (freilich als zwei verschiedene Arten) und konnte deutlich den Uebergang der einen Art in die andere bemerken. Mehrere angesehene Ornithologen Deutschlands sind derselben Meinung, z. B. Natterer und v. Minckwitz."

Dieser Meinung ist neuerdings auch Temminck beigetreten.

Die Wachshaut geht bei diesem Adler höher in die Stirn hinauf als bei andern, wodurch der Kopf ein längliches Ansehen erhält. Im Sitzen hängen die Flügel immer an den Seiten etwas herab. Im Fluge bewegt er sich nicht schnell, sondern schwebend, gleichsam schwimmend, in mäßiger Höhe über dem Boden hin, ohne wie der Steinadler zu steigen.

Blos beim Stoßen fährt er sehr rasch herab, erwartet aber womöglich die Annäherung des Raubes, der seinen scharfen Augen auch im dichten Gebüsch, wo er still auf Baumästen sitzt, nicht leicht entgeht. Letzteres scheint auf eine seinen Gattungsverwandten nicht eigene Indolenz hinzudeuten, die dadurch noch offenbarer wird, daß er immer, wie alle trägen Thiere, gut bei Leibe ist.

Oft reizt ihn das kleinere geflügelte Raubgesindel zum Zorn und dann, aber auch nur dann vernimmt man seinen lang gezogenen unangenehm kreischenden Laut.

Der Horst dieses Adlers, welcher in allem dem des Königsadlers ähnlich ist, steht auf hohen starken Bäumen oder auf schroffen, unzugänglichen Felsen.

Das Gelege enthält zwei große, schwere, stumpf abgerundete, weiße, rothgefleckte Eier. Die Brütezeit fällt in die letzte Hälfte des Mai oder in die erste des Juni. Beide Aeltern finden das Geschäft, ihre Kinder zu erziehen, lästig; sobald selbige daher nur irgend fähig sind, sich selbst zu nähren, werden sie verstoßen und in die weite Welt geschickt.

Bei uns schlägt dieser Adler Wild- und Rehkälber, Hasen, Ratten aller

Gemäsch, bis 48′ lang und 20—12′ hoch gestrickt, und dann am sandigen seichten Ufer der Flüsse oder Seen auf der Erde, unter Anwendung der Kreuzschnur fangbar gestellt und in demselben eine Ente oder Gans, allenfalls an Farbe den wilden ähnlich, angefesselt würde.

§. 6. Der kurzzehige Adler [1]) (Aquila brachydactyla *Wolf*) [2]) führt diesen Namen mit vollem Rechte, indem er durch seine im Verhältniß zu andern Adlern kurzen Zehen von allen andern Arten dieser Gattung sich standhafter unterscheidet als durch die weißen Augenflecken.



Er hält sich in den Gebirgswaldungen auf, vorzüglich in solchen, die aus Nadelhölzern bestehen. In der Schweiz ist er ziemlich gemein, in Frankreich selten, weniger selten in Franken, in der Wetterau, im Spessart und im Odenwalde.

Altes Männchen: 2′—2′ 1″ lang, von einer Flügelspitze zur andern 5′ 6—7″ breit. Schnabel schwarz, Wachshaut hellblau; Augenstern goldgelb; nackter Theil der kurzzehigen Ständer geschuppt und graublau; Kopf plattgedrückt, dick, mit starren, pfeilförmigen Nackenfedern; unten an den Augen ein mit weißem Flaum bedeckter halbmondförmiger Flecken; Oberkopf, Wangen, Kehle, Vorderhals, Brust und Bauch weiß, letzterer mit wenigen hellbraunen Flecken besetzt; die Hosen, welche nur vorn etwas über das Knie herabgehen, wie der Bauch; Afterfedern fast ganz reinweiß, nur mit einigen rostfarbenen Flecken; Oberleib braun, mit hellern Federrändern, Flügeldeckfedern braun, alle an der Wurzel weiß; Schwungfedern schwarzbraun, mit braungelben Schäften, an denen der dritten Ordnung die innere Fahne weiß, mit braunen Bändern; Schwanz nicht abgerundet, oben graubraun mit drei halben dunkelbraunen Bändern, unten weiß.

Altes Weibchen: Wenig, oft gar nicht stärker als das Männchen;

---

1) Gehört zur Gattung Circaëtos *Vieillot*. Falco gallicus: Gmelin, Syst. Linn., S. 259, Nr. 52. T.

2) Annalen der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, Bd. 1, Heft 1, S. 45. Wolf und Meyer, Taschenbuch der Vögelkunde, I, 21, Nr. 4. Aquila leucomphomma: Borkhausen und Becker u. s. w., Deutsche Ornithologie, Heft 9. Falco leucopsis: Bechstein, Ornithologisches Taschenbuch, I, 460, Nr. 3, und Dessen Naturgeschichte Deutschlands, 2. Aufl., II, 572. Falco brachydactylus: Temminck, Man. d'ornith., S. 15.

im ganzen weniger Weißes und die braunen Theile lichter als bei jenem; Kopf, Hals, Brust, Bauch und Hosen mit vielen dichtstehenden, braunen Flecken gezeichnet. Sonst alles wie beim Männchen.

Ausgewachsene Junge in Folgendem abweichend: Länge 20″. Oberschnabel von der Wurzel an bis über die Hälfte, sowie die Wachshaut lichtblau, Unterschnabel fast ganz blau; Augenstern bleichgelb; Fußwurzel und Zehen weißgrau; Kehle und Bauch hellrostfarbig mit wenigen weißen Flecken; Hosen verkürzt, mit einzelnen rostfarbigen Bändern; Oberleib dunkler braun; Schwungfedernschäfte braun; die Schwungfedern der dritten Ordnung an der innern Fahne weiß ohne braune Bänder; Schwanz braun, mit drei sehr undeutlichern dunklern halben Bändern und weißen Federspitzen.

Dieser Adler kröpft nach Wolf und Meyer nur Amphibien; nach Wolf gibt er die unverdaulichen Reste derselben, wie andere Vögel- und Säugethierräuber das Gewölle, nach Verlauf einiger Zeit wieder von sich. Fischgräten fand man weder im Kropf noch im Magen; auch kröpfte ein in Gefangenschaft erhaltener dergleichen nie. In Temminck, „Man. d'ornith.", wird er der Räuberei von wildem und zahmem Geflügel beschuldigt. Zu den sehr schädlichen Vögeln gehört er gewiß nicht.

Den Horst fand man auf hohen Tannen, Eichen und Buchen, und in demselben zwei bis drei weiße, einzeln hellbräunlich gefleckte Eier; mehr als zwei Junge werden aber wol kaum ausgebrütet werden.

Besondere Jagd- und Fangmethoden sind nicht bekannt.



§. 7. Der Flußadler[1]) — Aquila haliaëtus *Wolf*[2]); Falco haliaëtus *Gm. L.*; Fischaar, kleiner Fischadler — ist ein Zugvogel, der vom März bis zum November die nördlichen Erdstriche der ganzen bekannten Welt bewohnt, im Winter aber, der Nahrung wegen, südliche Gegenden besucht. Im nördlichen Deutschland gehört er nicht zu den seltenen Vögeln.

Das Männchen hält in der Länge 1′ 9—10″, das Weibchen 2′; jenes klaftert in der Flugweite 5′ 3″, dieses 5′ 9—10″.

---

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 361. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 23, Nr. 5. Temminck, Man. d'ornith., S. 16. Laurop und Fischer, Sylvan, 1819, S. 67.

2) Gehört zur Gattung Pandion *Savigny*. Aquila marina: Belon, Hist. d'ois., S. 96. T.

Der schwarze Schnabel ist 1¾″ lang, hat keinen merklichen Zahn und endet in einem großen, spitzigen Haken. Die Wachshaut und die Wurzel des Unterschnabels sind bläulichgrau gefärbt. Die Nasenlöcher bestehen aus einer schmalen schiefen Ritze, unter welcher eine hohle Haut sich befindet, die, wenn der Vogel mit dem Kopf ins Wasser fährt, wahrscheinlich vor die Ritze tritt, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Der Stern in den großen Augen ist hochgelb.

Am Weibchen erscheint der Kopf bis tief in den Nacken weiß, mit dunkelbraunen Strichen gezeichnet. Die Stirn ist mit schwarzen stacheligen Federborsten umgeben; den übrigen Oberkörper deckt dunkelbraunes, gelblich und weiß geränderteѕ Gefieder. Durch diese Ränder wird auf dunkelm Grund helleres Gewölk gebildet. Ein schmaler dunkelbrauner Ring umgibt das Auge, und diesen begrenzt ein weißer Halbkreis. Von den Augen zieht ein dunkelbrauner Streif sich an den Seiten des Halses herab. Von den dunkelbraunen Deckfedern der Flügel sind die größern gelblich gekantet, die kleinern weiß gespitzt. Von den übrigens braunschwarzen Schwungfedern haben die vordern schmuzigweiße Spitzen, die hintern auf der innern Fahne hellbraune und weiße Querbinden. Zusammengelegt kreuzen die Flügel sich über der Schwanzspitze. Von den dunkelbraunen, weiß gespitzten Steuerfedern haben die äußern weiße Querbänder, die an den beiden mittelsten ins Aschgraue und Hellbraune übergehen; unten ist der Schwanz mit fünf bis sechs bräunlichgrauen Querbinden gewässert.

Der ganze Unterkörper von der Kehle an bis zu den gelblich angeflogenen Afterfederspitzen trägt weißes, an der Kehle schwarz geschäftetes, auf der Brust braun dreieckig geflecktes Gefieder. Die Schenkel sind an der auswendigen Seite mit weißem Flaum bedeckt, und die hierdurch entstehenden Halbhosen ziehen sich bis etwas unterhalb des Knies herab. Von da an ist die Hautbedeckung der 2½″ langen, unverhältnißmäßig dicken Ständer rauh und schuppig und, die gelblichen Schienbeine abgerechnet, blaßblau gefärbt. Die kurzen Zehen haben an der untern Seite kleine schwarze Wärzchen, und an dem vordersten Ballen des äußersten Fingers befindet sich ein kegelförmiger Dorn, welcher wahrscheinlich zum Festhalten des glatten, schlüpferigen Fischraubes dient. Die äußere Zehe kann, wie beim weißköpfigen Adler, vor- und rückwärts gelegt werden; ein Beweis, daß bei diesen beiden Adlerarten die Membran, durch welche die äußere Klaue mit der mittlern bei den meisten Raubvögeln verbunden zu sein pflegt, wo nicht ganz fehlt, doch sehr schmal ist. Die Fänge sind groß, genau halbzirkelförmig gekrümmt, scharf und schwarz gefärbt.

Am Männchen ist der Hinterkopf gelblich, gegrundet, weiß und dunkel-

braun gestreift; auf den Flügeln ist weniger Weißes sichtbar; die Bänder auf den Schwung- und Steuerfedern sind undeutlicher.

Die Jungen haben — im ersten Jahre, wie es scheint — eine dunkler, fast aschgrau befiederte Brust und einen bis zum After reinweißen Bauch. [1])

Uebrigens kommen auch bei dieser Adlerart mancherlei Farbenvarietäten vor, die wol meist von der Verschiedenheit des Alters herrühren.

So findet man z. B. Fischaare, an denen auf dem Oberleib wenig weiße und gelbliche Wolken sich zeigen; andere, an denen am Unterleib mehr oder weniger dunkel- oder rostbraune Flecken erscheinen; noch andere, die einen fast ganz weißen Kopf, auch wol ein weißes Halsband haben, und endlich solche, an welchen die Fußwurzel dunkler oder heller erscheint, als oben gesagt wurde.

Sieht man einen, was nicht selten der Fall ist, der am Kopfe oder Halse abgenutztes Gefieder hat, so darf man annehmen, daß dies vom öftern Tauchen herrühre.

Der ganze Körperbau, besonders die verhältnißmäßige Länge und Form der Flügel dieses Vogels macht, daß er zwar auch schwebend, aber rascher und höher als der weißköpfige Adler in der Luft hinzieht; höher besonders, wenn er weitere Reisen macht. Selbst wenn er über dem Wasser, ohne sich eben von der Stelle zu bewegen, flattert und die Ständer herunterhängen läßt, wie der Thurmfalke, hält er sich ziemlich hoch in der Luft. Doch entgeht seinem scharfen Auge gewiß kein Fisch, der in einer Tiefe von 12″ unter einer klaren Wasserfläche hinzieht.

Obgleich er im Freien scheu ist, so soll er sich doch gewissermaßen zähmen und sogar zum Fischfang abrichten lassen. Aus eigener Erfahrung weiß ich dies indessen nicht. Zu den ausgezeichnet grausamen und wilden Raubvögeln gehört er jedoch nicht. Auch ich habe bemerkt, daß sich beim sitzenden Vogel dieser Art das Scheitelgefieder hollenartig sträubt. Ob dies aber, wie Fleischer im Sylvan, a. a. O., sagt, im Affect geschieht, mag ich ebenso wenig verbürgen als behaupten, daß es, wie es mir schien, vom Windzug herrühre.

Sein Laut, den ich nie selbst gehört habe, soll, wenn er eine gute Beute gemacht hat, oder wenn die Paarzeit eintritt, wie Krau, krau! ertönen. Ebenso wenig vernahm ich das ihm als Angst- und Schreckenslaut eigen seinsollende Gegiekker, wol aber das von andern durch Kai, kai! bezeichnete, den meisten größern Raubvögeln gemeine Pfeifen.

---

1) Fleischer beschreibt im Sylvan, 1819, S. 71, die Jungen so: „Sie sind auf dem Oberleib weit dunkler, fast schieferblau, am Unterleib ganz weiß, mit sparsamern Flecken auf der Brust; der Scheitel ist merklich weißer."

Ich selbst sah den jungen Vogel nie. W.

Dieser Adler begattet sich im April.

Nur einmal in seinem Leben baut das Weibchen, wenn es ungestört bleibt, auf dem Gipfel der höchsten Eichen oder Nadelholzstämme einen flachen, mäßig breiten Horst aus Reisern und füttert ihn mit Moos und Gras aus. Alljährlich legt es im Mai mitten in denselben seine abgerundeten, weißen, rothgestreiften und durchwellten Eier, deren Zahl, nach Bechstein's und Buffon's Angabe, gewöhnlich aus drei, selten aus vier Stück bestehen soll. Sie werden von ihm allein in drei Wochen ausgebrütet, während dieser Zeit aber die nöthigen Lebensmittel vom Männchen herbeigeschafft.[1]) Den Jungen tragen beide Aeltern den erforderlichen Fraß bis zur erlangten Flugbarkeit zu.

Der Fischaar raubt und kröpft in der Regel Fische, besonders gern große Karpfen und Hechte, auch Forellen, wenn er ihrer habhaft werden kann. Er hält sich daher vorzüglich in Wäldern auf, an welchen oder durch welche fischreiche Flüsse und Bäche hinfließen, oder in deren Nachbarschaft Landseen und Teiche belegen sind. Da ihm das Fliegen nicht schwer wird, so sucht er die Gewässer stundenweit, immer aber dieselben wieder auf. Sind die Ufer mit starken Bäumen besetzt, so hakt er auf dem am weitesten über das Wasser herausgewachsenen Ast auf; wo nicht, so schwebt er mit gesenktem Hinterleib auf einer und derselben Stelle flatternd — wie oben gesagt — hoch über dem Wasser, stößt mit angelegten Flügeln pfeilschnell und lothrecht herab, und selten vergebens hinein, um den Fisch, den er gewahrte, zu schlagen. Seinen Raub, den er mit großem, durch mehrmals wiederholten Flügelschlag auf das Wasser verursachtem Geräusch den Fluten entwendet, nimmt er mit fort, bis auf einen benachbarten Baum oder auf einen aus dem Wasser hervorragenden Pfahl, wo er ihn gemächlich kröpft und sehr geschickt skeletirt; doch jagt ihm der Seeadler (weißköpfige Adler), wo dieser mit ihm zusammenkommt, manche schöne Beute ab. Seine gewöhnlichsten Fischstunden sind morgens zwischen 8 und 9 Uhr, mittags zwischen 12 und 1 Uhr, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr.

Forstrath Fischer zu Karlsruhe bestätigt infolge mehrfacher Erfahrungen, welche sowol sein Vater als er selbst gemacht hat, im Sylvan, 1819, S. 74, daß, wie der weißköpfige Adler von Robben, der Flußadler von sehr starken Karpfen, die er geschlagen, mit unter das Wasser gezogen werde und so recht eigentlich zu Grunde geht.

---

1) Für die Richtigkeit dieser Angaben kann ich um so weniger bürgen, da ich bei andern Raubvögeln beobachtet habe, daß das Weibchen vom Männchen abgelöst wird. Auch scheint es mir nicht ganz wahrscheinlich, daß diese Vögel, denen das Rauben weit schwerer wird als andern ihrer Gattungsverwandten, mehr Eier legen und Junge ausbringen sollten als jene. Sonst pflegt die Natur doch immer Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Möglichkeit wenigstens existire, die hervorgebrachten Geschöpfe zu erhalten. W.

Mir ist kein Beispiel bekannt, daß er, wie mehrere Schriftsteller behaupten, Wasser- und Schwimmvögel schlage. Doch kann und muß dies vielleicht aus Noth geschehen, wenn die Gewässer, besonders in der Zeit, wo die Jungen versorgt sein wollen, durch anhaltendes Regenwetter angeschwellt und getrübt werden; denn wie sollte er da mit Erfolg fischen? Und wenn Alte auch, wie alle Raubvögel, lange fasten könnten, was doch bei dem, was sie gewöhnlich kröpfen, nicht wahrscheinlich ist, so vermögen unflugbare Junge das doch gewiß nicht.

Jagd und Fang.

Geschossen habe ich in meinem Leben nur zwei Flußadler (Fischaare). Einen, den ich, indem er auf einem aus der Mulde hervorragenden Pfahl seine Beute verzehrte, hinter dichtem Gesträuch und an einem hohen Ufer beschlich; den andern, indem ich mich mehrere Morgen gut verborgen da anstellte, wo ich ihn vorher hatte fischen sehen. Auch mögen dies wol die einzigen Wege sein, welche mit Erfolg eingeschlagen werden können, um, außer der Heckzeit, diesen der Fischerei sehr schädlichen Vogel durch den Schuß zu erlegen.

Wo er horstet, würde man, wenn das Weibchen brütet, sich auf gehörige Schußweite mit der Büchse dem Baum, auf welchem der Horst steht, mit Vorsicht zu nähern suchen, sich auch wol, wenn es abgestrichen wäre, so lange, bis es wieder aufhakte, gut verborgen halten müssen, um dann einen sichern Schuß mit Schrot von Nr. 0 anbringen zu können.

Wollte dies nicht gelingen, so würde ich, wenn der Horst nicht zu ersteigen wäre, täglich den Standort besuchen, bis die Jungen, wie alle Raubvögel, wenn sie bald ausfliegen wollen, auf den Rand des Horstes heraustreten, um sie dann einzeln zu erlegen.

Mir selbst ist keine Fangart bei diesem Vogel aus Erfahrung bekannt. Bechstein sagt in seinem „Handbuch der Jagdwissenschaft" hierüber Folgendes: „Im Brandenburgischen und sonst auf Seen und Teichen wird er im Schlaggarn gefangen. Man befestigt nämlich einen Pflock in einem Teich; um denselben wird ein Schlaggarn, wie man sie zu Nachtigallen braucht, nur etwas größer und stärker, gestellt, und zwar so, daß es ungefähr 9" unter dem Wasser steht. Unter dem Wasser, über dem Pflock wird ein mittelmäßiger Fisch vermittels eines Bindfadens durch die Rückenflosse so befestigt, daß er ungefähr 5" unter dem Wasser ist. Oben auf dem Wasser wird kreuzweis eine doppelte Leine gezogen, welche mit dem Abzug in Verbindung steht. Sobald der Fischaar auf den Fisch stößt, so berührt er die Leine und das Garn schlägt zu. Man rudert dann auf einem Kahn hinan und nimmt ihn aus. Dieser Fang ist sehr gewiß."

Ebenfalls als sehr erfolgreich wird der Fang mit dem Tellereisen von Fleischer in Laurop's und Fischer's Sylvan, 1819, S. 76, gerühmt und die Vorbereitung zum Fang so beschrieben:

„Man legt ein zum Fuchs- und Otterfang genüglich starkes Tellereisen ins flache (feichte) Wasser an solche Stellen, welche dieser Adler öfters besucht; dasselbe muß aber ziemlich fest gestellt sein, damit es der lebendige Fisch, den man als Köder daran bindet, nicht losschnellt."

Unumwunden will ich bekennen, daß mir der glückliche Erfolg der beiden angezeigten Fangmethoden nicht einleuchten will, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Der Fischaar treibt sein Räuberwesen, meinen Wahrnehmungen zufolge, selten an seichten Stellen, sondern fast immer da, wo er der Tiefe des Wassers wegen große Fische wahrzunehmen hoffen kann.
2) Rücksichtlich des Fanges mit dem Schlaggarn (Bömsch) scheint die nothwendige Befestigung desselben, bis zur Unverrückbarkeit, am Boden mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden zu sein; nicht zu gedenken, daß die Federkraft der Stellstange — besser wol Schnellstange — kaum so groß sein kann, um den erforderlichen höchst raschen Zusammenschlag des durch den Eindrang des Wassers erschwerten, durch den Druck desselben behinderten Netzfangapparats zu bewirken.
3) Die Anwendung des Tellereisens zum Fang betreffend, möchte meines Erachtens eine so feste Stellung desselben, daß es bei der Bewegung des daran als Köder befestigten lebendigen, wenn auch nur ½ Pfund wiegenden Fisches nicht losgeschnellt werden sollte, kaum möglich sein.

Mit besserm Erfolg dürfte daher die Fangmethode angewendet werden können, welche ich in der ersten Ausgabe des vorliegenden Werks vorgeschlagen habe. Doch halte ich mich zu der Erklärung verbunden, daß ich keine Gelegenheit habe finden können, Versuche damit zu machen.

Es ist dies folgende:

Man treibe da, wo der Fischaar seinen Strich hält, einen beiläufig 6″ ins Gevierte beschlagenen Pfahl, an dessen Kopfende ein 3″ ins Gevierte haltender, 6″ langer Zapfen befindlich ist, so tief in das Wasserbett ein, daß das Wasser 5—6″ über dem Zapfen steht. Auf dem Grund dieses Zapfens passe man ein rechtwinkeliges Kreuz unbeweglich an, dessen Arme so lang sein müssen, daß, wenn in dem an dem Ende eines jeden von oben nach unten durchgehenden 1½″ im Diameter haltenden Loch ein 7′ langer Stab senkrecht aufgesetzt und fest eingesteckt wird, diese vier Stäbe ein Viereck bilden, von welchem jede Seite 10′ hält. An den Armen des Kreuzes wie an den Stäben müssen Vorrichtungen getroffen sein, um auf jenen und an

diesen — hier bis mindestens 8″ über den Wasserspiegel hinauf — starke Netze befestigen zu können.

Wird nun auf dem Zapfen des Pfahls ein Spiegelkarpfen — ich glaube, ein solcher dürfte am meisten reizen — auf die Weise, wie oben beim Bechstein'schen Fang gesagt, als Köder befestigt, das Stabviereck mit einem ganzen Stoßgarn behängt, der Raum innerhalb desselben aber mit sich kreuzenden dünnen Leinchen, welche in dem Gemäsch, wo selbiges in der mittlern Lasche der Stäbe eingeklemmt ist, über Eck bezogen: so ist es höchst wahrscheinlich, daß der Fischaar, wenn er den Köderfisch gewahrt, auf denselben stößt, bei Berührung der Kreuzleinen vom Garn überdeckt und gefangen werden muß, ohne sich retten zu können.

Auch auf andere Raubvögel, die den Fischen nachstellen, wird, ich zweifle nicht daran, diese Fangart anwendbar sein; besonders wenn oben an das Ende der Stäbe Knöpfe geschnitten werden, um durch die an denselben befestigten, straff von einem Stab gezogene Reserveleine den weniger geschickten Räubern einen Anhakepunkt zu verschaffen.

Von andern Schriftstellern werden folgende Fangmethoden, als auf den Flußadler mit Erfolg anwendbar, gerühmt:

1. Fang mit dem Wasserbömsch.[1])

Die Grundlage besteht aus zwei 6—7′ langen im mittlern Durchmesser beiläufig $1\frac{1}{4}$″ dicken Stäben von zähem leichten Holz, z. B. Hasel, Weide u. dergl. Beide Stäbe werden halbzirkelförmig und in dieser Form vollkommen sich gleich (sich deckend) zusammengebogen, dann vermittels eines hanfenen Leinchens von der Stärke eines dünnen Pfeifenstiels, welches man oberhalb des an jedem Ende des Stabes angeschnittenen Knopfs festbindet, in der Halbzirkelform erhalten. Diese Halbzirkel setzt man durch die Enden der besagten Leinchen so in Verbindung, daß sie, wie ein Tellereisen, leicht sich zusammen- und auseinanderschlagen lassen; so zwar, daß sie, in letztgedachtem Fall horizontal ausgebreitet, einen ganzen Zirkel bilden.

Zur Ausfüllung dieser Grundlage gehört das den Fang eigentlich verrichtende Netz. Dieses wird aus dünnem Bindfaden oder aus festem vier- bis fünfsträhnigen Hanfzwirn folgendermaßen geknötet: Man strickt zu Anfang acht, von einem Knoten zum andern 4″ haltende Maschen, und diese in sich zusammen. In diesen Anfang wird rundum in der Maße fortgestrickt, daß man beim ersten mal herum mit zwei Maschen, beim dritten mal herum

1) Dies ist der Fangapparat, dessen Bechstein in seinem Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 364, §. 1395, und in seiner Jagdzoologie, S. 778 und 779, Erwähnung thut. Der Verfasser liefert die Beschreibung desselben so, wie sie ihm von einem seiner Bekannten mündlich mitgetheilt worden ist. Wirklich soll man sich desselben im Brandenburgischen mit gutem Erfolg bedienen. W.

mit vier Maschen zunimmt. Von nun an nimmt man bei jedem mal herum auf den vierten Theil der Maschenzahl eine Masche, auf die ganze Rundung sonach vier Maschen zu, und so wird fortgefahren, bis man nach mehrmaligem Ausbreiten des Netzes auf der auseinandergeschlagenen Stabunterlage gefunden, daß dasselbe die gehörige Größe habe, um an den Stabbügeln mit Bindfaden ringsum busenreich angeschnürt werden zu können.

Um aber dem Netz überall die erforderliche bauchige Form zu geben, muß man nach zweimaligem Herumstricken immer ein etwas breiteres Strickbret nehmen.

Zum Aufstellen des Fangapparats sind demnächst noch folgende Hülfsgeräthschaften erforderlich:

a) Eine 9′ lange, im mittlern Durchmesser beiläufig 3″ dicke Stellstange von möglichst elastischem zähen Holz, z. B. Ulmen, Jungeichen, Hornbaum (Hainbuchen), welche beim Stellen als Schlagfeder wirkt.

b) Ein beiläufig 4″ ins Gevierte am Kopfende haltender Pfahl von eichenem Holz, welches durch den Einfluß der Witterung den Schein der Neuheit bereits verloren hat. Die Länge des Pfahls richtet sich nach der Tiefe des Wassers und nach der Beschaffenheit des Erdbodens im Wasserbett, wo selbiger und zwar so tief eingetrieben werden soll, daß er, mit dem Kopfende 12—14″ über dem Wasserspiegel hervorragend, durch eine bedeutende Kraft weder wankend gemacht, noch gehoben werden kann. 2—3″ vom Kopfende herabwärts wird an der Vorderseite des Pfahls ein Kerb eingeschnitten, dann 3—4″ unterhalb des Kerbes ein viereckiges, 4″ hohes, bis $^3/_4$″ breites, von vorn nach hinten durchgehendes Loch ausgemeißelt. Dieses Loch ist dazu bestimmt, die Stellzunge aufzunehmen, welche bei einer Länge von 12″ ungefähr, am Hintertheil einen $2^1/_2$″ hohen, nicht volle $^3/_4$″ breiten Backen, vorn aber nur die halbe Höhe, dabei aber die doppelte Breite und an dieser breitern Stelle auf der Oberfläche einen gegen $^3/_4$″ tiefen Kerbeinschnitt und vor demselben ein quer durchgehendes Löchelchen haben muß. Die Verbindung dieser Zunge mit dem Pfahl wird hergestellt, indem man den Backen der erstern von vorn nach hinten in das durch letztern gemeißelte Loch schiebt, hierauf ein Löchelchen quer durch die Pfahl- und den Zungenbacken bohrt, dann ein in das Pfahlbackenlöchelchen genau passendes Pflöckchen eintreibt. Damit aber die Stellzunge nach oben und unten frei spielen könne (auf- und niederwärts leicht beweglich sei), muß das durch den Zungenbacken gehende Löchelchen um ein weniges größer sein als das in dem Pfahlbacken befindliche.

c) Das Stellholz, ein 9″ langes, $1^1/_2$″ breites, $^1/_2$″ dickes, am vordern und hintern Ende der oberwärtsgekehrten Seite hobeleisenschneidig zuge-

schärftes Bretchen, mit in der Mitte von oben nach unten durchgebohrtem Löchelchen.

d) Zwei ziemlich starke Hakenpflöcke von festem Holz, z. B. Hainbuchen.

e) Zwei aus gespaltenem Holz geschnitzte, am Kopfende mit einem 3/4″ breiten Hakenvorsprung versehene Pflöckchen.

f) Zwei längere runde Pflöcke, an welchen 1″ vom Kopfende herabwärts ringsum ein Kerb eingeschnitten wird.

g) Drei Stellschnuren, zwei Kreuzschnuren von mäßig starkem, gut gedrehtem Bindfaden [1]), und ein kürzeres Schnürchen von festem, viersträhnig zusammengedrehtem Zwirn.

Hat man wahrgenommen, daß ein Flußadler auf einem stillen oder doch nur sanft fließenden, klaren, schnellem Steigen und Fallen nicht unterworfenen Gewässer Fischräuberei anhaltend treibt, so begibt man sich, mit vorgedachten Geräthschaften und mit einem Beil oder Schlägel versehen, an eine Stelle, wo das Wasser eine Tiefe von 10—15″ hat.

Zuerst treibt man da die am stärkern Ende scharf zugespitzte Stellstange (a) so tief und fest in den Grund des Wasserbettes senkrecht ein, daß selbige, wenn sie mit ihrem Vorderende bis auf 5 oder 4′ über den Wasserspiegel herabgedrückt wird, mit dem dickern Ende (fast) unbeweglich stehen bleibt. [2])

Dann schlägt man, in stillem Wasser unter dem Winde, im fließenden nach seinem Laufe hin, in einer Entfernung von 4½ — 5′ von der jetzt senkrechtstehenden Stellstange den Bömsch so auseinander, daß der eine Halbzirkel desselben rechts, der andere links der Stellstange gerichtet liegt. Hierauf befestigt man selbigen am Boden, indem man die beiden stärkern Hakenpflöcke (d) da durch die Schlofen, durch welche die beiden Netzbügel in Verbindung stehen, steckt und sie bis auf den Grund fest eintreibt.

Demnächst wird beiläufig 2½′ vor dem hintern Hakenpflock, in schnurgerader Richtung zwischen diesem und dem vordern, der Stellungspfahl (b) unbeweglich fest und so tief in den Grund des Wasserbettes geschlagen, daß die horizontal vorwärtsgerichtete Stellzunge, in deren vor dem Kerb durchgehendem Löchelchen das kürzere Schnürchen (g) einzubinden ist, höchstens 3″ über dem Wasserspiegel steht.

Nachdem ferner vor jedem Bügel da, wo dessen Biegung am größten ist, also vor dessen Mitte, einer von den zwei Hakenpflöckchen (e) so in den

1) Eine schwache hanfene Wanduhrleine ist hierzu am besten zu verwenden. W.

2) Zum Vorstoßen des Lochs im Boden bedient man sich eines etwas starken, schweren Locheisens. Um aber den Druck der Stange auf den Boden, Erweiterung des Lochs und dadurch bewirkt werdende Verminderung der Stangenfederkraft zu verhüten, treibt man an der Seite der Stange, nach welcher sie hingebogen werden soll, und dicht vor derselben, ein paar starke Pfähle so tief als möglich in den Boden und mindestens bis horizontal mit dem Wasserspiegel ein. W.

Boden eingedrückt worden, daß sie mit ihrem Hakenvorsprung auf die Bügel schnäbeln und diese leise niederhalten, doch so nur, daß eine geringe Kraft die Bügel aus dieser Lage zu bringen und unter den Haken hervor, in die Höhe zu treiben vermag: nimmt man einen lebenden Fisch von mittlerer Größe, zieht durch dessen Rückenflosse eine aus drei= oder vierfach genommenem festen, starken Zwirn zusammengedrehte Schnur und befestigt selbige so an dem Stellungspfahl (b), daß der Fisch, beiläufig 6″ tief unter dem Wasser, in einem ganz engen Raum sich hin= und herbewegen kann.

Um endlich die vollkommen fängische Stellung zu bewirken, zieht man eine von den drei Stellschnuren (g) durch das am Stellholz (c) befindliche Loch von oben nach unten durch, knüpft an dem durchgezogenen Ende einen so vielfach verschürzten Knoten, daß die Schnur durch das Loch am Stellholz schlechterdings nicht zurücktreten kann, und befestigt die erwähnte Schnur nebst den beiden andern Stellschnuren (g) in einem am Kopfende der Stellstange ringsum hinlänglich tief eingeschnittenen Kerb. Die mittlere Stellschnur, an welcher das Stellholz befestigt ist, erhält die erforderliche Länge, um, wenn die Stellstange bis zu einer Tiefe von 5 oder 4′ über dem Wasserspiegel herabgedrückt ist, das Stellholz zwischen die beiden Kerbe am Stellpfahl und auf der etwas oberwärts gehobenen Stellzunge einlegen zu können, wo selbiges dann vermöge der der Stellstange inwohnenden Federkraft, und vermittels der durch diese in Spannung gesetzten Stellschnur festgehalten wird. Hiernächst befestigt man die beiden andern Stellschnuren, welche zur rechten und linken Seite der mittlern, schon angespannten, herabhängen, genau in der Mitte der Rundung des vor jeder Schnur liegenden Bügels; jedoch etwas weniger stramm, wie die am Stellholz.

Zuletzt wird von den zwei runden Pflöcken (f) einer beiläufig 10″ vor dem Hakenpflock, welcher die vordere Schlose am Netzapparat niederhält, der zweite, jenem gerade gegenüber, ungefähr 10″ hinter dem Hakenpflock, mit welchem die hintere Schlose auf dem Grund befestigt ist, so tief in den Boden getrieben, daß der an beiden befindliche Kerb 1—2″ tiefer am Wasserspiegel steht als die Stellzunge. In den gedachten Kerben befestigt man eine von den beiden Kreuzschnuren (g) mäßig stramm; die andere Kreuzschnur (g) hingegen wird neben der Stellschnur am rechten Bügel des Bömsch angebunden, über die vorgedachte Kreuzschnur weggezogen, dann gelinde angespannt und neben der gegenüberstehenden Stellschnur am Bömschbügel befestigt, auch das an der Stellzunge befindliche Schnürchen mäßig stramm angezogen, mit der untern Kreuzschnur in feste Verbindung gesetzt.

Streicht nun der Flußadler über dem Wasser hin und her, so gewahrt er den Köderfisch, stößt auf selbigen, schnellt durch die kräftige Berührung der Kreuzschnur, mit welcher der Stellzungenfaden in Verbindung steht, die

Stellung selbst los und wird, bei schnellem Zusammenschlag der Bügel, vom Bömsch umschlossen und gefangen gehalten.

Dies die Beschreibung einer Fangmethode, welche der Verfasser in Anwendung zu bringen noch nicht Gelegenheit gehabt hat. Doch nimmt er keinen Anstand, sie für eine der vorzüglichen zu halten, wenn das Netz aus möglichst dünnem Garn gestrickt wird und auch dann noch vermittels einer geruchlosen fettigen Substanz gegen Eindrang des Wassers und dadurch wesentlich vermehrte Schwere verwahrt, auf diese Weise aber einer bedeutenden Verminderung der Stellstangenfederkraft entgegengewirkt werden kann. Noch bemerkt der Verfasser, daß es räthlich sein dürfte, zur Anlage und Einrichtung des Fangapparats einen Zeitraum zu wählen, während dessen der Vogel abwesend ist; im entgegengesetzten Fall möchte er, der ihm eigenen Scheu wegen, die Gegend wo nicht für immer, doch auf lange meiden.

2. Fang mit dem Tellereisen.

Ein solches Eisen, welches aber ziemlich fest gestellt sein muß, damit es der lebendige Fisch, den man als Köder daran bindet, nicht losschnellt, wird ins flache Wasser an solche Stellen, welche der Flußadler oft besucht, gelegt und hiermit der Zweck, ihn zu fangen, sehr häufig erreicht. [1])

Fünftes Kapitel.

Die Milane.

Milvus *Briss.*

§. 1. Die Milane gehören — wie die in den folgenden vier Kapiteln näher zu betrachtenden Tag-Raubvögel, nämlich die Bussarde, Weihen, Habichte und Edelfalken — zu der großen Familie der Falken (Falconidae), der Ordnung der Raubvögel (Rapaces).

§. 2. Der rothe Milan (Falco milvus *L.*, Milvus regalis *Briss.*, Müllane, Gabelweihe, Königsweihe, Gabel- oder Schwalben-

1) So Fleischer in Laurop's und Fischer's Sylvan, 1819, S. 76. Der Verfasser würde obige Aeußerung als unzweifelhaft anerkennen, wenn er von der Möglichkeit sich zu überzeugen vermöchte, daß ein Tellereisen, auf dessen Teller ein lebendiger Fisch in der Weise festgebunden werden soll, daß derselbe durch einige Bewegung Lebensthätigkeit äußern kann, fest genug zu stellen sei, um durch die Bewegung des Fisches nicht losgeschnellt zu werden. In Forellenbächen wäre dann dieser Fang sehr zu empfehlen. W.

schwanz, Wy, Wuwe, Curvy, Schwimmer, Grimmer)[1]) ist in der ganzen Alten Welt bekannt und in Deutschland gemein. In der Regel ist er ein Zugvogel, und zwar kommen im September und October viele, die den Sommer weiter nordwärts zubrachten, bei uns an, sodaß man deren zu dieser Zeit in ebenen Gegenden oft zwanzig und mehrere beisammen antrifft, setzen gegen Ende des letztgedachten Monats ihre Reise mit denen, die bei uns gehorstet haben, weiter südlich fort, überwintern vorzüglich häufig in Aegypten und Astrachan, und kehren im März und zu Anfang des Monats April zu uns und in nördlichere Gegenden zurück. Bei sehr gelindem Winter bleiben einzelne zuweilen bei uns und suchen dann als Strichvögel ihren Unterhalt.

Kennzeichen der Art (nach Leisler): Die äußern Steuerfedern über 2″ länger wie die mittelsten.

Der Schnabel schwach, von der Wurzel an bis zur Mitte fast gerade, mit stumpfem Zahn, schmuziggelb bis zur stark gekrümmten, schwarzbraunen Spitze; Wachshaut, Nacken, nebst dem unbehosten Theil der Ständer gelb; Fänge sehr gekrümmt und schwarz; Augenstern strohgelb; Augenliderrand hellgelb; die Flügelspitzen am Ende des starkgegabelten Schwanzes, welcher den Vogel schon in der Ferne kenntlich macht, sich zusammenlegend. Der ganze Leib dicht mit Dunen besetzt.

Männchen: Länge 22″, wovon der Schnabel gegen 2″, der Schwanz über 12″ wegnimmt; Flugweite 5′ und etwas darüber; Gewicht $2^1/_2$ Pfund. Oberkopf und Kinn weißlich oder hell aschgrau, fein schwarzbraun gestrichelt, ersterer auf dem Scheitel rothbraun gefleckt; Hals rostfarbig, jede Feder in der Mitte mit schwarzem Fleck und gelblichweißer Spitze. Oberleib rostbraun, mit schwarzbraunen Flecken, Bürzel rostbraun, am Steiß heller auslaufend; Hauptfarbe der oberwärtsgekehrten Seite des Schwanzes blaß rostfarbig; die verlängerten Seitenfedern schwarzbraun ausgehend, die übrigen Steuerfedern mit unvollkommenen schwarzbraunen Querbändern; untere Kehrseite des Schwanzes röthlichweiß, nur an der Spitze schwarzbraun unvollkommen gebändert; die äußerste Steuerfeder auf der schmalen Fahne allmählich schmaler zulaufend, wodurch die Gabel lang und spitzig wird. Vordere Flügeldeckfedern schwarzbraun, mit rostfarbigen Spitzen, hintere hell rostfarbig mit schwarzbraunen Flecken; fünf vordere Schwungfedern, von denen die ersten scharf gespitzt sind, schwarz an der Wurzel und an der Spitze weiß; sechs folgende rostfarbig dunkelbraun gebändert, an den Spitzen und an der

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 261, sp. 12. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 591, Nr. 10; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 364; Jagdzoologie, S. 779, Nr. 5. Meyer, Taschenbuch, I, 25. Temminck, Man. d'ornith., S. 17 (Milan royal). Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 301, §. 2.

innern Fahne mit röthlichweißer Einfassung; neun hintere dunkelbraun, mit undeutlichen schwarzbraunen Bändern und weißlichen Spitzen; die letzten hell rostfarbig mit unvollkommenen Querbändern. An der untern Kehrseite der Flügel die Deckfedern rostbraun, schwarz gefleckt; die Schwungfedern an der Wurzel schwarz, die Mitte weiß, mit einzelnen dunkelbraunen Bändern, gegen die Spitze hin mit dunkelbraunen Wellenlinien durchzogen. Unterleib dunkel rostfarbig schwarzbraun gestreift und gelblichweiß gefleckt; After und Hosen hell rostfarbig.

Weibchen: Länge 26″; Breite 5′ 5—6″; Gewicht gegen 3 Pfund; der Kopf mehr weiß als weißlich, bei einigen nur an den Seiten mit einzelnen ganz feinen schwarzbraunen Strichen und auf der Mitte des Scheitels einzelne rothbraun verwaschene Flecken. Rücken dunkelbraun, mit hellern Federrändern; obere Flügeldeckfedern der Flügel mit rosträthlichem Rand; fünf erste Schwungfedern braunschwarz, auf der breiten Fahne vom Grund an bis zur Mitte schön weiß; sechste nnd siebente Schwungfeder längs dem Schaft dunkelbraun, gegen den Rand hin ins Bräunliche und Weiße verwaschen, die hintern mit weißen und dunkelbraunen Bändern; die zwei mittlern Steuerfedern blaß rostroth, ungebändert. Unterleib auf dunkel rostfarbigem Grund schwarzbraun und gelblichweiß getigert.

Junge vor der ersten Mauser (nach Leisler): Kehle und Wangen über 2″ breit weiß; Ohrenfedern weiß, mit wenigen dunkeln Streifen; Scheitel gelblichweiß, mit einzelnen rothen Flecken; Nackenfedern mehr abgerundet als gespitzt, gelblichweiß und rostroth gefleckt; Oberrücken- und Schulterfedern braun, mit gelblichen Rändern ohne sonderlichen Glanz, die Schulterfedern sehr breit (nach Temminck am Unterhalse große weiße Flecken), Brust rostroth, hellgelb gefleckt; Hauptfarbe der Hosen gelblich; Afterfedern gelblichweiß; Steißfedern schwarzbraun mit rostgelben Spitzen; Schwungfedern (nach Wolf) wie beim Männchen, einige der mittlern mit rostrothem Anflug; der zusammengelegte Schwanz auf der Oberkehrseite rostroth, etwas braun gefleckt, auf der Unterkehrseite, besonders nach der Wurzel zu, sehr hell, fast weiß gefärbt und nur sparsam bandartig gefleckt; mittelste Steuerfedern $2\frac{1}{2}$″ kürzer wie die äußersten. [1])

Zufällige Abänderungen: a) Scheitel und Kehle kastanienbraun [2]); b) Unterleib mehr weiß als rostfarbig; c) ganzer Körper weiß.

Der Flug des rothen Milan ist sanft schwebend und regelmäßig, doch rasch. Bei demselben zeichnet sich die Bogenform der Schwingen deutlich aus.

---

1) **Falco Austriacus**: Gmelin, Syst. Linn., I, 262, sp. 63; Latham, Ind. ornith., I, 21; Annalen der Wetterauer Gesellschaft, I, 1, 144. Vögel von obiger Zeichnung hat der Verfasser öfters im Freien bemerkt, nie aber genau zu untersuchen Gelegenheit gefunden. W.

2) **Falco milvus**: Gmelin, Syst. Linn., I, 261.

Wenn er von einem Ort zum andern oder nach Raub umherstreicht, so geschieht dies nicht gar hoch in der Luft. Während der Paarzeit hingegen sieht man das Männchen und Weibchen oft sehr hoch in den Lüften in großen Kreisen sich herumtreiben; dabei scheint ihnen die ausgezeichnete Beweglichkeit der Steuerfedern sehr zu statten zu kommen.

Der Bau der Schwingen und des Schwanzes macht, daß diese Vögel sehr lange andauernd fliegen können. Wird aber Ruhe nöthig, so haken sie am Tage meist auf struppigen Feldbäumen an. Oefter noch fußen sie auf Steinen und Misthaufen, und beim Niederlassen flattern sie, schon stehend, noch lange mit den Flügeln; wahrscheinlich deshalb, weil es ihnen Mühe kostet, diese auf dem langen Schwanz zusammenzulegen. Wenn sie auf etwas stoßen, so geschieht dies — bei ihrem scharfen Gesicht oft hoch aus den Lüften fast senkrecht herab — in großer Schnelligkeit. Kleine Thiere schlagen sie mit dem Schnabel, stärkere mit den Fängen. Fliegende Vögel zu schlagen vermögen sie nicht.

Uebrigens sind sie bei aller ihrer Stärke wahre Poltrons; denn von den meisten eigentlichen Falken, selbst von Kolkraben und Krähen lassen sie sich ihren Raub abjagen, wenn sie, denselben zwischen den Fängen haltend, damit dem Gebüsch zueilen.

Durch außerordentliche Menschenscheu zeichnen sie sich nicht aus; doch hält es immer schwer genug, ihnen beizukommen.

Ihr Laut besteht in hochpfeifenden, bald dumpfern, bald hellern Tönen, die ungefähr wie Guih, gik, gik, giah! sich vernehmlich machen.

Der Horst steht auf hohen starken Bäumen. Er hat eine äußere Umgebung von Reisig und wird mit Stroh, Grashalmen, Moos und Wolle ausgefüttert. Selten oder nie legt das Weibchen mehr als drei nur 2″ lange, stumpf abgerundete, weißliche oder weiße mit blaßgelben und röthlichen Flecken gezeichnete Eier. [1]) Im Horst, selbst noch einige Wochen nach erlangter Flugbarkeit, machen die Jungen, wenn sie hungerig sind und die Alten mit Raub beladen herbeieilen sehen, ein gewaltiges Geschrei.

Der rothe Milan hält sich vorzüglich gern in Vor- und Feldhölzern auf, besonders wenn sie an Berghängen belegen sind, und bestreicht von da aus die benachbarten Fluren und Gewässer. Während des Herbst- und Frühlingszugs trifft man ihn auch häufig in ganz holzleeren Gegenden an, besonders da, wo Vertiefungen mit Hügeln abwechseln.

Nutzen stiftet er allerdings im Naturhaushalt dadurch, daß er Maulwürfe [2]),

---

1) Nach Bechstein (Handbuch der Jagdwissenschaft) sollen sehr alte Vögel dieser Art zwei Gehecke machen. W.

2) Den Maulwurf scheint er allem vorzuziehen, und dieser gibt daher den besten Köder beim Fang mit dem Tellereisen ab. W.

Mäuse, Schlangen, Nattern, Blindschleichen, Eidechsen, Würmer, Insekten und Schnecken in Menge fängt; aufgewogen wird dieser Nutzen jedoch reichlich durch das häufige Rauben alles zahmen und wilden jungen Geflügels, besonders der unflugbaren wilden Enten, und der Wasser- und Meerhühner. Den jungen Hasen und Kaninchen ist dieser Milan ebenfalls gefährlich. Auch abgestandene Fische und Aas nimmt er an. Da er alles gierig zerreißt und kröpft, so wirft er am folgenden Tage viel Gewölle aus.

Jagd und Fang.

Alte und Junge werden, wenn letztere noch nicht ganz flugbar sind, leicht geschossen, wenn man sich in der Nähe des Horstes gut verbirgt.

Auch da, wo Aas liegt, kann man diesem Raubvogel beim vorsichtigen Anschleichen Abbruch thun.

Der Milan ist ein abgesagter Feind des Uhu. Daher kommt es, daß er auf der Krähenhütte häufig erlegt wird, besonders in der Zugzeit.

Man fängt ihn leicht, wenn man in seichtem Wasser ein Tellereisen legt und auf dem Teller ein todtes Huhn als Köder festbindet, nur muß das Wasser so breit sein, daß der Milan vom Lande aus den Köder nicht erreichen kann. Ebenso gut fängt er sich, wenn man hin und wieder im Felde oder auf Gehauen 16′ hohe unbeschlagene (unbehauene) Säulen, in denen an beiden Seiten starke hölzerne Nägel zum Ersteigen eingeschlagen werden, errichten, oben auf selbigen aber eine ungefähr 2′ im Durchmesser haltende Scheibe aufnageln und mit einem 3″ hohen Rand umgeben läßt, dann auf der Scheibe ein kleines, mit einem Maulwurf oder ein paar Mäusen beködertes Tellereisen in trockenem Laub einfüttert; ebenmäßig an der Erde vorgerichtet, geht der Milan auch daran, doch ist der Fang nicht so sicher als auf der Scheibe und im Wasser.

Als fast senkrecht stoßender, nicht sehr behender, immer fraßgieriger Raubvogel wird der Milan im Stoßgarn, wenn die Kreuzleinen in demselben eingebracht sind, oft gefangen. Auf den Landbömsch und in den Habichtskorb geht er, nächst dem Mäusebussard und dem rauhfüßigen Bussard, am leichtesten.

Sonst, als die Falknerei noch im Schwunge war, fand man großes Vergnügen daran, diesen Milan, wie den schwarzbraunen, mit dem Habicht oder mit dem Sperber zu beizen.

§. 3. Der schwarzbraune Milan (Milvus niger *Briss.*, Falco fusco-ater *Wolf*, Falco ater *L.*, schwarzer Milan, schwarzer Falk, schwarze Gabelweihe) [1]) bringt den Winter in Afrika zu und soll dann

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 261, sp. 62. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 605, Nr. 12; Leisler's Nachtrag dazu, Heft 1, S. 90; Jagdzoologie, S. 884, Nr. 43. Meyer, Taschenbuch, I, 27, Nr. 2. Annalen der Wetterauer Gesellschaft, I, 1, S. 143. Temminck, Man. d'ornith., S. 19.

dort häufig vorkommen. Als Zugvogel erscheint er im Frühling im südlichen und mittlern Deutschland nicht selten und macht daselbst sein Geheck; im nördlichen Deutschland gehört er schon zu den raren Gästen; den höhern Norden soll er höchst selten besuchen.

Dem Verfasser ist er im Freien zwar vorgekommen, aber nie in die Hände gefallen; daher wird die Beschreibung des alten Männchens und Weibchens aus Wolf's und Meyer's „Taschenbuch“ und aus Bechstein's „Jagdzoologie“, die des jungen Vogels aus „Leisler's Nachtrag zu Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands“, das weitere Naturgeschichtliche aus den gesammten angeführten Schriften entlehnt.

Kennzeichen der Art (nach Leisler): Aeußere Schwanzfedern nicht über einen Zoll länger wie die mittelsten.

Oberschnabel ohne Zahn, von der Spitze an bis zur Wachshaut schwarz; Unterschnabel am Grund gelblich, dann ins Braune und Schwarze übergehend; Wachshaut und Schnabelwinkel pomeranzengelb; Augenstern schwarzgrau; Augenlider und Wimpern besetzt; Ständer pomeranzenroth.

Länge 1′ 10″ bis 2′ 3″, wovon der Schnabel $1^1/_4$″, der Schwanz 12″ wegnimmt (dem Geschlecht nach, indem wie bei allen Raubvögeln das Weibchen stärker, größer, ist).

Altes Männchen: Kopf und Kehle weißlich, mit schwarzbraunen lanzettförmigen Schaftstrichen; Nacken, Oberrücken und obere Flügeldeckfedern graubraun, mit hellern schmalen Rändern an letztern; Unterrücken graubraun; Gurgel und Brust hell graubraun, mit dunkelbraunem Längsfleck in der Mitte jeder Feder; Bauch, Hosen und untere Schwanzdeckfedern hell rostbraun, mit schmalen schwärzlichen Schaftstrichen; Schwungfedern dunkelbraun, die schmale Fahne der fünf ersten von der Mitte an schimmernd braunschwarz, die hintern auf der breiten Fahne mit weißen Querstreifen, an den dunkeln Stellen mit purpurröthlichem, sehr schwachem Schiller; Schwanz graubraun, mit neun bis zehn weißlichgrauen, mit kleinen verloschenen braunen Flecken bespritzten Bändern, auf der schmalen Fahne der äußersten Feder die weißgrauen Bänder fehlend; die zwei Mittelfedern am hellsten, die äußerste Feder vom Grund an bis zur Spitze gleichbreit, am Ende auf einmal an der breiten Fahne schräg abgerundet, wodurch die Schwanzgabel weniger auffallend wird als am rothen Milan.

Altes Weibchen: Oberleib dunkler (schwarzbraun) mit rostgrauen Federrändern; Unterleib graubraun, mit dunkelbraunen Längsflecken und schwarzen Schäften; Hosen rostfarben überlaufen.

Junge vor der ersten Mauser: Kehle und Wangen rostgelb, nur am Schnabelrand weiß; Ohrenfedern größtentheils dunkelbraun, einen so gefärbten Fleck bildend; Scheitel dunkelbraun, rostgelb stark gestreift; Nacken-

federn schmal, dunkelbraun, mit rostgelben Streifen; Oberrücken und Schulterfedern schwarz, ohne gelbe Ränder, nur an den Spitzen rostgelb mit starkem Glanz, letztere nur halb so breit als beim rothen Milan; Brust schwarzbraun, rostgelb geflammt; Hauptfarbe der Hosen braun; Steißfedern schwarzbraun mit rostgelben Spitzen; Afterfedern zimmtbraun; die oberwärts gekehrte Seite des zusammengelegten Schwanzes schwarzgrau mit vielen verloschenen schwarzen Bändern, dessen untere Kehrseite grau mit vielen fast fingerbreiten schwarzen Bändern; mittelste Schwanzfeder nur $1/2''$ kürzer wie die äußern.

Zufällige Abänderungen: „Hauptfarbe bald schwärzlich, bald braunschwarz, bald grauschwarz, bald schwarzbraun, bald kastanienbraun, bald graubraun, bald schwarzgrau.“ [1])

Der schwarze Milan ist nicht nur kleiner, sondern auch schlanker, gewandter, klüger und scheuer als der rothe; sein Flug ebenso regulär und schneller als bei jenem, mit dem er auch das Schweben und Kreisen hoch in der Luft gemein hat. Er äugt ungemein scharf.

Er hält meist in ebenen Wäldern, wo fischreiches Gewässer in der Umgegend befindlich ist, sich auf.

Die Nahrung der alten Vögel dieser Art besteht vorzüglich, die der jungen fast einzig aus lebenden Fischen, weshalb sie das Gewässer viel bestreichen. Gewahrt der schwarze Milan einen Fisch nahe unter der Wasseroberfläche, so stößt er, wie der Flußadler, pfeilschnell auf ihn in senkrechter Richtung herab und schlägt selten fehl. Kann er seinen Hunger auf vorgedachte Weise nicht befriedigen, so raubt er auch Wasservögel, Maulwürfe, Mäuse und Amphibien; nur in höchster Noth kröpft er Aas und todte Fische.

Sein Horst steht auf nicht sehr hohen Bäumen, und zwar meist auf einem Seitenaste. Das Gelege enthält drei bis vier Eier, welche 1″ 10‴ lang, auf dem Grunde schmuzig gelblichweiß und fast ganz mit ineinander verfließenden braunen Flecken bedeckt sind, sodaß die Grundfarbe nur in kleinen Flecken und Strichen sichtbar wird.

Er gehört mehr als der rothe Milan zu den schädlichen Vögeln, und deshalb soll ihm der Jäger nachstreben, soviel er es vermag.

Auf diesen Milan sind nicht nur alle Jagd- und Fangmethoden, welche §. 2 angezeigt sind, anwendbar, sondern auch die, wodurch man des Flußadlers habhaft werden kann.

1) Bechstein, Jagdzoologie, S. 835.

Sechstes Kapitel.

Die Bussarde.

Buteo *Bechst.*

§. 1. Der Mäusebussard (Falco buteo *L.*, Buteo vulgaris *Bechst.* Mauser, Mäusefalk, Rüttelweihe, Rundschwanz, Unkenfresser)[1]) ist über ganz Europa, auch über den nördlichen Theil von Asien und über Nordamerika verbreitet. In nördlichern Gegenden ist er Zugvogel, der im September und October südlich wandert, im April aber den Wiederzug macht. Man sieht in Ebenen oft sehr viele beisammen.

Unter allen Raubvögeln ist dies der gemeinste, zugleich auch der veränderlichste in Rücksicht der Gefiederfarbenzeichnung.

Nach Verschiedenheit des Geschlechts beträgt die Länge des Vogels 1′ 10½″ bis 2′ 2″, die Flugweite 4′ 3″ bis 4′ 8″. Von der Länge nimmt der Schwanz 9—10″ weg. Schnabel 1¼″ lang, sehr gekrümmt, ohne merklichen Zahn, an der Spitze hornbraun, gegen die Wachshaut und am Grunde des Unterschnabels bleifarben [2]); Wachshaut aufgetrieben und, wie die geschilderten kurzzehigen Ständer, orangegelb; Fußwurzel etwas über 3″ hoch; Fänge nicht sehr lang; stark gekrümmt, schwarz von Farbe; Augenstern gelbroth, in der Jugend grüngelb, in hohem Alter weißgrau.

Männchen: Ganzer Oberleib dunkelbraun, durch die heller gefärbten Federränder grau oder weißlich oder röthlich gewölkt; Kehle weiß, schwärzlich gestrichelt; Hals dunkelgrau; einzelne Federn mit gelblichen Rändern; Brust weiß, mit dunkelbraunen, gelb eingefaßten Wellenlinien; Bauch weiß, mit großen gelblichen und weißlichen Bändern; After weiß, mit einzelnen dunkelbraunen Wellenlinien; Hosen grau; inwendig braun gefleckt; Schwungfedern auf der äußern Fahne schwarzgrau gegrundet, weiß bepudert; auf der innern Fahne weißlich mit sechs schwärzlichen Flecken; Deckfedern der Unterflügel grau, mit weißen, braunen und gelben Bändern; Schwanz schwach abgerundet, mit zehn, elf bis zwölf schwärzlichen und hellaschgrauen, an der Seite braun eingefaßten Querbändern, jede Feder in einer röthlichgrauen oder weißlichen Spitze ausgehend. Sämmtliche Schwung- und Steuerfedern mit weißen Schäften.

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 265, sp. 15. Falco fuscus: Ebend., 270, sp. 86; Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 623, Nr. 13; dessen Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 368; dessen Jagdzoologie, S. 832, Nr. 20; Meyer, Taschenbuch, I, 34, Nr. 3; Temminck, Man. d'ornith., S. 20; Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 281, §. 2, Rüttelweihe.

2) So fand ihn der Verfasser bei mehrern Exemplaren gleich nach dem Tode. W.

Weibchen [1]): Oberleib gewöhnlich heller, mit breiten röthlichgrauen Federrändern; Gurgel weiß gefleckt; Brust und Bauch weiß, mit dunkelbraunen Wellenlinien; Schwanz rostfarbig, mit elf bis zwölf dunkelbraunen Querbinden; innere Fahne der äußern Steuerfedern weiß. [2])

Junge vom Jahre: Grundfarbe des Gefieders am Oberkörper hellbraun, weißlich und gelblich durchwellt; Kehle weiß mit gelbbräunlichen Längsflecken; Brust dunkelbraun, mit weißen Federrändern; Mitte des Bauchs weißlich, mit großen länglichen, eiförmigen und herzförmigen braunen Flecken. [3])

Zufällige Abänderungen.

a) Grundfarbe des Oberleibes, bei verschiedenen Exemplaren, alle Nuancen von Schwarzbraun bis Schwarz, von Hellbraun oder Rostfarben bis Grau, durchgehend; dabei einzeln gelblichweiß gefleckt und gestrichelt.

b) Ober- und Unterleib fast einfarbig schwarz, oder tief schwarzbraun, oder graubraun, oder rostbraun.

c) Oberleib braun; Steiß rostfarben und weiß gestreift; Kehle und Brust gelblich, mit braunen Längsflecken; Deckfedern der Flügel weiß gefleckt.

d) Kopf weißlich; Rücken graubraun; Unterleib mit graubraunen Längsflecken.

e) Braun und weiß gescheckt; bald die braune, bald die weiße Farbe vorherrschend.

f) Unterleib ganz weiß.

g) Kopf und Unterleib ganz weiß.

h) Ober- und Unterleib rein weiß; Flügel und Schwanz wie gewöhnlich. (Dem Verfasser am 20. August 1820 im Freien vorgekommen.)

i) Unterleib weiß; Unterhals mit einzelnen braunen Längsflecken; Flügeldeckfedern und Schulterfedern weiß, mit mehrern großen braunen Flecken.

k) Unterleib roströthlich.

l) Unterleib roströthlich, an den Seiten des Unterhalses und der Brust mit herz- und rautenförmigen braunen Flecken; Hosen mit schwach rostrothen, schmalen Querflecken.

m) Mit einem von der untern Schnabelwurzel längs des Vorderhalses,

1) Für dasselbe gilt die im Vorhergehenden angegebene größere Länge und Breite. W.

2) Der obigen Beschreibung sehr ähnlich fand der Verfasser zwei Männchen und drei Weibchen, die er seit zwei Jahren damit zu vergleichen Gelegenheit hatte. W.

3) So waren zwei eben flugbar werdende Junge, die dem Verfasser vor zwei Jahren in die Hände fielen, gezeichnet. W.

abgesondert von der braunen Nackenfarbe herablaufenden braunen Streifen.

n) Die zwei oder drei mittelsten Steuerfedern weiß, bis zur dunkler gefärbten Spitze.

o) Ganz weiß. (Seltenste Varietät; vom Verfasser im Jahre 1809 geschossen. Dieser Vogel schien wegen sehr blasser Farbe der nackten Haut an den Ständern und wegen der rothen Augen, die man an ihm bemerkte, ein Kakerlak zu sein.) [1]

---

1) Als Sonderbarkeit verdient angeführt zu werden, daß Bechstein (Jagdzoologie, S. 834) bei einem alten Pärchen selbst hinsichtlich der an den Ständern in der Regel geschilderten Haut folgende Abänderungen wahrgenommen hat. Beim Weibchen nämlich stehen nur über den Zehen zwei oder drei Schilder; sonst stellen sich allerwärts klare, scharfe Schuppen dar. Beim Männchen stehen, wie gewöhnlich, vorn herab Schilder, an den Seiten und hinten Schuppen.

Noch ist zu bemerken, daß Bechstein in seiner Jagdzoologie, S. 915, Nr. 72, den weißlichen Bussard (Falco albidus *L.*), welchen Wolf und Meyer (Taschenbuch, I, 36) wie Temminck (Man. d'ornith., S. 21) für eine Abart vom Mäusebussard halten, späterhin als eigene Art in Schutz nimmt, und zwar aus folgenden Gründen:

a) Er ist im ganzen kleiner, und die Ständer im besondern sind nicht nur kürzer, sondern auch dünner.

b) Alljährlich werden 20 bis 25 so, wie die nachfolgende Bechstein'sche Beschreibung sagt, gezeichnete und gestaltete Exemplare in den meiningischen Revieren erlegt und die Fänge abgeliefert.

Der Verfasser maßt es sich nicht an, in der Sache absprechen zu wollen, um so weniger, da er diesen Vogel, in der Nähe wenigstens, noch nicht gesehen hat. Die Folgezeit wird und muß nähere und bestimmtere Aufklärung geben. Um hierzu nach Möglichkeit beizutragen, wird die Bechstein'sche Beschreibung, nebst den übrigen naturgeschichtlichen Notizen, wie dieses alles in dem obenbenannten Werke a. a. O. sich findet, mit einigen Abkürzungen und unter Zugrundlegung des altpariser Maßes, welches Bechstein in seiner Jagdzoologie nicht angenommen zu haben scheint, nach der in gegenwärtigem Werke allerwärts befolgten Ordnung geliefert:

Der weißliche Bussard (Falco albidus *L.*, weißer Bussard, Bastardbussard, weißer Mauser, weißer Falk) bewohnt Europa. In Franken, vorzüglich auch im Meiningischen ist er nicht selten und hält sich daselbst mehr in hügeligen und ebenen Feldhölzern, als in großen Waldungen auf.

Länge, dem Geschlecht nach, 20 bis 24″, wovon der Schnabel fast 1¼″, der Schwanz 7 und 9″ wegnimmt; Fußwurzel (Schienbein) 2¼″ hoch, oben etwas befiedert, dann meist geschuppt und stark geschildert, von Farbe schwefelgelb; Kopf, Hals und Rücken, am Scheitel und vorzüglich im Genick und Nacken mit großen braunen Flecken, zuweilen der Kopf ganz weiß; Augenlider schwarzbraun bewimpert; Steiß weiß; Unterleib weiß; Gurgel und Oberbrust mit eirunden, herz- und pfeilförmigen (braunen) Flecken; Hosen und After gelblich überlaufen; Schwungfedern dunkelbraun, äußerlich graulich bepudert; einige der hintern, wie die Schulterfedern, halb weiß und halb braun; große Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit weißen Rändern und Spitzen; Schwanz an der Wurzel rein weiß, übrigens weiß, auf der äußern Fahne rostfarben überlaufen und mit acht bis zehn schmalen dunkelbraunen, nicht durchgehenden, besonders an der innern Fahne vom Schafte absetzenden Bändern belegt.

Das (größere) Weibchen ist gewöhnlich mehr dunkelbraun als weiß, besonders auf dem Oberleibe und da vorzüglich auf dem Kopfe, am Halse und an den Flügeldeckfedern; auch am Unterleibe stehen die Längsflecken dichter.

Dieser Vogel variirt überhaupt fast ebenso wie der Mäusebussard, sodaß kaum zwei Exemplare in der Farbenvertheilung des Weißen und Dunkelbraunen sich ganz gleich sind.

Sein Fraß besteht aus Feldmäusen, Schlangen, Eidechsen, Fröschen, Käfern und zum geringern Theil aus kleinen Vögeln und jungem stärkern Geflügel; sonach gehört er zu den mehr nützlichen als schädlichen Vögeln.

Der Horst steht auf Bäumen; das Gelege enthält drei bis vier weißliche, braungefleckte Eier.

Er geht gern auf die Krähenhütte nach Uhu und Kauz, und ist überhaupt nicht sehr scheu.

Dies könnte auch der Vogel sein, welcher oben im Text unter h) als zufällige Abänderung des Mäusebussard nach Wolf angeführt ist. Der Verfasser bedauert es nun doppelt, daß er des so gezeichneten, welchen er am 20. August 1820 zwischen Roßbach und Ruppoden, unfern Brückenau im Untermainkreise des Königreichs Baiern, antraf, nicht habhaft werden konnte. W.

Mit aufgeplansterten Rückenfedern und zur Erde gesenktem Blick sitzt der Mäusebussard stundenlang auf dem Seitenast eines Baumes, oder in holzleeren Gegenden auf Feldwacken, Grenzsteinen und Säulen. Da scheint er der Ruhe zu pflegen, die ihm wol willkommen sein mag, wenn er, um Nahrungsbedürfnisse sich zu verschaffen, schwerfällig bald tiefer über der Erde hin geradeaus fortgestrichen ist, bald höher in den Lüften, weite Kreise beschreibend, auf einem und demselben Bezirk längere Zeit herumgeschwebt ist.

Man würde indeß doch irren, wenn man diese Erscheinung einzig für Anzeige von Stumpfsinn oder Phlegma annehmen wollte. Nein, der Mauser ist da recht eigentlich auf dem Anstande nach irgendeiner Thierart, die oder wovon er gern kröpft.

Sonst entgeht ihm, bei einer äußerst scharfen Organisation des Gesichtssinnes, selten dergleichen etwas in beträchtlicher Ferne, und ruhig erwartet er den rechten Moment, wo er einen Fehlfang zu thun nicht leicht fürchten darf. Dabei ist er so aufmerksam auf alles, was um ihn her vorgeht, und so menschenscheu, daß es zu den Jägerkunststücken gehört, ihm, selbst bei recht guter Verdeckung, anzuschleichen. Wenn er übrigens nicht alles, was Athem hat, mordet, so halte man das nicht für Mangel an Hang und Lust dazu, sondern sehe seine nur scheinbare Resignation als das an, was sie ist, — Selbstgefühl körperlicher Unbeholfenheit. [1])

Seinen hellquiekenden, unrein pfeifenden Laut, den er meist nur im Fluge ausgibt, hört man zwar zu allen Jahreszeiten, doch außer der Paarzeit nie so oft als während derselben, und von da an so lange, bis die Jungen die ersten Versuche im Fliegen gemacht haben. [2])

Schon im zeitigen Frühling, bei schönem Wetter, feiert jedes Paar sein Hochzeitfest, indem beide, das Weibchen voran, das Männchen ihm folgend, hoch in die Luft steigen, da engere und weitere Kreise beschreiben und um die Wette unaufhörlich schreien.

Das Weibchen sucht alle Jahre den alten Horst wieder auf; wäre er aber zerstört worden, so bauen beide Gatten einen neuen, in der Mitte der Krone einer starken Buche, Eiche oder Kiefer, meist da, wo stärkere Aeste eine Splante oder Zwiesel bilden. Er besteht aus schüsselförmig, unordentlich, aber fest zusammen und ineinandergelegten trockenen Reisern, ist mit allerhand weichen Materialien ausgefüttert und so für den Flintenschuß

---

1) In der Jagdzeitung, 1862, S. 798, theilt Oberforstmeister v. Boß aus Gera einen merkwürdigen Fall von einem Mäusebussard mit, der sich auf einen vor einem Wagen gespannten Zugochsen stürzte, und als er vom Knechte mit dem Peitschenstiel vertrieben wurde, nun gegen den Fuhrmann Angriffe versuchte, deren sich dieser kaum erwehren konnte. Der wüthende Vogel wurde erst durch eine zweite hinzugekommene Person getödtet. T.

2) Bechstein bezeichnet den Laut durch Kriäh, kriäh! W.

undurchdringlich. Oft dient ein Krähennest zur Grundlage und nur der Rand wird erweitert.

In der Regel kommen zwei, in seltenen Fällen drei Junge aus, während das Gelege gewöhnlich aus zwei, nicht oft aus drei, höchst selten aus vier grünlich-weißen, gelbbraun unregelmäßig gefleckten Eiern besteht. Nach eigenen öftern Beobachtungen glaube ich überzeugt sein zu können, daß beide Gatten wechselsweise brüten; ich habe an einem Tage das Weibchen, am andern das Männchen beim Abstreichen vom Horste geschossen.

Mir ist kein Beispiel bekannt, daß mehr als zwei Junge ausgekommen wären; oft aber habe ich nur eins gesehen, wenn zu Ende des Monats Juni oder in den ersten Tageu des Juli die Zeit der Flugbarkeit herankam.

Die Alten lieben ihre Eier außerordentlich, sodaß sie während der Brütezeit selten anders als mit Gewalt vertrieben abstreichen. Ebenso eifrig sind sie für die Erhaltung der Jungen besorgt, indem sie sich unablässig bemühen, ihnen etwas zum Kröpfen zutragen zu können. Immer stehen die Jungen unter der Obhut des Vaters oder der Mutter, denn ihn oder sie findet man gewiß stets in der Nachbarschaft des Horstes. Freilich sucht das wachehaltende Individuum bei der Annäherung eines Menschen, vorzüglich des Jägers, den es besonders zu fürchten scheint, sein Heil in der Flucht; aber aus Leibeskräften schreiend, hakt es in größerer oder geringerer Entfernung auf, je nachdem die Stellung des Holzes um den Horst lichter oder geschlossener ist. Sobald das abwesende jenen Angstlaut vernimmt, eilt es augenblicklich heran. Eins scheint dann das andere an Eifer übertreffen zu wollen, die Gefahr, die den kleinen Lieblingen droht, kennen zu lernen und womöglich zu beseitigen. Aengstlich umschweben beide die Gegend des Horstes. Selbsterhaltung vergessend, kommt eins um das andere, wenn man sich nur leidlich verborgen hält, in angestrengt beeiltem Fluge immer näher und näher, um Kundschaft einzuziehen.

Die Jungen treten schon, wenn sie halbwüchsig sind, den Tag über auf den Rand des Horstes, eilen aber in das Innere, sobald die Flucht des für sie wachenden Alten und sein Schreien verkündet, daß es in der Nachbarschaft nicht geheuer sei. Fangen sie an die Flügel nur einigermaßen brauchen zu lernen, so flattern sie aus dem Horst auf die nächsten Zweige, verrathen aber dann bei nahender Gefahr einen hohen Grad von Dummheit; denn ohne die ziemlich sichere Rettung in den Horst zu versuchen, bleiben sie im Angesicht des Feindes unbeweglich sitzen. Späterhin nimmt mit dem Vermögen, von einem Baume zum andern flattern zu können, schon die ihnen in der Folge eigene Scheu vor dem Menschen zu, und sie fliehen ihn dann mit möglichster Behendigkeit. Auch in dieser Periode noch werden sie von den Alten stets mit Fraß versorgt. Erst wenn sie, dem Geschlechte nach,



Zu II, 53.

Der Bussard.

dem Vater und der Mutter an Stärke und Beweglichkeit fast völlig gleich sind, werden sie sich selbst überlassen und müssen für ihren Unterhalt sorgen.

Der Mäusebussard zieht sich gewöhnlich nur wenn er sein Geheck machen will, in geschlossene Waldungen, denn da steht in der Regel der Horst; außerdem findet man ihn meist nur in Vor- und Feldhölzern, an Rändern der Gehaue und Wiesen, und auf Teichdämmen, die mit Erlen besetzt sind. Von da aus streicht er weiter ins Feld und hakt, wenn er der Ruhe bedarf, auf daselbst vereinzelt stehenden Obst- und andern Bäumen, auf großen Feldsteinen und Säulen an.

Allerdings raubt er junge Hasen [1]) und Kaninchen, oder Rebhühner, Wachteln und anderes wildes und zahmes Geflügel, wo und wenn er kann. Doch vermag er dies nur, wenn das vorbesagte Haar- oder Federwild und zahme Geflügel nicht in laufender oder fliegender Bewegung, oder noch zu jung ist, um sich schnell bewegen zu können. Daher muß dieser nicht schnelle und nichts weniger als gewandte Vogel meist mit Ratten, Feld- und Waldmäusen, Maulwürfen, Hamstern, Ringelnattern, Kreuzottern, Kröten, Fröschen, Eidechsen, Blindschleichen, großen Heuschrecken, Feldgrillen, Käfern, Regenwürmern und Schnecken vorliebnehmen. Tölpisch, daß ich so sage, wirft er sich auf seinen Raub; geschickt und appetitlich hingegen, im Vergleich mit andern Raubvögeln, weiß er ihn sich maulrecht zu machen, denn alles Behaarte löst er sorgfältig aus dem Balge und von den Knochen ab, Vögel entfiedert (rupft) er reinlich; dann erst kröpft er viel, jedoch anscheinend ohne Heißhunger; er wirft daher selten oder nie Gewölle aus. Im Winter geht er auch Aas an. Aus dem Gesagten zeigt sich also, daß er eher zu den nützlichen als zu den schädlichen Vögeln gehört.

§. 2. Der rauhfüßige Bussard (Buteo lagopus *Brünich*, Falco lagopus *L.*, Rauhfußfalk, Rauhfuß, rauhbeiniger Bussard, rauhbeiniger Mäusefalk, Weißschwanz) [2]) ist in Europa, im nördlichen Amerika — nach Temminck auch und zwar häufig in Afrika — einheimisch. Er scheint Strich- und Zugvogel zugleich zu sein. Diejenigen, welche das mittlere Deutschland und den angrenzenden Strich des nördlichen bewohnen — ihre Zahl ist, soweit des Verfassers Wahrnehmungen reichen, nicht groß —, halten sich den Sommer über in solchen Waldungen auf, die

---

1) Auch alte angeschossene, wenn sie sich im Freien gedrückt haben. W.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 260, sp. 58. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 6, 7, Nr. 15; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 371; Jagdzoologie, S. 835, Nr. 21. Meyer, Taschenbuch, I, 37, Nr. 4. Temminck, Man. d'ornith., S. 22. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 257; daselbst unter der falschen Benennung Kleinster Adler aufgeführt.

von Feld, Gewässer und Sümpfen begrenzt werden, und machen daselbst ihr Geheck. Vom October an und den ganzen Winter hindurch streichen die bei uns einheimischen von dort aus in ebene, holzleere oder doch nur einzeln mit Bäumen besetzte Gegenden und ziehen im März wieder in den Wald sich zurück. Höher nördlich den Sommer über lebende kommen im Spätherbst und Winter in die Ebenen von Anhalt, Sachsen, Franken und der Wetterau, gehen vermuthlich auch noch weiter südlich. Man trifft daher während der letztgedachten Periode, vorzüglich aber zu Ende des Winters, diesen Bussard bei weitem häufiger in unsern Gegenden an als sonst, und er scheint größerntheils mit Eintritt des Frühlings sich wieder höher nördlich hinaufzuziehen.

Altes Männchen[1]): Länge 1′ 7″, Flugweite 4′ 3″, Länge des Schwanzes 9″, des Schnabels 1¼″, letzterer ohne wirklichen Zahn, sehr gekrümmt und tief in die Stirn hinaufgehend, von Farbe hornbraun bis zur grüngelblichen Wurzel; Wachshaut gelb; Augenstern röthlichgelb; nackter Augenkreis olivengrün; Ständer bis an das Wurzelgelenk der Zehen behost, letztere bis ein paar Schilder zunächst der Fänge feinschuppig behäutet; Fänge sehr stark gekrümmt, schwärzlich gefärbt; bewimperte Augenlider, Kopf, Nacken, Ober- und Seitenhals weiß mit kleinen oblongen braunen Strichen, letztgenannte Theile rostgelblich überflogen; Rücken schwarzbraun, röthlichfalb und weiß (letzteres mehr oder weniger) gefleckt; Steißgefieder weiß mit einzelnen dunkelbraunen Bändern; Kehle, Gurgel, Brust und Bauch gelblichweiß, an der Unterbrust zwei große dunkelbraune Flecken, die zuweilen ganz zusammenfließen, auch wol bis auf die Mitte des Bauchs herabgehen; Flanken dunkelbraun mit hellgrauen Streifen (bei zunehmendem Alter verbreitet sich diese Zeichnung immer mehr über den Bauch); After schmuzigweiß (bei einem Exemplare fand der Verfasser diesen Theil mit einzelnen kleinen Spritzflecken gezeichnet); Hosen gelblichweiß mit dunkelbraunen Querlinien durchzogen; Flügelränder weiß mit kleinen dunkelbrannen Flecken; die großen Flügeldeckfedern wie das Rückengefieder gezeichnet, die kleinern nur durch rostfarbene Einfassung sich unterscheidend; Schwungfedern graubraun mit schwarzen Bändern und Spitzen, die Spitzen der hintersten in Weiß verwaschen, die Schäfte weiß; Schwanz am Ende abgerundet; Steuerfedern an der Wurzel braun, dann bis zu zwei Drittheilen ihrer Länge weiß mit drei schmalen, an sehr alten Vögeln fast ganz verloschenen schwärzlichen Querbinden, das vordere Drittheil auf weißem Grunde mit drei breiten, gleichfalls schwärz-

1) Der Verfasser erlegte und fing im Februar des Jahres 1807 sechs Exemplare (vier Männchen und zwei Weibchen). Von den zuerst erlegten nahm er obige Beschreibung auf, mit welcher er die späterhin erlegten verglich, ohne wesentliche Abänderung zu bemerken. W.

lichen Querbinden, von welchen die vorderste breiter ist als die beiden andern. Wenn der Vogel fliegt, erscheint der ganze Schwanz weiß, nur an der Spitze die schwärzliche Querbinde.

Altes Weibchen: Länge 2′ 3″, Flugweite 5′, Schwanz 10″ lang. Die dunkeln Farben durchaus etwas heller; das Weiße am Kopfe, Halse und Schwanze reiner weiß als beim Männchen; an den Flanken und bei ältern Vögeln am Bauche dunkelbraun, ohne hellgraue Streifen [1]); oder nach Wolf [2]) Kopf, Hals und Brust weiß, mit wenigen hellbraunen Strichen am Kopfe und Flecken am Halse; Rückenfedern weiß gerändert; Bauch graubraun; Hosen röthlichweiß mit braunen Schaftstrichen.

Abänderungen. [3])

a) Oberleib rußschwarz, mit rostgelbem Gewölk; Unterleib ebenso, mit weißgelblichem Querstreif an der Brust.
b) Oberleib rostbraun, Unterleib rostgelblich mit rostbraunen Flecken und weißem Streif über den Augen.
c) Oberleib dunkelgrau, weiß gefleckt; Unterleib mit großen, eirunden, dunkelbraunen Flecken.
d) Oberleib und Hals wie beim Mäusebussard; Brust weiß mit einigen dunkelbraunen Flecken.
e) Oberleib bis zum Bauch einfarbig gelblichweiß, ohne Flecken.

Dieser Bussard hat in seiner ganzen Lebensweise viele Aehnlichkeit mit dem Mäusebussard; doch ist er um ein Bedeutendes gewandter, zugleich aber, wie es dem Verfasser bei öfterer Beobachtung hat scheinen wollen, weniger scheu, bis zu einem gewissen Grade von Dreistigkeit. Als die Falknerei noch geübt und geschätzt wurde, trugen (richteten) ihn die Falkeniere als einen selbst im höhern Alter gelehrigen Vogel und als einen geschickten Hasenschläger zur Beize ab.

Streicht er von einem Baume ab, so fliegt er in gleicher Höhe über dem Boden fort, bis zu einem andern, mehr oder weniger entfernten Ruhepunkt hin. Im Frühling, zur Paarzeit, steigen beide Gatten in steter Gesellschaft so hoch in die Luft, daß sie dem unbewaffneten Auge nicht stärker (größer) als eine Nebelkrähe erscheinen, und bewegen sich dort, in regelmäßig sanft schwimmendem Fluge große Kreise beschreibend. Dabei geben sie fast ununterbrochen und gleichsam um die Wette den ihnen eigenthümlichen, hoch, hell

---

1) So fand der Verfasser die von ihm untersuchten Exemplare gezeichnet. W.
2) Meyer, Taschenbuch, a. a. O.
3) Meyer, Taschenbuch, I, 38, und Bechstein, Jagdzoologie, S. 836.

und in reinern Tönen als beim Mäusebussard pfeifenden Laut aus.[1]) In der Herbststrich- oder Herbstzugzeit sieht und vernimmt man das nämliche oft von fünf bis sechs, vermuthlich in Gesellschaft reisenden Vögeln dieser Art. Von allen andern Gattungsverwandten unterscheidet sich dieser Vogel, selbst in der weitesten Ferne, durch die weiße Zeichnung der Schwanzfedern und wird so im Fluge auf den ersten Blick kenntlich.

Sein Geheck macht dieser Bussard in Waldbezirken, die mit Laub- oder Nadelholz geschlossen bestanden und in der Nähe von Wiesen und jungen Schlägen belegen sind. Der Horst steht gewöhnlich auf Bäumen von ausgezeichneter Höhe und Stärke, auf einem der mittlern Kronenäste, dicht am Hauptstamme. Er ist, wie bei allen Arten der Gattung Falk, aus dürren Reisern dicht und fest gebaut, aber weder so groß, noch so flach wie bei den meisten andern Arten der genannten Gattung. Das Gelege besteht aus bis vier weißen, röthlich gewölkten Eiern, von denen aber selten mehr als zwei ausgebrütet werden.

Schneller und gewandter als der Mäusebussard, wird der rauhbeinige, wie schon oben gedacht, als Räuber jungen Hasen und Kaninchen, die er auch, wenn sie laufen, schlägt, und allem wilden Feld-, Wald- und Wassergeflügel von geringer und mittlerer Stärke — dem er, wenn es fliegt, selten etwas anhaben kann — gefährlicher als jener. Doch wird der Schaden, den er sonach in der Wildbahn anrichtet, durch seinen übrigen Fraß, der aus Hamstern, Wasserratten, Wald- und Feldmäusen, besonders aus kleinen Ackermäusen, Maulwürfen, Schlangen und Fröschen besteht, doch größtentheils aufgewogen.

Wie der Mäusebussard, enthäutet, entfiedert und skeletirt er alles Geschlagene beim Kröpfen; er wirft daher auch, wie jener, nie oder selten Gewölle aus.

Ich habe einen Vogel dieser Art erlegt, während er von einem Tags zuvor beim Feldtreiben geschossenen, schon steifgefrorenen Hasen kröpfte; vermuthlich geht er auch Aas an.

§. 3. Der Wespenbussard[2]) (Falco apivorus *L.*, Honigbussard, Bienenfalk, Wespenfalk)[3]) soll als Sommer- und Heckvogel

---

1) Bechstein bezeichnet den Laut durch Güih, güih! jetzt, wie es mir scheint, treffender als es sonst durch Kreia! geschah. W.

2) Der Wespenbussard gehört nicht zur Gattung Buteo, sondern ist der Typus des Genus Pernis *Cuv.* Pernis apivorus *Keys. Blas.* Buteo apivorus: Willughby, Orn., tab. III. Accipites lacertinus. Pallas, Zoographie, I, 359, Nr. 31. T.

3) Gmelin, Syst. Linn., I, 267, sp. 28. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 656 und 664, Nr. 16 und 17; Taschenbuch, I, 18 und 19, Nr. 15 und 16; Diana, III, 3, Jagdzoologie, 916, Nr. 73. Meyer, Taschenbuch, I, 39, Nr. 5. Beiträge der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 35. Temminck, Man. d'ornith., S. 23. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 287, §. 3. Obiger Vogel wird von der gemeinen Jägerei auch Bienenfresser genannt. In der systematischen Ornithologie führt den Namen ein ganz anderer Vogel. Gedachte Benennung ist daher oben nicht erwähnt.

in mehrern Gegenden Deutschlands, namentlich nach Wolf (Meyer's Taschenbuch, a. a. O.) in der Wetterau, in Franken, in Thüringen, in der Gegend von Leipzig und im Anhaltischen (wo er jedoch vom Verfasser nicht bemerkt oder übersehen worden ist) ziemlich oft vorkommen und nach Bechstein bis Sandmor in Norwegen hinaufgehen, in andern Gegenden Deutschlands, wie nach Temminck in Holland, selten angetroffen werden, im nördlichen Asien aber sehr häufig sein. Seinen Sommeraufenthalt und Heckort verläßt er als Wandervogel zu Anfang des Monats October und sucht denselben zur Wiederzugzeit im April wieder auf.

Kennzeichen der Art (zum Unterschied vom Mäusebussard): Gesicht mit dicht aufeinanderliegenden stumpf abgerundeten Federn, statt mit Borsten, besetzt.

Altes Männchen: Ganze Länge beiläufig 2′, wovon der Schnabel gegen 1¾″, der Schwanz 9¾″ wegnimmt. Schnabel ohne Zahn, mit vorgezogener gekrümmter Spitze am Oberkiefer, hornschwarz gefärbt; Wachshaut dunkelbraun, am Grunde gelblich; Rachen und Augenstern gelb; Fußwurzel 2″ hoch, vorn bis zur Hälfte behost; Zehen lang (mittlere 2½″ lang), nackte Fußtheile gelb; Kopf blaugrau, vorn und oben ganz rein, hinten mit Braun gemischt; Oberleib dunkelbraun, heller und dunkler gewölkt, auch die Federn mit rothgrauen Kanten; Steiß rothgrau; Unterleib gelblichweiß, an der Gurgel mit feinen, an der Brust mit großen eirunden dunkelbraunen Längsflecken, an der Unterbrust mit herzförmigen, an den Flanken und Hosen mit querlaufenden, unten zugespitzten, graubraunen oder rothgrauen einzelnen Flecken; Schwungfedern graubraun, an der äußern Fahne aschgrau überlaufen, mit drei schwärzlichen Querbinden, die auf der innern Fahne am deutlichsten sind; Schwanz rothgrau, auf demselben vier breite braunschwarze Querstreifen, in deren Zwischenräumen drei bis fünf graubraune undeutliche Binden hinlaufen.

Mannbares Weibchen: Ganze Länge 2′ 2″, wovon der Schnabel volle 2¼″, der Schwanz 10″ wegnimmt. Ober- und Unterschnabel am Grunde gelb; Wachshaut am Grunde gelblich, oben dunkel-, an den Seiten heller grau; Augenliderrand gelblichgrau; Augenstern und unbehoste Theile der Ständer goldgelb. [1]) Gefiederfarben allerwärts dunkler als beim Männchen; Oberkopf dunkel- oder umbrabraun mit großen Federrändern; Unterleib dunkelbraun oder schmuzig rostbraun, mit gelblichweißen Flecken, am Bauch mit dergleichen Querstreifen; von den gedachten dunkeln und hellen Farben bald diese, bald jene am Unterleibe vorherrschend.

Junge: Am Oberleibe weiß gefleckt.

---

1) Beiträge zur Zoologie der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 35.

Weitere Abänderungen (nach Wolf). [1])

a) Am Oberkopf die blaugraue Farbe mehr ins Braune sich ziehend. Oberhals rostbraun, mit Grau angeflogen; Rücken braun; große Deckfedern und mittlere Schwungfedern mit weißen Spitzen; Kehle rostgelblich-weiß, auf der Brust mit braunen Schaftstrichen und rostbraunen, zerstreuten Flecken; am Bauche ungefleckt; untere Schwanzdeckfedern mit wenigen rostbraunen Flecken (Männchen).

b) Vorderkopf nur mit Grau schwach angeflogen; Oberleib schön rostfarben, mit dunklern Flecken auf den Federn gewölkt; Kehle und Vorderhals hell gelbbräunlich gestrichelt, zu beiden Seiten des Vorderhalses ein $^3/_4''$ langer, schmaler, schwarzbrauner Streifen; Brust und übriger Unterleib gelblichbraun, sonst wie beim alten Männchen gezeichnet (altes Weibchen). [2])

c) Kopf und Oberhals weiß, mit dunkelbraunen Schaftflecken; Gesicht weißbräunlich; Rücken dunkel rostbraun; Unterhals weißbräunlich, mit rostbraunen Schaftstrichen; Unterleib weißlich, mit rostbraunen Querflecken (Weibchen).

d) Mit hellern braunen Flecken am Unterleibe, sonst die Zeichnung wie bei dem vorigen (junges Weibchen).

e) Wachshaut gelb; Augenstern hellbraun; Kopf roströthlich-weiß, mit einzelnen bräunlichen Strichen im Nacken und in der Ohrgegend; Oberleib dunkelbraun, mit weißlichen Federrändern; Grenzgegend zwischen Unterhals und Oberbrust bräunlich mit dunkelbraunen Schaftstrichen (junges Männchen). [3])

f) Wachshaut gelb, Augenstern hellgrau-braun; Kehle, Scheitel und Hinterkopf ganz weiß, auf letzterm einige kleine braune Flecken.

g) Mit einem einzigen grauen Bandstreifen auf dem Schwanze.

h) Mit braunen Flecken und weißen Bandstreifen auf der innern Seite der Steuerfedern.

i) Wachshaut gelb; Augenstern bräunlichgrau; Scheitel, Nacken, Rücken, Schwanz und Flügel tief schwarzbraun; letzte Hälfte der vordern Schwungfedern ins Schwarze übergehend; Unterleib heller braun als der Oberleib, doch dunkler als bei Alten (junges unlängst flugbar gewordenes Männchen).

k) Wachshaut und Augenstern wie bei i); alle dunkeln Zeichnungen heller wie bei i); Stirn rostgelblich-weiß; alle Federn am Scheitel und Hinterkopf braun, mit schwarzem Schaft und rostgelblich-weißer Spitze; Gegend

1) Meyer, Taschenbuch, a. a. O., Lit. b bis i, und Anmerkung.
2) Borkhausen und Becker, Deutsche Ornithologie, Heft 11.
3) Borkhausen, a. a. O., Heft 14.

zwischen Auge und Schnabel grauschwarz; Kinn weißlich, die Federn mit schwarzen Schäften; Oberleib hellbraun, Oberrücken mit schwarzbraunen Flecken; von den obern Flügeldeckfedern die eine Hälfte hellbraun, die andere schwarzbraun, am Rand ins Hellbraune übergehend; Schwungfedern wie bei i); Schwanz grauschwarz mit weißer Spitze und kaum wahrnehmbaren Bändern auf der obern Seite der schmalen Fahne an den Steuerfedern (ein anderes ganz junges Männchen).[1])

Dieser Bussard zeichnet sich vor allen andern Vögeln dieser Familie, ja, vor allen Raubvögeln dadurch aus, daß er gar nicht sehr scheu, fast dumm ist und seiner Nahrung recht eigentlich nachgeht, d. h. danach behende und viel umhermarschirt. Sein Körperbau ist schlanker als bei dem Mäusebussard, mit dem er sonst in der Lebensweise alles gemein hat.

Wie jener läßt auch der Wespenbussard mitunter den Raub eines jungen Hasen, jungen Rebhuhns und anderer kleinen Vögel, wenn und wo er dergleichen sitzend gewahrt, auch einiger Bienen sich zu Schulden kommen; da er jedoch vorzüglich Hamstern, Maulwürfen, Feldmäusen, Schlangen, Eidechsen, Fröschen und auf seinen Spaziergängen auf Feldern und Wiesen allerhand Maden, Würmern, Raupen und Insekten nachstrebt und letztere von Blumen und Kräutern abliest, so wird er mit allem Recht zu den mehr nützlichen als schädlichen Vögeln gezählt.

Er hält sich meistentheils in ebenen Waldbezirken, die mit Feldern, Wiesengründen und Gewässern durchschnitten sind, auf.

Seinen Horst baut er daselbst auf Laubholz- oder Nadelholzbäume aus eben den Materialien und in eben der Form, wie der Mäusebussard.[2]) Das Gelege besteht, nach Bechstein, aus zwei bis drei verhältnißmäßig kleinen, gewöhnlich auf aschgrauem Grund rothbraun gefleckten Eiern. Indessen müssen auch in dieser Rücksicht Abänderungen stattfinden, denn Medicinalrath Meyer in Offenbach erhielt am 17. Mai 1811 ein altes vom Horst geschossenes Weibchen und mit demselben ein in den Horst frisch gelegtes, ganz mit braunrother Farbe überzogenes Ei, unter welchem Ueberzug man nur hin und wieder einzelne Flecken und Striche von der gelblichen Grundfarbe wahrnahm. Am 30. Juni desselben Jahres brachte man Meyer abermals ein an demselben Horst geschossenes Weibchen, nebst zwei aus dem Horst genommenen Eiern, welche beide schmuzigweiße Grundfarbe hatten, und wovon das eine etwas weniger, besonders am spitzen Ende, mit braunrother Farbe überzogen war; das andere hatte am

1) Die unter i) und k) beschriebenen Exemplare erhielt und untersuchte Wolf zugleich. Wahrscheinlich waren sie Geschwister; ein Beweis mehr, wie sehr und wie zufällig dieser Vogel variirt. W.

2) Er soll, was allerdings eine seltene, vielleicht einzige Erscheinung ist, mit ganz frischem Laub ausgefüttert befunden worden sein; vgl. Beiträge der Wetterauer Gesellschaft, a. a. O. W.

stumpfen Ende einen braunrothen Kranz, sonst nur einzelne kleine braunrothe Punkte.

Das Wildbret des Wespenbussard soll im Winter fett und wohlschmeckend sein (?). Dies wäre denn wol der einzige Raubvogel, an dem man Versuche hierüber gemacht hätte.

§. 4. Alle Bussarde gehen gut auf die Krähenhütte, haken dort auf den Krakeln an und werden so sehr leicht, und öfter als es geschehen sollte, im Sitzen geschossen.

Während der Brütezeit erlegt sie der nach Schußgeld lüsterne Jäger häufig auf dem Horst, und dann gewöhnlich mit der Büchse; späterhin am Horst die Alten, wenn sie den Jungen Fraß zutragen, mit der Flinte, indem der Jäger, während die Alten abwesend sind, sich in der Nachbarschaft des Horstes gut verborgen anstellt. Wenn er der Alten habhaft geworden und ein guter Steiger ist, kann er die noch schwachen Jungen lebend aus dem Horst holen.

Bei zunehmender Stärke und herannahender Flugbarkeit treten letztere erst auf den Rand des Horstes, einige Tage später auf die benachbarten Aeste des Baumes, auf welchem der Horst steht; dort verrathen sie durch häufiges Schreien ihr Dasein, und sind dann so dummdreist, daß der Schütze ganz gerade darauf losgehen und einen jungen nach dem andern herunterschießen kann.

Beschlichen wird der Mäusebussard, selbst bei Anwendung aller Um- und Vorsicht, selten; öfter, nach Bechstein, der weißliche [1]) und der rauhbeinige; am leichtesten — ich sage dies andern nach — der Wespenbussard.

§. 5. Alle beim rothen Milan als mit Vortheil anwendbar beschriebenen Fangmethoden können auch bei sämmtlichen Bussardarten angewendet werden.

Sehr dreist gehen ebenfalls die Bussarde auf den Bömsch, wenn derselbe auf trockenem Lande ganz dieselbe Vor- und Einrichtung erhält, wie der Wasserbömsch, nur mit dem Unterschied, daß man unter dem Schlagnetz, beiläufig 6″ vor der Stellzunge, einen nicht über 9″ tiefen Kessel ausgräbt und da als Köder ein todtes Huhn, im Herbst und Frühling von weißer, beim Schnee von dunkler Farbe, hineinlegt, oder auf dem Garn ein paar Maulwürfe oder einige Mäuse lebend oder todt anbindet.

Der Wespenbussard soll nächstdem gefangen werden können, wenn man in der Gegend, wo er sich aufhält, Plätze ebnet und von Stoppeln, Gras, Moos u. dergl. reinigt, sie mit an Fäden angebundenen lebenden Maul-

1) Dies würde, wenn es sich wirklich so verhält, sehr dafür sprechen, daß Falco albidus keine Abart vom Falco buteo ist. W.

würfen, Mäusen oder Fröschen beködert und mit Leimruthen, oder mit Laufschlingen, die nach Art der Laufdohnen vorgerichtet werden, ringsum umstellt. Der Verfasser kann an einen guten Erfolg bei diesem Fang nicht glauben, weil der Wespenbussard, wenn er auch bei dem unter allen seinen Gattungsverwandten nur ihm eigenen Umherwandeln Insekten u. dergl. von Pflanzen abliest, doch, ehe es dazu kommt, gewiß erst eine Zeit lang umherstreicht, um etwas Besseres, Stärkeres zu schlagen und zu kröpfen. Bei dieser Gelegenheit würde er unfehlbar den Platz und den Köder gewahren, dann, nach Art der Bussarde, senkrecht daraufstoßen und ein Mäuschen oder einen Maulwurf nach dem andern sich holen, ohne Leimruthe und Schlinge zu berühren; der Fang mit beiden aber ist einzig auf Kleben- und Hängenbleiben beim Hineinlaufen berechnet.

Siebentes Kapitel.

Die Weihe.

Circus *Briss.*

§. 1. Die Sumpfweihe (Circus aeruginosus *Keys. Blas.*, Falco rufus, Falco aeruginosus *L.*, Rostweihe, Moosweihe, Wasserweihe, Entenstößer, Entenschläger)[1]) wohnt in ebenen, sumpfigen und mit schilfigem, rohrigem Gewässer durchschnittenen Gegenden von Europa und Nordamerika. Im October verläßt sie gewöhnlich den Sommeraufenthalt, bringt den Winter im Süden zu und kehrt im April zurück, um ihr Geheck zu machen. Als Sommervogel kommt sie im Brandenburgischen, Anhaltischen, Mansfeldischen, im Königreich und Herzogthum Sachsen, in Franken und in der Wetterau oft vor. Zu den Seltenheiten gehört es, wenn sie, von einem offenen Gewässer zum andern streichend, bei uns überwintert.

Der Verfasser hatte mehr als einmal Gelegenheit, erlegte Exemplare verschiedenen Alters und Geschlechts zu untersuchen. Das, was er darüber angemerkt hatte, stimmt im wesentlichen mit dem am meisten überein, was Temminck in seinem Man. d'ornith., a. a. O., über diesen Vogel sagt.

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 266, sp. 77, und I, 267, sp. 29. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, II, 671, Nr. 18; 683, Nr. 20.; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 373; Jagdzoologie, S. 782, Nr. 4. Meyer, Taschenbuch, I, 43. Beiträge der Wetterauer Gesellschaft zur Zoologie, Bd. 1, Heft 1, S. 35. Temminck, Man. d'ornith., S. 24. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 297, §. 3.

Deshalb folgt dessen Beschreibung hier in einer freien Uebersetzung, und nur da abgeändert, wo des Verfassers eigene Wahrnehmungen es forderten.

An allen Vögeln dieser Art steht am Vorder- und Seitenhalse ein dichtgedrängter Kreis von steifen Federn; der Schwanz hat niemals Bänder.

Altes Männchen nach der dritten Mauser: Länge 1′ 7″. Schnabel von der Wurzel aus gerade, vorn stark behakt, mit undeutlichem Zahn, von Farbe hornschwarz; Wachshaut gelbgrün; Augenstern gelbröthlich; Ständer geschildert, blaßschwefelgelb; Kopf, Hals und Brust weißgelblich, mit vielen in der Mitte der Federn befindlichen braunen Längsflecken (Schaftstrichen); Schultern und Flügeldeckfedern braunröthlich; Rücken dunkelbraun; Schwungfedern erster Ordnung an der Wurzel weiß, sonst ihrer ganzen Länge nach schwarz; übrige Schwungfedern und Schwanz aschgrau; untere Kehrseite der Flügel reinweiß; Bauch, Flanken, After und Hosen rostbraun mit einigen weißgelblichen Flecken.

Weibchen gleichen Alters: Rücken bald mehr, bald weniger heller; Brust und Achseln gelb gefleckt; Steuerfedern an der innern Fahne der Länge nach mit einigen hell rostfarbigen Wellenlinien gezeichnet. [1])

Dies ist der sogenannte Brandfalke, Falco rufus *L.*

Junge vom Jahre: Augenstern schwarzbraun; Scheitel, Nacken, Kehle und Gurgel mehr oder weniger hell braungelb, ungefleckt; sonst das Gefieder sehr dunkel- oder chocoladenbraun; große und kleine Deckfedern der Flügel, Schwung- und Steuerfedern mit braungelblichen Spitzen; oft auf dem Rücken, zuweilen auf der Brust und am Flügelbug, mit rostfarbigen großen Flecken.

Hierher gehört die im Naumann'schen Vogelwerk, Taf. 23, Fig. 37, abgebildete Weihe.

Nach der zweiten Mauser: Augenstern hellbraun; Scheitel, Nacken und Gurgel die weißgelbliche Farbe der ältern Vögel annehmend, und diese Theile mit einigen braunen Längsflecken gezeichnet; übriger Oberleib aschgraubraun, und diese Farbe an den Steuerfedern am hellsten; Unterleib rostbraun, zuweilen nach dem Alter des Vogels mit hellern Flecken am Unterhalse und an der Brust.

In diesem Gewand ist es Falco aeruginosus *L.*, Falco arundinaceus *Bechst.* (Naturgeschichte Deutschlands, 2. Aufl., II, 681, Nr. 19); auch die im Naumann'schen Vogelwerk, Taf. 22, Fig. 36, abgebildete Weihe, jedoch zufällig in Weiß etwas variirend.

Bei ihrem schlanken Körperbau streicht die Sumpfweihe leicht und schnell, doch sanft, gleichsam schwimmend, in der Luft fort und in horizontaler

1) Vgl. Beiträge der Wetterauer Gesellschaft zur Zoologie, Bd. 1, Heft 1, S. 36. W.

Richtung über der Erde hin. Nur in der Paarzeit steigen die Neu- oder Altvermählten, wie mehrere unserer Gattung Falk verwandte Vögel, hoch in die Lüfte, beschreiben da in kühnen Schwenkungen schöne Kreise und lassen dabei den ihnen eigenthümlichen Laut, welcher, nach Bechstein [1]), dem Miauen der Katze ähneln und mit Piez, piez! abwechseln soll, von sich hören.

Munter, listig und scheu, wie alle Weihen, flieht sie im Freien den Jäger von weitem. Im Gesträuch und Röhricht der Teiche, wo diese Weihe am hohen Tage im Verborgenen der Ruhe pflegt, hält sie indessen doch oft den Hund und Jäger aus. Mit Muth und Kraft ausgerüstet, nimmt sie es mit den Bussarden, Milanen und mit dem Thurmfalken im offenen Kampf auf; nur dem stärkern, gewandtern Flußadler kann sie die Spitze nicht bieten, wenn sie mit ihm auf einem Gewässer zusammentrifft; sie sucht daher in solchem Fall bei zeiten die Flucht. Sonst, als die Falknerei noch stark getrieben wurde, beizte man die Sumpfweihe mit ausgezeichnet tapfern Falken und Habichten; doch mußte immer mehr als ein solcher Beizvogel daran geworfen werden, wenn sie überwunden werden sollte. Sie selbst wurde zur Hasen-, Kaninchen-, Rebhühner- und Wachtelbeize abgetragen, und, wie man sagt, mit Erfolg benutzt; doch will mir das so recht nicht einleuchten, da die Sumpfweihe ihren Raub durch fast senkrechten Stoß schlägt, und zwar fliegendes Federwild niemals, schnell laufende alte Hasen und Kaninchen selten mit Glück. Desto gewisser ist sie ihrer Sache bei allem, was sitzt, kriecht oder schwimmt. Sie ist den jungen Hasen, Kaninchen, Rebhühnern, Wachteln, jungen und alten Lerchen, vorzüglich aber allem Wasser- und Sumpfgeflügel, besonders dem nicht flugfähigen gefährlich. Auch raubt sie Fische. In Ermangelung dessen nimmt sie mit Amphibien, Hamstern, Mäusen u. dergl. ebenfalls vorlieb. Sie kröpft alles auf der Erde sitzend mit großer Gefräßigkeit und wirft daher viel Gewölle aus. Ihren Sommeraufenthalt wählt sie jederzeit in mit Schilf, Rohr und Gesträuch bewachsenen Sümpfen und in mit dergleichen am Rand besetzten Altwässern und Teichen. Während der Zug- und Wiederzugzeit trifft man sie auch in Vor- und Feldhölzern an, von wo aus sie die benachbarte Flur und alle in derselben belegenen Sümpfe und stillen Gewässer bestreicht. In gelinden Wintern, die sie, wie §. 1 gesagt, zuweilen bei uns zubringt, hakt sie oft auf Feldbäumen an, oder fußt auf Hegesäulen, Grenzsteinen, Wacken und selbst auf bloßen Erdhügeln. Der Horst findet sich an den angezeigten Sommeraufenthaltsorten auf Binsenhügeln, im Schilf, oder in niedrigem

1) Jagdzoologie, a. a. O. Der Verfasser bekennt, den Laut der Sumpfweihe nie genau vernommen zu haben, also auch über das mehr oder weniger Treffende der Bechstein'schen Versinnlichung desselben nicht urtheilen zu können. W.

Gesträuch dicht am Boden, und ist aus Binsen und Riedgras, oder aus dünnen halbtrockenen Reisern kunstlos zusammengelegt und mit Laub und Federn ausgefüttert. Das Gelege enthält drei, vier (nach Bechstein und Wolf) bis sechs rundliche Eier von weißbläulicher Farbe. Die denselben entschlüpften Jungen haben eine weißgelbwollige Hautbedeckung. Diese wandelt sich weiterhin an allen damit versehenen Körpertheilen in einfarbig rostbraunes Gefieder und dieses bei der ersten Mauser in das oben beschriebene Jugendgewand um.

Die Sumpfweihe gehört zu den bei weitem mehr schädlichen als nützlichen Vögeln.

§. 2. Die **Kornweihe** (Circus cyaneus *Keys. Blas.*, Kornvogel, **Rohrweihe, kleine** oder **Halbweihe**; **Männchen**: Falco cyaneus *L.*, **blaue** oder **weiße Weihe, Blei-, Blau-** oder **Weißfalke, St.-Martin, Schwarzflügel; Weibchen**: Falco pygargus *L.*, **Ringelfalke, weißschwänziger Falke, ringelschwänziger Falke**)[1]) kommt fast überall in der gemäßigten Zone der Alten und Neuen Welt vor. In ebenen Gegenden Deutschlands wird sie häufiger angetroffen als in gebirgigen, und zwar in erstern bei gelinden Wintern als **Strich-**, selbst als **Standvogel**; in der Regel ist sie jedoch ein im April ankommender, im September südlichern Gegenden zuwandernder Zugvogel.

Wie bei der Sumpfweihe steht auch bei der Kornweihe am Vorder- und Seitenhalse ein dichtgedrängter Kreis steifer Federn, durch welche um den Kopf ein deutlicherer Schleier gebildet wird; bestimmt unterscheiden sich aber letztere von erstern durch steife, sich sträubende Bartborsten, mit welchen die Wachshaut an den Seiten besetzt und fast bedeckt ist, durch einen stets weißen Steiß und durch sieben bis acht Querbänder auf dem Schwanz, welche nur beim Männchen im hohen Alter undeutlich werden, im höchsten Greisenalter zuweilen verschwinden.

Der Schnabel der Kornweihe ist 1″ lang, gleich von der Wurzel an sehr gekrümmt, schwach gezahnt, dunkelbraun von Farbe; Wachshaut grüngelb; Augenstern röthlichgelb; Behäutung der Ständer geschildert und gelb; Fußwurzel $2\frac{1}{2}$″ hoch; Fänge stark gekrümmt, sehr scharf gespitzt, wie der Schnabel gefärbt; Flügel $1\frac{1}{2}$—2″ vor der Schwanzspitze sich zusammenlegend; vierte Schwungfeder die längste.

Männchen (über drei Jahre altes): $1\frac{1}{2}$′ lang, 3′ $2\frac{1}{2}$″ breit. Kopf,

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 276, sp. 10, und 277, sp. 11. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 687, Nr. 21; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 376; Jagdzoologie, S. 784, Nr. 3. Naumann's Vögel, Thl. 4, Bd. 3, S. 180, Taf. 21, Fig. 34 (Weibchen). Meyer, Taschenbuch, I, 45, Nr. 7. Temminck, Man. d'ornith., S. 26. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), II, 291, §. 2.

Hals, Rücken und Flügeldeckfedern, Kehle und Oberbrust aschblau; Hinterkopf bei sehr alten grau, bei andern weißgrau mit hellbraunen Flecken; Augen von einem weißen Kreise umgeben und diese weiße Farbe nach der Kehle sich herabziehend; die ersten Schwungfedern schwarz, nur an der Wurzel weiß, die übrigen oben grau, unten weiß, drei äußere Steuerfedern weiß, die übrigen oben aschgrau mit weißen Spitzen, unten weiß; Unterbrust, Bauch, Flanken, Hosen, Steiß und After reinweiß. [1])

Weibchen: Länge 1′ 8½″, Flugweite 3′ 6½″. Am Oberleib dunkelbraun, Kopf, Hals und Oberrücken mit rostgelben und weißlichen Flecken, je nachdem die Federn so oder so gerändert sind; Schleier und ganzer Unterleib nebst Hosen rostgelb, mit großen länglichrunden, rostbraunen oder dunkelbraunen rostfarbig eingefaßten Flecken; vordere sechs Schwungfedern auswendig dunkelbraun und schwarz, inwendig weiß und schwarz in die Quere gestreift, die übrigen auswendig dunkelbraun mit weißlichen Rändern, inwendig braun mit dunklern Querbinden, alle rostgelb gespitzt; Steiß weiß, rostfarbig gefleckt; zwei äußerste Schwanzfedern weiß, die folgenden dunkelbraun mit großen rostgelblichen Streifen, die zwei mittelsten sehr dunkel aschgrau mit fünf bis acht dunkelbraunen Querbinden. [2])

Die Jungen beiderlei Geschlechts und die Männchen, bis sie drei Jahre alt werden, ähneln dem alten Weibchen in der Gefiederfarbenzeichnung gar sehr. Wenn aber die Männchen das vorbesagte Alter erreicht haben, so ändert sich beim fortschreitenden — wahrscheinlich bei jeder folgenden Mauser — bei ihnen das Federgewand, indem die grauen und weißen Theile mehr oder weniger braun oder rostfarbig gefleckt erscheinen, auf dem Schwanz aber die braunen oder schwarzbraunen Querbänder undeutlicher sich darstellen und zuletzt ganz verschwinden. [3])

Zu den Altersabänderungen mögen folgende zu zählen sein:

a) Das Graue röthlich gewässert, am Unterleib auf schmuzigweißem Grund bräunlich verloschene Streifen. In diesem männlichen Gewand wird die Kornweihe von den Falkenieren und von manchen Federschützen Tersch genannt.

b) Am Unterleib die weiße Grundfarbe reiner, die Streifen mehr braun

1) Dies ist Falco Bohemicus: Gmelin, Syst. Linn., I, 279, sp. 107. Falco albicans: Ebend., I, 276, sp. 102; Bechstein, Taschenbuch, I, 25, Nr. 20.

2) Hierher gehört nach Temminck Falco pygargus: Latham, Ind. ornith., I, 39, sp. 94, var. Falco Hudsonius et Buffonii: Gmelin, Syst. Linn., I, 277. Falco rubiginosus: Latham, Ind. ornith., I, 27, sp. 56. Falco ranivorus: Ebend., suppl. II, S. VII.

3) In diesem Uebergang vom Jugend- zum Greisengewand ist es Falco cyaneus: Gmelin, Syst. Linn., I, 277, sp. 10. Falco griseus: Ebend., I, 275, sp. 100. Falco montanus cinereus: Ebend., S. 278, sp. 106, β.

beim Männchen. Dies ist Buffon's Oiseau St.-Martin [1]), der auch von manchen Jägern Martin schlechtweg genannt wird.

c) Sehr alte Männchen, die ganz weiß sind; oder solche,

d) die bis auf die schwarzen Schwingen aus der Ferne ganz weiß zu sein scheinen, dies aber nur am Bauch und Schwanz wirklich, übrigens silbergrau sind; solche ferner,

e) an welchen Scheitel und Rücken hellbraun oder ins Bräunliche fallend erscheinen; wieder andere,

f) die am Oberleib und unten bis zur Brust schmuzig hellblau sind und eine 2″ breite, schwärzlich aschgraue Schwanzspitze haben; noch andere, und zwar beiderlei Geschlechts,

g) an welchen sämmtliche Schwanzfedern weiß, oder nur die zwei mittlern röthlich überflogen sind. [2])

Die Kornweihe ist ein sehr schlanker Vogel, fliegt ziemlich schnell und anhaltend gerade aus, streicht aber, wenn sie auf Raub ausgeht, stets nahe über dem Erdboden, oder über dem Wasser und Gesträuch hin, und ist so wenig gewandt, daß sie keinen fliegenden Vogel und kein in schnellem Lauf begriffenes Säugethier zu schlagen vermag; sie stößt daher und fast senkrecht nur auf stillsitzende oder langsam sich bewegende Thiere. Auf der Wanderschaft begriffen, erhebt sie sich ziemlich hoch; in der Paarzeit steigt sie noch höher; das Männchen tummelt sich dann anhaltend mit dem Weibchen umher und beide geben den ihnen eigenthümlichen, in hohen, nicht kreischenden, schnell abgesetzten Tönen vernehmlichen Laut dabei oft aus, welchen Bechstein durch Gägärägägä! zu versinnlichen sucht, hinzusetzend, derselbe ähnele dem des Spechts.

Im Freien ist sie sehr scheu, im Gesträuch weniger und während der Heckzeit legt sie fast alle Scheu ab, sodaß sie den Jäger, der sich dem Horst naht, in welchem Junge sich befinden, in niedern Kreisen lange umschwebt, auch selten eher die Flucht ergreift, bis ein Fehlschuß sie dazu zwingt. In diesem Fall ist der vorerwähnte, öfters wiederholte Laut ein Warnungszeichen für die Jungen, die, sobald sie ihn vernehmen, sich still und stumm verhalten.

Der Horst ist ziemlich groß und flach. Er wird meistentheils an den sumpfigen, mit Schilf, Rohr, Riedgras, Weidicht und anderm niedern Gesträuch bewachsenen Rändern der Landseen, Teiche und anderer stillen Gewässer,

---

1) Buffon, Des oiseaux, I, 212.

2) Ich übergehe die vielen, meist zufällig scheinenden Abänderungen, welche in eigenen ornithologischen Werken aufgeführt werden, und verweise deshalb auf Meyer's treffliches Taschenbuch, a. a. O., wo deren mehrere unter Lit. h, i, k angezeigt sind, mit der Bemerkung, daß der dort unter Lit. g zu den Abänderungen der Kornweihe gezählte Vogel nicht hierher gehört, sondern das alte Männchen der Sumpfweihe ist, wie dies Meyer in den Beiträgen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 35, selbst angezeigt hat. Vgl. §. 2 dieses Kapitels. W.

dicht über oder ganz auf der Erde, im ersten Fall aus dünnem Reisig, im letztern aus Schilf, Gras u. dergl. gebaut und mit Haaren, Borsten und Federn ausgepolstert. Je zuweilen findet man ihn auch in der Winterfrucht, auf nassen Wiesen, in sumpfigen Vor- und Feldhölzern auf Blößen und jungen Schlägen, auch in nicht mehr gangbaren Steinbrüchen, und dann besteht der Grund und Rand aus Stroh, Grashalmen, Mist u. dergl.

Nach Bechstein [1]) soll jedes Paar mehrere Horste verfertigen und das Weibchen dann in dem, welcher ihm am besten behagt, ein Gelege von fünf bis sechs theils weißen, theils weißgrau bläulichen, roströthlich gefleckten Eiern machen.

Ich habe drei Kornweihen während der Brütezeit in der Nähe des Horstes geschossen und fand einmal drei, zweimal vier weißgraue, schmuzig rostgelb und rostbräunlich gefleckte Eier im Horst.

Die Jungen sind in der ersten Zeit mit weißem wolligen Flaum bedeckt, haben schwarze Augenlider und einen ebenso gefärbten Schnabel. Sie piepen wie die jungen Hühner.

In solchen Gegenden, wo die Kornweihe horstet, hält sie sich auch außer der Heckzeit am liebsten und den ganzen Tag über verborgen auf. Tief in den Wäldern habe ich sie nie angetroffen.

Morgens noch vor Sonnenaufgang und abends in der Dämmerung, wenn Haar- und Federwild in Ruhe ist, kommt sie aus dem Versteck hervor und streicht, fast immer in einer und derselben Gegend, auf Mooren, an den sumpfigen Rändern der Gewässer und in den benachbarten Wiesen und Feldern umher. Was sie da von jungen wilden Enten oder andern kleinern Wasser- oder Sumpfvögeln, Rebhühnern, Wachteln, Lerchen, jungen Hasen und Kaninchen sitzend antrifft, oder im Flug und Lauf so zu ermüden im Stande ist, daß es sich drücken muß, schlägt und kröpft sie mit großer Hast und Gier. Letzteres macht, daß sie viel Gewölle auswirft. Allerdings verschmäht sie auch Hamster, Maulwürfe, Eidechsen und Frösche nicht; aber dessenungeachtet ist sie ein mehr schädlicher als nützlicher Vogel im Naturhaushalt, und als solcher verdient sie durchaus keine Schonung.

Wenn, nach Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, a. a. O., §. 1445, der Fall wirklich einmal stattfand, daß ein Kornweiheweibchen nicht ohne allen Erfolg zur Rebhühnerbeize abgetragen wurde, so ist dies nichts weiter als ein Beweis, daß auch die Falkeniere mitunter Charlatanerie getrieben haben.

§. 3. Die langflügelige oder langschwingige Weihe oder Wiesenweihe (Circus cineraceus *Keys. Blas.*, Falco cineraceus *Mon-*

1) Handbuch der Jagdwissenschaft, a. a. O., §. 1442.

tagu) [1]) wurde bisher und wird zum Theil noch, obwol, wie es dem Verfasser scheint, ohne hinlänglichen Grund, für eine Altersverschiedenheit oder Abart der Kornweihe gehalten und als solche auch in den meisten ornithologischen Werken beschrieben. Montagu entdeckte in ihr zuerst eine eigene Art, und Meyer zu Offenbach wurde durch Joh. Natterer in Wien von der Wahrheit dieser Entdeckung überzeugt, indem er ersterm alte und junge Vögel dieser Art überschickte.

Die langflügelige Weihe ist innerhalb Deutschland in Oesterreich, Oldenburg, Baden, Franken und Anhalt vorgekommen, an andern Orten wahrscheinlich mit der Kornweihe öfter verwechselt und so als Artverschiedenheit übersehen worden.

Unterscheidungszeichen von der Kornweihe: Der Körper viel schmächtiger und gestreckter; Flügelspitzen bis genau an das Ende des Schwanzes reichend; dritte Schwungfeder die längste; über die Mitte der hintern Schwungfedern läuft beim Männchen ein $1/2''$ breites schwarzes Querband [2]); der Schwanz hat nur drei, vier, höchstens fünf deutliche Querbänder. [3])

Genauere Beschreibung: Schnabel und Fänge dunkel hornbraun; Wachshaut, Ständer und Augenstern gelb; um den Kopf ein undeutlicher Schleier.

Das Federgewand beider Geschlechter ist in der Jugend wie im Alter dem der Kornweihe sehr ähnlich; doch sind bei dem alten Männchen der langflügeligen Weihe die sechs bis sieben vordern Schwungfedern ganz schwarz und durch die Mitte der hintern zieht sich das obenerwähnte, ausgezackte schwarze Querband.

Unterleib und Hosen weiß mit rostrothen Längsflecken. Die Länge desselben beträgt $17^3/_4''$, die Breite von einer Flügelspitze bis zur andern $3'\,4''$.

Altes Weibchen: Oberleib dunkler braun als bei der Kornweihe, die Federn rostfarben gerändert; Unterleib und Hosen rostgelb, hin und wieder mit sehr dunkelbraunen Längsflecken und Strichen. Länge $18^1/_2''$, Flugweite $3'\,5^1/_2''$.

---

1) Ash-coloured falcon: Montagu, Ornithological Dictionary; Naumann's Vögel, IV, 180, Taf. XXI, Fig. 33 (junges Weibchen); Meyer, Taschenbuch, I, 46, Lit. h (junges Weibchen); Lanrop und Fischer, Sylvan, 1817 und 1818; Neue Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, 1819, Art.: Beitrag zur deutschen Ornithologie, vom Medicinalrath Dr. Meyer zu Offenbach. Nach den beiden letzten Citaten ist dieser Paragraph bearbeitet.

2) Dieses findet sich bei der Kornweihe nie. W.

3) Beim Weibchen und Männchen der Kornweihe, bei letzterm bis zum vierten Jahre, zählt man deren fünf bis acht.

Der Verfasser kennt diesen Vogel nur aus den Beschreibungen von Meyer und Fleischer; dennoch scheint nach obigem ihm die Identität der Art nicht zweifelhaft. Bechstein war bei Erscheinung seiner Jagdzoologie noch nicht dafür entschieden; s. Anmerk. zu S. 786 des genannten Werks. W.

Junge beiderlei Geschlechts ähneln — wahrscheinlich auch hier das Männchen bis zum Eintritt ins vierte Jahr — dem alten Weibchen sehr; doch erscheint bei ihnen das Gefieder am Unterleib und an den Hosen in der Regel einfarbig rostroth oder rostgelb; nur höchst selten bemerkt man an der Brust und am Bauch einzelne dunkelbraune Längsstriche.

Diese Weihe wurde zeither nur in ebenen, mit niedrigem Gesträuch dicht bewachsenen Gegenden bemerkt.

Rücksichtlich der Nahrung hat sie mit der Kornweihe alles gemein; sie gehört daher, wie jene, zu den mehr schädlichen als nützlichen Vögeln.

Ihr Geheck macht sie in einem auf der Erde stehenden Horst, in welchem man drei bis vier schmuzigweiße, wie bei dem Nachtkauz (Strix aluco *L.*), rundlich geformte Eier findet.

§. 4. Sämmtliche Weihen werden meistentheils aus der Krähenhütte, jedoch nicht anders als im Fluge, oder gelegentlich bei der Suche und beim Treiben nach jungen wilden Enten in Sümpfen und Teichen, welche mit Gesträuch bestockt sind, geschossen. Alte und Junge, vorzüglich letztere, halten da sehr gut aus. Der Verfasser war davon sogar Zeuge, daß Kornweihen, und zwar alte sowol als junge, die vollkommen flugbar waren, bei der Suche sich lange von den Hunden verbellen ließen, ehe sie aufstanden und zu entfliehen strebten.

Alle Weihen bezeigen große Liebe zu ihrem Horst, Gelege und Geheck dadurch, daß sie den, der dem Horst sich nähert, in mäßiger Ferne umschweben. Manche wird bei dieser Gelegenheit erlegt.

Da sie ferner in der Morgen- und Abenddämmerung die Umgegend ihres Aufenthaltsorts, wenn sie nicht zu oft beunruhigt werden, gewöhnlich auf einem und demselben Weg dem Fraß nachgehend, niedrig überstreichen, so können sie da auch auf dem Anstand leicht geschossen werden, wenn der Jäger bei zeiten, d. h. früher als die jedesmalige Strichzeit beginnt, einen schicklichen Standpunkt im Gesträuch wählt und auf demselben so lange ruhig sich verhält, bis der Vogel in gehörige Schußnähe gekommen ist.

Goslarische Schrot von Nr. 3 sind zur Flintenladung die schicklichsten.

§. 5. Die Weihen sind schlauer und scheuer als die Milanen und Bussarde; daher kommt es, daß mit mehr in die Augen fallenden Fangapparaten, z. B. mit dem Habichtskorb und mit dem Stoßgarn, besonders mit dem auf Säulen gestellten, ingleichen mit dem auf die Scheibe gelegten Tellereisen bei ihnen wenig, in der Regel nichts auszurichten ist.

Hingegen entgehen sie selten dem mit einem todten jungen Kaninchen, oder auch nur mit einem ausgestopften Balg desselben beköderten Tellereisen, wenn es, gut mit Laub oder Spreu bedeckt, da gelegt wird, wo Weihen nach Raub umherzustreichen pflegen.

Sehr gute Dienste leistet auch der Bömsch, und zwar auf dem Trockenen nicht nur, sondern auch im Wasser, besonders wenn im letzten Fall zum Köder eine todte wilde oder zahme Ente, oder ein anderer Wasser- oder Sumpfvogel, oder auch nur der ausgestopfte Balg von einem solchen zum Köder gewählt und dieser auf der Mitte des Bömsch in' sitzender Stellung aufgebunden, auch die a. a. O. erwähnte Kreuzschnur darübergezogen wird.

Achtes Kapitel.

Die Habichte.

Astur *Cuv.*

§. 1. Der Hühnerhabicht (gemeiner, großer Habicht, Doppelsperber, Stockfalke, Eichvogel, Falco palumbarius *L.*, Astur palumbarius) [1]) gehört der ganzen Alten Welt an, und zwar nicht allein als Stand- und Strichvogel, sondern auch als Zugvogel. Als letzterer durchstreift er Deutschland im October und März; Stand- und Strichvögel dieser Art aber wählen zu ihrem Aufenthalts- und Heckort bewohnte Waldgegenden, wobei sie die gebirgigen den ebenen und Nadelholz dem Laubholz vorzuziehen scheinen.

Beschreibung. Der Augenstern stellt sich während der Paarzeit (im Frühling) orangeroth dar; der ganze Unterleib ist bis zum After mit etwas gezackten Querwellenlinien gezeichnet, welche beim Männchen dichter stehen, beim Weibchen aber breiter sind. Bei letzterm ist auch die Grundfarbe des Unterleibes nicht, wie bei ersterm, reinweiß, sondern schmuzig- oder gelblichweiß. Die Schwungfedern sind dunkelbraun, auf der innern Fahne mit großen aschgrau-braunen Flecken gezeichnet, welche an der unterwärtsgekehrten Seite am deutlichsten sich darstellen; nur die der zweiten Ordnung haben an den Spitzen einen weißen Saum. Der Schwanz ist auf der obern Kehrseite aschgrau-braun gegrundet und mit vier bis fünf breiten, braunschwärzlichen Querbändern belegt; an der untern Kehrseite werden in der Regel mehrere aschgraue Querstreifen deutlicher oder undeutlicher wahrnehmbar.

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 269, sp. 30. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), I, 711, Nr. 23; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 495; Jagdzoologie, S. 787. Meyer, Taschenbuch, I, 49, Nr. 8. Temminck, Man. d'ornith., S. 29. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 261, Kap. 4.

Abänderungen.

a) Der junge Habicht vor der ersten Mauser: Wachshaut und Ständer schmuziggelb; Augenstern bei ganz Jungen weißgraulich, späterhin gelblich; Scheitel, Nacken und Halsseiten roströthlich oder rostroth mit rundlichen schwarzbraunen Längsflecken; Oberleib dunkelbraun, die Federn roströthlich an den Spitzen gesäumt; die Deckfedern der Flügel aschgrau gefleckt. Der ganze Unterleib roströthlich-weiß (beim Weibchen rostroth) gegrundet, mit dunkelbraunen lanzettförmigen Schaftstrichen. Dies ist der sonst als eigene Art beschriebene gefleckte Hühnerfalke (Falco gallinarius naevius *L.*).


Hühnerhabicht.

b) Der junge Vogel von der ersten bis zur zweiten Mauser, welcher sonst ebenfalls als eigene Falkenart betrachtet und schlechtweg Hühnerfalke (Falco gallinarius *L.*) genannt wurde. Wachshaut hellgelb oder gelblichgrau; Augenstern gelb; Kopf und Oberhals hell rostfarben, dunkelbraun gestrichelt; der blaue Schein am übrigen Oberleib fehlend; der Steiß mit schwärzlichen Flecken; die großen Deckfedern der Flügel dunkel aschgraubraun, die kleinen rostfarben gefleckt; die Schwungfedern dunkelbraun; die Steuerfedern aschgrau-weiß, auf denselben vier bis fünf dunkelbraune Querbinden; Unterleib röthlichweiß, mit ovalen schwärzlichen Flecken.

c) Auch der deutsche Edelfalke (Falco gentilis *L.*) gehört hierher. Es ist dies der Hühnerhabicht von der zweiten bis zur dritten Mauser. Wachshaut grüngelb oder gelb; ebenso die Ständer; Kopf und Obertheil des Halses rostfarben, schwarz gestrichelt; Rücken, Deckfedern der Flügel und Schultern graubraun mit rostfarbener Einfassung; der Schwanz mit vier bis fünf schwarz-aschgrauen Bändern gezeichnet, jedes derselben mit einer schmalen weißlichen Linie eingefaßt; die vordern dunkelbraunen Schwungfedern an der äußern Seite mit schwarzen Streifen; an der Kehle ein reinweißer Fleck; der ganze Unterleib weiß gegrundet, hin und wieder, vorzüglich

am Halse und an der Brust, dunkelbraun, oder bräunlichschwarz herzförmig gefleckt.

d) Der überall weiße, oder, auf dem Rücken besonders, mit Braun und Gelb gemengte Hühnerhabicht.

e) Der weiß gescheckte, besonders an den Wurzeln und Ständern der Flügeldeckfedern weiß gefleckte Hühnerhabicht.

f) Der mit blassern verloschenen Farben ganz so, wie oben unter b) bemerkt, gezeichnete und dabei mehr Weißes an sich tragende Hühnerhabicht.

g) Die Schwarzbinden sehr breit, dunkel und verloschen, sodaß der Schwanz auf den ersten Blick dunkel einfarbig erscheint.

Die im Vergleich mit andern Raubvögeln kurzen Flügel dieses Vogels machen, daß er sich nicht so gar hoch in die Luft erheben kann; doch ist sein Flug höchst schnell. Er stößt nie senkrecht, sondern in schräger oder horizontaler Richtung auf seinen Raub.

Da er sehr scharf äuget und ausgezeichnet scheu ist, so flieht er den Menschen, sobald er ihn von weitem erblickt. Seiner Gewandtheit und Raubsucht, sowie seines scharfen Gesichts halber hat man ihn, obgleich die Zähmung und Abrichtung seines Trotzes wegen mit Schwierigkeit verbunden ist, vorzüglich das weit schnellere, muthigere und verwegenere Männchen, schon seit lange und mit ausgezeichnetem Vortheil zur Beize [1]) abgetragen und gebraucht.

Indessen muß jeder eingeschränkt zu erhaltende Habicht von andern Falken nicht nur, sondern auch von seinesgleichen stets abgesondert bleiben; denn von zwei in einen Käfig gesperrten Habichten muß unter hartnäckigen Kämpfen der schwächere jedesmal mit dem Leben büßen, und läßt man nur einem in Gesellschaft mehrerer Falken die Freiheit, so schlägt er sie alle nacheinander.

Seinen heisern, doch nicht durchdringenden Laut vernimmt man in der Paarzeit öfter als sonst. Bechstein sucht ihn durch Grih, grih, giä! zu versinnlichen.

Der flache Horst dieses Vogels steht auf hohen, starken Bäumen, vorzüglich in Nadelhölzern. In denselben legt das Weibchen zwei, drei, selten vier weiße und röthlichgelb gegrundete, schwärzlich gefleckte und gestrichelte Eier. Bis zur vierten Woche sehen die Jungen (nach Bechstein) weißgrau aus; dann erst fängt der Oberleib an braun zu werden.

---

1) Besonders ist dies seit Jahrhunderten in China der Fall, indem der Kaiser selbst die Falknerei fast einzig mit Habichten betreibt. In Scythien scheint jedoch diese Jagdmethode entstanden und zuerst mit dem Hühnerhabicht, welcher dort vorzüglich sich aufhält, betrieben worden zu sein. Von dort aus verbreitete sich die Falknerei dann weiter. Eduard III. nahm den Habicht so sehr in Schutz, daß er auf die Entwendung eines solchen Todesstrafe setzte, und unter Jakob's I. Regierung soll Thomas Monson 1000 Pfd. St. für eine Brut bezahlt haben. (Bechstein, Jagdzoologie, a. a. O.)

Der Hühnerhabicht hakt gern an den Rändern der Gehaue und Wiesen auf, wo solche in der Nachbarschaft seines Aufenthaltsorts sind. Von da aus durchstreicht er die benachbarten Felder und Feldhölzer. Er ist einer der gefährlichsten Räuber alles zahmen und wilden Geflügels, das er bezwingen kann, vorzüglich junger Fasane; stößt auf alle Mäusearten, auf Maulwürfe, läßt sich auch junge Hasen u. dgl. nicht entgehen. Das gefangene schwächere Geflügel nimmt er mit bis auf den ersten besten Baum; mit stärkerm fällt er gleich da, wo er es geschlagen hat, zu Boden und kröpft davon erst dann, wenn er es halb rein gerupft und zerrissen hat. Mäuse verschlingt er ganz. Das Gewölle wirft er den andern Tag aus.

Im Winter soll er auch Aas kröpfen.

Als ein im Naturhaushalt unbedeutenden Nutzen, wol aber großen Schaden stiftender Vogel verdient er, besonders jetzt, wo von irgendeiner Beizjagd nicht mehr Rede ist, nirgends und zu keiner Zeit Schonung.

§. 2. Der Finkenhabicht (Sperber, Tauben-, Lerchen-, Vögelfalke oder Stößer, kleiner Stockfalke, Schwimmer und Luftschiffer, Falco nisus *L.*, Astur nisus *Keys. Blas.*) [1]) ist in der Alten Welt sehr weit, bis zu den Faröern hinauf verbreitet. Im Norden ist er, wie es scheint, Zugvogel, in Deutschland wo nicht Standvogel, doch Strichvogel; denn er wird im härtesten Winter in unsern Gegenden angetroffen.

Beschreibung. Altes Männchen [2]): Ganze Länge 1′, Flugweite 1′ 10″; Schwanz $5^{3}/_{4}$″, Schnabel 7‴ lang; Hals kurz; Flügel 2″ vor der Schwanzspitze sich zusammenlegend; Schnabel bläulichschwarz, sehr gekrümmt, Oberkiefer weit und gerade über den Unterkiefer herabgehend; an ersterm ein deutlicher Zahn genau unter den länglichen Nasenlöchern stehend; Schnabelwinkel scharf und länglich; Wachshaut grüngelb; Augenstern schön rothgelb; Augenliderrand und Ständer grüngelb, letztere dünn und lang; Fußwurzel 2″ hoch. Die Augen dieser Vögel sind groß und liegen unter weit überstehenden Augenknochen; unter der Fußsohle steht bei ihnen ein starker Ballen; die Zunge ist dick, nicht gespalten, nur unten an derselben eine Vertiefung befindlich; Oberleib aschblau (dunkelbleifarbig), dunkler gewölkt, im Nacken, an den Achseln und hintern Schwungfedern deutlich und undeutlich weiß gefleckt; über den Augen ein weißer mehr oder weniger deutlicher Strich; Wangen und Schläfe rostroth; Unterleib weiß, an den Seiten mit rostgelbem

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 280, sp. 31. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), I, 726, Nr. 24; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 507; Jagdzoologie, S. 792, Nr. 7. Meyer, Taschenbuch, I, 52, Nr. 9. Temminck, Man. d'ornith., S. 31. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 273, Kap. 5.

2) Von den ältern Jägern und Falkenieren wurde dasselbe für eine eigene Habichtart gehalten und Sprinz, Sprenzchen, Blaubäckchen, Wachtelhabicht, kleiner Sperber genannt.

W.

Anflug; Kehle der Länge nach rostroth gestrichelt; übriger Unterleib mit vielen dergleichen Wellenlinien, an der Brust mit schwärzlichen Schaftstrichen und an den Hosen mit dergleichen pfeilförmigen Flecken; Afterfedern weiß; Schwungfedern dunkelbraun, innerlich vorn mit hell rostfarbenen, hinten mit weißlichen Flecken; Schwanz röthlich-aschgrau mit fünf breiten schwärzlichen Querbinden, die auf der untern Kehrseite schmaler und deutlicher, auf der obern aber oft so verwaschen sind, daß der Schwanz auf den ersten Blick dem Rücken gleich gefärbt zu sein scheint.

Altes Weibchen [1]): Ganze Länge 1′ 3″, wovon der Schnabel 9‴, der Schwanz 6″ wegnimmt; Breite 2′ 3″; Augenstern und Ständer reingelb, Fußwurzel $2^1/_4$″ hoch. Alle Farben dunkler als beim Männchen; Oberleib aschgrau-braun; Unterleib, besonders am Bauch und an den Hosen, mit mehr dunkelbraunen als rostrothen Wellenlinien gezeichnet; die Rostfarbe überhaupt weniger bemerkbar; der weiße Fleck im Nacken stets deutlich; der weiße Streifen über den Augen mit Dunkelbraun gemengt.

Jüngeres Männchen: Augenstern heller gelb; weißer Fleck im Nacken deutlich; Oberhals lebhaft rostroth, dunkelbraun gefleckt; Oberleib graubraun oder dunkelbraun, mit rostrothen Federrändern, auf den Schultern große runde, weiße Flecken; Schwanz graubraun, mit rostrother Federeinfassung; äußerste Steuerfedern mit sechs, die übrigen mit fünf braunen Binden; Unterleib gelblichweiß, mit vielen herz- und pfeilförmigen, rostbraunen Flecken.

Jüngeres Weibchen: Augenstern hellgelb; Fleck im Nacken und Streif über den Augen weiß; Scheitel schwarzbraun, mit rostrothen Federrändern; Oberhals und Oberleib graubraun mit rostgelblichen Federrändern; auf den Schultern und den hintern Flügeldeckfedern mit großen, rundlichen, weißen Flecken; Schwungfedern graubraun, an der breiten Fahne roströthlichweiß, mit fünf bis sechs schwarzbraunen Bändern; Schwanz aschgrau mit fünf schwarzbraunen Binden; Unterleib weiß, an der Gurgel und Oberbrust mit großen, herzförmigen, rostbraunen Flecken, sonst mit mehr dunkelbraunen, in der Mitte pfeilförmig gespitzten Wellenlinien.

Junge vom Jahre (im Alter von acht bis neun Wochen): Wachshaut und Augenliderrand blaß grüngelb; Schnabelwinkel olivengrün; Augenstern blaß schmuziggelb oder weiß graugelblich; Ständer blaß ockergelb. Sonst sind die Vögel in diesem Alter dem jüngern Männchen sehr ähnlich, doch am Scheitel und Rücken dunkler gefärbt und am Unterleib mit braunen Längsflecken unregelmäßig gezeichnet.

---

1) Dies scheint der Vogel zu sein, welchen die ältern Jäger und Falkeniere für eine eigene Art hielten und als solche ihn Isländer, großer Sperber, weißgesperberter Habicht benannten. Indessen muß hierüber die Folgezeit noch bestimmtere Auskunft geben, weil man auch so große und so gezeichnete Männchen gefunden haben will. W.

Zufällige Abänderungen.

a) Unterleib und Hosen rostroth; an der Kehle mit rostbraunen Schaftstrichen; an der Brust mit rothbraunen pfeilförmigen Flecken; sonst wie die jüngern Männchen gezeichnet.

b) Oberleib unregelmäßig weiß gefleckt. [1])

c) Ganzer Körper milchweiß. [2])

Der Finkenhabicht fliegt, ungeachtet seiner kurzen Schwingen, sehr schnell. Eben diese Kürze der Flügel macht, daß er im Feld und Wald sich nie bis zu einer bedeutenden Höhe in die Luft erhebt, um, wie andere Raubvögel daselbst, gleichsam schwebend, Kreise zu beschreiben; vielmehr streicht er, bei höchst raschem, kaum merklichem Flügelschlag, tief am Boden hin und in gerader Richtung, ohne Unterbrechung oft weite Strecken fort; doch schießt er, wenn er in die Nähe von Wirthschafts- oder Wohngebäuden kommt, pfeilschnell in die Höhe und über die mit Tauben bevölkerten und von Goldammern, Sperlingen, Finken u. s. w. besuchten Höfe hin. Bei Verfolgung der Vögel windet er sich zwischen Häusern, Bäumen und Gesträuch ungemein geschickt und behende gleichsam durch. Diese seine Gewandtheit, seine natürliche Raubsucht und sein scharfes Gesicht machen ihn dreist und steigern seinen Muth so sehr, daß er, wenn Hunger ihn drückt, an Geflügel, das bei weitem größer als er selbst ist, z. B. an eine Haushenne sich wagt, wenn auch ohne Erfolg. Fliegende kleine Vögel schlägt er, indem er denselben in horizontaler Richtung nacheilt; größere und alles, was auf der Erde läuft, kriecht oder sitzt, in schräger Richtung mit großer Sicherheit darauf stoßend. Kein Wunder daher, daß dieser kleine Wüthrich allem zahmen und wilden Geflügel furchtbar und dessen Nähe durch lautes Angstgeschrei von allen Seiten her angedeutet wird, sobald er sich blicken läßt.

Er ist ausgezeichnet menschenscheu; jedoch, besonders in der Jugend, nicht schwer zu zähmen.

Zu allen Zeiten, vorzüglich oft in der Paarzeit, hört man von ihm einen Laut, der wie Gä, gä, gä! ertönt. Singvögel verstummen, sobald sie denselben vernehmen, und sichern sich so gut sie können vor Ueberfällen.

Männchen und Weibchen paaren sich im Monat Mai, bauen den Horst in waldigen Gegenden auf den Gipfeln und zwischen splantige Aeste der höchsten Bäume, besonders gern auf Nadelholzstämmen, aus Reisern, und füttern ihn mit Haaren, Moos und dürren Blättern aus. Gern benutzen sie ein Krähennest zur Unterlage. Auch in altem Gemäuer und auf Felsklippen soll man den Horst finden. Längstens zu Anfang des Monats Juni

---

1) Dies ist, nach Wolf (Wolf und Meyer's Taschenbuch, I, 53 fg.) Falco nisus maculatus *Gm. L.*

2) Dies ist Falco nisus lacteus: Gmelin, Syst. Linn., I, 280, sp. 31.

legt das Weibchen drei, fünf bis sieben schmuzigweiße, mit rostfarbigen zackigen Flecken, am stumpfen Ende kranzförmig gezeichnete Eier und bebrütet sie, wie man behaupten will, vom Männchen mit Nahrung versorgt, allein. In der dritten Woche schlüpfen die Jungen aus. In der ersten Zeit nach erfolgter Flugbarkeit fehlt diesen noch die zum Betrieb des Räuberhandwerks erforderliche Kraft und Geschicklichkeit. Hunger scheint der Lehrmeister zu sein, welchen die Alten aufstellen.

Die junge Familie verfolgt dann ihre Aeltern mit ängstlichem Geschrei, gleichsam um Mitleid sie anflehend. Auch führen diese ihr anfänglich von Zeit zu Zeit etwas zu; aber nur nach anhaltender Uebung in schnellen Schwenkungen zwischen Bäumen und Gesträuch, die die Jungen, den Alten nacheilend, machen müssen, wird es ihnen abgetreten.

Vorzüglich gern hält sich der Finkenhabicht in gebirgigen, doch auch in ebenen Wäldern, meist aber nur in Vorhölzern auf, um den Feldern in der Nähe zu sein. Auch in mit Feldhölzern untermengten und selbst in ganz holzleeren Gegenden sieht man ihn, besonders vom Monat August an.

Wenn er auf Bäumen aufhakt, so geschieht dies meist dicht am Hauptstamm und unter dicht überhängenden Zweigen verborgen, indem er, in der Ruhe, einen sogenannten Katzenbuckel macht und von Zeit zu Zeit, nach Art der Bachstelze, mit dem Schwanz schnippt.

Im Holz treibt er den ganzen Tag über sein Räubergewerbe, im Freien vorzüglich morgens früh und abends vor Sonnenuntergang, wenn er aber Junge hat oder sonst vom Hunger sehr geplagt wird, auch hier zu allen Tageszeiten.

Im Sommer schlägt er ganz junges Auer=, Birk=, Haselwildbret, Rebhühner, Wachteln, zahme und wilde junge Enten und Gänse, zahme junge Hühner, vorzüglich Tauben und Lerchen; kröpft auch Maulwürfe, Feldmäuse, Eidechsen, Käfer und Heuschrecken. Im Herbst und Frühling, wo Finken, Hänflinge, Krammetsvögel, Lerchen u. dgl. haufenweise auf den Feldern und Wiesen liegen, stellt er diesen besonders nach; im Winter wird er den zahmen Tauben, Rebhühnern und solchen Vögeln am meisten gefährlich, die im Mist und auf den Wegen ihre Nahrung suchen.

Selten kröpft er das Geraubte gleich auf der Stelle, wo er es schlug, sondern streicht schneller oder langsamer, je nachdem er leichter oder schwerer zu tragen hat, einem Baum oder einer Hecke zu, verbirgt sich da so gut als möglich und verzehrt es gemüthlich.

Das schwächere Sperbermännchen muß sich in der Regel mit kleinen Vögeln, Säugethieren und mit Insekten begnügen; das stärkere Weibchen schlägt meist die obengenannten größern Federwildarten.

Als ein dem Naturhaushalt weit mehr schadender als nützender Vogel

verdient der Sperber durchaus keine Schonung. Sonst hielt man sein Wildbret, vorzüglich das der Jungen, für krafterweckend; jetzt glaubt niemand mehr daran, und jeder unterwirft sich gern und freiwillig dem jüdischen Gesetz, selbiges ebenso wenig als das der andern Raubvögel zu essen.

Seiner Schnelligkeit, Gewandtheit, Gelehrigkeit und seines Muthes wegen wurde er, als die Beizjagd noch eine der vorzüglichsten Vergnügungen der Herren und Ritter ausmachte, dazu von den Falkenieren sorgsam abgetragen, und zwar vorzugsweise das stärkere Weibchen.

§. 3. Die Erlegung des Hühnerhabichts sowol als des Finkenhabichts mit Schießgewehr beschränkt sich meist auf glücklichen Zufall. Aus der Krähenhütte werden beide öfter mit dem Schusse begrüßt als durch denselben gefällt, weil derselbe nie im Sitzen, sondern nur beim Herausspringen aus der Hütte im Flug angebracht werden kann.

Bei dem sehr schnellen Flug dieser Vögel ist unter den erwähnten Verhältnissen der Fehlschuß selbst für den geübtern Jäger verzeihlich. Desto angelegener muß es sich derselbe daher sein lassen, so gefährlichen Raubmördern nicht nur durch Zerstörung der Horste in der Brütezeit, sondern auch durch den Fang nach Möglichkeit Abbruch zu thun. Die beste Fangzeit ist der Winter, besonders ein schneereicher; doch werden beide Habichtarten auch im zeitigen Frühling und im spätern Herbst mitunter berückt.

Vorzügliche Fangapparate sind das Stoßgarn, deshalb Habichtsstoß, sonst auch Rönne oder Rinne genannt, und der Landbömsch. Von letzterm ist in den vorhergehenden Kapiteln bereits die Rede gewesen; ersteres soll hier ausführlich beschrieben werden, nachher aber auch einiger anderer Fangmethoden noch Erwähnung geschehen.

a) Das Stoßgarn wird entweder im Felde, besonders auf Anhöhen und in der Nachbarschaft kleinerer oder größerer Gehölze, oder in geschlossenen Waldungen auf den jungen Gehauen mit Vortheil angewendet.

Es gehört dazu ein aus festem starken Zwirn mit 4″ von einem Knoten zum andern haltenden Gemäsch spiegelig gestricktes Garn, welches 8′ hoch und 40′ weit stellt. Zum Behuf der Einrichtung des Fanges mit diesem Garn läßt man vier Säulen senkrecht so in die Erde setzen, daß sie, 12′ über dieselbe erhaben, die Winkel eines Vierecks bilden, von dem jede Seite 10′ Breite hat; auf diesen vierEcksäulen werden zur Verbindung derselben vier Blattstücken aufgepfropft und letztere mit Schalholz dicht belegt. [1])

In jeder Ecke der gedachten Plattstücken wird hierauf ein $8^1/_2$′ hoher Stab senkrecht aufgerichtet. In jeden der vier Stäbe schneidet man an der

---

1) Die Ecksäulen sind in der Mitte ihrer überirdischen Länge an allen vier Seiten mit schwarzem Eisenblech zu beschlagen, damit Marder und Katzen nicht hinaufklettern und den aus einer lebenden, beim Schnee dunkelfarbigen, sonst weißen Taube bestehenden Köder nicht rauben. W.

innern Seite drei Laschen, von denen die oberste, dicht am Kopfende befindliche, ingleichen die mittelste von unten hinauf, die unterste dicht am Boden befindliche aber von oben herabwärts eingekerbt sein muß.

Nachdem endlich im Mittelpunkt des Vierecks oben auf dem Schalholz die zum Köder dienende Taube angefesselt worden, hängt man den obern Garnsaum in den obern Kerb, das Mittel des Netzes in den mittelsten, den untern Saum in den untersten ein, sodaß das ganze Viereck damit umstellt ist, an dem ersten Eckstab also beide Enden des Garnes genau zusammentreffen. Dieses darf weder zu straff angezogen, noch zu fest eingeklemmt werden.

Kommt nun ein Habicht gezogen und er gewahrt die Taube, so fährt er beim Stoßen auf dieselbe von der Seite ins Garn, wirft dieses aus den Laschen und wird von ihm umschlungen und überdeckt.

Um das Stoßgarn auch auf solche Raubvögel fängisch einzurichten, die gerade von oben herabstoßen, werden kreuzweis von einem Winkel zum andern dünne Leinchen gezogen und unterhalb der mittelsten Lasche jedes Stabes in dem Garngemäsch angeknüpft.

Wenn der Raubvogel beim Stoß eins dieser Leinchen berührt, wird er vom herabfallenden Garn gedeckt und so gefangen.

Wo man nicht befürchten darf, daß die Taube von Raubthieren angefallen und genommen wird, kann das Stoßgarn auch auf gleiche Weise an vier in die Erde gesteckten Stäben gestellt werden. [1])

Naumann hat folgende einfache Raubvögelfalle construirt:

a a Zapfenende des einfachen Gestelles, die in eine 6—7′ lange starke Welle eingepaßt sind.

b Haken, unter dem sich die Welle dreht.

c Gewicht an der Welle befestigt.

d Pfahl, an dem oben die hölzerne Zange e befestigt ist, die um eine Querleine f f des Bügels greift und mit der Stellzunge g in Verbindung steht, wodurch der Bügel aufrecht erhalten wird.

h h Faden, der die Stellung mit einer weitmaschigen Netzhaube von Draht verbindet, die durch eine einfache Vorrichtung über einem auf der Erde stehenden Vogelbauer schwebend erhalten wird.

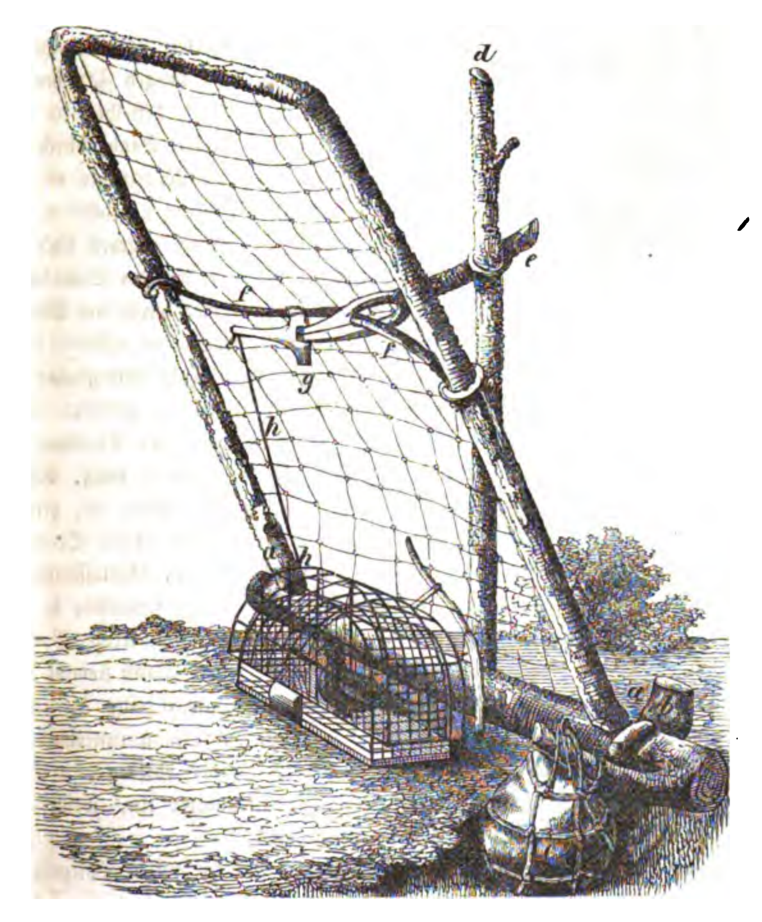
b) In Gegenden, wie die unter a) bezeichneten, bringt man auch den sogenannten **Habichtskorb** an, bei dessen Beschreibung ich mich auf den Holzschnitt auf S. 482 beziehe.

---

1) Habichte gehen eigentlich nur in Stoßgarne, die auf dem Erdboden gestellt sind; Bussarde, Weihen und eigentliche Falken ebenso gut in solche, die auf Säulen stehen. Nach des Verfassers Erfahrung leistet das Stoßgarn beim Raubvogelfang überhaupt die besten Dienste. W.

Der Korb erhält folgende Einrichtung.[1])

Die vier Eckſäulen (b b b b), welche 4′ lang und 3″ ins Gevierte ſtark ſind; ingleichen die ebenſo ſtarken und langen Mittelſäulen der Vorder- und Hinterwand (o und d) werden durch den 3′ im Quadrat haltenden, den Eckſäulen an Stärke gleichen Bodenkranz[2]), in welchem Breter eingefalzt ſind, durch den 12″ über demſelben eingepaßten, mit einem tüchtigen Drahtgitter



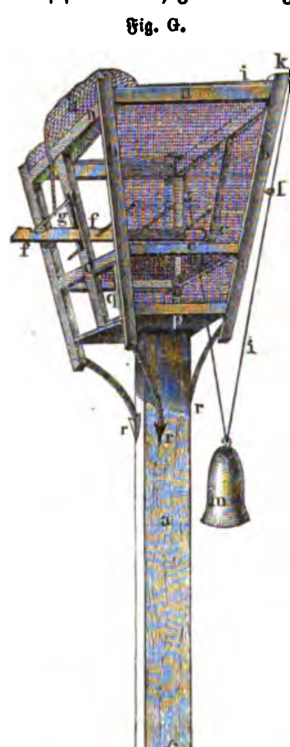
überzogenen Mittelkranz, und durch die 4′ langen, gleichfalls 3″ ſtarken obern Querriegel (n n n n), die den Oberkranz bilden, zuſammengehalten.

1) Das Modell iſt aus Leonhardi's „Jagdmagazin" entlehnt, nur mußte Weite und Höhe ſtärker angeſetzt und eine Kleinigkeit in Rückſicht der Gewichtleinen abgeändert werden. W.

2) Dieſer ſowol als der folgende Mittelkranz können auch gleiche Weite mit dem Oberkranz haben, ſodaß das ganze Gerippe des Korbes einen regulären Würfel bildet. W.

An der Vorderseite ist ein Thürchen (q) anzubringen. Dies sowol als alle an den vier Seiten befindliche leere Zwischenräume werden gleichfalls durch ein festes Drahtgitter ausgefüllt. An der vordern Mittelsäule (o) macht man einen etwa 8″ langen, 1″ breiten, durchgehenden Einschnitt, an der hintern (d) 2″ über dem Mittelkranz, gleichfalls einen 2½″ langen, ¾″ breiten. Dann wird an dem Hinterende eines nicht völlig 1″ starken geraden Stabes ein gegen ¾″ starkes, 3″ langes Zäpfchen geschnitten und in der Mitte desselben ein Loch durchgebohrt; hierauf dieser Stab durch den Einschnitt an der vordern Mittelsäule mit dem Zäpfchen bis in die Oeffnung e geschoben, hier durch die Säule ein etwas engeres Loch als das im Zäpfchen befindliche von der Seite durchgebohrt und vermittels eines durch das Säulen- und Zapfenloch geschobenen, in ersteres streng passenden Pflöckchens ein leicht bewegliches Gewerbe eingerichtet. Dieser so befestigte Stab (f) soll die Stellzunge oder das Trittholz bilden, deshalb macht man ihn so lang, daß er vorn etwa 6″ aus der Mittelsäule (o) hervorsteht, schneidet dann auf der obern Seite des Trittholzes einen sich von der Mittelsäule aus bis 1″ vom Ende der Zunge successive so vertiefenden Kerb, daß dessen rechtwinkeliges Vorderende etwa ¾″ Tiefe hat. Dann stemmt man auch 1″ hoch über dem Obertheil des Einschnittes an o eine ½″ tiefe, 1″ breite Kümme von unten hinauf ein. Hierauf bohrt man innerhalb des Korbes durch die Stellzunge (f), gleichweit voneinander entfernt, drei bis vier Querlöcher und treibt in diese leichte Sprossenhölzer ein, welche beinahe bis an beide Seitenwände des Korbes reichen.

Fig. G.



Ferner strickt man ein tüchtiges, so langes und so breites Spiegelgarn, daß es die obere Oeffnung des Korbes bis an die Querriegel genau bedeckt, bindet an beiden Seiten hörnerne oder messingene Ringe am Saum des Gemäsches und an einer der beiden andern Seiten ein eisernes Stäbchen ein, das gleiche Länge mit der Breite des Garnes hat.

Hiernächst wird der noch übrige vierte Saum des Garnes an dem vordern Querriegel (n) querüber fest angenagelt, auf jeder Seite durch die Ringe ein eisernes Stäbchen (i) gezogen und dieses auf der innern Seite

des Korbes neben dem Querriegel an der vordern und hintern Ecksäule angenagelt.

Oben in den beiden hintern Ecksäulen, deren Köpfe etwa 2″ über die Querriegel emporstehen müssen, schneidet man nun bei k einen hinlänglich breiten und tiefen, etwas schräg einwärts nach vorn gerichteten Kerb ein, um, wenn von der Seite ein Loch durch die Säulen gebohrt ist, in jeden Einschnitt ein Röllchen legen und selbiges vermittels eines Pflöckchens leicht beweglich verfestigen zu können.

Nachdem ferner etwa 12″ unter k bei l am Hintertheil jeder Ecksäule ein eiserner Stift mit einem Oehr so eingeschlagen worden, daß das darin befindliche, eines kleinen Fingers starke Loch in die Quere und gerade unter der Rolle steht, nimmt man eine etwa 10 Ellen lange Uhrleine (i), hängt in der Mitte derselben ein Steingewicht (m) von etwa 6—8 Pfund daran, zieht jedes Ende von unten hinauf durch ein Oehr (l), auch über das oben befindliche Röllchen (k), und befestigt es am Ende des am Hintertheil des Garnes eingebundenen eisernen Querstabes.

Endlich wird gerade über der Mittelsäule (o) unter dem Deckgarn an der innern Seite des Querriegels, an welchem es befestigt ist, ein Leinchen — dessen erforderliche Länge sich beim Stellen von selbst bestimmt, da es das Garn bei h h dicht am Querriegel zusammengeschoben fest halten muß — angenagelt, das andere Ende desselben aber in der Mitte eines etwa 8—9″ langen, ¾″ breiten, höchstens ½″ starken, oben und unten meißelartig zugeschärften Stellholzes (g) in einem an den Seiten eingeschnittenen Kerb festgebunden.

Dieser Kerb wird nun auf einer 12″ ins Gevierte starken, fest in der Erde eingerammten, 12′ über derselben stehenden beschlagenen Säule (a), die, soweit sie in der Erde steht, stärkere Backen hat, mit hölzernen oder eisernen Strebebändern stark befestigt. Dies kann und muß schon im Monat Juni oder Juli geschehen, damit die ganze Vorrichtung, durch Einwirkung der Meteore, den Schein der Neuheit vor der Zugzeit der Raubvögel verliert.

Soll der Fang vorgenommen werden, so steigt man auf einer Leiter bis zum Korb hinauf, steckt durch das Thürchen (q) eine weiße, beim Schnee eine blaue Taube in die untere Abtheilung, versorgt sie mit Futter und Saufen, schiebt das Deckgarn bei h dicht zusammen, schlägt die Stellholzleine nebst dem Stellholz oben über den eisernen Querstab und das Garn weg, setzt die obere Schärfe des Stellholzes in die an o befindliche Kümme ein, hebt das Trittholz (f) in die Höhe und klemmt den Kerb desselben an der untern Schärfe des Stellholzes an.

Gewahrt nun ein herumschwebender Raubvogel die Taube, so stößt er in den oben offenen Korb, schlägt, sobald er das Trittholz berührt, die

Stellung los und wird, indem das Gewicht das Deckgarn über den Korb zieht, gefangen.

Die Benennung des beschriebenen Apparats, Habichtskorb, kann bei der Sache Unkundigen zu der Voraussetzung Anlaß geben, derselbe müsse zum Habichtsfang vorzüglich anwendbar sein. Dem kann jedoch so nicht sein, theils wegen der den Habichten eigenen Scheu, vermöge welcher sie einer so auffallenden Vorrichtung schon an sich nicht leicht zu nahe kommen, theils aber auch und vorzüglich wegen des niemals senkrechten Stoßes dieser Vögel auf den Raub; ein einleuchtend nothwendiges Erforderniß zur Bewirkung des Fanges.

Selbst von den übrigen Falkenfamilien, welche bekanntlich alle, wo nicht ganz senkrecht, doch in sehr steilschräger Richtung auf das stoßen, was sie schlagen wollen, sind die Milanen und die Bussarde, als die plumpsten und am wenigsten verschlagenen Raubvögel, die einzigen, welche im Habichtskorb öfters berückt werden.

Sonach kann derselbe nur in und an Fasanerien, wo es darauf ankommt, jeder Raubvogelart so viel als möglich und auf jede erdenkliche Weise Abbruch zu thun, als wesentliche Dienste leistend empfohlen werden.

c) Im Winter fängt sich auch je zuweilen ein Habicht auf den nach Mardern gelegten, mit Hasengescheide beköderten Tellereisen.

d) Für die Raubvögel im allgemeinen ist von andern Schriftstellern im Fach der Jagdkunde der Fang auf dem Bock in Vorschlag gebracht und folgendermaßen beschrieben worden:

„Wenn man einen Raubvogelhorst weiß und die Alten nicht durch Schießen bekommen kann, so sucht man dies durch den sogenannten Bock zu bewerkstelligen. Man sucht nämlich einen Gabelast (der auch künstlich gemacht werden kann), an welchem drei Zweige von wenigstens 1′ Länge und Fingers Dicke horizontal stehen. Das hintere Astende, an welchem die Gabelzweige vereint stehen, wird dicht hinter selbigen abgeschnitten. Dieser Gabelast bildet den Bock. Nach der Größe des zu fangenden Vogels dreht man dann sechs starke pferdehaarene Schleifen, zieht davon je zwei und zwei durch jeden zu dem Ende bohnenartig gespaltenen Gabelzweig und verbindet vermittels der fängisch aufgezogenen Schlingen den ganzen Fang so über dem Horst, daß der alte Vogel, wenn er den Jungen Fraß zureichen will, sich in den Schlingen fangen muß.“ [1])

Der Verfasser bekennt, mit diesem Fang nie Versuche gemacht zu haben, hält jedoch dafür, daß mit demselben, wegen der Schlauheit der meisten und des scharfen Gesichts aller Raubvögel, nicht viel auszurichten sein möge.

---

1) Bechstein's Jagdwissenschaft, nach allen ihren Theilen, Bd. 2 (Jagdtechnologie), S. 155, Kap. 7.

e) Noch mag hier die gleichfalls von Bechstein [1]) entlehnte Beschreibung eines Raubvogelfanges eine Stelle finden, welchen der Verfasser ebenso wenig als den vorhergehenden erprobt hat, von dem aber Döbel in seiner „Jäger-Praktica", und Gr. v. Mellin in seiner „Anweisung zu Anlegung u. s. w. der Wildbahn" viel Rühmens machen. Bechstein meint, „er möge wol nicht immer gerathen" — ein Fall, der auch bei den besten Fangmethoden eintritt; der Verfasser hingegen hält dafür, daß diese Fangmethode auf Habichte, wegen ihres meist sanftschrägen Stoßes, wol mit Erfolg angewendet werden möge; daß aber bei allen fast oder ganz senkrecht stoßenden Raubvögeln davon schlechterdings nichts zu erwarten sei.

Dieser Apparat heißt der **Fang auf dem Sattel**, oder der **Sattelfang**, und wird, nach des Verfassers Dafürhalten, am füglichsten so vorgerichtet werden können:

Man nehme ein zwei Finger breites Stückchen starken Leders, von der Länge, daß es einer Taube von den Schultern bis zur Steißgegend reicht [2]), und befestige an allen vier Ecken desselben dünne, jedoch feste Schnüre von 8—10" Länge, oben auf dem Leder aber drei aus Pferdehaaren gedrehte Schleifen [3]), sodaß, wenn sie fängisch aufgestellt werden, die am Vorder- und Hinterende des Leders befindlichen in die Quere, die in der Mitte angebrachte in die Länge gerichtet, alle drei möglichst lothrecht aufgerichtet stehen.

Dann lege man der Ködertaube das Leder (den Sattel) der Länge nach auf den Rücken, schlage die vordern Schnüre an der Brust der Taube zusammen und verknüpfe sie da miteinander. Die Hinterschnüre ziehe man unter den Flügeln der Taube weg, befestige sie an den Keulen der Taube und setze sie unter sich, ingleichen mit den Vorderschnüren durch einen festen Doppelknoten in Verbindung.

Hierauf begebe man sich in die Gegend, wo man Habichte gewahrte, schlage ein Hakenpflöckchen fest in die Erde und fessele daran die Ködertaube an.

Gewahrt der nach Raub umherstreichende Habicht die Taube und will sie schlagen, so wird er, er stoße darauf, in welcher Richtung es sei, mit den Fängen durch eine Schleife fahren und in derselben festgehalten werden.

Ein paar neben die Taube gelegte Tellereisen werden dazu dienen, andere Raubthiere oder Raubvögel von der Ködertaube abzuhalten oder gar zu fangen.

---

1) Bechstein's Jagdwissenschaft, nach allen ihren Theilen, Bd. 2 (Jagdtechnologie), Kap. 8.

2) Dieses Leder muß so matt gefärbt sein, wie der Rücken der zum Köder bestimmten Taube; also im Winter beim Schnee blau oder schwarz, sonst weiß. W.

3) Dünner ausgeglühter Messingdraht (schwache Klaviersaite) dürfte dazu noch bessere Dienste thun. W.

Neuntes Kapitel.

Die Edelfalken.

Falco *L.*

§. 1. Der isländische Falke (weißer, grauer oder gefleckter Falke, Beizfalke, Beizvogel, Falco Islandicus *L.*)[1]) gehört eigentlich als Stand- oder Strichvogel dem arktischen Kreise an und verfliegt sich von dort aus, bei sehr harten, schneereichen Wintern, doch selten nur in das nördlichste Deutschland, höchst selten in andere eines gemäßigtern Klimas sich erfreuende Gegenden.

Unter allen zur Beizjagd anwendbaren Falken nimmt er die erste Stelle ein, wegen seiner vorzüglichen, mit Muth und Gewandtheit gepaarten Dauer und Kraft.

Deshalb schickten sonst, als die Reiher- und Milanenbeize noch zu den Hauptjagdbelustigungen der Großen der Erde gehörte, die Könige von Dänemark alljährlich nach Island, wo diese Edelfalkenart öfters als anderwärts gefangen wird, und ließen dort möglichst viele Exemplare aufkaufen, theils zum eigenen Gebrauch, theils um damit, vorzüglich mit weißen, Kaisern und Königen eins der beliebtesten Geschenke zu machen.

Ganze Länge des Männchens 21—22″; Breite $3\frac{1}{2}$′; Gewicht 2 Pfund.

Ganze Länge des Weibchens 23—24″; Flugweite nahe an 4′; Gewicht $2\frac{3}{4}$ Pfund.

Die Flügel legen sich 1″ vor der Schwanzspitze zusammen.

Vogel im drei- bis vierjährigen Alter: Schnabel stark, von Farbe hornbraun, am Oberkiefer ein großer Haken und scharf ausgeschnittener Zahn, am Unterkiefer ein den erwähnten Zahn aufnehmender tiefer Einschnitt; Wachshaut gelb; Augenstern goldgelb; Ständer von den Hosen an bis zu den Fängen gelb, im Tode olivengrün oder bläulich; Fußwurzel $2\frac{1}{2}$″ hoch, vorn und hinten geschildert, an den Seiten geschuppt; Mittelzehe, wie die starke Hinterzehe, $2\frac{1}{2}$″ lang, letztere mit vorzüglich großem starken Fang bewaffnet; Kopf flach auf dem Scheitel, wie der Hinterhals, weiß, oft bräunlichgelb überflogen, mit schwärzlichen Längsstreifen; Rückenfedern und Flügeldeckfedern weiß, in der Mitte mit dreieckigen oder herzförmigen dunkelbraunen oder schwärzlichen Flecken[2]); Unterleib mehr oder weniger reinweiß, mit herzförmigen und eirunden schwärzlichen, oft ins Aschgraue übergehenden

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 271, sp. 87. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 816; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 493; Jagdzoologie, S. 936. Meyer, Taschenbuch, I, 65, Nr. 15. Temminck, Man. d'ornith., S. 33. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 318.

2) Andere geben die Grundfarbe dunkelbraun oder schwärzlich, die Wurzel und den breiten spitzwinkelig abgeschnittenen Rand der Federn weiß an. W.

Flecken; Hosen reinweiß, oder auch mit verloschenen dunkeln Querflecken besetzt; Steiß und After weiß; vordere Schwungfedern dunkelbraun, an der innern Fahne weiß in die Quere gefleckt und gerändert, die fünf ersten auch weiß geschäftet; die hintersten (Schwungfedern) an der innern Fahne weiß, an der äußern, wie der Rücken dunkelbraun oder schwärzlich, mit weißer starker Einfassung; Deckfedern der Unterflügel weißgraulich mit verloschenen dunkeln Querflecken; Schwanz weiß mit vielen dunkelbraunen, oft verloschenen schwärzlichen, an den Federschäften absetzenden und mit der Grundfarbe wechselnden Querbinden. Wie bei allen zur Gattung Falke gehörigen Vögeln hat man auch beim isländischen Falken mancherlei Abänderungen wahrgenommen, welche sonst meist für besondere Arten gehalten und als solche beschrieben wurden, nämlich:

a) Der weiße isländische Falke (Falco Islandicus albus: Gmelin, Syst. Linn., I, 271, sp. 87, β). [1])

aa) Reinweiß. In diesem Gewand erscheint er selbst in seinem Vaterland nur höchst selten, muthmaßlich als Greis, vielleicht auch zufällig.

bb) Weiß, mit einigen mehr oder weniger deutlichen braunen oder schwärzlichen herzförmigen oder dreieckigen Flecken, die auf dem Unterleib noch einzelner sind als auf dem Oberleib; Schwanzfedern ganz weiß, oder die mittlern nur mit einigen verblichenen schwärzlichen Streifen gezeichnet. Dies ist das Gewand fünf- und mehrjähriger Vögel.



b) Isländische Falken von ein bis drei Jahren.

aa) Der Braune (Falco Islandicus *Gm. L.*). [2]) Schnabel dunkelbraun; Wachshaut und Ständer hellgelb; Kopf röthlichweiß, mit dunkelbraunen Längsstrichen; Rücken- und Flügeldeckfedern dunkelbraun, weiß gefleckt und eingefaßt; Unterleib weiß, mit eirunden und herzförmigen dunkelbraunen oder schwärzlichen Flecken; Hosen weiß, mit mehr oder weniger deutlichen dunkelbraunen Querflecken; Schwung- und Steuerfedern wie beim alten Vogel, letztere mit 14 und mehr dunkelbraunen und weißen, am Schaft abgesetzten Querstreifen. [3]) Stellt, bei übrigens gleicher Zeich-

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk für Jäger und Forstmänner, 1799, S. 30, Taf. 6.
2) Gmelin, Syst. Linn., I, 271, sp. 87.
3) Wolf erwähnt in seinem und Meyer's Taschenbuch (a. a. O., var. d) eines Vogels, dessen Zeichnung nur in Rücksicht des weißen, schwach rostfarbig überflogenen Kopfes und der Schwung-

nung des Vogels, die Wachshaut und die Fußbehäutung sich bläulich dar, so ist dies nach Wolf Falco candicans Islandicus: Gmelin, Syst. Linn., I, 275, sp. 101. Auch rechnen Wolf und Temminck hierher den Falco Gyrfalco (Geierfalke: Gmelin, Syst. Linn., I, 275, sp. 27) und Falco sacer (Sakerfalke: Gmelin, Syst. Linn., I, 273, sp. 93), wenn die Hauptfarbe des Oberleibes dunkelbraun, der Unterleib rostgelb, an der Gurgel mit dunkel aschgrauen Längsflecken, übrigens mit dergleichen Querstreifen gezeichnet, erscheint. [1])

---

federn, welche dunkelbraun, von außen mit röthlichem Weiß durchmengt, an der innern Fahne weiß gestreift erscheinen, von obiger Beschreibung abweicht und der wahrscheinlich als zufällige Abänderung hierher gehört. W.

1) Bechstein hat sich in seiner „Jagdzoologie" obiger Meinung nicht angeschlossen, sondern hält, wie in seinen frühern Werken, sowol Falco candicans *L.*, als Falco Gyrfalco *L.* für besondere Arten. Der Verfasser liefert hier die Beschreibung beider auszugsweise nach S. 943, Nr. 3, und S. 941, Nr. 2, des genannten neuesten Bechstein'schen Werkes.

1. „Der blaufüßige Falke (Blaufuß, Lanette, Schwimmer, Sternfalke, Falco candicans *Gm. L.*) ist ein Mittelding oder Bindeglied zwischen den eigentlichen Falken und Habichten; der Kopf ist schmäler, der Schwanz länger, die Flügel sind kürzer und nicht so spitzig als an andern Falken, die Füße aber höher, die Zehen kürzer und nicht so ausgespreizt. Er ist nach dem Geschlecht 22—24" lang, wovon der Schwanz 8—9" mißt, und 3¾—4' breit. Der starke Schnabel 1" lang, hornblau mit graubläulicher Wachshaut; der Augenstern hochgelb; die Füße stark, die Fußwurzel 2" hoch, wie die Zehen blau, bald dunkler, bald heller. Der Oberleib dunkelbraun, bald ins Schwärzliche, bald ins Bläuliche sich ziehend, röthlichweiß oder hell rostfarben vermöge der hellen Federränder gefleckt; zuweilen über den Augen ein mit Weiß durchmengter Streifen; die Kehle weiß, zuweilen dunkelbraun gestrichelt; der übrige Unterleib weiß, ins Rostgelbe fallend, mit einzelnen eirundlichen dunkelbraunen Längsflecken, die zuweilen rostfarben eingefaßt sind; die Schwungfedern dunkelbraun, auf der innern Fahne mit theils eirunden, theils länglichen hellrostgelben Querflecken; der zugerundete Schwanz dunkelbraun, gewöhnlich mit neun hellen, röthlichweißen oder auch rostgelben Querbinden. Beide Geschlechter sind im Mittelalter der Zeichnung nach sich gleich. Bei sehr alten Vögeln fällt am Oberleib die Farbe stark ins Weißliche, an den Schenkeln stehen kaum wahrnehmbare dunkelbraune Längsflecken, auch an der Kehle eben dergleichen Striche. Bechstein führt Falco sacer, Falco lanarius und Falco stellaris *Gm. L.* als hierher gehörig auf, jedoch mit vorgesetztem Fragezeichen. (Vgl. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 321, §. 5 und 6.) Man trifft diesen Falken in den mit Wald bestandenen gebirgigen und felsigen Gegenden von Ungarn, der Tatarei, Walachei und Sibirien an; am häufigsten soll er bei Astrachan sein und von den Kalmücken gut abgerichtet werden. Wird derselbe als nördlicher Vogel beschrieben, so findet wahrscheinlich Verwechselung mit dem isländischen Falken, oder mit dem Wanderfalken statt, denn alle sonst bei der Falknerei im Gebrauch gewesenen blaufüßigen Falken wurden in der Türkei, und zwar zu sehr hohen Preisen, aufgekauft. Es sind dies allerdings kräftige und so muthige Vögel, daß sie auf alles Geflügel stoßen; dennoch stehen sie — wiewol in manchen Schriften das Gegentheil behauptet wird — dem isländischen, auch dem Wander- und Geierfalken nach, sodaß sie nur zur Milanen- und Kaninchenbeize eigentlich mit Vortheil gebraucht worden sind.

2. „Der Geierfalke (Geer-, Gier-, Reiher-, Raub-, großer brauner und dunkelbrauner Falke, Schlachter, Falco Gyrfalco *L.*) wird in neuern naturhistorischen Werken gewöhnlich mit dem isländischen oder auch mit dem blaufüßigen Falken vermengt." (Es ist eine von Falco candicans s. islandicus bestimmt geschiedene Art. T.) „Hier daher die Beschreibung so, wie man ihn in den Falknereien gefunden hat.

„Länge, dem Geschlecht nach, 2 und 2¼', wovon auf den Schwanz 9—10" kommen, Breite 4 und 4½', die Flügel vor der Schwanzspitze sich zusammenlegend. Der Schnabel stark, 1¼" lang, mit großem Haken, mittelmäßigem Zahn, von Farbe blau; Augen groß, mit schwarzem Stern; Füße kurz, stark, mit langer Mittelzehe und 2" hoher Fußwurzel, von Farbe hellblau, auch bleigrau oder gelblich. Der Oberleib dunkelbraun, ins Blaue schillernd oder dunkel aschgrau, am Kopf mit weißlichen oder gelbröthlichen Flecken, eben dergleichen auf den Flügeldeckfedern; der Unterleib aschgrau, an der Gurgel und Brust mit dunkelbraunen Längsflecken, am Bauch und an den Schenkeln mit dergleichen Querflecken; die Schwungfedern schwärzlich, an der innern Fahne mit hellern graulichen oder grauweißen Querbinden; der abgerundete Schwanz schwärzlich oder dunkelbraun, mit zehn dunkel aschgrauen Querbinden. Das Weibchen ist dem Männchen fast gleich in der Zeichnung, doch am Unterleib bei ersterm oft die Grundfarbe rostgrau.

„In der Jugend ähnelt der Vogel in der Farbe dem Steinadler; er ist nämlich am Ober- und

bb) Der gefleckte isländische Falke (Falco Islandicus maculatus: Gmelin, Syst. Linn., I, 271, sp. 87, γ). Ober- und Unterleib weiß, mit großen dunkelbraunen oder schwärzlichen Flecken, welche auf dem letztgedachten Theil am regelmäßigsten sind; Unterrücken und Steiß grau in die Quere gestreift; Kehle und Gurgel röthlichweiß, mit dunkelbraunen Längsstrichen; alle Steuerfedern mit schwarzen Bändern durchzogen. Nach Bechstein (Jagdzoologie, S. 939, var. 3) ist dies die Zeichnung des jungen Vogels, wenn er nach der ersten Mauser im Uebergang zum hochzeitlichen Kleid begriffen ist.

Der Laut dieses Falken wird durch ein in hohen Tönen gleichsam schwirrendes, langgezogenes Pfeifen vernehmlich.

In seiner Heimat hält er sich vorzüglich an den Meeresküsten auf Felsen und Klippen auf. Daselbst wird auch der Horst, mit einem Gelege von drei bis vier rostgelben, braunroth gefleckten Eiern gefunden, und er soll dort meistentheils Federwild, das an den Küsten sich aufhält, zur eigenen und seiner Jungen Nahrung rauben.

§. 2. Der Wanderfalke (Schlechtfalke, weil die Falkeniere ihn weniger schätzen als den isländischen Falken; edler oder Beizfalke, weil er unter den deutschen Beizvögeln der vorzüglichste ist; Hühner-, Berg-, Wald-, Steinfalke, Fremdling, Pilger, Falco peregrinus)[1] ist vorzüglich im Norden von Europa, Asien und Amerika, selten in Deutschland, namentlich im Anhaltischen, in Thüringen, Franken und in der Wetterau, Heckvogel. Oefter kommt er, als Zugvogel, im September und October, auch auf dem Wiederzuge, im März und April bei uns vor.

Unterleib schwärzlich, mit grauröthlichen oder rostfarbenen Flecken, die von den Federrändern herrühren (dies ist Falco fuscus: Fauna Groenl., S. 56, Nr. 34, b); doch finden sich auch hellere Exemplare, die am Kopf und Halse mehr weiß und am Unterleib in der Grundfarbe gelblichweiß, der Länge nach dunkelbraun gefleckt erscheinen.

„Abänderungen, im Freien sowol als im beschränkten Zustand: a) Ganz weiß, wie Falco Islandicus; b) Hauptfarbe weiß, mit dunkelbraunen Streifen und Flecken; c) auf dem Schwanz die Querbinden auf den Mittelfedern nur deutlich, auf den äußern fast verloschen; d) Alte mit ganz schieferblauem Oberleib; e) Junge mit fast ganz schwarzem Oberleib.

„Der Geierfalke gehört, als Stand- oder Strichvogel, dem Norden der Alten und Neuen Welt an und hält sich in Grönland, Island, Norwegen, Schweden, Sibirien und Kamtschatka in Wäldern und auf Felsen in der Nähe der Gewässer auf. An Gewandtheit dem isländischen Falken nachstehend, übertrifft er selbigen an Muth und Kraft. Daher wurde ihm als einem der geschätztesten Beizvögel sonst in Norwegen und Schweden mühsam nachgestellt, derselbe für die Falknereien vorzüglich gesucht und zur Reiher-, Kranich-, Hasen-, besonders aber zur Milanen- (überhaupt zur Raubvogel-) Beize gebraucht. Er steigt, wenn es darauf ankommt, seinem Raub die Höhe abzugewinnen, unermeßlich hoch in die Lüfte und stößt auf denselben, in ganz oder fast senkrechter Richtung, mit solcher Kraft, daß er mit dem durch den Schlag fast immer sogleich Getödteten sofort zu Boden stürzt. Dem Hasen pflegt er beim Schlage das Genick ohne weiteres abzustoßen. Er horstet in den Felsspalten am Meeresstrand oder im Landgebirge, und das Weibchen macht ein Gelege von drei bis fünf Eiern.“ Vgl. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 309, §. 2. W.

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 272, sp. 88. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), I, 746, Nr. 25; Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 489; Jagdzoologie, S. 795, Nr. 8. Meyer, Taschenbuch, I, 55, Nr. 10. Temminck, Man. d'ornith., S. 34. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 313, §. 3.

Länge des Männchens 1′ 6—7″, des Weibchens gegen 2′, wovon der Schwanz nach Maßgabe des Geschlechts $6\frac{1}{2}$ und $7\frac{1}{2}$″ wegnimmt.

Der Schnabel stark, 1″ lang, sehr gekrümmt, mit scharfem Zahn, welcher in den tiefen Einschnitt am Unterkiefer paßt, schwarzblau von Farbe. Wachshaut und Ständer gelb, höchst selten bläulich, letztere geschildert, mit $2\frac{1}{2}$″ langer Mittelklaue und $2\frac{1}{4}$″ hoher Fußwurzel; Fänge hornbraun, stark, sehr gekrümmt, scharf gespitzt und gerandet; unter den Fußsohlen zwei längliche Erhabenheiten oder Warzen, die größer als bei andern Raubvögeln von gleicher Stärke sind; Brustfedern kürzer als bei allen andern deutschen Falken; Augenlider mit 2‴ langen Augenwimpern; Augenknochen wenig vorragend. [1]) Die Flügel legen sich fast auf der Schwanzspitze zusammen.

Oberkopf, Hinterhals, Oberrücken und die kleinen Flügeldeckfedern schwärzlich oder auch dunkelbraun, mit mehr oder weniger deutlichen aschgraubraunen Federrändern; Unterrücken, Steiß, übrige Flügeldeckfedern und hintere Schwungfedern heller oder dunkler aschgrau, mit dunkelbraunen oder schwärzlichen Querbändern, wodurch diese Theile schön gewässert sich darstellen; Wangen und Kehle weiß, zwischen beiden, vom Schnabelwinkel herab bis auf die Mitte des Seitenhalses ein schwärzlicher Zwickel herablaufend, welcher charakteristisch bleibt, wenn auch die Farbenzeichnung bei einem oder dem andern Geschlecht, und in welchem Alter es sei, noch so sehr sich abändert; übriger Unterleib weiß, an der Gurgel und Oberbrust mit einzelnen eirunden und herzförmigen, dunkelbraunen oder schwärzlichen Flecken, sonst allerwärts, selbst an den Hosen, wie beim Habicht, mit regelmäßigen dunkelbraunen oder schwärzlichen Querbinden besetzt; vordere Schwungfedern schwarz, röthlichgrau überflogen, einige der hintern weißlich gerändert; Schwanz dunkelbraun oder schwärzlich, mit acht aschgrauen, gewöhnlich vorn abgesetzten Querbändern.

Dieses Gewand haben, nach Bechstein's neuesten Wahrnehmungen (Jagdzoologie, a. a. O.), Männchen und Weibchen im mittlern Alter gemein, und die hellere oder dunklere Farbenzeichnung gibt keineswegs ein Geschlechtsunterscheidungszeichen ab; „denn es gibt Männchen und Weibchen, die am Oberleibe bald mehr aschgrau und dunkelbraun, bald mehr aschblau und schwärzlich, und am Unterleibe mehr oder weniger trübweiß sind und hier mehr ins Bräunliche oder Schwärzliche sich ziehende Flecken oder Querstreifen haben“. [2]) Hierher gehört Falco lanarius: Gmelin, Syst. Linn., I, 276, sp. 24.

---

1) Meyer, Taschenbuch, I, 57, c.

2) Der Verfasser hielt sonst, wie Bechstein selbst, auch mit ihm Wolf und Temminck, dafür, die aschgraue und dunkelbraune Zeichnung am Oberleibe sei für das Weibchen, die aschblaue und schwärzliche für das Männchen charakteristisch, und an jenem stelle sich der Unterleib mehr reinweiß, dunkelbraun einzelner gefleckt, an diesem trübweiß, häufiger schwärzlich gefleckt dar. Nur durch die Autorität eines Bechstein geschützt — welche überall, besonders aber im vorliegenden Falle, in welchem diesen trefflichen Ornithologen glückliche Localverhältnisse bei seinen Untersuchungen besonders unterstützt haben (vgl. Jagdzoologie, S. 798, Art. Fortpflanzung), als eine vorzüglich gültige erscheint — und bei mangelnder Gelegenheit zur Selbstuntersuchung schloß hier der Verfasser sich Bechstein an. W.

Altersverschiedenheiten und zufällige Abänderungen.

a) Kopf, Hinterhals und Oberrücken tief schwarzblau, übriger Oberleib schwärzlich und bläulich gebändert; der schwarze Zwickel am Seitenhalse etwas verkürzt. Kehle und Gurgel rein weiß, der übrige Unterleib graublau, mit zarten braunen Längs- und pfeilförmigen Streifen; der Schwanz aschgrau, mit zwölf dunkelbraunen Querbinden. Nach dem Geschlecht 2″ weniger lang als sonst der Wanderfalk. Dieser Vogel wurde von Bechstein in der zweiten Auflage seiner Naturgeschichte Deutschlands, II, 759, unter der Benennung Falco abietinus (Tannenfalke), und von Meyer in dessen Zoologischen Annalen, I, 328, unter dem Namen Falco pinetorum als besondere Art beschrieben. Wolf (Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 59, Anmerk.) hält diesen Vogel für einen im Alter sehr vorgerückten Wanderfalken, wobei anzunehmen sein würde, daß Exemplare größerer Länge männlichen Geschlechts, etwa vorgekommene kleinere aber ein sogenanntes Nesthäkchen, d. i. zufällig kleiner gebliebene, gewesen sein möchten. Dieser Vermuthung steht jedoch immer noch entgegen die erhöhte Zahl der Schwanzbänder, ingleichen die dunkele Grundfarbe des Unterleibes, mit ihren Längs- und pfeilförmigen Streifen, indem gewöhnlich bei zunehmendem Alter des Vogels die Grundfarbe des Unterleibes mehr ins Reinweiße übergeht und auf derselben die braunen oder schwärzlichen Querbinden deutlicher werden. Hierdurch mag wol Bechstein veranlaßt worden sein, in der S. 797 seiner Jagdzoologie beigefügten Anmerkung über diesen Gegenstand sich unbestimmt zu äußern. Die endliche Entscheidung für oder wider müssen wir daher noch von der Zukunft erwarten.

b) Junge vom Jahre und einjährige Vögel: Schnabel, Wachshaut und Augenliderrand bläulich, ersterer an der Spitze schwarz; Augenstern braun; Ständer matt gelbgrünlich. Der Oberleib dunkelbraun, oft schwärzlich, die Federn theils rostbraun, theils rostgelb gerändert und diese Ränder im Nacken größere Flecken bildend, die Flügeldeckfedern mit aschgrauen, fast verloschenen Querbinden; der Unterleib röthlichweiß oder rostfarbig, bald heller, bald dunkler, mit vielen länglichen, zum Theil geflammten dunkelbraunen oder schwärzlichen Flecken, die an den Flanken und Hosen dreieckig oder pfeilförmig sich darstellen; vordere Schwungfedern wie bei den alten Vögeln; Steuerfedern dunkelbraun oder schwärzlich, mit acht rostgrauen ganzen, oft auch unterbrochenen Querbinden, an welchen reine Rostfarbe mit Aschgrau wechselt. Hierher gehören 1) Falco communis ater: Gmelin, Syst. Linn., I, 270, sp. 86, var. ζ (der sogenannte Kohlfalke), an welchem das Bläuliche am Schnabel ins Fleischfarbene, an der Wachshaut ins Gelb-

liche fällt; 2) Falco communis naevius: Gmelin, Syst. Linn., I, 270, sp. 36 (der gefleckte Falke); 3) Falco peregrinus tataricus: Gmelin, Syst. Linn., I, 72, sp. 88, β (der tatarische Falke), und 4) nach Wolf und Temminck auch Falco stellaris: Gmelin, Syst. Linn., I, 274, sp. 95, welchen Bechstein (Jagdzoologie, S. 944), jedoch unter Vorsetzung eines Fragezeichens, zu seinem blaufüßigen Falken rechnet, jene vorgenannten Ornithologen aber für einen mannbaren isländischen Falken halten.

c) Zweijährige Vögel:

1) Schnabel bläulich; Augenstern graubraun; Augenlider und Flecken vor den Augen grüngelb; Kopf und Rücken schwarzbraun; der Nacken hin und wieder rostbraun gesprenkelt; obere kürzere Deckfedern des Schwanzes grauschwärzlich, mit röthlicher Einfassung, die längern mit rostbraunen Binden; Wangen schwarzbraun, von denselben, wie gewöhnlich, der schwarze Zwickel am Seitenhalse herablaufend; Kehle gelb, schwarz gestrichelt; Hals, Brust und Bauch rothgelblich, mit starken schwärzlichen Flecken in der Mitte der Federn; Afterfedern weißgelb, dunkelbraun gebändert; Steuerfedern mit acht rothbraunen, in der Schaftgegend abgerundet absetzenden Querstreifen.

2) Schnabel am Grunde bläulich, an der Spitze bläulichschwarz, Wachshaut gelbbläulich; Augenstern tiefbraun; Nacken rostgelbweißlich besprengt; Kehle schmuzigweiß, mit einigen sehr feinen Schaftstrichen; Unterhals roströthlich-weiß; Brust und Bauch roströthlich, allenthalben mit langen schwarzbraunen Schaftflecken; Afterfedern roströthlich-weiß, mit rostbraunen schmalen Schaftstrichen; untere Deckfedern des Schwanzes und Hosen ebenfalls roströthlich-weiß, mit rostbraunen pfeilförmigen Flecken. Ein so gezeichnetes Exemplar erhielt Wolf am 24. Februar 1805 lebendig. Vgl. Meyer, Taschenbuch, a. a. O.

3) Schnabel bläulich, Wachshaut und Ständer gelb, Oberleib bläulichaschgrau, schwarzbraun gefleckt; Schwanz bläulichgrau, mit sieben braunen Querbinden; Brust und Bauch gelblichweiß, bläulich überflogen, letzterer mit schwärzlichen Längsflecken. Dies ist Falco barbarus: Gmelin, Syst. Linn., I, 272, sp. 8.

d) Zufällige Abänderung: Mit ganz weißem Körper; Gmelin, Syst. Linn., I. 272, sp. 86, var. ξ.

Der Wanderfalke steht zwar dem Hühnerhabicht an Größe nach, übertrifft diesen aber nicht nur an Verwegenheit und Gewandtheit beim Angriff auf sämmtliche Federwildarten, welche sonst der Beizjagd unterworfen wurden, sondern soll auch beim Abtragen gelehriger als jener sein.

Sein Flug ist ausgezeichnet schnell, und er steigt sowol im Frühling

während der Paarzeit, als bei Verfolgung des Raubes, fortwährend in der Luft kreisend, bis zu einer fast unermeßlichen Höhe, aus der er sich auf alles, was er schlagen soll oder will, mit ungemeiner Kraft und Sicherheit, in fast senkrechter Richtung herabstürzt, wobei ihm sein höchst scharfes, zum Sprichwort gewordenes „Falkenauge" auf das beste zu statten kommt.

Dieser vorzüglichen Eigenschaften wegen wurde ihm, als die Beizjagd noch im Schwunge war, von den Falkenieren mit großem Eifer nachgestrebt.

Von Falkenwerth in Flandern aus, wo das Abtragen der Falken vormals gleichsam zünftig betrieben wurde und wo die geschicktesten deutschen Falkeniere sich bildeten, gingen daher alljährlich deren mehrere um Bartholomäi nach dem Herzogthum Bremen, um daselbst den Wanderfalkenfang bis zu Martini zu betreiben. Falken dieser, wie jeder andern Art, die in höherm als zweijährigem Alter standen, konnten kaum gebändigt, geschweige abgetragen werden; am gelehrigsten aber bezeigten sich begreiflicherweise die Jungen vom Jahre.

Das höhere, zur Abrichtung der Vögel nicht mehr geeignete Alter dieser Vögel sollen die Falkeniere an einigen nach oben an der Flügelecke stehenden jungen Federn erkannt haben. [1])

In seiner eigentlichen Heimat bewohnt dieser Falke hohe und steile Gebirgsgegenden, besonders solche, die mit Wald bewachsen und nicht weit vom Wasser entfernt sind. Die wenigen Wanderfalken, welche in Deutschland den Sommer zubringen und ihr Geheck machen, wählen dazu gleichfalls gebirgige felsige Waldgegenden, in welchen alte verfallene Burgen und Thürme befindlich, auch Sümpfe und Gewässer in der Nähe sind. Solche besucht dieser Falke auch vorzüglich auf dem Zuge; doch streicht er im September und bis zur Mitte des October von da aus mitunter in holzleere, mit Gewässer durchzogene Ebenen. Er verräth sich, besonders im Frühling, oft durch seinen, dem des Thurmfalken ähnlichen Laut. Bechstein bezeichnet denselben in seiner Jagdzoologie durch Kli, kli, kli!

Der Horst wird aus Reisiggeknäck flach und breit gebaut und auf die höchsten, schroffsten Felsen an unzugängliche Stellen, oder auf alte Thürme, die im Walde liegen, gestellt. Nach Bechstein (Jagdzoologie, S. 798) verläßt ein Paar, welches einen Thurm auf dem Frankenberge im Meiningenschen zur Heckstätte gewählt hat, dieselbe nicht, obwol alljährlich die Jungen vom meiningischen Falkenier ausgenommen werden. Um sie zu erziehen und abzutragen, wählt derselbe die Zeit, wenn die Schwung- und Steuerfedern halb ausgewachsen sind.

---

1) Bechstein, Jagdzoologie, S. 798. Es wäre gewiß der Mühe werth, bei vorkommenden Untersuchungsfällen hierauf Acht zu haben, weil, wenn diese Bemerkung sich als richtig beurkunden sollte, darin ein Erkennungszeichen des jugendlichen Alters gefunden wäre. W.

Das Gelege besteht gewöhnlich aus vier Eiern, welche auf rostgelber Grundfarbe fein und einzeln, oder grob und dicht rothbraun (wie geronnenes Blut) gefleckt, oder vielmehr in diesen Farben marmorirt sind. Gewöhnlich werden zwei hell und zwei dunkel gefärbte Eier in einem und demselben Horste gefunden.

Mit großer Lüsternheit und ungemeiner Raub- und Mordgier schlägt der Wanderfalk alles, was Federwild heißt, von der Größe einer mehr als halbwüchsigen jungen wilden Gans, und vom Auerhuhn an bis zur Becassine und zur Wachtel herab. Sonach gehört er zu den sehr schädlichen Raubvögeln.

Bei der Falknerei stand er als Beizvogel auf Reiher, Milanen, Enten, Krähen und Elstern, Rebhühner u. s. w. sehr in Ansehen.

Er selbst ist seiner Tapferkeit wegen vor den Anfällen jedes andern Raubvogels gesichert, und hat, seiner Scheu halber, selbst vom Jäger bei der Nachstellung mit Schießgewehr nicht viel zu fürchten.

§. 3. Der Baumfalke (Lerchenstößer, Lerchenfalke, Weißbäckchen, Schwarzbäckchen, Steinfalke, Falco subbuteo *L.*)[1]) ist in ganz Europa und im nördlichen Asien bekannt. Bei uns kommt er, doch nirgends häufig, als Zugvogel mit den Lerchen zu Anfang des Monats März an und geht mit ihnen im Herbst auch wieder fort. In Woronesch und Astrachan soll er überwintern.

Länge des Vogels, nach dem Geschlecht, 1′ und 1′ 2″, wovon der Schnabel 8 und 9‴, der Schwanz 5 und 5½″ wegnimmt. Die Flügel legen sich auf der Schwanzspitze zusammen. Die Länge der Fußwurzel beträgt 1½″, die der Mittelzehe, mit Einschluß des langen scharfen Nagels, 1¾″.

Der Schnabel hat einen starken Zahn, ist sehr gekrümmt und hornblau gefärbt; Wachshaut und nackte Augenlider, wie die geschilderte Behäutung der Ständer, citronengelb; der Augenstern orangeroth. Der Kopf, nebst einem gekrümmten Strich, welcher über die gelbweißlichen Wangen und Seiten des Halses herabläuft, schwärzlich oder braunschwarz, ersterer roströthlich und im Genick röthlichweiß gefleckt; die Stirn heller braun, die Gegend über den Augen oft ins Röthlichweiße sich ziehend; Oberleib schwarzblau; diese Farbe auf den Flügeldeckfedern, Schulterfedern und dem Steiß ins Dunkelaschgraue übergehend und durch die schwarzen Federschäfte so gestrichelt; Kehle und Gurgel gelbweißlich. Brust, Bauch und Flanken theils reinweiß, theils röthlichweiß, schwarz länglichrund gefleckt; After und Hosen blaß orange-

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 258, sp. 14. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), I, 764, Nr. 27; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 380; Jagdzoologie, S. 799. Meyer, Taschenbuch, I, 59, Nr. 11. Temminck, Man. d'ornith., S. 37. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 326, §. 8.

oder rein rostroth; die Deckfedern der Unterflügel auf schwärzlichem Grunde mit hellrostfarbenen Flecken; erste Schwungfeder schwarz, weiß gerändert, die übrigen bläulichschwarz, die hintern mit weißen Rändern, an der untern Kehrseite mit rostrothen eirunden Flecken; Steuerfedern dunkelbraun, auf der obern Kehrseite aschgrau überflogen, an der untern — mit Ausschluß der zwei mittlern, etwas längern und spitzigern, oben schlicht taubenhalsig gefärbten — mit neun bis elf rostbräunlichen, unterbrochenen Querbändern.

Das größere Weibchen am Oberleibe mehr dunkelbraun als schwarzblau; After und Hosen hell rostfarbig, letztere schwärzlich einzeln gestrichelt, an den Flanken größere schwärzliche Längsflecken.

Die Jungen sind im ersten Jahre auf dem Oberkörper dunkler, dem Weibchen fast gleich gefärbt; am Unterkörper gewöhnlich schmuzig weißgrau und ungefleckt.

Unter mehrern Farbenspielarten sind folgende am öftersten bemerkt worden:

1) Baumfalken mit dunkelbraunem Rücken und rostgelben, braun gestreiften Hosen;

2) solche, an denen der After weiß erscheint, die gleichfalls weiß gegrundeten Hosenfedern aber eine feine röthliche Einfassung haben; und endlich

3) noch andere, an welchen das Gefieder am After mit rothbraunen Längsstreifen gezeichnet ist.

Unter allen Raubvögeln zeichnet sich dieser Falke durch außerordentlich schnellen und leichten Flug aus. Pfeilschnell streift er, wenn er auf Raub ausgeht, tief über der Erde hin und schwingt sich zu andern Zeiten, oft gleichsam zum Spaß, bis zu einer solchen Höhe in die Lüfte, daß das unbewaffnete Auge ihn kaum erspähen kann. Bewundernswürdig ist seine Gewandtheit, wenn er durch Bäume und Gesträuche hinstiebt und da, wie im Freien, selbst sehr schnell fliegende Vögel schlägt, ohne oft fehl zu stoßen.

In der Freiheit ist er sehr scheu. Nur wenn er seinen Raub verfolgt, macht ihn die Begier zuweilen unvorsichtig, und dann fährt er blind hinter kleinen Vögeln, besonders hinter Lerchen drein, die, wenn sie im Grase oder Gebüsch keinen andern Zufluchtsort vor ihm finden können, sich zwischen den Füßen des Menschen verbergen. Eingefangen und gut behandelt [1]) legt er seine Wildheit bald ab. Deshalb trug man ihn sonst zur Beize auf Rebhühner, Wachteln, Lerchen u. dgl. ab und brachte ihn bald dahin, daß er, wie der Sperber, unverkappt auf der Faust sich hielt und williger als

1) Ich meine hier, außer dem schicklichen Fraß, der immer in frischen kleinen Vögeln bestehen muß, auch die Aufbewahrung. Der Baumfalke kann nämlich gar keine Kälte vertragen, sondern muß an einem temperirten Orte, auf einer mit einem Hasenbalge überzogenen Sitzstange angefesselt werden. W.

andere Falken auf dieselbe zurückkam, wenn man ihn auf die Erde setzte und aus einiger Entfernung zu sich rief.

Die Baumfalken paaren sich schon im März, und man vernimmt nur zu dieser Zeit den ihnen eigenthümlichen Laut, welchen Bechstein durch Gäät, gäät! bezeichnet. Sie bauen ihren Horst zu Anfang des Monat April in den Wipfeln hoher Bäume oder in Felsritzen. Oft machen sie sich dabei alte Krähennester zu Nutze. Das Gelege besteht aus drei bis vier grünlichweißen, grau und olivenbraun gefleckten Eiern.

In und außer der Heckzeit halten sie sich mehr in Nadel- als Laubholzwaldungen, und zwar meist in den Vorhölzern auf, wo sie ihr Vorhandensein mit echter Räuberindustrie zu verhehlen wissen, von da aus in benachbarte Feldfluren streifen und dann vorzüglich Lerchen schlagen. Doch nehmen sie auch mit Finken, Goldammern, Zeisigen, Stieglitzen u. dgl., im Nothfall sogar mit Mäusen vorlieb. An Wachteln und Rebhühner machen sie sich gleichfalls gern, und oft genug werden ihnen deren Junge zur Beute. Im Sommer sollen sie, nach Bechstein, auch von Insekten, besonders von Heuschrecken, Erdkäfern und Roßameisen einen Theil ihrer Nahrung ziehen.

Als ein mehr schädlicher als nützlicher Vogel darf dieser Falke der Aufmerksamkeit des Jägers nicht entgehen, vielmehr muß jedes schickliche Mittel, der Vermehrung möglichst enge Grenzen zu setzen, in Anwendung gebracht werden.

§. 4. Der Zwergfalke — Männchen: Blaufalke, Steinfalke, Falco caesius *Wolf*, Falco lithofalco *Gm. L.*; Weibchen: Schmerl, Merl, Merlin, Myrle, Sprenz, Sprenzchen, Falco aesalon *Gm. L.*[1] —, dessen Heimat (nach Bechstein) nächst Europa auch Nordamerika sein soll, gehört in Deutschland zu den seltenen Vögeln. Im nördlichsten Theil unsers Vaterlandes scheint er noch gar nicht bemerkt worden zu sein, wenigstens ist er dem Verfasser daselbst nie vorgekommen.[2]) Bechstein (Jagdzoologie, S. 804) scheint derselbe ein Zugvogel zu sein, welcher im October das mittlere Deutschland mit südlichern Gegenden verwechselt und im März und April zurückkommt. Wolf sagt in seinem und Meyer's Taschenbuch (I, 61): er komme in Thüringen und Franken in gebirgigen und ebenen Wäldern und Feldhölzern vor und scheine in Franken ein Strichvogel zu sein. Er

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 287, sp. 105, und 284, sp. 118. Bechstein, Diana, IV, 9, Taf. 1, 2, 3 (Männchen, Weibchen und Junges); Jagdzoologie, S. 802, Nr. 10. Meyer und Wolf, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, Heft 16 (Männchen und Weibchen); Taschenbuch, I, 60, Nr. 12. Borkhausen, Deutsche Ornithologie, Heft 18 (Männchen und Weibchen). Temminck, Man. d'ornith. S. 38.

2) Daher das Unzulängliche und zum Theil Unrichtige in der Beschreibung, welche in der ersten Ausgabe des vorliegenden Werks, Thl. 3, S. 337, §. 11, von andern Schriftstellern entlehnt, geliefert wurde. W.

selbst habe in verschiedenen Jahren die meisten Exemplare im September und October, eins im November, ein anderes im Januar und ein in der Mauser begriffenes, welches bereits zum Theil den blaugrauen Schwanz des Männchens gehabt habe, im März —, sein Freund, der Medicinalrath Meyer zu Offenbach, alle seine Exemplare im Winter erhalten; und in Thüringen werde der Zwergfalke stets im Winter gesehen.

Der Verfasser sah vor drei Jahren auf einer Geschäftsreise in Franken im November ein Weibchen, oder einen einjährigen jungen Vogel dieser Art, ohne dessen habhbft werden zu können; aus acht Forstrevieren aber, welche unter der Aufsicht des Verfassers stehen, ist unter einer bedeutenden Anzahl von Raubvögeln nicht ein einziges Exemplar von diesem Falken eingeliefert worden.

Eine ausführlichere Naturbeschreibung dieses seiner Seltenheit wegen wichtigen Vogels ist in Bechstein's Jagdzoologie, a. a. O., uns zu Theil geworden. Sie gründet sich ohne allen Zweifel auf neuere, eigene und gründliche Untersuchungen jenes trefflichen Ornithologen.

Die Benennung Zwergfalke deutet schon darauf hin, daß er der kleinste Vogel aus der Familie der eigentlichen Falken sei. „Das Männchen ist nur so groß wie eine Misteldrossel und das Weibchen wie eine Turteltaube. Jenes ist 10″ lang und hat eine Flugweite von 24″, dieses 11″ lang und 26″ von einer Flügelspitze zur andern; der Schwanz mißt an jenem $4^1/_2$″, an diesem $4^3/_4$″. Schnabel nur 8‴ lang, mit kleinem scharfen Zahn, hornblau, an der Spitze schwarz; Wachshaut, Augenliderrand, kahle Haut um die Augen und die dünnen Ständer gelb, Fußwurzel $1^1/_4$″ hoch, Mittelzehe $1^1/_3$″ lang. Stirn weißlich gemischt und der ganze Oberleib aschblau, jede Feder mit schwarzem Schaftschmitz; auch der Schwanz ist oben aschblau, hat aber eine breite schwarze Endbinde, weiter hinauf vier nur angedeutete schwärzliche Binden, die sich auf der Unterseite deutlicher zeigen; Kehle weiß; der übrige Unterleib hell rostfarben, mit hellbraunen Längsflecken, die in der Mitte einen dunkelbraunen Strich haben; Schwungfedern schwärzlich, die vordern mit weißlichem, die hintern mit graulichem Saume.

„Das etwas größere Weibchen ist am Oberleibe dunkelbraun, aschgrau angelaufen, mit schwarzen Schaftschmitzen und rostrothen Federrändern; an den Ohren röthlichweiß, dunkelbraun gefleckt; im Nacken ebenso. Die Kehle weißlich; der übrige Unterleib rostgelblich-weiß, mit dunkelbraunen, etwas rostfarben gemengten Längsflecken; Schwungfedern dunkelbraun, inwendig mit weißlich und rostfarben gemengten Querflecken; Schwanz rothgrau, mit fünf breiten dunkelbraunen, aschgrau überlaufenen Querbinden, deren letzte die breiteste ist, die Federn mit röthlichweißer Spitze.

„An Jungen erscheint der Schnabel bläulich, Wachshaut und Ständer

grüngelb. Sie sind dem Weibchen in der Farbe sehr ähnlich, die männlichen am graubraunen Oberleibe mit Aschgrau überzogen; an den weiblichen hingegen ist das Aschgraubraune des Oberleibes schön rostfarbig in die Quere gestreift und gefleckt; erstere sind auch am Unterleibe roströthlicher als letztere." (Bechstein.)

Der Zwergfalke ist herzhaft und dreist, sodaß er, obwol nur aus Hang zur Neckerei, auf die stärksten Vögel stößt.

Seinem Raub nachgehend, welcher sich meist auf kleine Vögel, als Lerchen, Finken, Goldammern u. s. w., zum Theil aber auch auf Wachteln, junge Rebhühner, im Nothfall selbst auf Tauben erstreckt, die ihm jedoch öfters wieder entkommen, streicht er pfeilschnell dicht über dem Boden hin. Er soll, nach Art anderer kleiner Falken, auch Heuschrecken und andere Insekten suchen und fressen.

Im Frühling soll er, nach Bechstein, einen Laut ausgeben, der wie Kaihä kaihä! ertönt.

Zum Horste benutzt er entweder ein altes Krähennest, welches in dicht geschlossenem Walde auf hohen Bäumen steht, oder er baut einen eigenen auf unzugänglichen Felsen, öfter noch auf verfallenem Gemäuer, auch wol zwischen Hornzacken alter abständiger Stämme, im Walde. Das Gelege besteht aus vier bis sechs weißlichen, kastanienbraun marmorirten Eiern. Die dem Ei unlängst entschlüpften Jungen haben eine weißwollige Bedeckung.

Stände die Kraft und Stärke dieses kleinen Falken mit seiner Raublust und mit seinem Muthe im Verhältniß, so würde man ihn unbedingt zu den sehr schädlichen Vögeln rechnen müssen. Da dem aber nicht so ist, er auch auf der andern Seite im Naturhaushalt keinen wesentlichen Nutzen stiftet, und noch dazu selten vorkommt, so ist er nur dem Ornithologen interessant.

Bei seiner natürlichen Scheu und seinem sehr schnellen Fluge hat man ihm mit Schießgewehr, selbst auf der Krähenhütte, weil er auf den Krakeln nicht anhakt, sondern nur neckend auf den Uhu stößt, nicht leicht etwas an. Oefter wird er im Stoßgarne gefangen, wenn man nächst der Taube ein paar kleine Vögel als Köder darin anfesselt.

Eifrig und im eingeschränkten Zustande gelehriger als der Baumfalke, wurde er sonst, als die Falknerei noch im Schwunge war, zur Beize auf kleinere Vögel abgetragen. Zwei oder drei Falken dieser oder auch anderer kleinerer Art, z. B. Thurmfalken, unterhielt man, um sie an junge Rebhühner gemeinsam zu werfen, indem man Vergnügen an der Unterstützung fand, die sie gegenseitig bei der Beize sich leisteten. Man nannte diese kleine Gesellschaft einen Flug.

§. 5. Der Thurmfalke (Kirch-, Mauer-, Rüttel-, Mäuse-, Lerchen- und Sperlingsfalke, Graukopf, Steinschmätzer, Schwim-

mer, Falco tinnunculus *L.*) [1]) ist in ganz Europa, von Italien bis Schweden, in den tatarischen und sibirischen Wüsten und in Nordamerika bekannt; im nördlichen Deutschland als Zugvogel, der im März ankommt, daselbst sein Geheck macht und im October südlich wandert, gemein; ebenso im mittlern und südlichen Deutschland, wo er auch zuweilen zu überwintern scheint (vgl. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 64).

Er ist nach dem Geschlecht 14—16″ lang, wovon der Schwanz 6 und 7″ wegnimmt, und hat 2′ 5″ und 2′ 7″ Flugweite; Schnabel 10 und 11‴ lang, sehr gekrümmt, mit großem Zahn, bläulichschwarz; Fußwurzel 2″ hoch, wie die Zehen, geschildert gelb behäutet, Fänge schwarz, wenig gekrümmt, aber sehr scharf gespitzt.

Junge im ersten Jahre: Schnabel blaugrau, an der Spitze schwärzlich; Wachshaut, Augenliderrand und Ständer grünlichgelb; Augenstern nußbraun. Scheitel, Nacken und Rücken braunroth, schwarz gestrichelt, letzterer reihenweise mit schwarzen dreieckigen Flecken besetzt; Steiß rothgelb; Kehle röthlichweiß, vom Schnabelwinkel ein kleiner schwarzer Streifen am Halse herablaufend; der übrige Unterleib hell röthlichweiß, mit schwarzen länglichen Flecken; Schwungfedern schwarz, die vordern auf der breiten Fahne mit sechs bis sieben weißen, länglichen Flecken, von denen einige röthlich überflogen sind, am Ende ein braunröthlicher abgerundeter Flecken; Schwanz rothbraun, grau überlaufen, mit einer schwarzen Binde und schmuzig-röthlichweißer Spitze, jede Feder noch mit sieben bis acht nicht ganz durchgehenden schwarzen Querbändern gezeichnet.

Vogel im zweiten Jahre: Schnabel blau, an der Spitze schwarz; Wachshaut, Augenliderrand und Ständer gelb, mit ganz schwachem grünlichen Ueberflug; Augenstern gelb; Vorderkopf und Kinn rostgelblich-weiß, mit einzelnen und schmalen dunkelbraunen Längsstrichen; Zügel rostgelb mit schwarzen Bartbörsten besetzt; vom Mundwinkel ein schwarzer Zwickel am Halse herablaufend; Oberkopf und Oberhals dunkelbraun, mit breiten rostgelben Federrändern; Rücken rothbraun mit breiten schwarzen Federrändern, ebenso, nur mit schmalen Kanten, die Schulterfedern und die Flügeldeckfedern, Steißfedern rostgelb, mit länglich dreieckigen schwarzbraunen Flecken; Schwungfedern oben schwarz, die vordern mit hellbraunen, die hintern mit dunkelaschgrauen Querflecken; Afterflügelrand weiß; die vier mittlern Steuerfedern oben rostgrau, die übrigen lebhaft rostbraun mit acht am Schaft unterbrochenen, schmalen, schwarzen Querbändern; Vorderhals und Brust sohlen-

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 278, sp. 76; I, 279, var. γ (fem.). Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 62, Nr. 13. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 798, Nr. 30; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 504; Jagdzoologie, S. 837, Nr. 22. Temminck, Man. d'ornith., S. 39. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 331, §. 9.

lederfarbig, mit lanzettförmigen dunkelbraunen einzelnen Flecken; Bauch und Flanken rostgelb, mit großen herzförmigen schwarzen Flecken; After und Hosen braungelb mit einzelnen schwärzlichen Längsschmitzen; Schwung- und Steuerfedern an der untern Kehrseite schmuzig röthlichweiß, mit undeutlichen dunkeln Querbändern. (Weibchen.) Aus vorstehender Beschreibung ergibt sich, nach des Verfassers Meinung, deutlich, daß Bechstein's Falco badius (Naturgeschichte Deutschlands, 1. Aufl., III, 748) und dessen Falco brunneus (Ornithologisches Taschenbuch, I, 38, Nr. 30) hierher gehören. [1])

Zufällige Abänderungen.

a) Ganzer Körper oder einzelne Flecken an demselben weiß.
b) Körper grau, mit schwarzen Federschäften. (Dies ist Falco tinnunculus griseus: Gmelin, Syst. Linn., I, 278, var. β.)
c) Kopf hell- oder himmelblau.
d) Oberleib rothbraun, schwarz gefleckt; Unterleib weißgrau, einzeln schwarz der Länge nach gestrichelt.
e) Hosen rostgelb, mit schmalen schwärzlichen Längsstreifen. [2])

Der Thurmfalke wählt zu seinem Aufenthalt und zum Horstort vor-

---

1) Die oben, nach Wolf, gelieferte Beschreibung der Alten und der Jungen im ersten Jahre beruht auf einer Vergleichung mit derjenigen, welche der Verfasser im Jahre 1806 von einer aus den beiden Alten und drei Jungen bestehenden Familie aufnahm, die er, als letztere vollkommen flugbar geworden waren, sämmtlich erlegte. Die des Vogels im zweiten Jahre machte der Verfasser ein Jahr später, wo er das alte Männchen in der Nähe des Horstes, das beschriebene Weibchen aber vom Horste schoß. W.

2) Joh. Natterer zu Wien hat einen neuen Edelfalken entdeckt, welcher ungefähr die Größe des Falco caesius *Meyeri*, in der Farbenzeichnung aber viel Aehnliches mit dem Falco tinnunculus hat. Die ersten Exemplare erhielt Natterer's Vater aus Sicilien; späterhin entdeckte Joh. Natterer diesen Vogel auch in Oesterreich, und de la Motte erhielt ein sehr schönes altes Männchen aus der Gegend von Morges in der südlichen Schweiz. Natterer benannte diesen Vogel Falco Xantonyx (gelbklauiger Falke) wegen seiner gelben Fänge; Prof. Meißner legte ihm die Benennung Falco tinnunculoides bei, und neuerlich ist in Vorschlag gebracht worden, ihn nach dem verstorbenen ehrwürdigen Ornithologen Naumann dem Vater, zu Ziebigk im Anhalt-Köthenschen — der ein männliches Exemplar, welches dem um die Vogelkunde ebenfalls sehr verdienten v. Minkwitz in Schlesien von Natterer geschenkt wurde, sorgfältig abbildete —, Falco *Naumanni* zu benennen.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes muß in seinen Angaben hier sich damit begnügen, diesen Falken nach den Notizen zu beschreiben, welche in Laurop's und Fischer's Sylvan von den Jahren 1817 und 1818, in den neuen Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Abth. 1, und in Bechstein's Jagdzoologie, S. 838, Anm., enthalten sind: „Schnabel mit doppeltem Zahn; Fänge (Klauen, Nägel) beim Männchen und beim Weibchen gelblichweiß, Zehen gelb. Am Männchen Kopf, Hinterhals, Schwanz, mittlere und hintere Schwungfedern, ingleichen die großen Flügeldeckfedern reiner und tiefer aschgrau; Oberleib reiner und tiefer rothbraun (ziegelroth); Unterleib rostgelb, mit einzelnen, rundlichen, schwarzbraunen Längsflecken." Möchte das hier Beigebrachte etwas dazu beitragen, die Leser des gegenwärtigen Werks auf diesen schönen Falken aufmerksam zu machen, der im mittlern und nördlichen Deutschland zeither vielleicht nur übersehen wurde!

Der etwaige Entdecker desselben in diesen Gegenden würde durch desfallsige Anzeige in einer gelesenen Zeitschrift sich sehr verdient machen. W.

Beschrieben ist dieser Falco tinnunculoides als Falco cenchris: Naumann, Vögel Deutschlands, I, 318, Nr. 19.

Folgende Notiz über diesen Vogel, den ich unter ungewöhnlichen Verhältnissen erlegt habe, dürfte die Leser interessiren. Unter 5 Grad n. Br., 28 Grad w. L., 1. Dec. 1842 an Bord des Schiffes

züglich felsige Waldgegenden, besonders aber solche, wo verfallene Burgen mit hohen Mauerresten noch vorhanden sind; doch findet man ihn — selbst horstend — ebenfalls in ebenen Vor- und Feldhölzern, die von Viehweiden begrenzt werden; zur Zugzeit auch auf Hutungen und Feldern, die mit einzelnen Obst- oder andern Bäumen besetzt sind. Der Verfasser beobachtete sogar dasjenige Pärchen, von welchem in der vorletzten Anmerkung die Rede gewesen ist, vom Frühling an bis zu der Zeit, wo die Alten nebst den Jungen erlegt wurden, anfänglich in einem Gras- und Obstgarten, welcher unmittelbar an einen sehr lebhaften Hofraum stieß. Späterhin horstete dieses Pärchen auf einer Gebäudeverbindungsmauer von 20′ Höhe.

In der Regel steht der aus dünnem trockenen Reisig und dürren Grashalmen, weniger flach als bei andern Familien- und Gattungsverwandten gebaute Horst in schwer zugänglichen Fels- und Steinritzen, öfter auch auf Hornzacken abständiger Baumstämme im Walde, und nicht selten wird zur Horststätte ein altes Krähennest benutzt.

Das Gelege des Weibchens besteht aus vier bis fünf weißlichen oder gelbröthlichen, rostroth und olivenbraun gefleckten und marmorirten Eiern, von denen über drei selten ausgebrütet werden. Die Jungen sind in der frühesten Jugend mit grauweißlicher Wolle bedeckt, aus welcher späterhin das erste Federkleid nach und nach hervortritt.

Der Thurmfalke ist, im Vergleich zu andern Familienverwandten, nicht sehr scheu, auch weniger stark und muthig, ebendeswegen auch leichter als die meisten von jenen zu zähmen und abzutragen. Im freien Zustande nährt er sich während des Frühlings und in der Heckzeit, besonders aber seine noch kleinen Jungen, meist von Käfern, Maulwurfsgrillen, Heuschrecken u. dgl., sonst theils von gedachten Insekten, mit Maulwürfen, Mäusen, Eidechsen und Fröschen abwechselnd, theils und vorzugsweise vom Rauben junger Rebhühner, Wachteln und anderer kleinen Vögel, unter denen die Lerche ihm für Leckerbissen zu gelten scheint. Nach dem allen streift er fast den ganzen Tag über im freien Felde in geringer Höhe über dem Boden herum. Das Geschlagene kröpft er gierig und wirft daher viel Gewölle aus.

Alfred von Bordeaux, überraschte uns abends das zänkische Geschrei von ein paar Vögeln, die hoch über den Mastenspitzen schwebten. Trotz der Entfernung konnten wir keinen Augenblick zweifeln, daß es Landbewohner seien. Es glückte mir, den einen zu erlegen, und zu meinem großen Erstaunen erkannte ich in ihm einen kleinen Thurmfalken (Falco tinnunculoides). Die große Entfernung vom Lande, mehr als 150 deutsche Meilen von Sierra Leone, der nächsten Küste, ist ein kaum geahnter Beweis von der Mächtigkeit des Fluges dieses kleinen Vogels. Der Wind hatte schon während mehrerer Tage aus Osten geweht, und es ist wahrscheinlich, daß er in dieser Richtung von der westafrikanischen Küste herkam. Sein Gefährte, der übrigens nichts weniger als ermüdet schien, zog westwärts. Das getödtete Exemplar war ein Männchen; in seinem Magen fand ich nur Zangen und Flügeldecken von Coleopteren. (J. J. v. Tschudi, Beiträge zur geographischen Verbreitung der Meeresvögel in Cabani's Journal für Ornithologie, 1856, S. 150.) T.

Durch seine schnelle Beweglichkeit im Fluge, durch sein scharfes Auge würde er, indem er noch dazu mit vieler Sicherheit das schlägt, worauf er stößt, allem jungen und kleinen Geflügel sehr gefährlich werden, wenn er demselben sich durch seinen häufig und glockenhell ertönenden, von Bechstein mit Kli kli kli kli! nicht untreffend bezeichneten Laut nicht immer zu früh verriethe, wo jenes dann oft Zeit gewinnt, eiligst zu entfliehen oder sich möglichst zu verbergen.

Als Eigenheit dieses Falken ist noch zu bemerken, daß er, unter sich einen Raub gewahrend, diesen durch das sogenannte Rütteln — d. h. durch sehr schnelles Schlagen mit den Flügeln, während er auf einer und derselben Stelle mit herabhängenden Ständern mäßig hoch über der Stelle, wo der Vogel, auf den er stoßen will, sitzt, in der Schwebe sich hält — festzumachen und dadurch den Stoß zu sichern versteht. Daher die Trivialbenennung Rüttelfalke, welche oben unter den Synonymen aufgeführt ist und die hier und da vom gemeinen Jäger noch mit Rüttelweher, Rüttelgeier (!), Wannenweher (?) vertauscht wird.

Der Schade, den dieser Vogel durch seine Räuberei anrichtet, ist allerdings nicht groß, bedeutend aber auch der Nutzen nicht, den er im Naturhaushalt stiftet. Zu viel Ehre erzeigen ihm indessen doch die Schriftsteller, von welchen er zu den nützlichen Vögeln gerechnet wird. Der Verfasser möchte ihn eher, bei gleich geringer Schaden- und Nutzenstiftung, im Naturhaushalt für indifferent erklären.

Bei seiner geringen Scheu und dadurch, daß er täglich öfters, fast immer in denselben Stunden die Umgegend seines Aufenthalts bestreicht, wird dem Jäger, dem es darauf ankommt, Raubvögel, welcher Art sie sind, des Schießgeldes wegen zu erlegen, das Habhaftwerden des Thurmfalken durch Jagd oder Fang gar sehr erleichtert.

§. 6. Der rothfüßige Falke (Falco rufipes *Beseke*, Falco vespertinus. *Gm. L.*) [1]) gehört in Rußland, Polen, Oesterreich, Tirol und in der Schweiz nicht zu den selten vorkommenden Vögeln, wol aber ist er dies in Schlesien, Sachsen, Franken und in der Wetterau, wo er bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts unbemerkt geblieben, und seitdem erst auf dem Zuge im September und auf dem Wiederzuge im April, jedoch nur einzeln, angetroffen worden ist.

Beschreibung. Schnabel von der Wachshaut bis über die Mitte weißgelb, von da bis zur Spitze schwarzblau, sehr gekrümmt, mit scharfem

---

1) Beseke, Vögel Kurlands, S. 13, Taf. 3 und 4. Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 1, S. 47. Gmelin, Syst. Linn., I, 282, sp. 23. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 812, Nr. 52; Taschenbuch, I, 39; Jagdzoologie, S. 918, Nr. 74. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 64, Nr. 14. Temminck, Man. d'ornith., S. 41.

Zahn und Haken; Wachshaut, Augen und Füße ziegelroth orangefarben; Kehle weiß; von den Augen über die weißen Wangen herab ein gekrümmter schwarzbrauner Streif; Oberleib schwarzbraun, mit hellern Federrändern; Unterleib weißlich mit schwärzlichen Längsflecken; After und Hosen rostroth; untere Schwanzseite weißlich, mit schmalen braunen Bändern; äußere Ruderfedern oben schwärzlich, unten weißlich mit braunen Bändern; erste Schwungfedern auf den innern Fahnen rostfarben gestrichelt. Männchen 1′, Weibchen 1′ 2″ lang.

Abänderungen.

a) Am (vielleicht sehr alten) Weibchen ist der Scheitel bis zum Nacken weiß, mit deutlichen oder undeutlichen schwarzen Strichen gezeichnet.

b) Junge Männchen sind bis zur zweiten Mauser dem mannbaren Weibchen gleich gezeichnet.

c) Bei dem Männchen (vermuthlich wenn es älter als drei Jahre wird) geht das Tauben- oder Aschblaue am Oberleibe ins Dunkelschieferblaue oder Schwarze über; bei dem Weibchen erscheint der Oberleib hellgrau oder bleifarbig, dann allezeit mit schwärzlichen Wellenlinien durchzogen, der Unterleib heller oder dunkler rostroth, mit schwarzbraunen Längsflecken.

Dieser Falke wurde in der Schweiz auf kahlen Gebirgen, anderwärts in Vor- oder Feldhölzern oder auf Feldbäumen angetroffen und von ihm der wie Ki ki! hochtönende Laut vernommen.

Er ist nicht scheu, und auf der Krähenhütte stößt er ziemlich lebhaft auf den Uhu.

Seine Nahrung besteht meist aus Lauf- und Mistkäfern, Heuschrecken und andern Insekten; doch läßt er sich mitunter auch die Räuberei kleiner Vögel zu Schulden kommen, ohne deshalb zu den bedeutend schädlichen Vögeln gerechnet werden zu können.

Ueber die Construction und Stellung des Horstes, über Zahl und Farbe der Eier, wie über die Fortpflanzung dieses Falken im allgemeinen hat man, soviel dem Verfasser bekannt, bisjetzt wenig Kunde.

§. 7. Die Erlegung mit Schießgewehr erfolgt bei den eigentlichen oder Edelfalken meist zufällig, am öftersten auf der Krähenhütte. Da aber alle, mit Ausschluß des Thurmfalken und des rothfüßigen Falken, höchst scheu sind, so zwar, daß sie auf den Krakeln von der Krähenhütte nie, oder doch nur sehr selten aufhaken, so wird es einleuchtend, daß nur vom Anbringen eines Schusses im Sitzen höchstens bei den beiden genannten, weniger scheuen Falkenarten die Rede sein kann.

Der Schuß im Fluge, welchen wir bei sämmtlichen Falken als ausgezeichnet schnell kennen, ist selbst für den geübten Jäger unsicher, sei es beim zufälligen Vorbeistreichen des Vogels im Walde, oder beim Stoßen auf den Uhu. Im ersten Fall muß der Jäger sich möglichst verborgen und ruhig halten, wenn er einen Falken aus der Ferne heranstreichen sieht, bis dieser ihm schußfähig nahe kommt; im letztern muß die Thür an der Krähenhütte nach außen leicht sich aufstoßen lassen, damit, wenn ein Fall den Uhu umstreicht, oder auf ihn stößt, der Jäger unverzüglich herausspringen und den Schuß anbringen könne, eher jener aus der Flintenschußweite kommt.

Für stärkere Falken muß der eine Lauf einer guten Doppelflinte mit Nr. 3, für schwächere der andere Lauf mit Nr. 4 Goslarischen Schrots geladen sein. [1])

§. 8. An Fangapparaten sind folgende dem Verfasser als mit Erfolg anwendbare bekannt.

a) Der sogenannte Habichtsstoß; wobei zu bemerken ist, daß derselbe zum Behuf des Falkenfanges von vielen Jägern entweder aus drei Wänden bestehend, oder mit einem Garne, im gleichseitigen Dreieck, auf der Erde gestellt wird, weil man bemerkt haben will, daß infolge dieser Vorrichtung der gefangene Vogel seltener eine Beschädigung an den Flugwerkzeugen erleide, als bei Anwendung eines viereckigen Stoßes. Wenn dem so ist, worüber der Verfasser aus Erfahrung nicht urtheilen zu können gesteht, so würde die gedachte Vorrichtung vorzüglich dann zu wählen sein, wenn die gefangenen Falken zur Beize abgetragen werden sollen. Dabei ist zu bemerken, daß hierzu Vögel, die über zweijährig sind, nicht taugen.

Da übrigens alle Falken meist senkrecht stoßen, so ist es einleuchtend, daß die a. a. O. bemerkten Kreuzleinen im Innern des Stoßes nach der dort ertheilten Vorschrift oberhalb des Ködervogels eingezogen werden müssen.

Zum Ködervogel wähle man eine der Jahreszeit nach blaue oder weiße Taube und fessele, wenn auch kleine Falken gefangen werden sollen, eine Lerche nebenbei mit an.

b) Der in den vorhergehenden Kapiteln dieser Abtheilung bereits erwähnte und beschriebene Landbömsch, wobei zu bemerken ist, daß die zum Ködervogel zu wählende, der Jahreszeit nach blau oder weiß gefärbte Taube in eine unter dem Bömschgarne ausgehöhlte Vertiefung gesetzt werden muß, und daß diese Fangmethode für kleine Falken nicht gilt.

c) Die isländische Fangmethode, welche auch bei uns, jedoch nur auf große Falken anwendbar ist. Sie wird folgendermaßen vorgerichtet:

---

1) Sogenannte Patentschrote sind durchgängig um eine Nummer schwächer (kleiner) als die Goslarischen, sodaß was bei erstern Nr. 3, bei letztern Nr. 2 ist. W.

In der Gegend, wo Falken sich aufhalten, wird ein 6′ im Durchmesser haltender, mit einem nicht ganz stramm ausgedehnten Netz überzogener Reifen am untern Ende eines 5′ über die Erde hervorragenden starken Pfahls mit zwei oder drei nebeneinander angenagelten Leinchen so befestigt, daß der Reifen sich leicht auf- und niederbewegen läßt und so eine Klappe bildet. Dann bohrt man oben, dicht unter dem Kopfende des Pfahls, von vorn nach hinten, also von der Klappe aus, ein genüglich weites Loch [1]), zieht durch selbiges eine 200′ lange, kleinen Fingers dicke Leine (A) und befestigt diese in der Mitte eines Bindfadens, welcher 12″ unter dem Kopfende des Reifens hinten quer über das Garn gezogen und auf beiden Seiten am Reifen festgebunden werden muß. Hierauf treibt man ein Pfählchen, dem großen Pfahle gerade nach vorn hin gegenüber, da in die Erde, wo das Vordertheil des Reifens hinfällt. An diesem Pfählchen fesselt man, mittels eines 3′ langen Bindfadens, eine Taube oder ein Huhn an. Eine zweite dünnere, etwas mehr als 200′ lange Leine (B) wird dicht vor dem Ködervogel an der eben gedachten Fessel angeknüpft, und unter dem Reifen weg, dicht neben dem großen Pfahle hingezogen.

Nachdem nun der Reifen auf der obern Kehrseite mit irgendetwas mäßig beschwert worden, dieser niedergelassen und jede der Leinen A und B gerade nach hinten ausgeschlagen worden, gräbt man da, wo das hintere Ende der Leine A hinfällt, ein 4′ ins Gevierte haltendes Sitzloch hinlänglich tief in den Erdboden, bedeckt die in flacher Bogenrichtung über dem Sitzloch eingesteckten Spriegel mit Rasen, dürrem Schilf, Mist oder Reisig und verbirgt sich in diesem Fanghüttchen während derjenigen Tagesstunden, in welchen die Falken die Umgegend nach Raub durchstreichen.

Gewahrt man einen Falken, so wird durch leises Anziehen der Leine B der Ködervogel, der womöglich an oder vor dem Pfählchen, an welchem er angefesselt ist, sitzen muß, gerührt, d. h. zum Flattern gereizt.

Sobald der Räuber den Leckerbissen erblickt, stößt er so gewaltig darauf, daß nicht selten der durch die Kraft des Stoßes vom Rumpfe wie mit dem Messer getrennte Kopf des Ködervogels weit wegfliegt. Gemeiniglich steigt nach angebrachtem Stoß der Falke wieder, kreist noch ein- oder einigemal den Fangplatz, schießt dann blitzschnell auf den Köder herab und schlägt die Fänge fest in denselben ein. Dies ist der Zeitpunkt, welcher mit Geschick und Behendigkeit zur Bewirkung des Fanges benutzt werden muß, indem der in dem Hüttchen verborgene Jäger mit der einen Hand die Leine B

1) Wenn in einem 5″ hohen, 2″ breiten, vermittels eines Stemmeisens durchgeschlagenen Zapfenloch ein leicht bewegliches Röllchen befestigt und auf selbiges die Leine gelegt würde, so müßte der Fang noch besser von statten gehen. W.

stramm an- und so den Köder nebst dem Falken auf die Mitte des Platzes zieht, mit der andern Hand aber ganz gleichzeitig die Leine A so weit nachläßt, daß der mit dem Garn überzogene Reifen den Falken deckt.

Damit nun Schwung- und Steuerfedern nicht beschädigt werden, woran dem Ornithologen viel, noch mehr aber dem Falkenier gelegen sein muß, so hat der Fänger die Auslösung des Falken möglichst zu beeilen. Zu Cabinetsstücken auszustopfende oder ornithologischen Untersuchungen zu unterwerfende Exemplare sind ungesäumt durch Abnicken mit dem Messer zu tödten; zu Beizvögeln bestimmte aber unverzüglich zu verkappen, anzuschuhen und zu fesseln.

d) Der Fang vermittels der geblendeten Lerche.

Dieser Fang ist einer der sichersten, wenn bei der Vorrichtung desselben folgendermaßen verfahren wird:

Man fessele einen 2′ langen dünnen Bindfaden, an dessen einem Ende ein sehr dünnes, beiläufig 8″ langes, halbdürres gabelförmiges Birkenreis befestigt ist, mit dem andern Ende an den Ständer (Bein) einer geblendeten [1]) Lerche an und bestreiche den Faden nebst dem Gäbelchen mit gutem Vogelleim. Dann nehme man die Lerche leise in die Hand, begebe sich in die Gegend, wo der Falk, im Freien umherstreichend, öfter gesehen worden ist, und verberge sich da so vorsichtig als es immer geschehen kann. Gewahrt man den Falken in nicht allzu großer Ferne, so lasse man die Lerche fliegen. Indem sie, wie alle blinde Vögel, fast senkrecht in die Höhe steigt, erblickt sie der stets raub- und mordsüchtige Falke, stiebt pfeilschnell heran und schlägt sie mit der ihm eigenen Schnelligkeit und Kraft. Durch den Ruck, welchen der Faden nebst dem Gäbelchen beim Stoße erhält, wird letzteres in die Höhe und über den Raubvogel weggeschlagen, und klebt sogleich an dem Schwung- und andern Gefieder sich an, wodurch der Falke unvermögend wird, weiter zu fliegen und zugleich mit der allerdings immer geopferten Lerche aus der Luft zu Boden fällt.

Schnelles Hinzueilen, Verkappen und Fesseln, oder Tödten des Falken, je nachdem er zum Beizvogel abgetragen, oder, zum Cabinetsstück bestimmt, ausgestopft werden soll, ist hier so nöthig, wie bei allen andern mir bekannten Raubvogel-Fangmethoden. Nächstdem muß der Leim, durch welchen

---

1) Die Blendung wird auf nachstehende Weise bewirkt: Man nimmt den bis an den Kopf in ein Tuch gewickelten Vogel, der aber schon in seinem Käfig ganz eingewohnt sein muß, in die linke Hand, sticht mit einer sehr scharfen, spitzen Schere flach unter das Häutchen, womit die Pupille bedeckt ist, schneidet dieses Häutchen durch und streicht dann mit einer Stricknadel quer über das Auge, damit die Linse herausfalle. Hierauf bestreicht man die Wunde mit ungesalzener Butter und setzt den Vogel in den Käfig, wo dann die Heilung bald erfolgt. Um den Vogel das Futter und Saufen finden zu lehren, bestreiche man ganz in der Nähe der Gefäße, in welchen beides immer an einer und derselben Stelle befindlich ist, den Schnabel einigemal damit. W.

der Faden und das Gäbelchen am Gefieder angeklebt ist, mittelst einer aus Asche, Seife und warmem Wasser gemischten Flüssigkeit aufgelöst und vom Gefieder abgewaschen werden.

e) Der Fang im Habichtskorbe wird als ein auch bei größern Falkenarten mit Erfolg anwendbarer von andern Schriftstellern gerühmt; der Verfasser muß bemerken, daß selbiger so sich ihm niemals bewährt hat.

f) Den von andern für alle Falkenarten in Vorschlag gebrachten Fang auf dem mit einer Lerche — deren Stelle, nach Bechstein, für den Thurmfalken auch ein Maulwurf oder eine Maus vertreten kann — beköderten Teller- oder Tritteisen kann der Verfasser seiner Erfahrung zufolge nur als einem solchen das Wort reden, der bei den kleinern Falken Nutzen gewährt. [1])

Zehntes Kapitel.

Die Eulen.

Strigidae.

§. 1. Die Eulen bilden eine eigene Familie (Strigidae) in der Ordnung der Raubvögel (Rapaces).

Von den in Deutschland vorkommenden Arten dieser Gattung stiften zwei, nämlich die große Ohreule und der Schneekauz, durch den Raub, welchen sie an jungem, zur hohen und Mitteljagd zu rechnenden und an allem zur niedern Jagd gehörigen Haar- und Federwild verüben, so bedeutenden Schaden, daß derselbe durch den verhältnißmäßig geringen Beitrag zur Verminderung der für den gesammten Naturhaushalt schädlichen Thiere bei weitem nicht aufgewogen wird. Wenn es daher dem Jäger zwar ohnehin schon obliegt, dem Waidwerk entschieden schädlichen Thieren mit möglichstem Eifer nachzustreben, so wird es jedem Jagdberechtigten wol ohne weiteres einleuchten, daß er wohlthue, jenen durch Aussetzung eines bedeutenden Schuß- und Fanggeldes zu noch größerer Mühsamkeit aufzumuntern.

Die Habichtseule richtet als Räuber an dem zur niedern Jagd gehörigen Wilde allerdings einigen Schaden an, stiftet jedoch durch Wegschaffung der dem Naturhaushalt schädlichen Thiere auch wesentlichen Nutzen. Wo ein

---

1) Bechstein erwähnt in seiner Jagdzoologie, S. 798 und 940, eine eigene Fangstellung, deren die Falkeniere auf solche Falken, die zu Beizvögeln abgetragen werden sollen, sich besonders bedienen. W.

Niederjagdgehege unterhalten wird, darf daher diese Eule nicht geschont und dem über dasselbe gesetzten Jäger muß in Rücksicht ihrer ein mäßiges Schußgeld ausgeworfen werden.

Von den übrigen Eulenarten lassen sich zwar die meisten den Raub kleiner Vögel, mitunter auch das Ausnehmen einer in der Dohnenschneuse gegen Abend gefangenen Drossel zu Schulden kommen; da sie sich jedoch hauptsächlich von Thieren nähren, die im Naturhaushalt als schädlich erkannt sind, so sollte die Erlegung derselben — den Fall ausgenommen, daß ein Exemplar für eine ornithologische Sammlung benöthigt würde — gänzlich untersagt und durch Verabfolgung irgendeines Schußgeldes schlechterdings nicht veranlaßt werden.

§. 2. **Die große Ohreule**[1] (**Uhu**, **Buhu**, **Schuhu**, **Adlereule**, **große Horneule**, **Haun**, Strix bubo *L.*[2]) ist ein Standvogel, welcher in den waldigen, vorzüglich in gebirgigen und felsigen Gegenden von ganz Europa, überall jedoch nicht häufig wohnt, auch fast in allen übrigen Welttheilen angetroffen worden ist.



Beschreibung. Schnabel und Fänge hornfarbig; Augenstern lebhaft orangefarbig; Federohren dick, meist schwarz; Kehle weiß; Ober- und Unterleib ockergelbe Hauptfarbe, ersterer schwarz geflammt, letzterer mit schwarzen Längsstreifen; Füße bis an die Fänge rostgelb behost. Länge 2′. (**Männchen.**)

Dem **größern Weibchen** fehlt die weiße Kehle, im übrigen sind alle Gefiederfarben heller.

Die große Ohreule ist ein ebenso starker als muthiger Nachträuber. Nach Bechstein soll sie es mit den stärksten Raubvögeln, selbst mit dem Adler aufnehmen. Ihr dumpfer, aus bedeutender Ferne vernehmbarer Laut ertönt wie **Uh, uhu!** (nach andern wie **Buh, buhu!**; daher die Benennungen: **Uhu** und **Buhu**. Außer der Paarzeit, welche in den Monat April

---

1) Bubo maximus der neuern Ornithologen.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 286, sp. 1. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), I, 582, Nr. 1; Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 509; Jagdzoologie, S. 805. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 70, Nr. 1. Temminck, Man. d'ornith., S. 43. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), I, 143; III, 340.

fällt, hört man diesen Laut nur dann, wenn rauhes, stürmisches Wetter bevorsteht. Wie alle Eulen, äuget auch diese in tiefer Dämmerung und in mondhellen Nächten am besten, doch auch am Tage gut genug, um im geschlossenen Walde ohne anzustoßen fortstreichen zu können, wenn sie, was sich jedoch selten zuträgt, aufgescheucht wird. Ihr geräuschloser Flug ist behende, doch kann sie ihn nicht lange ohne Unterbrechung fortsetzen; auch streicht sie mehr als 5′ hoch über der Erde nie, meist tiefer hin. Dem jedesmaligen Erheben vom Stand- oder Ruhepunkt geht ein bis auf 150 Schritt weit vernehmliches, durch wiederholtes Anschlagen mit den Flügeln auf dem Schwanz und an den Flanken verursachtes Geräusch voran. Dies ist das sicherste Merkzeichen der Annäherung, welche der Jäger in der Paarzeit durch Nachahmung des vorher von der großen Ohreule ausgegebenen Lautes aus weiter Ferne, aus geringer aber durch das sogenannte Reizen, Nachahmen des Schmerzenslautes des Hasen, oder ganz in der Nähe des Mäusegefieps, meist immer mit Erfolg bewirken kann.

Kein Vogel kann dem Uhu etwas anhaben, selbst der stärkste Raubvogel nicht; feind aber ist ihm die ganze Vogelwelt. Daher das allgemeine Geschrei und der Aufruhr, wodurch das Erscheinen dieser Eule der Umgegend, vorzüglich von seiten der Krähen und der Raubvögel, welche sofort unablässig den Uhu theils umschwärmen, theils auf ihn stoßen, kundgethan wird. Hierauf gründet sich die Jägerentdeckung, denselben mit Sicherheit zum Heranziehen der in der Umgegend befindlichen Krähen und Raubvögel in die Nähe der Krähenhütte benutzen zu können.

Ihr Geheck macht die große Ohreule jederzeit in Waldgegenden. Sind in diesen Felsen oder Ruinen alten Gemäuers vorhanden, so legt das Weibchen zwei bis drei, höchstens vier rundliche, weiße Eier in die Spalten oder Löcher derselben, oft ohne alle Unterlage. Gibt hierzu die Oertlichkeit keine Gelegenheit, so macht das Weibchen sein Gelege am liebsten in einem hohen unbewohnten Raubvogelhorst, den es sich in den folgenden Jahren nie oder selten wieder entreißen läßt. [1]) Nach Bechstein soll die Brütezeit drei Wochen dauern. Die Jungen sind sehr gefräßig, werden spät flügge und bleiben, wenn sie dies dem Anschein nach schon sind, dann noch 14 Tage bis drei Wochen auf dem Horst. Dahin tragen ihnen die Alten eifrigst alles zu, was sie an Maulwürfen, Ratten, Mäusen, Fledermäusen, an ganz jungen Wild- und Rehkälbern, an Hasen, Kaninchen, Waldhühnern aller Art und an anderm Geflügel, selbst Fischen, besonders Forellen habhaft werden können.

---

1) Jäger gemeinen Schlags, d. h. solche, denen die Einnahme für ein paar verkaufte junge Uhus mehr gilt als der Bestand ihres Jagdreviers, pflegen die Alten sowol als den aufgefundenen Horst sorglich zu schonen, um die Jungen alljährlich ausnehmen und zum Verkauf aufziehen zu können. W.

Man findet von alldem Reste, die zuweilen Fischgräten und Fragmente von Fischschädeln, auch Gewölle enthalten, das nach 24 Stunden ausgeworfen wird, vollauf in und unter dem Horst.

Die Jungen, welche an der Krähenhütte oder in einer Fasanerie, auf einer Krücke oder Scheibe angefesselt, zum Herbeiziehen der Raubvögel, Elstern und Krähen dienen und infolge dessen die Erlegung der genannten Vögel erleichtern sollen, werden, wenn sie fast flügge sind, aus dem Horst genommen [1]), dann sogleich, wie die Beizvögel, gefesselt, mit Ochsenleber, Mäusen, Vögeln und allem, was von erlegtem Wild für die Küche nicht brauchbar ist, leicht ernährt, und bei guter, ruhiger Behandlung insoweit zahm, daß man sie auf der mit einem starken Handschuh verwahrten Faust bis zur hölzernen, in der Mitte mit einem Hasenbalg benagelten Krücke oder Scheibe tragen und darauf anfesseln kann. Zur Aufbewahrung bedient man sich eines 4′ hohen, ebenso breiten und tiefen, oben mit einem breternen Dach versehenen, zwischen den Ecksäulen mit starkem Eisendraht vergatterten Käfigs, der im Freien auf eine Säule gestellt und gut auf derselben befestigt wird.

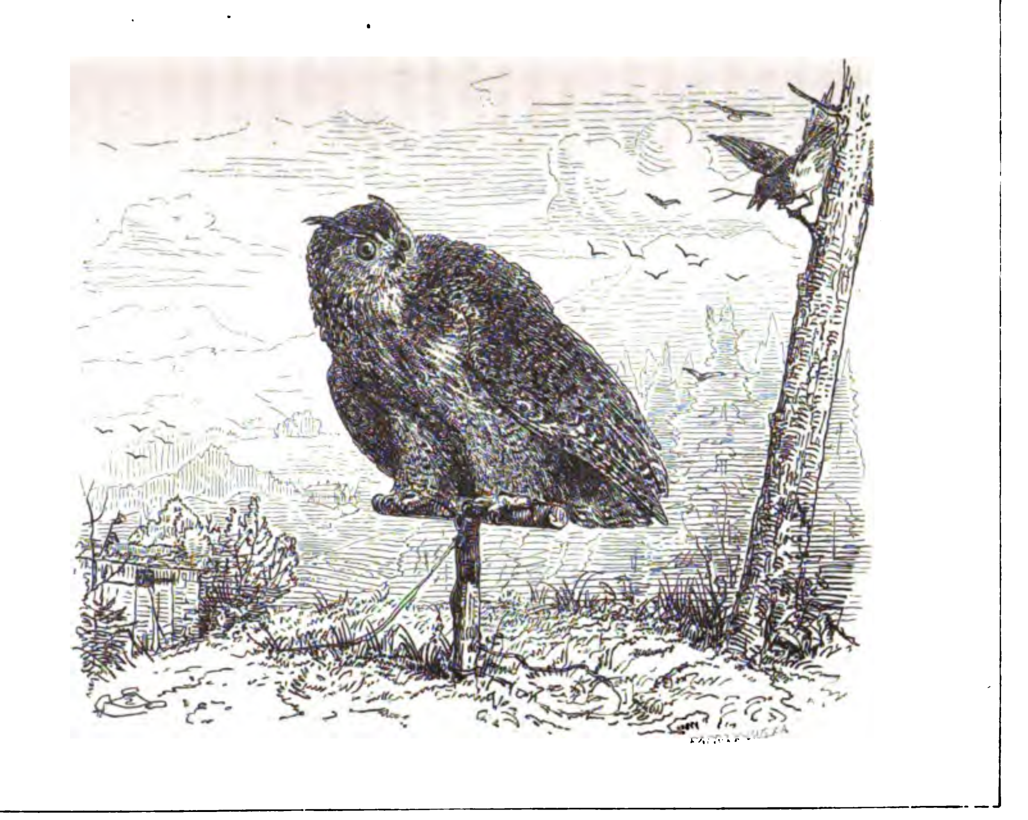
Außer dem, was oben als Fraß der Jungen benannt wurde, fangen und kröpfen die Alten auch Schlangen, Eidechsen, Kröten, Frösche, Nachtschmetterlinge, Hirsch-, Mai- und Mistkäfer; selbst ihre übrigen Gattungsverwandten verschonen sie nicht. Von der Abenddämmerung an die ganze Nacht hindurch, in der Heckzeit mit ungemessener Gier das Räubergewerbe treibend, wie mehrere Eulen und die Katzen, meist nur drei Viertheile von dem geraubten Thier, bei Verschmähung eines Hinterviertheils, kröpfend, beweist sich die ein sehr hohes Alter erreichende große Ohreule als einer der dem Naturhaushalt, besonders der Jagd, schädlichsten Vögel. Dabei ist sie so ausgezeichnet umsichtig und scheu, vernimmt auch so leise, daß sie nicht nur im Wachen, d. h. gegen Abend und in der Nacht bis zu Tagesanbruch, sondern auch aus dem Schlaf, d. h. den ganzen Tag über, durch das allermindeste Geräusch von ihrem Standort verscheucht wird.

Erfolg versprechende Jagd- und Fangmethoden.

1) Der **Abendanstand** in einer Waldgegend, wo man während der Paarzeit die große Ohreule vorher verhört hat; jedoch immer in vollkommen gutem Wind und in einer Entfernung vom bekannten oder muthmaßlichen

---

1) Weil man früher ausgenommenen den Fraß so lange würde klein schneiden und in den Rachen stecken müssen, bis sie, was übrigens bald geschieht, selbst zu kröpfen anfangen. W.



Zu II, 510.

Der Uhu.

Standort des Vogels, welche mindestens 300 Schritt beträgt [1]), und nur unter Mitanwendung des Gelocks.

Den Standpunkt näher zu wählen ist deshalb nicht räthlich, weil, selbst beim behutsamsten Anschleichen, der Uhu leicht rege gemacht und dadurch ganz verjagt werden kann.

Daß übrigens der Anstand ohne Mitanwendung des Gelocks durch ein Ungefähr begünstigt werden muß, das wird begreiflich, weil der Uhu nach einer Richtung hin abstreichen kann, die der ganz entgegengesetzt ist, in welcher er dem Jäger sich nähern soll, oder weil er beim Herumschweifen nach Raub unter den Wind kommen kann und dadurch unfehlbar für immer verpönt wird.

Mehr und in den meisten Fällen gesichert wird also der Anstand erst durch das Gelock, welches auf folgende Weise in Anwendung zu bringen ist: Wenn in der Dämmerung der Uhu von seinem Standort her seinen Laut hat hören lassen, so macht sich der Jäger mit seiner mit Nr. 3 goslarischen Schrots geladenen Flinte insoweit schußfertig, wie dies beim Rehbocksblatten und beim Fuchsreizen geschieht. Dann ahmt er den Uhulaut so täuschend nach, als er es vermag, jedoch wie der Uhu selbst, in Absätzen, und nur so lange, als jener vom Standort aus antwortet. Wenn und solange als der Uhu sich nicht hören läßt, verstummt auch der Jäger, währenddessen nach allen Seiten umherspähend, um jenen, der nicht selten ganz still, sehr schnell und mehr oder weniger dicht über dem Boden daher gestrichen kommt, nicht zu übersehen, sondern im Moment des Erscheinens mit dem Schusse begrüßen zu können.

Oefter pflegt der Uhu von seinem ersten Standort aus bis auf die Hälfte oder zwei Drittheile der Entfernung vom Jäger heranzustreichen, da irgendwo aufzuhaken und, auf neues Gelock horchend, keinen Laut auszugeben, sondern ein- oder ein paarmal blos, wie oben gesagt, mit den Flügeln zu schlagen. Vernimmt der Jäger diesen Flügelschlag aus größerer oder geringerer Ferne, so thut er, besonders wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß ist, den Uhulaut ganz genau und mit großer Mäßigung nachahmen zu können, wohl, dieses Gelock, insofern der Uhu mehr entfernt steht, mit dem sogenannten Hasenreizen, wenn selbiger aber mehr in der Nähe zu lauschen scheint, mit dem Mausgeben zu verwechseln. Auch hierbei muß mit Mäßigung verfahren und dies Gelock in Absätzen, die weder zu lange

1) Des in der ersten Ausgabe dieses Werks, III, 342, obgleich auch da nur bedingungsweise, für anwendbar ausgegebenen Anschleichens geschieht hier nur deshalb Erwähnung, um zu bekennen, daß dasselbe in praxi dem Verfasser und mehrern tüchtigen Jägern aus seiner Bekanntschaft niemals hat glücken wollen, wol aber der schlaue Uhu, durch Versuche dieser Art mehr als einmal von seinem Standort und aus der Umgegend verscheucht worden ist. W.

dauern, noch einander allzu schnell folgen — ungefähr so wie beim Rehbocksblatten —, in Anwendung gebracht werden. In der Regel streicht darauf der Uhu mehr oder weniger eilig und nahe auf den Jäger zu, schlägt aber, sowie er diesen gewahrt, einen Haken. Dies ist dann auch in diesem Fall der Zeitpunkt, welcher zum Anbringen des Schusses benutzt werden muß.

2) Stellt man in der Nähe des Horstes oder des sonst bekannten Aufenthaltsorts auf einer Lichtung, in mondhellen Nächten ein aus etwas stärkerm Zwirn als beim Raubvogelfang verfertigtes Stoßgarn auf die Erde, und wird innerhalb der vier Wände ein junger Hase oder ein wildes Kaninchen lebend an einem Hakenpflock zum Köder angebunden, in dessen Ermangelung allenfalls auch nur ein todtes oder ausgebalgtes Häschen oder Kaninchen in den Stoß gesetzt: so fängt sich der auf Raub ausgehende Uhu gemeiniglich leicht, besonders zu der Zeit, wo er Junge zu versorgen hat. Der Landbömsch, wenn er wie das Stoßgarn beködert würde, dürfte ebenfalls gute Dienste leisten. Auch soll er

3) in der Brüte- und Heckzeit, nach Döbel [1]), in Schleifen, die aus ausgeglühten Messingdrahtsaiten oder aus Bindfaden gemacht sind und mit welchen der Horst in Abwesenheit der Alten über- und umhängt wird, gut sich fangen. Aus eigener Erfahrung kann hierüber der Verfasser nicht urtheilen, doch bekennt er, daß ihm wegen der großen Scheu des Uhu das gute Gelingen dieser Fangmethode zweifelhaft bleibt. Davon hingegen ist er überzeugt, daß

4) durch das Ausnehmen der Jungen aus dem Horst an sich der Vermehrung der großen Ohreule sehr enge Grenzen zu setzen sind; daß aber, wenn der Fang eines oder beider Alten vermittels des Stoßes dem Ausnehmen vorangeht, oder insofern selbiger nicht glücken sollte, im nächstfolgenden Frühling während der Paarzeit der Anstand, unter Mitanwendung des Gelocks nach der gegebenen Vorschrift, nicht nur Verminderung, sondern gänzliche Ausrottung sogar bewirkt werden kann.

§. 3. Der Schneekauz [2]) (Schneeeule, große weiße oder weißbunte Eule, Tageule, Strix nyctea *L.*) [3]) bewohnt eigentlich die Gegenden des arktischen Kreises, verläßt diese nicht oft und verirrt sich nur je zuweilen nach Preußen, Sachsen, Anhalt, Thüringen, Franken, Hessen und Schwaben, muthmaßlich auch in andere Gegenden des nördlichen Deutschland.

Beschreibung. Länge 2′, wovon der Schwanz über 9″ wegnimmt, Flugweite 4½′, Gewicht 3 Pfund; Schnabel 1½″ lang, sehr gekrümmt

---

1) Jäger-Praktica (3. Aufl.), II, 164, Kap. 122.

2) Surnia nyctea *Dum.* T.

3) Gmelin, Syst. Linn., I, 291, sp. 6. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II 925, Nr. 7; Jagdzoologie, S. 885, Nr. 44. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 75, Nr. 5. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 341.

und schwarz, an der Wurzel unter Borsten versteckt; Augenstern schön gold- oder citronengelb; Ständer bis an die Fänge weißwollig behost, Fußwurzel 3″ hoch; Kopf klein; das ganze Gefieder, bis auf einige auf den Schultern und Flügeln vereinzelt stehende, unregelmäßige, bräunliche Flecken, weiß. (Männchen.)

Am größern Weibchen sind die Flecken mehr dunkelbraun, häufiger und regelmäßiger, nämlich am Scheitel und Hinterhalse rund, auf den Schultern halbmondförmig, auf den Schwung- und Steuerfedern groß und in die Quere gestellt, an der Brust wie an den letztgedachten Theilen etwas heller braun und schmal in die Quere gebändert.

Abänderungen. Das sehr alte Männchen im hohen Norden ganz weiß; überhaupt bei zunehmendem Alter an beiden Geschlechtern weniger braune Flecken wahrnehmbar.

Aufenthalt: Felsige Waldgegenden.

Nahrung: Hasen, Wald- und Feldhühner, Ratten, Mäuse, wonach sie schon am Tage ausfliegt.

Sie horstet auf Felsen und auf der Erde; das Gelege besteht aus drei bis vier weißen Eiern.

Die Einwohner der Hudsonsbai verschmähen das Wildbret dieser Eule nicht und halten besonders die Brühe für ein gesundes Getränk.

Jagd und Fang.

In unsern Gegenden ist die Lebensweise dieser Eule zu wenig bekannt, um über Jagd und Fang etwas Bestimmtes sagen zu können. Die Erlegung mit Schießgewehr wird sich sonach, wie bei allen seltenen Vögeln, auf glückliche Zufälle beschränken; doch würde ich, unter Voraussetzung großer Scheu und also seltenen Gelingens des Anschleichens, bei der Wahrnahme des Schneekauzes mich so gut als möglich verbergen und den Versuch machen, durch das §. 2 erwähnte Reizgelock bis auf gehörige Schußweite ihn heranzuziehen.

Als Fangapparat möchte das Stoßgarn und der Landbömsch, hier wie bei der großen Ohreule angebracht und beködert, sich am meisten bewähren.

§. 4. Die Habichtseule[1]) — große Habichtseule, langschwänzige Eule, Strix macroura *Natterer*, Strix uralensis *Pallas*[2]) — gehört dem arktischen Kreise, Lappland und dem Norden von Schweden und Ruß-

---

1) Ulula uralensis *Cuv.* T.

2) Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 2, S. 350. Pallas, Reisen, I, 455. Gmelin, Syst. Linn., I, 295, sp. 55. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 84, Nr. 11. Temminck, Man. d'ornith., S. 56. Bechstein, Jagdzoologie, S. 922.

land an; auch hat man sie in Ungarn und Oesterreich als Heckvogel gefunden, in Schlesien und in der Lausitz einzeln angetroffen, im mittlern Deutschland aber nur sehr selten und im Winter wahrgenommen.

Beschreibung. Ganze Länge 1′ 9½″; Länge der mittelsten Schwanzfedern 10½″; Schnabel 1½″ lang, sehr gebogen, gelb von Farbe; Augenstern dunkelbraun; Ständer (Fußwurzel) 2½″ hoch, stark, gelblichweiß dicht und bis an die Fänge behost, letztere sehr lang, gefranst, gelbbraun (nach Natterer an der Spitze schwarz); Augenkreis weiß, alle Federn mit schwarzen Kielen; Schleier weiß, schön schwarzbraun gefleckt; Oberleib hell graubraun und weiß gefleckt, weil jede Feder in der Mitte hell graubraun oder gelblichgrau ist und zu beiden Seiten einen großen eiförmigen weißen Fleck hat; Unterleib weiß mit langen schmalen dunkelbraunen Längsstreifen; Schwungfedern weißgrau mit blaßbraunen Binden; Schwanz hell graubraun, mit sieben schmuzigweißen Querbinden.

Männchen und Weibchen scheinen sich durch abweichende Gefiederfarbenzeichnung nicht voneinander zu unterscheiden. Junge sind am Oberleib kaffeebraun. Man hat auch Eulen dieser Art gefunden, an welchen der Oberleib rostgelb gegrundet und sehr dunkelbraun stark gefleckt war, sodaß die rostgelbe Farbe nur durchschimmerte.

Die Habichtseule streicht nicht nur in der Abenddämmerung, sondern auch noch am Tage nach Raub umher. Sie stellt nicht nur Maulwürfen, Ratten, Mäusen und Insekten, sondern auch jungen Hasen, Kaninchen, jungen Wald- und Feldhühnern und allem kleinern Geflügel nach; deshalb gehört sie nach des Verfassers Meinung zu den schädlichen Vögeln.

Mit den Jagd- und Fangbetriebsmethoden mag es sich wol gerade so wie beim Schneekauz verhalten; doch weiß der Verfasser aus Erfahrung darüber nichts zu sagen.

§. 5. Hier sollen noch die übrigen in Deutschland gefundenen Eulen nach ihrem Gefieder und ihrer Lebensweise kurz beschrieben werden, damit der Jäger diejenigen, die er zu schonen, von jenen, denen er nachzustellen hat, unterscheiden lerne.

a) Die mittlere Ohreule[1]) (gemeine Ohreule, Horn-, Katzen-, Fuchseule, Strix otus *L.*)[2]) bewohnt als Standvogel (vielleicht) die ganze bekannte Erde, mit Ausschluß der heißen Zone; in Deutschland fast alle Wälder, von wo aus sie sich im Winter oft in altes Gemäuer, wo solches in Städten und Dörfern sich findet, begibt.

1) Aegolius Otus *Keys. Blas.* T.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 288, sp. 4. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 897, Nr. 2; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 3*8; Jagdzoologie, S. 840, Nr. 23. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 72, Nr. 2. Temminck, Man. d'ornith., S. 44.

Beschreibung. Schnabel schwarz; Augenstern röthlich; Federbusch aus sechs bis zehn schwarzen, ockergelb und weißlich berandeten, abgestumpften Federn bestehend; Oberleib rostgelb, tiefbraun und aschgrau unregelmäßig gefleckt; Unterleib blaß rostgelb mit schmalen, dunkelbraunen, in Zackenlinien auslaufenden Längsflecken. Länge 1′ bis 1′ 1″. (Männchen.)

Beim Weibchen Gesicht und Kinn weiß, ersteres an dem Rand braun gefleckt; am Unterleib viele weiße Flecken; am Oberleib auch viel Weißes.

Der Laut ertönt zur Nachtzeit häufig, ungefähr wie Huuk, huuk! langgezogen. Sie fliegt in tiefer Dämmerung und in der Nacht der Nahrung nach, welche meistentheils aus Ratten, Mäusen, Käfern und Nachtschmetterlingen besteht. Zuweilen eignet sie sich auch eine Drossel an, die sich in der Dohnenschneuse gefangen hat und vom Jäger nachmittags nicht ausgenommen worden ist.

Selten trägt sie sich aus Wolle und Moos einen Horst in Felsspalten oder in einem hohlen Baum zusammen, sondern sie benutzt dazu gewöhnlich ein altes Krähen- oder Eichhornnest. Das Gelege besteht aus vier bis fünf rundlichen weißen Eiern.

b) Die kurzöhrige Ohreule[1]) (Sumpf-, Moor-, Wiesen-, Kohleule, Strix brachyotos *L.*, Strix palustris *Siemssen*)[2]) bringt den Sommer im nördlichen Deutschland und überhaupt im Norden von Europa zu und macht daselbst ihr Geheck; das südliche Deutschland besucht sie nur auf dem Zuge, im April und im September und October. Zur letztgedachten Zeit soll sie, nach Temminck, in Holland häufig vorkommen.

Beschreibung. Schnabel schwarz; Augenstern schön gelb; Kopf klein, auf der Stirn zwei bis vier kurze Federn, wenig bemerkbare Büschel bildend; Augengegend schwärzlich; Oberleibsgefieder dunkelbraun, ockergelb gerandet; Unterleib isabellfarbig, mit schwarzbraunen Längsstreifen; Schwanz ockergelb, mit schwarzbraunen Querbinden und weißem Endrand. Länge 1′ ½″ bis 1′ 1″. (Männchen.)

Beim Weibchen alle Farben lichter, bei Jungen das Gesicht schwärzlich.

Sie hält sich in Torfmooren, sumpfigen Wiesen und an den mit Geröhrig bewachsenen Rändern der Teiche (Weiher) auf. Daselbst findet man auch den aus allerhand Geknäck und Genist kunstlos zusammengelegten Horst, auf Erdhügeln oder in trocken stehenden Grasbüscheln. Das Gelege besteht aus drei bis vier rundlichen weißen Eiern.

---

1) Aegolius brachyotus *Keys. Blas.* T.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 289, sp. 17. Siemssen, Handbuch zur Kenntniß der mecklenburgischen Land- und Wasservögel, S. 35. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 906, Nr. 3, und 909, Nr. 4; Jagdzoologie, S. 919, Nr. 75. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 73, Nr. 3. Temminck, Man. d'ornith., S. 46.

Wird diese Eule aus der Verborgenheit aufgescheucht, so steigt sie oft, nach Art der Falken, hoch in die Luft. Nach Nahrung fliegt sie des Abends aus, und diese besteht größtentheils aus Mäusen, Käfern, Insekten und Nachtschmetterlingen. Selten wird ihr ein junger, kleiner Vogel zutheil, den sie dann allerdings nicht verschmäht.

c) Die kleine Ohreule[1]) (krainische Ohreule, Posseneule, Strix scops, Strix zorca, Strix carniolica *L.*)[2]) bewohnt Nordamerika und einige Gegenden von Europa als Standvogel, in andern soll sie, nach Temminck, Zugvogel sein. In Deutschland gehört sie zu den seltenern Vögeln. Sie wurde in Thüringen, auf den Rheininseln, in Krain und andern Gegenden Oesterreichs zeither gefunden.

Beschreibung. Schnabel schwarz; Augenstern gelb; Federbüschel klein, aus mehrern stufenweise zusammengestellten Federchen bestehend. Diese sind, wie das Kopfgefieder, bräunlich, schwarz klein gefleckt. Oberleib sonst aschgrau, ins Rostfarbene spielend, mit vielen wellenförmigen, schwarzen und braunen, unregelmäßigen Querstreifen; am Unterleib alle Farben heller; alle Querstreifen von Längsstreifen, die nach den Federschäften hin gerichtet sind, durchschnitten. Zehen nackt. Länge 7″.

Am Weibchen ist überall, besonders am Unterleib, die Rostfarbe vorherrschend. An Jungen sind die Ohrfedern kaum wahrnehmbar und bei ihnen die vorherrschende Farbe weißgrau.

Diese Eule findet man in ebenen Waldungen sowol als in gebirgigen. Sie hat das Eigene, daß gleich nach dem Tode die Federohren dicht an den Kopf sich anlegen, sodaß sie dann in die Kauzfamilie zu gehören scheint, auch öfter schon mit dem kleinen Kauz (Strix passerina *L.*, s. unter f) verwechselt worden ist. Sie horstet in hohlen Bäumen und Felsenhöhlen; das Gelege besteht aus zwei bis vier weißen abgestumpften Eiern.

Sie nährt sich hauptsächlich von Maulwürfen, Feld- und Waldmäusen, Käfern, Abend- und Nachtschmetterlingen und andern Insekten, strebt aber auch kleinen, vorzüglich jungen Vögeln emsig nach. In der italienischen Schweiz soll man sie daher, und zwar leicht, zähmen und zum Vogelfang abrichten.

d) Der Nachtkauz[3]) (Nachteule, große Baumeule, graue Buscheule, Grabeule, Waldäuffl, Strix aluco *L.*)[4]) bewohnt den

---

1) Ephialtes scops *Keys. Blas.* T.

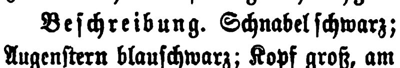
2) Gmelin, Syst. Linn., I, 290, sp. 5, und 290, sp. 21, 22. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 921, Nr. 6, und 916, Nr. 5; Jagdzoologie, S. 920, Nr. 76. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 74, Nr. 4. Temminck, Man. d'ornith, S. 45. Winckell, Handbuch für Jäger (1. Aufl.), III, 341, Nr. 2.

3) Ulula aluco *Cuv.* T.

4) Gmelin, Syst. Linn. I, 292, sp. 7. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II,

größten Theil von Europa als Standvogel; nur in den nördlichsten Gegenden, wo es ihm im Winter beim Schnee an Fraß fehlen muß, wandert er tiefer herab. Daher soll es nach Bechstein kommen, daß im nördlichen Deutschland, außer den Heckvögeln dieser Art, welche man in größern und kleinern, dicht, besonders mit Laubholz bestockten Wäldern, in denen hohle Bäume vorhanden sind, antrifft, zur Herbstzeit öfters viele Schneekauze in Stoppelfeldern gefunden werden; doch mögen sie sich vielleicht auch dahin aus den Wäldern der Umgegend in solchen Jahren ziehen, in denen es auf den Feldern mehr Mäuse als gewöhnlich gibt.





Beschreibung. Schnabel schwarz; Augenstern blauschwarz; Kopf groß, am Scheitel abgeplattet; Oberleib mit großen tiefbraunen und kleinern rostfarbenen und weißen Flecken; auf den Schultern große, birnförmige, weiße in Längsreihen stehende Flecken; Unterleib schmuzigweiß, mit braunen zickzackförmig auslaufenden Querstreifen, welche von einem dunklern Längsstrich durchschnitten werden; Schwung- und Ruderfedern wechselsweise schwärzlich und rothgelbgrau gestreift; bei dieser Eulenart die vierte und fünfte Schwungfeder die längste; Füße bis an die Fänge (Nägel) behost. Länge 1′ 2″ bis 1′ 3″. (Altes Männchen.)

Das Weibchen mehr rostgelb, öfters heller oder dunkler rostroth, mit ähnlichen Längs- und Querstreifen wie beim Männchen; Schwung- und Ruderfedern wechselsweise rothgelb und braun gestreift. Einjährige Junge dem Weibchen sehr ähnlich, der Augenstern jedoch braun.

Hier verdient noch angemerkt zu werden, daß dieser Kauz nicht nur dem Geschlecht und Alter nach, sondern auch zufällig mehr als andere Gattungsverwandte variirt. So findet man nicht selten solche, an welchen die Grundfarbe des Gefieders weiß oder weißlich und diese mit vielen dreieckigen, schwarzbraunen Fleckchen besetzt, die Behosung nebst den Zehen weiß, der Augenkreis weißschwarz gerändert erscheint. Mehr Spielarten, deren Beschreibung hier zu vielen Raum wegnehmen würde, sind in Wolf und Meyer, Taschenbuch, a. a. O., angeführt, und es gehören nach Wolf und Temminck als solche hierher: Strix Soloniensis, Strix sylvestris, Strix

---

930, Nr. 8; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 389; Jagdzoologie, S. 842, Nr. 24. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 76, Nr. 6. Temminck, Man. d'ornith., S. 50.

alba, Strix noctua et rufa: Gmelin, Syst. Linn., I, 292, sp. 29, 30, 31, 32; ingleichen Strix ulula: Gmelin, a. a. O., S. 294, sp. 10, und Strix stridula: Gmelin, a. a. O., S. 133, sp. 9, welche letztere nach Temminck und Wolf ein junges Männchen sein soll.

Das Gefieder dieser Eule ist noch um vieles feiner und weicher als das der übrigen Gattungsverwandten; auch läßt sie leicht sich zähmen.

Man vernimmt von ihr, besonders im Frühling, nicht nur ein tiefes Uhu, sondern auch ein hohes, gedehntes Giwitz, giwitz! Nach Bechstein Käk, käkit! Nach Wolf soll der letztere Laut dem Weibchen, der erstere dem Männchen angehören.

Diese Eule ist als eifrige Verfolgerin der Maulwürfe, Mäuse, Frösche, Käfer, Nachtschmetterlinge und Heuschrecken ein nützlicher Vogel, und es darf ihr eben nicht hoch angerechnet werden, wenn sie sich je zuweilen ein junges, kleines Vögelchen fängt. Das ereignet sich ohnehin selten. Auch geschieht ihr zu viel, wenn man ihr Schuld gibt, sie verscheuche die Tauben aus dem Taubenschlage. Wahr ist es, daß sie zur Nachtzeit hineingeht, um Mäuse da zu fangen, und daß die Tauben dann für den Augenblick unruhig werden; diese Unruhe hält aber nicht länger an, bis der Kauz sich wieder entfernt, und das geschieht in der Regel bald und ohne daß er sich an den jungen Tauben vergreift. Man will sogar Beispiele wissen, daß er daselbst mitten unter Tauben sein Geheck gemacht, die Tauben keineswegs vertrieben, auch den Jungen kein Leid zugefügt habe.

Gewöhnlich machen diese Kauze ihr Geheck in verlassenen Raubvogel- und Krähenhorsten, auch in Felslöchern und hohlen Bäumen. Das Gelege besteht aus drei bis fünf rundlichen weißen Eiern. Die denselben unlängst entschlüpften Jungen sind mit wolligem, perlgrauem, weißgeflecktem Flaum bedeckt.

e) Der Schleierkauz (Perleule, Thurm-, Perrüken-, Herz-, Gold-, geflammte Eule, Strix flammea *L.*)[1]) ist ein fast in allen Welttheilen und daselbst allerwärts, nur in den kalten Zonen nicht, verbreiteter Standvogel.[2])

Beschreibung. Augenstern gelb; Gesicht und Kehle weiß; Oberleib auf wenig hervorschimmerndem rostfarbigen Grund aschgrau gewässert, mit kleinen, schnurenartig aneinander gereihten, schwarzen und weißen Flecken; Unterleib bald gelbweiß mit kleinen braunen Flecken, bald reinweiß bräunlich getüpfelt, bald ganz ungefleckt; Füße bis an die Zehen, selten bis an

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 293, sp. 8. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 947, Nr. 10; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 387; Jagdzoologie, S. 844, Nr. 3. v. Wildungen, Taschenbuch, 1805 und 1806, S. 56. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 79, Nr. 7. Temminck, Man. d'ornith., S. 52.

2) Ich habe sie in Peru, Chile, den La Platastaaten und in Brasilien geschossen. T.

die Fänge mit Flaum bedeckt; innerer Rand der Mittelzehe gezähnelt. Länge 1′ 1″.

Das Weibchen ist dicker als das Männchen, auch heller, regelmäßiger und deutlicher gezeichnet; Unterleib rostroth mit einzelnen schwarzen, am Bauch auch weißen Pünktchen.

Man findet auch zufällige Abänderungen, nämlich ganz weiße oder weißliche Exemplare, auch solche, an welchen der Oberleib blaßgelb, mit Grau und Braun durchwölkt, der Unterleib weiß, weißgelb oder gelb, ungefleckt oder verschiedentlich gefleckt erscheint.

Diese etwas zärtlichere Eule als andere läßt sich nur in der Jugend eigentlich zähmen, fliegt aber zuweilen in hell erleuchtete Zimmer, besonders in der Heckzeit, um daselbst Materialien zum Horstbau zu holen. Ihren kläglichen Laut bezeichnet Bechstein durch Scheh, schihu!

In Rücksicht des Fraßes verhält es sich wie beim Nachtkauz (d).

Der Schleierkauz wohnt in alten Schlössern und in Mauerritzen, auf Kirch- und andern Böden großer, veralteter Gebäude in Städten und Dörfern. Zur Abendzeit fliegt er im Freien der Nahrung nach.

Er horstet in Mauerklüften, alten hohlen Bäumen, öfter noch unter Dächern großer Gebäude, meistentheils auf daselbst liegendem bröcklichen Mörtel, auf Kehricht oder anderm Geknäck. Kann es sein, so macht er eine Unterlage von irgendetwas Weichem, z. B. Lumpen, Haare, Wolle u. dgl. [1]) Das Gelege besteht aus drei bis fünf weißen, rundlichen Eiern. Ganz Junge sind mit weißem wolligen Flaum bedeckt.

f) Der kleine Kauz (Todtenvogel, Leichen-, Todten-, Zwerg-, Spatzeneule, Komm-mit-Eule, Sperlingskauz, Strix passerina, Strix accipitrina *L.*, Strix mortifera *Bechst.*) [2]) ist ebenso weit verbreitet wie der Schleierkauz, und bewohnt eben die Gegenden wie jener als Standvogel, hat auch gleiche Aufenthaltsorte mit jenem. In die Tiefe geschlossener Wälder geht er nicht.

Beschreibung. Schnabel braunweiß; Wachshaut olivenbraun; Nasenlöcher rund; Augenstern gelb; Augenkreis klein; Oberleib graubraun mit großen, unregelmäßigen, weißen Flecken; Brust weiß, Bauch röthlichweiß und beide braun gefleckt; bis an die Zehen behost, diese wenig und haarig befiedert. Länge 9″. (Männchen.)

---

1) Im Preußischen nahm er einst einem Schullehrer des Nachts die Perrüke vom Kopf und verwendete sie zur Horstunterlage. Kein Wunder, wenn solche und ähnliche Fälle zu Gespenstermärchen Anlaß geben. W.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 296, sp. 12, und 295, sp. 36. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), I, 963, Nr. 12; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 394; Jagdzoologie, S. 846. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 80, Nr. 8. Temminck, Man. d'ornith., S. 53.

Das Weibchen unterscheidet sich nur durch röthliche Flecken am Halse und sonst durch etwas weniger lebhafte Zeichnung.

Den Laut dieses Kauzes sucht Bechstein durch Kliait, kliait! zu versinnlichen; mir scheint es, als könne dies durch die Worte, deren sich der gemeine Mann dazu bedient, nämlich: Komm mit, komm mit! fast treffender geschehen.

Uebrigens gründet sich die oben unter den deutschen Synonymen angeführte, von letzterer Lautbezeichnung hergenommene Trivialbenennung dieses Vogels auf die alberne Behauptung alter Weiber und altweibischer Männer, als kündige der Laut des kleinen Kauzes, wenn er in der Nähe eines Krankenhauses, oder gar auf demselben sitzend ihn ausgibt, den Tod des Kranken an. Nicht weniger irrig scheint Götze's (Europäische Fauna, IV, 288) Meinung zu sein, nach welcher dieses Käuzchen die Nähe der Stuben, in welchen Faul- oder Nervenfieberkranke sich befinden, suchen soll. Das Wahre an der Sache ist: der kleine Kauz hält sich in Dörfern und Städten auf, fliegt zur Abend- und Nachtzeit nach Nahrung aus, hakt dann zufällig in der Nähe des Krankenhauses oder auf demselben an und krächzt da wie anderwärts sein Komm mit! nach Gefallen aus.

In der Jugend läßt er sich leicht zähmen und thut dann beim Leimfang kleiner Vögel auf freien Wiesen und in niederm Gebüsch, selbst auf der Krähen- und Meisenhütte als Reizvogel, denn alles Geflügel stößt und sticht nach ihm, gute Dienste. Man füttert zu dem Ende den fast flügge aus dem Horst Genommenen mit Fleisch, am besten mit gedörrtem Schöpsenfleisch, das man zuvor einquellt und so dem Aasgeruch vorbeugt, mit Mäusen und kleinen Vögeln. Im Freien nährt er sich ganz so wie der Schleierkauz, kann jedoch seinen Fraß begreiflicherweise nicht, wie andere größere Eulen, im ganzen verschlingen, sondern muß ihn vor dem Kröpfen in kleinere Stücke zerreißen.

Den Horst findet man in Mauerlöchern, unter den Dächern alter Gebäude und in deren Luftlöchern, oder in hohlen Weiden, auch in wilden oder veredelten hohlen Obstbäumen unweit der Dörfer und Städte.

g) Der rauchfüßige Kauz [1]) (Wollenkauz, Strix dasypus *Bechst.*, Strix tengmalmi *L.*) [2]) bewohnt Schweden, Norwegen, Rußland und wird, soviel man bisjetzt weiß, auch in Anhalt, Thüringen, Franken und Oesterreich als Standvogel angetroffen. Er scheint ausschließlich haubare, geschlossene Nadelhölzer zu seinem Aufenthalt zu wählen.

1) Nyctea tegmalmi *Brehm*. T.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 291, sp. 44. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 972, Nr. 13; Jagdzoologie, S. 921, Nr. 77. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 82, Nr. 9. Temminck, Man. d'ornith. S. 54.

Beschreibung. Schnabel gelb; Wachshaut schwarzgrau; Schnabelöffnung, Gaumen und Zunge röthlich; Augenstern lebhaft gelb; Augenkreis und Schleier groß, letzterer kastanienbraun gesprenkelt; Oberleib gelblich-rothbraun, schwarz schattirt, wenig oder gar nicht weiß gefleckt; Unterleib weiß, mit kastanien- oder kaffeebraunen Flecken; Schwanz und Flügel lang; Füße bis an die Nägel stark behost. Länge 8″ 4‴. (Männchen.)

Weibchen stärker; Gefieder am Oberleib braungrau; auf dem Kopf und auf den Schwungfedern weiße, rundliche Flecken; zwischen den Augen und dem Schnabel ein schwarzer Fleck; Unterleib meist reinweiß; Hosen weiß.

Junge Männchen sind im ersten Jahre dem Weibchen höchst ähnlich. Wolf (Taschenbuch, a. a. O.) hat an diesem Kauz eine außerordentlich große Ohröffnung wahrgenommen, sodaß er, wenn die Ohrfedern auseinandergelegt wurden, die Hälfte des Sterns und der harten Hornhaut im Auge sah.

Nach Bechstein soll er sich leicht zähmen lassen und einen Laut, der wie Guck, guck, guck! vernehmlich wird, oft lange andauernd ausgeben.

Dieser Kauz geht den in der Dohnenschneuse über Nacht hängenbleibenden Vögeln gern nach, fängt und kröpft jedoch meistentheils Mäuse, Käfer und Nachtschmetterlinge.

Er horstet in hohlen Nadelholzstämmen; das Gelege besteht aus zwei bis drei reinweißen Eiern; die Brütezeit fällt nach Wolf in den Monat Mai.

b) Der Zwergkauz [1]) (Tag-, Wald-, Tannenkäuzchen, akadische Eule, Strix acadia *L.*, Strix pygmaea *Bechst.*) [2]) soll nach Temminck nördliche Gegenden bewohnen, in ganz südlich gelegenen gar nicht vorkommen. Vaillant will ihn jedoch in Afrika gefunden haben. In Deutschland wurde er zeither nur einzeln und in den höchsten Gebirgswaldgegenden, z. B. auf dem Thüringerwald und in Oesterreich, hier aber nur im Winter, wonach er der Jahreszeit nach zu wandern scheint, angetroffen.

Beschreibung. Der Zwergkauz ist 7—7½″ (rheinländisch) lang, wovon der Schwanz 2¼—2½″ wegnimmt. [3]) Der Schnabel ist stark, ¾″ lang und orangegelb; der Augenstern gelb; die starke Fußwurzel ¾″ hoch und wie die Zehen dicht befiedert; der Kopf klein, mehr dem Kopf der weiblichen Kornweihe als den Kauzen ähnlich, sodaß auch der Schleier und der Augenkreis nicht deutlich ausgedrückt sind, vielmehr sind die Wangen und Schläfe schwarz und weißbunt, oder mit halbmondförmigen schwarzen

1) Surnia passerina *Dum.* T.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 296, sp. 43. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 978, Nr. 14; Jagdzoologie, S. 921, Nr. 78. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 83, Nr. 10; Vögel Deutschlands, Heft 20. Vaillant, Hist. nat. des Ois. d'Afrique, I, pl. 46; Uebersetzung, I, 179. Temminck, Man. d'ornith., S. 55.

3) Nach Wolf und Meyer ist diese Angabe zu hoch. Ein Exemplar Meyer's mißt, wie alle, welche der (verstorbene) Hofrath Germann in Dorpat erhielt, nur 6″ nach dem alten pariser Maß. Sollte diese Abweichung nicht aus dem Gebrauch des verschiedenen Maßes erklärbar sein? W.

und weißen Streifen besetzt; der Oberleib ist dunkelgrau, mit weißen Punkten und weißlichen Flecken; um die Kehle läuft ein dunkelbraunes, etwas mit Weiß gemischtes Band bis zu den Ohren; der Unterleib weiß, mit dunkelbraunen Längsstrichen und an den Seiten der Brust mit dunkelbraunen, rostbraun eingefaßten Querbinden; die Schwungfedern äußerlich rostgrau, an den Spitzen und inwendig dunkelbraun, mit eirunden weißen Flecken; der Schwanz rostgrau mit vier schmalen weißen Querbinden. Das Weibchen ist am Oberleib mehr braun, gelblichweiß punktirt und die weiße Farbe des Unterleibes unreiner. (Bechstein.)

Dieser Kauz nährt sich von Mäusen, Heuschrecken, Käfern und Schmetterlingen, verschmäht aber auch einen in der Dohnenschneuse todt hängenden Vogel nicht.

Er horstet in Felsritzen oder auf Bäumen und macht ein Gelege von zwei bis vier weißen Eiern.

i) Die Sperbereule[1]) (kleine Habichtseule, kleine Falkeneule, Fichten-, Stein-, Kirchenkauz, Strix funerea *L.*, Strix nisoria *Meyeri*)[2]) bewohnt den hohen Norden von Asien, Amerika und Europa, von wo aus sie je zuweilen nach Thüringen, Westfalen und in die Wetterau, ob als wirklicher Wandervogel, oder nur als verirrter Vogel, das ist wol noch nicht entschieden, gekommen ist.

Von diesem in Deutschland seltenen Vogel gibt Bechstein in seiner „Jagdzoologie" folgende Beschreibung: „Ganze Länge des Vogels 15—17" rheinländisch[3]), wovon der Schwanz 7—7½" wegnimmt; an diesem sind die beiden Mittelfedern 1¾" länger als die äußersten; der Schnabel 1" lang und wie der Augenstern goldgelb; die Füße bis an die Fänge befiedert und die Fußwurzel 1¼" hoch; das Gesicht gelblichweiß und mit schwarzen Bartborsten besetzt; an den Ohren ein schwarzer Halbmondfleck, ein Stück des hier nicht ganz deutlichen Schleiers; der Oberleib dunkelbraun, gewöhnlich mit runden weißen Flecken; an den Seiten des Halses ein braunschwarzer Längsstreif; die Kehle schwarzgrau; quer über die Brust ein 1" breiter weißer Streif; der übrige Unterleib weiß, mit schmalen schwarzbraunen Querstreifen; die Schwungfedern dunkelbraun, mit hellen Querbinden; der Schwanz braun, mit sechs schmalen weißen Querstreifen und dergleichen

1) Surnia funera *Dum.* T.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 294, sp. 11. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 84, Nr. 12. Annalen der Wetterauer Gesellschaft, Bd. 1, Heft 2, S. 268. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 984, Nr. 15; Jagdzoologie, S. 923, Nr. 80. Temminck, Man. d'ornith., S. 57.

3) Wolf bemerkt in seinem Taschenbuch, a. a. O.: „Bechstein gebe die Länge zu groß an; ein Exemplar in Meyer's Cabinet messe, wie alle die dem Professor Germann in Dorpat lebendig und todt zugekommenen, nur 14" nach dem alten pariser Maß." Vgl. die desfallsige Anmerk. unter h. W.

Spitzen. Man trifft Varietäten an, wo die Grundfarbe bald heller, bald dunkler ist."

Der Laut dieser Eule ähnelt nach Bechstein dem des Thurmfalken und ertönt wie Pi, pi, pi! Sie soll am Tage umherfliegen, sich von Mäusen und Insekten nähren, wie andere Tag-Raubvögel auf Bäumen horsten und das Weibchen zwei weiße Eier legen.

Elftes Kapitel.

Die rabenartigen Vögel.

Coraces.

§. 1. Die Vögel, denen dieses Kapitel gewidmet ist, gehören zur Ordnung der Singvögel (Oscines), zur Familie der Heher und zwar zur Gruppe der Raben (Corvina). Sie sollen hier, soweit sie für den Jäger Interesse haben, kurz beschrieben werden.

§. 2. 1) Der Kolkrabe (großer Rabe, Kohlrabe, große Krähe, Corvus corax *L.*) [1]) ist in allen Welttheilen als Strichvogel, auch hier und da als Standvogel heimisch, und bewohnt ebene Gegenden so gut wie bergige, überall aber Laubhölzer, mit Ausschluß derer, die der reinen Niederwaldwirthschaft unterzogen sind, lieber als Nadelhölzer.

Beschreibung. Schnabel und Fußwurzel von gleicher Länge, beides schwarz; Augenstern mit zwei Ringen, weißgrau und graubraun; Gefieder schwarz, glänzend, mit purpurfarbenem Schiller; Schwanz keilförmig, stark abgerundet. Länge 2'. (Männchen.)

Das Weibchen ist um ein weniges kleiner, sonst nicht wesentlich vom Männchen unterschieden.

Abänderungen. Weiße, semmelgelbe, schwarz und weiß gescheckte, schwarz mit weißem Kinn und aschgrauem Schnabelgrund (Corvus clericus *Museum Carlsonian.*). Der Kolkrabe zeichnet sich vor allen seinen Gattungsverwandten durch äußerst feine Witterung (Geruchsorgane) und durch vorzügliche Sehen aus. Jung aus dem Nest genommen, läßt er sich gut aufziehen und zähmen, lernt auch, wenn ihm das Zungenband gelöst wird, einzelne Worte und kurze Sätze sehr deutlich sprechen. Dies thut er, wenn er es einmal gelernt hat, zu keiner Zeit lieber, als wenn sich das Wetter

---

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 364, sp. 2. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1148, Nr. 1; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 410; Jagdzoologie, S. 811. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 93. Temminck, Man. d'ornith., S. 66.

vom guten zum übeln ändern will. Er soll — so sagt man — bis hundert Jahre leben. Glänzende kleine Steine und Metallkörper verschleppt und versteckt er im Freien wie im eingeschränkten Raum mit wahrer Lüsternheit.

Sein Flug ist behende, oft schwimmend, wie bei den meisten Raubvögeln. Er hat dies vor andern Krähen voraus, und gibt im Fluge vorzüglich oft den krächzenden Laut Krack, krack! aus.

Er ist ein kecker Räuber alles jungen zahmen und wilden Geflügels, auch alles unter der Benennung kleines Zeug (junge gesunde, alte angeschossene Hasen und Kaninchen) begriffenen Haarwildes. Auf alles dieses stößt er nach Art des Habichts. Der Jäger kann ihn daher durchaus nicht schonen, wenngleich ein guter Theil seiner Nahrung aus Aas, Würmern, Insekten, Maulwürfen, Mäusen und Fröschen besteht. Er geht ja dagegen auch Baumfrüchten, als Süßkirschen und Birnen, nach, und ist also gewiß ein bei weitem mehr schädlicher als nützlicher Vogel.

Sein aus Reisern, dürren Halmen und Rasen zusammengesetzter Horst steht auf hohen Bäumen oder in den Spalten verfallenen hohen Gemäuers. Schon im März macht das Weibchen sein Gelege, welches aus drei bis sechs schmuziggrünen, schwarzbraun fein gestrichelten und gefleckten Eiern besteht und vom Männchen und Weibchen wechselsweise bebrütet wird, wovon aber meistentheils nur zwei bis drei Junge auskommen. Alte Vögel machen gewöhnlich zwei Geheck in einem Jahre.

Die Grönländer und andere Bewohner des sehr hohen Nordens sollen das Wildbret essen; wir wollen sie um den Genuß nicht beneiden, es ist ein schlechter! Die Flügelfedern von der dritten bis zur achten wurden sonst von den Instrumentmachern zum Verkielen der sogenannten Flügel sehr gesucht. Zum Zeichnen mit der Feder braucht man sie jetzt noch.

2) Die Rabenkrähe (kleiner Rabe, Feld- und Aaskrähe, Corvus corone *L.*)[1]) kommt in allen Welttheilen, mit Ausschluß des hohen Nordens, bald als Stand-, bald als Strich-, bald als Zugvogel vor. Der letztere Fall ist der gewöhnlichste; sie und die Nebelkrähen schlagen sich vor dem Antritt der Reise im October scharenweise zusammen. Auf derselben begriffen, werden öftere Schwenkungen gemacht, wobei die, welche erst vorn den Zug führten, hinten sich anschließen und die hintern vorlassen. Wo sie andere ihresgleichen antreffen, die von selbst keine Lust zur Mitreise bezeigen, scheinen sie selbige durch ihr hoch und stark ertönendes Krah, krah! [illegible] bereden zu wollen.

Beschreibung. Schnabel länger als die Fußwurzel, beides sch[illegible]

1) Gmelin, Syst. Linn., I, 365, sp. 3. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.) [illegible] Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 414; Jagdzoologie, S. 856. Wolf u[illegible] Taschenbuch, I, 94. Temminck, Man. d'ornith., S. 67.

Augenstern nußbraun; schwarzes Gefieder, stahlblau glänzend; Schwanz weniger stark abgerundet als bei der ersten Art. Länge 1′ 6″. (Männchen.)

Das Weibchen ist im ganzen um ein weniges kleiner, hat einen etwas schwächern Kopf und Schnabel und weniger glänzendes Gefieder.

Abänderungen. Ganz weiß; weiß und schwarz gescheckt; aschgrau; braun. Bastarde von der Raben- und Nebelkrähe sind wahrscheinlich die, an welchen das schwarze Gefieder grau gerändert, oder der Kopf, oder ein Band um den Hals, oder der Bauch grau sich darstellt, oder die schwarz gescheckt erscheinen.[1] Auch findet man Rabenkrähen, die wenig größer sind als eine Dohle.[2] Die Zug- und Strichrabenkrähen leben auch den Sommer über gesellig beisammen, Standvögel dieser Art paarweise vereinzelt, alle am liebsten in mit hohen Eichen besetzten Feldhölzern. Auch sie sind scheu und wissen den Jäger recht gut vom Ackersmann zu unterscheiden, dessen Pflug sie unbesorgt ganz nahe gehen und folgen. Jung ausgenommen lassen sie sich zähmen, lernen auch nach Lösung des Zungenbandes sprechen.

Sie kröpfen vorzüglich Schnecken, Würmer, Insekten, Feldmäuse, ausgefallenes Getreide, Vogelbeeren und Waldkirschen; verschmähen aber auch ein junges Häschen, Kaninchen, Feldhühnchen oder Entchen, selbst Vogeleier nicht.

Ihr Horst steht bald auf den untern, bald auf den höhern Aesten mittelwüchsiger Eichen oder Nadelholzstämme, je nachdem sich an dem Aufenthaltsort Gelegenheit findet. Standvögel dieser Art halten sich auch in der Heckzeit von den Strich- und Zugvögeln abgesondert; letztere hingegen stellen oft zwei, drei bis vier ihrer Horste auf einen Baum. Die Baumaterialien bestehen aus Pflanzengewürzel, dünnem Reisig, Wolle, Schweinsborsten u. dgl. Das Weibchen legt, wenn es ein Standvogel ist, oft schon zu Anfang des Monats März vier bis sechs blaugrüne, aschgrau und olivenbraun groß und klein gefleckte Eier.

In der Regel wird das Wildbret nicht gegessen; doch stehen in Gegenden, wo es viele Rabenkrähen gibt, Speisewirthe in dem Verdacht, daß sie ihren Gästen mitunter junge Vögel dieser Art statt junger Tauben auftischen. Die größten Flügelfedern geben, obgleich sie weniger hart als die des Kolkraben sind, gute Zeichenfedern ab; für Kleinschreiber sind sie besser als jene.

3) Die Saatkrähe (Acker- oder Feldkrähe, Haferrücke, Nackt- oder Grindschnabel, Corvus frugilegus *L.*)[3] wird fast in ganz Europa

---

1) Bechstein hat es gesehen, daß von der Reise zurückgebliebene Rabenkrähenweibchen mit Nebelkrähenmännchen sich gepaart haben. W.

2) Bechstein hält diese theils für sogenannte Nesthäkchen, theils für solche, die tief in Wäldern ausgekommen sind, und die immer kleiner sein sollen als die in Feldhölzern erzogenen, wo reichlichere und bessere Nahrung sich findet. W.

3) Gmelin, Syst. Linn., I, 366, sp. 4. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1199; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 418; Jagdzoologie, S. 859. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 97. Temminck, Man. d'ornith., S. 68.

gefunden: in einigen Gegenden als Standvogel, in andern nur als Zugvogel, mit Rabenkrähen und Dohlen scharenweise vergesellschaftet, im October, November und März. In Pommern, Anhalt, Sachsen — vorzüglich um Leipzig, Weißenfels und Altenburg — halten sich diese Krähen den Sommer über sehr häufig in den Feldhölzern auf, in andern Gegenden Deutschlands, z. B. in Franken, sieht man sie nur in der Zug- und Wiederzugzeit, auch im Winter einzeln; weiter südlich halten sie im Sommer und Winter Stand.

Beschreibung. Schnabel fast gerade, schärfer gespitzt, stumpfschneidig, gekerbt, an der Wurzel bei Alten mit kahler, schäbig rauher, weißlicher Haut umgeben; wie die Füße schwärzlich, länger als die Fußwurzel; Nasenlöcher ohne Borsten; Augenstern grauweißlich; schwarzes, schön stahlblau schillerndes Gefieder. Länge 1′ 6½″. (**Männchen.**)

Das **Weibchen** ist etwas kleiner, bei ihm auch der stahlblaue Schiller weniger lebhaft.

Abänderungen. Ganz weiß, mit röthlichem Augenstern, fleischfarbenem Schnabel und Ständern, sehr selten und wol als Kakerlak anzusprechen; graulichweiß; schwarz und weiß gescheckt; braun.

Diese Krähen sind noch geselliger wie die Rabenkrähen, sodaß Stand- und Zugvögel nebeneinander leben. Auch sind sie weniger scheu wie andere Gattungsverwandte und werden den Bewohnern der Umgegend ihres Aufenthaltsortes durch ihr heiseres Gekrächz, das wie **Gaarb, gaarb!** besonders gegen Abend und früh morgens ertönt, bis zum Unausstehlichen lästig. Ihre Geruchswerkzeuge sind so fein organisirt, daß sie Maikäfer- und andere Insektenlarven, auch nackte Schnecken, die einen Haupttheil ihrer Nahrung ausmachen, wenn das alles auch ziemlich tief unter der Erde versteckt ist, wittern und, um ihrer habhaft zu werden, den Schnabel bis zur Wurzel in ziemlich festen, bindigen Boden eintreiben. Daher kommt es, daß die schwarzen Halfterfedern, die man an eben flügge gewordenen Jungen stets noch findet, sich bald abnutzen, sodaß man nach kurzer Zeit nur noch kleine Federstummeln in der Gegend der Schnabelwurzel auf der Haut wahrnimmt, und daß späterhin diese Gegend erst kahl und weißlich, zur Zeit des Herbstzugs aber oft schäbig (grindig) sich findet. Außer der vorerwähnten Lieblingsnahrung, die sie sich während der Frühlingsbestellzeit, dem Pflug des Landmanns emsig folgend, am leichtesten aneignen, stellen sie Feldmäusen, Regenwürmern eifrig nach, nehmen gern reife und keimende Getreidekörner, Erbsen, Linsen, Kartoffelkeime u. dgl., auch zur Zeit der Noth Aas an.

Eigentliche Räuber sind sie sonach nicht; ob aber da, wo sie sehr häufig sind, der nicht unbedeutende Schaden, den sie in den Ackerfrüchten anrichten,

den Nutzen nicht reichlich aufwiege, den sie durch das Wegfangen schädlicher Insekten und Würmer stiften, darüber ist bisjetzt die Bilanz wol noch nicht genau genug gezogen.

Im März, nach Maßgabe der Witterung früher oder später, bauen sie ihre Nester (nicht Horste, weil hier von keinem eigentlichen Raubvogel die Rede ist) auf den Ueberständern und Laßreideln, auch auf Nadelholzstämmen in den Feldhölzern, die sie zum Aufenthalt sich gewählt haben, aus dünnem Reisig und Dornen und füttern sie inwendig mit dürren Grashalmen, Moos und Wolle aus. Solcher Nester stehen oft sechs, acht und mehrere auf einem Baum, und wenn es beim Bau auch öfters zu Zänkereien kommt, weil ein Paar dem andern während dessen Abwesenheit die zugetragene und vorgerichtete Nestunterlage wegstiehlt, so brüten sie doch in der Folge gar friedlich und freundlich miteinander ganz in der Nähe.[1]) Das Gelege besteht aus vier bis sechs blaßgrünen, aschblau und dunkelbraun groß gefleckten Eiern. Zu Anfang des Monats Mai oder zu Anfang des Juni werden die Jungen flügge.

In einigen Gegenden soll man die Eier und Jungen für ein gar nicht übles Gericht halten; der Verfasser hat darüber keine Erfahrung. Die Federspulen können nur nothdürftig, anstatt der von den vorhergehenden Arten, zum Zeichnen und Schreiben gebraucht werden.

4) Die **Nebelkrähe** (**Schild-, Mantel-, Sattel-, Schnee-, Winterkrähe, graue Krähe, Graumantel, Graurücken**, Corvus cornix *L.*)[2]) wird in den meisten Gegenden von Europa und im nördlichen Asien theils als Zug- und Strichvogel, theils als Standvogel angetroffen. Wenn in nördlichern Gegenden die Winter mit Strenge eintreten, zieht sie sich weiter südlich, und dann erscheint sie, gewöhnlich in Gesellschaft der Rabenkrähen, Saatkrähen und Dohlen, in südlichern Gegenden des mittlern Deutschland und im südlichen Deutschland selbst; doch nicht allerwärts und meist nur in Ebenen.[3]) Im nördlichern Theil des mittlern Deutschland und im nördlichen Deutschland selbst hingegen halten viele derselben Stand in Feldhölzern und Gärten, die ans Feld stoßen.

Beschreibung. Schnabel und Füße schwarz; Augenstern braun;

---

1) Wenn Krähen dieser Art ihren Sommeraufenthalt in holzarmen Gegenden wählen, so machen sie ihr Geheck auf Ulmen, Eschen und Erlen, mit denen die Dörfer da umpflanzt zu sein pflegen. W.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 366, sp. 5. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1186, Nr. 3; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 421; Jagdzoologie, S. 862, Nr. 32. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 95, Nr. 3. Temminck, Man. d'ornith., S. 67: Corneille mantelée.

3) Um Würzburg herum und bis dahin, wo der untere Mainkreis des Königreichs Baiern vom Kurhessischen begrenzt wird, hat sie der Verfasser während seines achtjährigen Aufenthalts in dieser Gegend nicht ein einziges mal gesehen. W.

Kopf, Kehle, Flügel und abgerundeter Schwanz schwarz, mit bronzenem Widerschein, sonst aschgrau. Länge 1′ 7″. (Männchen.)

Dieser Beschreibung ist, nach eigener Beobachtung des Verfassers, welche er während seines Aufenthalts im Anhalt-Dessauischen, im Monat Februar und März 1821 an 13 Exemplaren, die täglich unter seinem Stubenfenster stundenlang sich's wohl sein ließen, zu machen Gelegenheit hatte, noch Folgendes beizufügen: Das Schwarze läuft von der Kehle über die Gurgel bis auf die Brust herab und ist da stark und ziemlich regelmäßig sägezähnig gerändert. Ueber das Aschgraue am Hinterhalse und Rücken laufen mehrere schwärzliche Streifen der Länge nach im Zickzack herab, welche in der Jugend kaum merklich sind, bei zunehmendem Alter aber immer deutlicher hervortreten.

Beim kleinern Weibchen geht das Schwarze am Vorderhalse weniger tief herab, die sägezähnige Einfassung ist weniger stark und regelmäßig; alle aschgraue Theile sind rothbräunlich ganz leicht überflogen; der bronzene Widerschein am Schwanz und an den Flügeln fehlt, oder ist doch minder lebhaft.

Abänderungen. Ganz weiße; weißbunte; graukörfige; mit dreieckigem grauen Fleck auf dem Rücken; mit grauem Querband am Vorderhalse; solche, die, wo sie schwarz sein sollten, aschgrau, und wo sie aschgrau sein sollten, weiß erscheinen; mit schwarzem Kopf, weißem Rumpf, aschgrauen Flügeln und eben solchem Schwanz.

Die Nebelkrähen haben in ihrer Lebensweise fast alles mit der Rabenkrähe gemein; nach des Verfassers sonstiger vieljähriger Erfahrung auch die Scheu und Furchtsamkeit, die sie jedoch im Winter während des Schneefalls, und wenn bei strenger Kälte viel Schnee liegt, fast ganz verleugnen, sodaß sie in Städten auf den Straßen und in Dörfern auf den Viehhöfen und vor den Thüren der Nahrung emsig nachgehen, ohne von Vorübergehenden sich stören zu lassen, insofern sie bei diesen kein Schießgewehr gewahren; denn sehen sie das, so suchen sie bei guter Zeit das Weite, außer, wie vorgedacht, beim Schneegestöber. Ihr starker, tief, wie Kräh, kräh! und Kraa, kraa! ertönender Laut ist bekannt.

Bei aller Verehrung, die dem trefflichen Bechstein der Verfasser zollt, kann er ihm doch darin nicht unbedingt beistimmen, daß die Nebelkrähe ein mehr nützlicher als schädlicher Vogel sein soll. Dies mag allerdings da der Fall sein, wo sie nur im Herbst und Frühling auf dem Zuge durchgeht und nur im Winter verweilt, indem sie dann, je nachdem die Jahreszeit und Oertlichkeit eins oder das andere darbietet, von Aas, Mäusen, Maulwürfen, kahlen und kleinen Gehäusschnecken, Engerlingen, Würmern, Insekten und deren Larven, Kartoffeln, ausgefallenem Getreide und Gemüseabgängen fast ausschließlich sich nährt. Wo sie hingegen als Stand- oder

auch nur als Sommervogel haust, da beweist sie sich, besonders wenn sie Junge zu versorgen hat, als ein ebenso gefährlicher Räuber wie der Kolkrabe an jungem Federwilde, jungen Hasen und Kaninchen, besonders aber an jungem Federvieh mit eben der Keckheit wie die Elster in Höfen und Gärten. Nie hat der Verfasser gesehen, daß sie zu dieser Zeit Maikäfern und andern Insekten, oder Raupen nachgegangen wäre; auch fand er dann dergleichen nicht im Magen und Kropfe der Jungen oder Alten, wol aber mitunter Ueberreste von Maulwürfen und Mäusen, häufiger jedoch immer von vorbesagtem Raube. Wenn im Winter zwei oder drei Nebelkrähen beisammen sind und sie gewahren einen nur leicht angeschossenen, oder bei tiefem Schnee verkümmerten (abgehungerten) alten Hasen, so verfolgen sie ihn und stoßen so anhaltend auf ihn, daß er ihnen am Ende gewiß zur Beute wird. [1])

Der Horst, welchen alte Paare alljährlich wieder aufzusuchen pflegen, steht auf Obst- und andern Bäumen in Gärten und in der Nähe bewohnter Ortschaften. Standvögel, vorzüglich alte, paaren sich oft schon gegen Ende des Monats Februar oder zu Anfang des März, und sie machen dann oft zwei Gehecke. Das erste Gelege besteht aus vier bis sechs, das zweite, wenn es stattfindet, aus drei bis vier hellgrünen, mit dunkel- und graubraunen Strichen und Flecken besetzten Eiern. Die Flügelfederspulen sind, nächst denen der Kolkraben, zum Zeichnen und Kleinschreiben die besten. Junge Nebelkrähen werden in manchen Gegenden, nach Bechstein z. B. in Preußen, gegessen.

5) **Die Dohle** (**Schneedohle, Thurmkrähe, Aelke, Gacke, Klaas**, Corvus monedula *L.*) [2]) ist ein den mittlern und nördlichen Gegenden von Europa und Nordasien angehöriger Vogel, der im Norden im Monat October und November mit großen Scharen von seinesgleichen und andern Gattungsverwandten vergesellschaftet, weiter südlich wandert und von dort im März den Wiederzug macht, in mildern Gegenden aber bald Stand-, bald Strichvogel ist.

Beschreibung. Schnabel viel kürzer als bei den vorhergehenden Arten, wie die Füße schwarz; Augenstern weißgrau; Hinterkopf hellgrau;

---

1) Auf einem Feldtreiben im Winter wurde einst im Beisein des Verfassers einem Hasen der Vorderlauf zerschossen, auch kurz darauf ein, freilich nicht gar flüchtiger Hühnerhund daran gelassen. Kaum 500 Schritt war der Hase vom Anschuß aus gelaufen, so nahmen ihn drei Nebelkrähen in die Mitte und stießen so heftig auf ihn, daß er bald ermattet sich drückte, wo sie dann unverzüglich über ihn herfielen und den Schmaus eben beginnen wollten, als der Hund herankam, ihnen ohne weiteres den Hasen wegnahm und seinem Herrn ihn zutrug. W.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 376, sp. 6. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1219, Nr. 5; Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, S. 424; Jagdzoologie, S. 864, Nr. 33. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 99, Nr. 5. Temminck, Man. d'ornith., S. 70.

Oberleib schwarz, violett schillernd; Unterleib etwas heller. Länge 1′ 1½″. (Männchen.)

Das Weibchen ist um ein sehr Geringes kleiner; am Hinterkopfe nicht so weit herunter und dunkler grau; dessen Unterleib mehr schwarzgraulich. An den violett schillernden Oberleibstheilen ist der Schiller weniger glänzend.

Abänderungen: Ganz weiß, mit gelblichem Schnabel, röthlichem Augenstern und schmuziggrauen Ständern; gelblichweiße, mit schwarzem Schnabel; mit weißem oder weißgrauem Halsbande; mit weißem Hinterkopfe; mit weißen Flügeln und weißem Schwanze oder sonst schwarz und weiß gescheckt; bräunlich, mit weißen Schultern; ganz schwarz; mit einem übers Kreuz geschlagenen Schnabel (dieser seltenen, vielleicht in ihrer Art einzigen Abnormität erwähnt Wolf im angeführten Taschenbuch, a. a. O.).

Die Dohlen sind sehr unruhige Vögel, sodaß sie den Tag über selten lange an einem Orte verweilen. Ihr Flug ist dem der Tauben ähnlich, sowol in Rücksicht der Schwenkungen und des Flügelschlags, als der Schnelligkeit. Sie sind im Fluge wie im Sitzen fast ununterbrochen laut, und der Laut erschallt eintönig, wie Jack, jack, jack! Obwol zu Zänkereien und Neckereien sehr geneigt, leben sie doch nicht nur unter sich, sondern auch mit mehrern ihrer Gattungsverwandten, z. B. mit den Saat- und Rabenkrähen, stets im geselligen Verein. Sie wohnen gern in der Nähe der Menschen, in wirklichen oder durch Kunst entstandenen Ruinen, auch sonst auf alten Kirchen, Thürmen u. dgl., bleiben jedoch immer menschenscheu; seltener halten sie sich in Vor- oder Feldhölzern auf, die mit Eichen oder andern hochschäftigen Stämmen nicht ganz geschlossen bestockt sind. Sie sind abgesagte Feinde aller zu den Gattungen Falke und Eule gehörigen Vögel und vertreiben sie, scharenweise auf sie stechend und unter greulichem Geschrei, aus ihrer Nähe. Auf glänzende Sachen, vorzüglich auf Metallstückchen, sind sie äußerst erpicht und schleppen und verstecken solche an den verborgensten Stellen ihres Aufenthaltsorts. [1])

Ihre Nahrung besteht aus Engerlingen und Erdmaden, Regen- und andern Würmern, aus allerhand Insekten und deren Larven, aus kahlen Schnecken, aus Käfern, vorzüglich Maikäfern [2]), aus Aas, Getreidekörnern, Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Kirschen, anderm Obst, Weinbeeren,

---

1) Nach Bechstein hat man bei einer Ausbesserung des Doms zu Erfurt mehrere altrömische Münzen in ihren Wohnstätten gefunden, die sie wahrscheinlich auf Feldern erbeutet haben mögen. W.

2) In einem der Jahre von 1807—12, welche der Verfasser in Machern unweit Leipzig verlebte, gab es dort und in der Umgegend Maikäfer in zahlloser Menge. In Machern selbst, wo auf dem sogenannten Ritterthurme im dasigen Park sehr viele Dohlen bei Tage und in der Nacht sich aufhalten, auch daselbst und auf den umstehenden Bäumen häufig nisten, blieben, obwol viele Maikäfer sich zeigten,

besonders wenn sie recht zeitig und süß sind [1]), u. dgl. mehr. Auch sollen sie den Rebhühner- und Lercheneiern nachstreben; doch hat über diesen Punkt der Verfasser keine Erfahrung.

Im allgemeinen muß die Dohle zu den mehr nützlichen als schädlichen Vögeln gerechnet werden. Von Weinbergen läßt sie sich leicht verscheuchen, wenn man an ziemlich hohen Stangen geschossene Krähen oder Dohlen aufhängt.

Die Dohle macht ihr Geheck gewöhnlich in Mauerlöchern (in Machern auch auf mittelwüchsigen, sehr geschlossen stehenden Fichten und Tannen, wie sie in der Nähe des dortigen Ritterthurms sich befinden), seltener in hohlen Obst- oder andern Bäumen. [2]) Das Nest wird aus Reisern, Gewürzel, trockenen Grasschmielen, Wolle und Haaren zusammengeflochten, und das Gelege des Weibchens besteht aus vier bis sieben bläulichgrünen, dunkel olivenbraun, fast schwärzlich, und dunkel aschgrau, besonders am stumpfen Ende punktirten und gefleckten Eiern. Das Männchen löst nicht nur das Weibchen im Brüten ab, sondern es bleibt auch, wenn dieses auf dem Neste sitzt, so viel als möglich in der Nähe desselben, um Wache zu halten. Nach Bechstein sollen die Eier und die Jungen eßbar sein. Der Verfasser hat keine Versuche damit gemacht, würde es aber ohne Bedenken und Ekel thun, wenn er Gelegenheit dazu fände.

6) **Die Alpenkrähe** [3]) — **Schneekrähe, Bergdohle, Alpendohle,** Corvus pyrrhocorax *L.* [4]) — ist kein Zug-, sondern höchstens ein Strichvogel; denn er bewohnt die höchsten asiatischen und südlich europäischen Gebirge im Sommer an der Schneegrenze und geht nur im Herbst und Winter der Nahrung wegen an den Fuß der Berge und in die Thäler. In Salzburg, Tirol und Kärnten, wo diese Krähe, nach Bechstein, in Menge sich findet, kommt sie im Herbst scharenweise aus der höhern Region herab und geht schon im März wieder dahin zurück.

Beschreibung. Schnabel fast gerade, goldgelb; Augenstern braun-

---

doch die meisten Obst- und andere Bäume, während in der Umgegend alle kahl abgefressen waren, belaubt und grün. Dem Verfasser wurde die Auszeichnung, welcher in diesem Punkte Machern sich zu erfreuen hatte, nur daraus erklärlich, daß man auf der Plateforme des Ritterthurms täglich oft mehr als einen Tragkorb voll Maikäferflügel, als Reste des da von den Dohlen gehaltenen Mahles, zusammenkehrte und wegschaffte. W.

1) Im Jahre 1818 — bekanntlich nach 1812 das erste Weinjahr — thaten in Franken die Dohlen zur Weinbeer-Reifezeit in den Weinbergen so großen Schaden, daß von den Polizeibehörden Verordnungen ausgingen, durch welche die Verminderung und Verscheuchung beabsichtigt wurde. W.

2) Ich habe gefunden, daß sie sehr häufig in alten hohlen Bäumen, besonders Buchen, nisten. T.

3) Pyrrhocorax alpinus *Cuv.* T.

4) Gmelin, Syst. Linn., I, 376, sp. 17. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1230, Nr. 6; Jagdzoologie, S. 933, Nr. 90. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 100, Nr. 6. Temminck, Man. d'ornith., S. 71.

schwarz; Füße cochenillerοth; Fußsohlen schwarz; Hirnschale zwischen den Augen flach; Gefieder überall glänzend schwarz, aus purpurfarben ins Grüne schillernd; Schwanz fast unmerklich abgerundet. Länge 1′ 2″ 3‴.



Fig. 1. Alpendohle, Pyrrhocorax alpinus *Vieill.*
Fig. 2. Alpenkrähe, Fregilus graculus *Cuv.*

An Jungen vor der ersten Mauser Schnabel und Füße schwarz oder dunkelbraun; Gefieder mattschwarz ohne Schiller.

Die Jungen haben nach der ersten Mauser einen wachsgelben Schnabel und braune Ständer; beides geht mit zunehmendem Alter zu den Farben über, welche den mannbaren Vögeln für jene genannten Theile eigenthümlich sind.

Den Laut dieser Krähen, die, wie die Dohlen, sich stets gesellig zusammenhalten und in der Gegend ihres Aufenthaltsorts viel umherschwärmen, bezeichnet Bechstein durch Tziii, tziriii! Er soll nichts weniger als dem menschlichen Ohre schmeicheln.

Die Nahrung besteht aus Insekten und deren Larven, Würmern, Land- und kleinen Wasserschnecken, aus Früchten des Mehlbaums (Crataegus aria *L.*), des Sauerachs (Berberitzbeerstrauchs, Berberis vulgaris *L.*), der Hundsrose (Rosa canina *L.*), des Wachholderstrauchs, des Vogelbeerbaums (Eberesche, Sorbus aucuparia *L.*),, aus Baumknospen, in der Noth auch aus Aas. Das Nest steht in den Spalten und Löchern der Felsen, kaum wol je, wie einige Schriftsteller sagen, welche diesem Vogel auch Kirschen zur Nahrung anweisen, auf Bäumen, deren es in der sehr hohen Region wol wenige geben mag. Das Gelege soll vier bis fünf weiße, schmuziggelb gefleckte Eier enthalten, das Wildbret sehr wohlschmeckend sein.

7) Die Steinkrähe [1]) — Steinrabe, Steindohle, Steinfache, Corvus graculus *L.* [2]) — bewohnt die höchsten Alpengebirge der Schweiz, seltener die von Steiermark, Salzburg, Kärnten und Tirol.

---

1) Fregilus graculus *Cuv.* T.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 377, sp. 18. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1238, Nr. 7; Jagdzoologie, S. 933, Nr. 90. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 101, Nr. 7. Temminck, Man. d'ornith., S. 72. Hierher gehört auch Corvus eremita, Gmelin, Syst. Linn., I, 377, sp. 19, als ein durch Einsetzung einiger fremder grünlichgelber Federn, mit einer wiederhopfartigen Haube, von einem betrügerischen Vogelausstopfer ausstaffirtes Exemplar von der Steinkrähe. Dies zur Berichtigung eines Irrthums, dessen sich der Verfasser in der ersten Auflage des vorliegenden Werks (III, 345) schuldig gemacht hat. W.

Beschreibung. Schnabel länger als der Kopf, schlank, gebogen, wie die Füße vogelbeerroth; Augenstern braun; Zunge safrangelb; Nasenlöcher rundlich, mit bogenförmigen abgestutzten, steifen Federn bedeckt; Hirnschale zwischen den Augen vertieft, am Hinterkopfe eben und sehr abgerundet; Gefieder schwarz mit stahlblauem Glanze. Länge 1′ 4″.

Die Steinkrähe hat, außer der ihr vorzüglich eigenen Scheu, in ihrer Lebensweise mit der Alpenkrähe überhaupt vieles und in Rücksicht des Aufenthalts und der Nahrung alles gemein.

Ihr Nest soll nicht nur, wie bei jener, in Felsspalten und Felslöchern, sondern auch in veralteten Schloßmauern und Thürmen gefunden werden, und das Gelege des Weibchens aus vier bis fünf aschgraulich-weißen, mit sehr viel hellbraunen Punkten und Flecken besetzten Eiern bestehen.

Der Nahrung dieses Vogels nach muß dessen Wildbret, wenigstens das der Jungen, gut eßbar sein.

8) **Der Holzheher** [1]) — **Eichelkrähe, Eichelrabe, Holzschreier**, Corvus glandarius *L.* [2]) — ist ein über ganz Europa verbreiteter Stand- und Strichvogel und ungeachtet seines dicken Kopfs mit starkem Krähenschnabel einer der schönsten deutschen Vögel.

Beschreibung. Länge 1′ $1^2/_2$″, davon kommen $1^1/_4$″ auf den Schnabel, 6″ auf den Schwanz; das Gewicht im Frühling 22, im Herbst der bessern Nahrung wegen bis 24 Loth. Die Hauptfarbe des Gefieders ist purpurröthlich-aschgrau, am Oberleibe dunkler, am Unterleibe heller; am Kopfe sind die Federn verlängert, locker, im Affect hollenartig sich aufsträubend, und schwarz gestreift; vom Unterkiefer zieht sich ein schwarzer Streifen an beiden Seiten des Halses herab; die vordern Schwungfedern braunschwarz, die hintern schwarz mit breiter weißer Einfassung, wodurch auf den Fittichen ein weißer Fleck gebildet wird; die Steuerfedern schwarz, an der Wurzel grau, gegen die Spitze hin mit den schönen bunten (in der kurzen Beschreibung a. a. O. bemerkten) Flügeldeckfederfarben verloschen gezeichnet. (**Männchen.**)

Am Weibchen ist das Scheitelgefieder weniger verlängert; die Gefiederfarben sind durchgängig weniger lebhaft und die verloschene bunte Zeichnung an den Steuerfederspitzen fehlt.

Abänderungen: Reinweiß, mit röthlichem Augenstern; graulichweiß, mit den schönen vordern Flügeldeckfedern; gelblichweiß, mit bläulichem Rücken-

---

1) Garrulus Glandarius *Keys. Blas.* W.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 368, sp. 7. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1243, Nr. 8; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 428; Jagdzoologie, S. 866, Nr. 34. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 102, Nr. 8. Temminck, Man. d'ornith., S. 75.

fleck; weiß verschiedentlich gescheckt, auch mit ganz weißen Flügeln und dergleichen Schwanze.

Der Holzheher ist ein unruhiger, scheuer, verschmitzter, schwer zu zähmender und nur insofern gelehriger Vogel, daß er leicht und viel nachsprechen lernt, wenn ihm in früher Jugend das Zungenband gelöst wird. Im Freien wie im Käfig — in diesem muß auch der gezähmte gehalten werden, wenn er nicht alles, besonders Metallkörperchen und glänzende Sachen verschleppen und verstecken soll — ist ihm die Kunst in hohem Maße eigen, fremde Töne, z. B. den pfeifenden Laut des Bussard, selbst des Menschen, das Miauen der Katzen, nachzuahmen. Sein eigenthümlicher, natürlicher Laut wechselt in der Ruhe mit einem gewissen Gegäcker und mit einem vielfach modulirenden Gezwitscher ab; erschreckt, oder etwas ihm Verdächtiges gewahrend, bricht er in ein öfter hintereinander wiederholtes Krätsch, krätsch! aus. Dies ist der Laut, durch welchen er dem auf dem Anstand befindlichen Jäger die Annäherung irgendeiner Haarwildart, wie die Amsel, oft verräth, durch welchen er aber ebenso oft die Aufmerksamkeit des Wildes auf den im Bürschgange begriffenen Waidmann lenkt. Sein Flug ist ein schwerlebig ruckweiser, nie in einem weit fortgesetzter.

Vom October bis zum März nährt er sich hauptsächlich von Eicheln, wenn und wo es deren gibt, und seine Geruchswerkzeuge sind so fein organisirt, daß er diese seine Lieblingskost auch dann wittert, wenn sie im Winter ziemlich hoch mit Schnee überdeckt ist; im Gegentheil vergißt er aber auch vielmal die Stelle, wo er im Herbst Eicheln unter das Laub und in die Erde versteckt, und wird so zu einem bessern Waldanbauer, als es so mancher Jäger sonstiger Zeit war und auch jetzt wol noch mitunter ist. Außerdem kröpft der Holzheher, je nachdem das Pflanzenreich der Jahreszeit und Oertlichkeit nach eins oder das andere liefert, Bucheln, Haselnüsse, Kastanien, Vogelbeeren (Ebereschenbeeren), Kirschen, Bohnen, Birnen. Auch das Thierreich muß ihm mancherlei darreichen, z. B. allerhand Insekten und deren Larven, Würmer, Waldvogeleier, selbst junge Vögel. Auch eignet er sich manche in den Dohnen gefangene Drossel zu, wird aber bei dieser Dieberei von der Nebenschleife oft selbst berückt, sodaß die Drossel und er nebeneinander hängen. Nach dem, was über die Nahrung dieses Vogels gesagt worden, ist es schwer zu bestimmen, ob er ein mehr nützlicher oder mehr schädlicher Vogel ist, aber desto leichter erklärlich, warum er meistentheils in Laubwäldern, die wenigstens mitunter Eichen und Buchen enthalten, seltener in Nadelwäldern sich aufhält.

Das Nest steht bald auf höhern, bald auf tiefern Aesten der Eichen und Buchen, seltener auf Fichten und Tannen. Es wird von den Alten aus dürren Reisern, Grashalmen und Heidekraut halbkugelförmig zusammen-

geflochten und mit zartem Gewürzel ausgefüttert. In dasselbe legt das Weibchen fünf bis sieben hell aschblaue, ins Grüne spielende, mit kleinen olivenbraunen Punkten besetzte Eier.

Das Wildbret der Jungen gehört, wie der Verfasser aus Erfahrung weiß, zu dem zartesten und schmackhaftesten, vorzüglich wenn sie im Spätherbst geschossen oder gefangen werden; das der Alten ist jederzeit zähe und trocken, liefert jedoch, gekocht und mit den Knochen zerstoßen, eine treffliche Kraftbrühsuppe.

9) Der Tannenheher [1]) — Nußheher, Nußrabe, Birkheher, Corvus caryocatactes *L.* [2]) — ist im gemäßigt nördlichen Europa [3]) und im nördlichen Asien heimisch; man will ihn auch in Nordamerika gefunden haben. Im nördlichsten Deutschland macht er schon sein Geheck, und da mag er wol auch nur Strichvogel sein; im höhern Norden hingegen ist er Zugvogel, der in geringzähligen Flügen mit der Zippe (Singdrossel, Turdus musicus *L.*) zu gleicher Zeit die Wanderung antritt und auf derselben das mittlere und südliche Deutschland, jedoch nicht alljährlich, besucht.

Beschreibung. In dem Unterkiefer steht eine eirunde Erhabenheit, welche von einer rinnenartigen Vertiefung im Oberkiefer aufgenommen wird und das Haselnußknacken vermittelt. Die Hauptfarbe des Oberleibes ist beim Männchen schwarzbraun, beim Weibchen mehr rostbraun; die des Unterleibes nußbraun; Kopf, Nacken und Bürzel einfarbig, die übrigen Theile mit weißen Tropfen besprengt.

Abänderungen: Rein weiß, oder gelblichweiß, mit etwas hervorstechenden dunkeln Flecken; schwarz, mit größern weißen Flecken, verschiedentlich gescheckt; auch nur die Flügel und der Schwanz weiß, bei übrigens gewöhnlicher Zeichnung.

Die Tannenheher sind nirgends sehr scheu, in Gegenden, wo sie selten Menschen sehen und noch weniger von diesen verfolgt werden, gar nicht. Ihr Laut ist kreischend, ertönt hoch und scharf, nach Bechstein, wie Görr, görr! und wird oft hintereinander wiederholt. Ihr Flug ist dem der Dohle ähnlich, d. h. irregulär und schwankend. Sie wählen zum Frühlings-

---

1) Nucifraga caryocatactes *Keys. Blas.* T.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 370, sp. 10. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1257, Nr. 9; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 432; Jagdzoologie, S. 935, Nr. 92. v. Wildungen, Taschenbuch, 1805 und 1806, S. 60. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 103, Nr. 9. Temminck, Man. d'ornith., S. 74.

3) Der Verfasser weicht in diesem Punkte von andern Schriftstellern, welche seine Heimat in das südliche Europa versetzen, aus dem Grunde ab, weil der Tannenheher da, wohin er auf dem Herbstzuge kommt, stets mit den Drosseln erscheint und dann, wie diese, wahrscheinlich weiter südlich geht. Auch wäre es wol der einzige Fall in seiner Art, ja, kaum ein denkbarer, daß ein den Sommer in südlichen Gegenden zubringender Vogel im Herbst nördlicher gelegene aufsuchen sollte. W.

und Sommeraufenthalt, also auch zur Heckstätte, am liebsten Gebirgswaldungen, die rein oder doch in Gemeng mit Nadelholz bestanden sind; von der Mitte des September an suchen sie Mittelwaldungen (gemischte Niederwaldungen, dem Compositionsbetriebe unterworfene Wälder) auf, deren Oberholz aus Eichen, Buchen und Hornbäumen (Hainbuchen), das Unterholz aber, zum Theil wenigstens, aus Haselnußsträuchen besteht. Wo sie den Winter zubringen, da findet man sie in kleinen Feldhölzern und auf befahrenen Straßen. Auf diese Weise sichern sie sich zu jeder Jahreszeit nothdürftige und, wenn es sein kann, Lieblingsnahrung. Erstere besteht aus unverdauten Getreidekörnern, die sie auf den Straßen im Miste finden, Eicheln und Bucheln; letztere aus Insekten und deren Larven, Käfern, Würmern und, wenn sie deren habhaft werden können, aus den Eiern und Jungen kleiner Vögel, aus Nadelholzsamen, Hanf, vorzüglich aus Haselnüssen und Vogel(Ebereschen-)beeren. Letztern gehen sie auch eifrig in der Dohnenschneuse nach und werden da sehr leicht gefangen. In der Stube sollen sie, nach Bechstein, am liebsten Fleisch fressen und über todt vorgeworfene kleine Vögel mit besonderm Eifer herfallen.

Sie machen ihr Geheck in hohlen Bäumen. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs schmuzig gelbgrauen, einzeln rostfarben und fein dunkelbraun gefleckten Eiern. Die Jungen verlassen das Nest, ehe sie ganz flügge sind, und lassen sich, bis sie dies vollkommen werden, nebeneinander auf einem Baumaste sitzend, Insekten, Insektenlarven und Würmer von den Alten zutragen und damit füttern.

Das Wildbret einiger, die sich in Dohnen zufällig gefangen hatten, schien dem Verfasser sehr wohlschmeckend. Nach der Zartheit desselben zu urtheilen, waren die, von denen er aß, junge Vögel gewesen.

10) Die Elster[1] — Alaster, Gartenkrähe, Gartenrabe, Azel, Hetzer, Hutscher, Schackerelster, Corvus pica *L.*[2] — ist ein im mittlern und nördlichen Asien, in Nordamerika und fast in ganz Europa heimischer Standvogel. In den meisten Gegenden Deutschlands gehört sie zu den gemeinen Vögeln.[3]

Beschreibung. Schnabel, Augenstern und Füße schwarz; Gefieder schwarz, verschiedentlich in Grün, Stahlblau und Gelbgrün schillernd; Bauch und Schulterfedern weiß; Schwanz keilförmig, lang. Länge 1′ 6″.

1) Pica caudata *Keys. Blas.* T.

2) Gmelin, Syst. Linn., I, 373, sp. 13. Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands (2. Aufl.), II, 1267, Nr. 10; Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, S. 435; Jagdzoologie, S. 814, Nr. 14. Wolf und Meyer, Taschenbuch, I, 104, Nr. 10. Temminck, Man. d'ornith., S. 73. W.

3) Im Waldeckischen soll sie, nach Wolf, Taschenbuch, a. a. O., gar nicht vorkommen. Da, wo der Verfasser jetzt lebt, ist sie bei weitem nicht so häufig als im Königreich Sachsen und in Anhalt. W.

Abänderungen: Weiße, rein oder schmuzig; semmelgelbe, bald heller, bald dunkler; unordentlich schwarz oder weiß, auch aschgrau und rostfarben gefleckte; über den ganzen Körper der Länge nach schwarz und weiß gestreifte.

Für Waldheger und andere, die hinsichtlich der Unbekanntschaft mit diesem Vogel mit jenen in gleichem Falle sind, mögen folgende naturgeschichtliche Erörterungen eine Stelle finden:



Die Elster, obwol immer dem Menschen nahe — meist in Gärten, oder im Weidicht, mit welchem Ufer oder Inseln der in der Nähe der Ortschaften vorbeifließenden Gewässer bewachsen sind, wohnend —, ist doch ungemein scheu gegen diesen, wer weiß, ob nicht vermöge des Bewußtseins, daß sie durch ihre Räubereien durchaus keinen Anspruch auf Duldung und Schonung hat, oder daß sie durch ihr, besonders in der Paarzeit, ununterbrochenes Geschacker — ihr fataler wie Gack, gack, gack! oder Schack, schack, schack! ertönender, zuweilen quiekend überschlagender Laut — ihm lästig werden und zu Nachstellungen reizen muß. Dennoch wird sie, vom Neste aus zum Stubenvogel erzogen, sehr zahm; lernt auch, wenn das Zungenband gelöst ist, leicht Worte und kurze Sätze nachsprechen und mengt sich damit, nicht selten zur Unzeit, in die Familien- oder gesellschaftlichen Unterhaltungen. Vor solchen Stubenelstern verwahre man alle glänzenden kleinen Gegenstände, Geld, Ringe u. dgl. sorgfältig; denn sie sind auf das Verschleppen und Verstecken derselben fast mehr noch als irgendein anderer Gattungsverwandter erpicht.

Sie sind mit ausgezeichnet feinen Sinnesorganen ausgestattet. Ihren Falkenaugen entgeht es gewiß aus weiter Ferne nicht, wenn von der sorgsamen Gluckhenne oder Muttergans eins ihrer Jungen sich nur einigermaßen entfernt. Verschmitzt und, gegen ihre sonstige Gewohnheit, laut- und geräuschlos, nähert dann die diebische Azel sich von Baume zu Baume, schießt pfeilschnell auf das Hühnchen, Entchen oder Gänschen herab und flieht damit dem Neste oder der Verborgenheit zu, um ihre Jungen oder sich selbst damit zu erlaben, — zum großen, nicht zu verargenden Verdruß der Hausmütter. Wie scharf sie wittere, beweist sie durch das Auffinden

und Hervorholen der Raupen und deren Puppen, Insekten und deren Larven und allen Gewürms, sei es auch ziemlich tief in der Erde oder unter Moos und Laub verborgen. Ueber den Geschmack läßt sich nun einmal nicht streiten; also auch über das Angenehme und Unangenehme bei der Elster nicht, wenn sie, nebst dem Vorerwähnten und nebst jungen Feld- und Gartenvögeln, Obst- und Beerenfrüchten, Getreidekörnern und Obstbaumknospen, auch Mäuse und Aas mit Lüsternheit kröpft und in Menge den Jungen im Horste zuträgt. Dieser wird auf Obst- und andere Bäume, vorzüglich auf hohe Erlen und Hainbuchen gestellt. Die Unterlage und der Kranz desselben wird aus Dornen und dürrem Reisig zusammengelegt, dann der Grund mit Erde überschlagen und mit dürren Grashalmen und feinem Gewürzel weich gepolstert. Das Gelege des Weibchens, deren es oft zwei in einem Jahre macht, besteht aus drei bis fünf länglichen, weißlichgrünen, mit Aschgrau und Olivenbraun betropften und gröber gefleckten Eiern. Die eifrigsten Protectoren der meisten Krähenarten haben die Elster, trotz ihres Beitrags zur Verminderung schädlicher Insekten, worin sie jenen Schützlingen nicht nachsteht, doch recht eigentlich für vogelfrei erklärt, nachdem sie — vielleicht durch manche bittere Vorhaltung ihrer Hausfrauen und Haushälterinnen — darüber ins Reine gebracht worden sind, daß ihr früherer Vorschlag, auch die Elstern zu hegen, wesentlich schädliche Einflüsse auf ihre Gärten und Federviehzucht, in keinem Falle aber merklichen Nutzen bewirkt habe. Gehörten jene guten Herren nur irgend in die Kategorie der Jagdberechtigten oder Jagdliebhaber, sie würden über die größere Nützlichkeit oder Schädlichkeit manches Vogels überhaupt und mancher Krähenart im besondern wol ganz anders aburtheilen, als es ohnedies geschehen ist.

§. 3. Der Verfasser will hier seine Meinung darüber kurz übersichtlich aufstellen, wie sämmtliche rabenartige Vögel, von denen bisher, als von deutschen, die Rede gewesen ist, in Rücksicht des Schadens oder Nutzens, den sie im Naturhaushalt stiften, einzutheilen sein dürften, nämlich:

1) In mehr schädliche als nützliche. Dahin gehören:
   a) der Kolkrabe; b) die Nebelkrähe; c) die Elster (Gartenkrähe); d) die Dohle, in Gegenden, wo Weinbau getrieben wird und nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden.
2) In gleich schädliche und nützliche. Solche sind:
   a) die Rabenkrähe; b) die Saatkrähe.
3) In mehr nützliche als schädliche. Hierher sind zu rechnen:
   a) die Dohle, allerwärts, wo nicht Weinbau getrieben wird; b) die Alpenkrähe; c) die Steinkrähe; d) der Holzheher; e) der Tannenheher.

Diese Eintheilung wird, nach des Verfassers Dafürhalten, durch das, was über die Lebensweise und über die Nahrung jeder einzelnen Krähenart im vorhergehenden Paragraphen gesagt worden ist, zur Genüge bestätigt. Sie soll zugleich dem Jagdberechtigten Andeutung geben, für welche Arten der rabenartigen Vögel dem dienstleistenden Jäger ein höheres, oder nur ein mäßiges, und für welche in der Regel gar kein Schieß- und Fanggeld ausgeworfen ist. [1])

§. 4. Alle §. 2 beschriebenen rabenartigen Vögel, mit Ausschluß des Tannenhehers, sind scheu und schlau, einige mehr, andere weniger, wie sich dies aus dem, was von ihrer Naturgeschichte a. a. O. erwähnt worden ist, ergibt. Bei jenen bedarf es von seiten des Schützen guten Windes, hinlänglicher Verdeckung durch eine Mauer, einen Zaun, Wall, Graben oder dichtbelaubten Strauch, und überhaupt vieler Um- und Vorsicht, wenn das Heranschleichen bis auf gehörige Schußnähe gelingen soll; diese halten da, wo sie nicht zu oft beschossen werden, bei nicht ganz unbehutsamer Annäherung auch ganz im Freien ziemlich gut aus, besonders wenn man, unter Wahrnahme guten Windes, den Schein annimmt, ohne sie bemerkt zu haben, vorbeigehen zu wollen.

Alle pflegen einigemal auszuhalten, wenn man hinter dem Schießpferde, oder dem Rebhühnerschilde, oder dem bei andern scheuen Vögeln öfter erwähnten Strauche die Annäherung an einer oder der andern Seite nach und nach zu bewirken sucht. Fast immer gelingt dies bei denen, welche Aas angehen, während sie, darauf sitzend, davon kröpfen. Denen, welche, dem Pfluge folgend, Würmer und Maden suchen, kommt man oft auch schußmäßig an, wenn man, die Flinte möglichst verbergend, neben dem Ackersmann hergeht. Schüttet man zur Winterszeit beim Schnee Rindsblut, Schweiß oder Gescheide von erlegtem Wilde, oder Fleischabgänge, welcher Art sie sind, in gehöriger Schußnähe eines Gebäudes hin, so fällt jede Krähe, selbst, wenn der Köderplatz in einem Garten angelegt ist, der Kolkrabe darauf, sodaß man viele einzelne Exemplare nach und nach, oft auch mehrere auf einen Schuß, aus dem Hinterhalt im Gebäude, erlegen kann.

In der Umgegend von Leipzig, Halle an der Saale, Weißenfels und Altenburg, gewiß auch anderwärts, wo der Verfasser nicht Gelegenheit

---

1) In neuester Zeit ist der Streit über die Nützlichkeit und Schädlichkeit nicht nur der Krähenarten, sondern auch vieler der eigentlichen Raubvögel, wieder sehr lebhaft geführt worden. Besonders ist ihre Nützlichkeit, wir können wol sagen, auf ebenso überschwengliche als einseitige Weise angepriesen worden. Vielfache eigene Erfahrungen bestimmen mich, den im Text ausgesprochenen Ansichten des Verfassers unbedingt beizutreten. T.

hatte, Erfahrungen darüber zu sammeln, horsten die Rabenkrähen und die Saatkrähen in Feldhölzern und auf Flußinseln, deren Unterholz aus Strauchwerk, das Oberholz aus Eichen und Ulmen besteht, so häufig, daß man, um der übermäßigen Vermehrung Schranken zu setzen, alljährlich, im Monat Mai, oder zu Anfang des Juni, wenn die Jungen eben flügge zu werden anfangen, eine große Krähenjagd anstellt, zu welcher man die dort umwohnenden Schießliebhaber einladet, sie auf den Wegen in dem Hölzchen umherstellt und die Krähen dann von einer Seite her durch einige Männer rege machen läßt, wo dann, wenn sie auf der andern Seite wieder einfallen, deren eine große Menge, und zwar oft fünf bis sechs auf einen Schuß — im Sitzen, versteht sich! — geschossen werden. Dem Revierjäger verschafft eine solche Krähenmassakre, neben dem von der Herrschaft ihm zufallenden Schießgelde, ein gutes Einkommen an Trinkgeld von denen, die daran theilgenommen haben. Eine große Zahl von Krähen wird außerdem in den nämlichen Feldhölzern, zeitig im Frühling und im Spätsommer, abends auf dem Einfall erlegt. Dies gilt auch von der Dohle.

Steinkrähen sollen — der Verfasser hat darüber keine Erfahrung — auf dem Anstande in der Nähe von Ebereschenbäumen, auf denen noch Früchte hängen, im Herbst, und an der Körnung mit Getreide im Winter beim Schnee, leicht geschossen werden können. Junge, eben ausgeflogene Holzheher halten das offene Angehen sehr gut aus. Allen Hehern kann auch an der Tränke mit Schießgewehr leicht Abbruch gethan werden.

§. 5. Ein eigener Paragraph gebührt der Krähenhüttenjagd, als einer ebenso viel Vergnügen als Nutzen gewährenden, nicht sowol wegen der durch sie zu bewirkenden Erlegung aller rabenartigen Vögel — mit Ausschluß des Holz- und Tannenhehers —, sondern weil in dieser Jagd eines der besten Hülfsmittel zur Verminderung fast aller falkenartigen Raubvögel gegeben ist.

Der erste Erfinder derselben hat sich dadurch, daß er der wahrgenommenen Feindschaft der ganzen Vogelwelt, besonders der Falken und der rabenartigen Vögel, gegen sämmtliche Eulenarten und im vorzüglichsten Maße gegen den Uhu zufolge, in diesem letztern ein specifisches Mittel erkannte, dessen genannte Erbfeinde auf eine gewisse Stelle hinzulocken, wie überhaupt durch die sinnreiche, anfänglich allerdings unvollkommene Einrichtung der Krähenhütte, in der That als ein rationeller Waidmann erwiesen. Dank und Ehre ihm dafür! Dank und Ehre aber auch seinem würdigen Nachfolger, dem Oberforstmeister v. Wildungen zu Marburg, der uns mit einer trefflichen Abhandlung: „Ueber die Anlegung und den Gebrauch

einer Krähenhütte" [1]), beschenkt und in dieser mit wesentlichen, aus vieljähriger Erfahrung abstrahirten Verbesserungen uns bekannt gemacht hat.

Der Verfasser des gegenwärtigen Werks nimmt keinen Anstand, hier einen Auszug aus jener lehrreichen Abhandlung zu geben, fügt jedoch für jeden, der eine Krähenhütte anzulegen gesonnen ist, den Rath hinzu, die unten in der Anmerkung angezeigte Schrift selbst nachzulesen, weil dort durch die beigefügten drei Kupfertafeln ihm vieles besser versinnlicht werden wird, als es hier mit bloßen Worten geschehen kann.

Haupterforderniß zur nützlichen Anlegung der Krähenhütte ist eine Anhöhe — kein Berg, weil Raben und Krähen bei windigem Wetter lieber in Thälern und niedrigen Gegenden als auf Höhen sich aufhalten —, oder doch eine freie Ebene, sodaß der Uhu, der als Reizvogel die Hauptrolle bei der ganzen Sache spielt, aus großer Ferne gesehen, die ganze Gegend aber von der Hütte aus wenigstens auf eine Viertelstunde weit überblickt werden kann.

Das zweite Erforderniß ist Entlegenheit des Orts von einer Landstraße oder von einem sonst oft befahrenen, ja nur nur begangenen Wege.

Findet eine solche Oertlichkeit sich unfern eines Waldes, oder in einer Gegend, wo erfahrungsmäßig die auf dem Zuge begriffenen Raubvögel gern ihren Strich nehmen, so werde sie, wenn daran gelegen ist, jenen Räubern zum Schutz der Hühnerjagd möglichst Abbruch zu thun, vorzüglich gewählt. Eine Lage zwischen Dörfern, oder nicht weit von einem gewöhnlichen Luderplatze, gibt dem blos Schießlustigen Aussicht auf häufige Krähenerlegung. [2])

Im Mittelpunkt der zur Hütte bestimmten Stätte ist dann ein Pfahl einzuschlagen, von welchem aus alle Abstände abgesteckt werden können.

Mehr als zwei Personen besuchen nicht leicht eine Krähenhütte; sie bedarf daher im innern Raum eines größern Durchmessers nicht als 12'. Die Form eines regelmäßigen Achtecks ist die bequemste für sie. Allerdings gewinnt eine ganz von Steinen aufgemauerte, in der Decke gewölbte, an Dauer; aber sie ist auch theuerer und der Aufenthalt darin ungesünder, als wenn das ganze Gerippe von Holz aufgeführt wird. [3]) Wir sprechen daher blos von einer solchen, zu welcher Holz verwendet wird.

Von dem durch einen Pfahl bezeichneten Mittelpunkt der Hütte aus wird nach der Abendseite hin eine gerade Linie abgesteckt und diese an ihrem

---

1) C. P. Laurop, Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, Bd. 3, Heft 2; oder Annalen der Societät der Forst- und Jagdkunde, Bd. 1, Heft 2 (Marburg und Kassel), S. 45—81.

2) Wird die Sicherung einer Fasanerie vor Raubvögeln beabsichtigt, so muß die Krähenhütte, ohne auf irgendetwas anderes zu achten, in deren Nachbarschaft angelegt werden. W.

3) Für Personen, die an Unterleibsbeschwerden, Krämpfen und Rheumatismen leiden, ist die Krähenhüttenjagd durchaus nicht. W.

äußersten Ende gleichfalls durch einen Pfahl bezeichnet. Wir wollen diese Linie von jetzt an Mittellinie benennen. In selbige kommt der Hütteneingang und vor demselben in gewisser Entfernung die Jule, der künftige Standort des Uhu.

Aus dem Mittelpunkte beschreibt man nun vermittels einer Schnur einen Cirkel, dessen Halbmesser beiläufig 8′, der Durchmesser also 16′ hält. Der innere Raum des Cirkels wird bis zu 3′ Tiefe wagerecht ausgegraben und rings herum der Grund mit acht gleichlangen, 10—12″ ins Gevierte beschlagenen oder geschnittenen Schwellen so gelegt, daß sie ein gleichseitiges Achteck bilden. Auf diesen werden acht Säulen (Stöcke, Ständer) von 8—9′ Länge und 6—7″ (ins Gevierte) Dicke so eingezapft, daß jede derselben eine der acht Ecken der Hütte bezeichnet, dann die acht ebenso starken Blattstücken oben aufgezapft. Zur Vervollständigung des Hüttengerippes werden acht, zur künftig zu tragenden Erdenlast verhältnißmäßig starke Sparren von denEcksäulen und Dachpfetten in möglichst sanfter Böschung aufwärts gelegt und mit dem am obern Ende befindlichen Zapfen, dem sogenannten Mönch, in einem achteckigen, starken, in der Mitte des Daches senkrecht stehenden Stück Holz eingelassen, so aber dem Dachwerke Halt und Festigkeit gegeben.

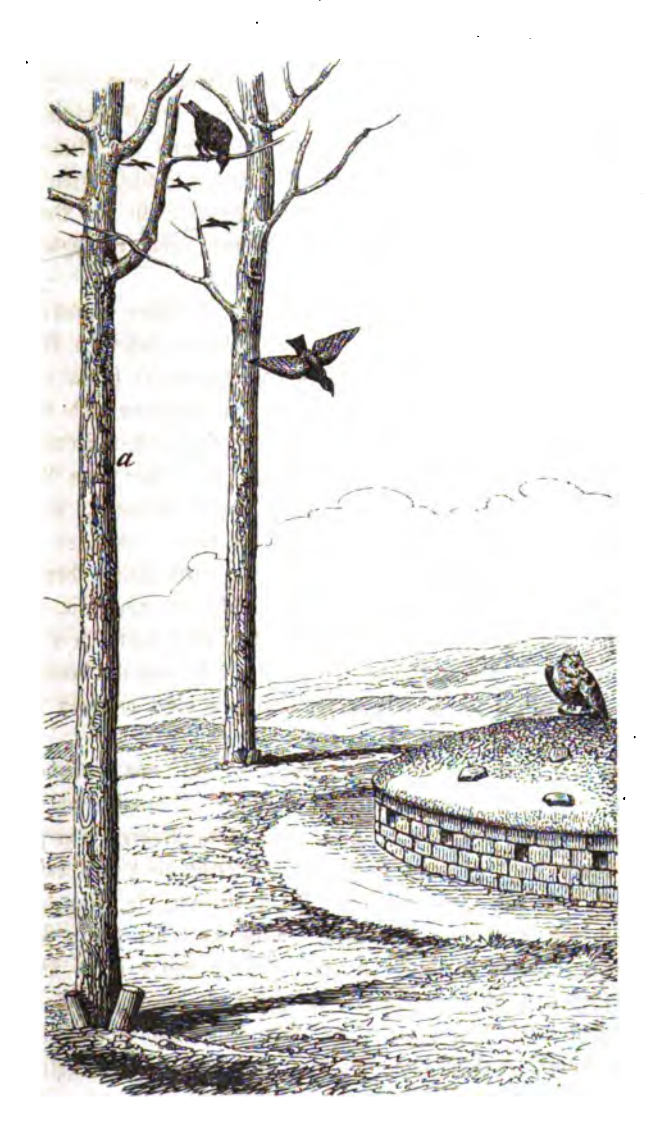
In die Thüröffnung an der Abendseite, welche 6½′ Höhe und 3½′ Breite erhält, wird nun die aus 6—7″ breiten, 2″ dicken Bretern bestehende Thürzarge (der Rahm) eingepaßt, dann die aus ordinären Bretern bestehende Thür so angeschlagen, daß sie, wenn vor derselben der Boden bis zu 3′ Länge und Breite wagerecht mit dem untern Rande der Zarge geebnet ist, leicht und geräuschlos nach außen geöffnet werden kann.

Ueber und vor der Thür läßt man einen möglichst flachen Verdachungsvorsprung von 4′ Breite und ebenso viel Dachhöhe am eigentlichen Hüttendach befestigen, vorn aber an beiden Seiten durch Ecksäulen unterstützen, von da an aber die Erde bis zur obern Bodenfläche in sanft schräger Richtung, schwalbenschwänzig nach vorn zu erweitert, ausgraben.

Vor allem kommt es nun darauf an, dem Uhu den Standort anzuweisen, den er in Zukunft als Reizvogel bei dem Krähenhüttenjagdbetriebe am füglichsten einnehmen kann.

Sonst fesselte man ihn auf einer mit einem Hasenbalge überzogenen Scheibe oder Krücke an, deren Stiel durch eine im Dachmönch befindliche Röhre so tief in die Hütte herabging, daß der Jäger das untere Ende desselben bequem ergreifen, damit die Scheibe oder Krücke rütteln, nach Befinden auch auf- und niederschieben konnte, wenn es nöthig schien, den Uhu in Bewegung zu setzen, um dadurch die in der Ferne umherstreichenden Raubvögel und Krähen auf ihren Erbfeind aufmerksam zu machen.

v. Wildungen verkennt die Vortheile keineswegs, welche rücksichtlich der Aufstellung des Uhu auf dem höchsten Punkte der Hütte, und der Leich-



tigkeit, 'mit welcher selbiger vermittels des Scheiben- oder Krückenstiels gerührt (durch Rütteln und Schieben zu einiger Bewegung gereizt) werden kann, mit der gedachten Einrichtung verbunden sind; er hält aber (nach des

Verfassers Ansicht mit vollem Grunde) dafür, daß jene Vortheile durch folgende Unbequemlichkeiten überwogen werden:

1) Knaben und andere bösartige oder unwissende Menschen können den auf der Hütte stehenden Uhu necken, nach ihm werfen und selbst schlagen, ohne daß der in der Hütte sitzende Jäger es gewahr wird.

2) Vögel, die, durch den Uhu angezogen, auf den Fallbäumen angehakt haben, lassen diesen ihren Erbfeind gewiß nicht aus den Augen. Gerade unter dem Standort desselben sind aber auch die Schießröhren angebracht, und so gewahren jene durchgängig scheuen Vögel leicht die Bewegung des Jägers im Innern der Hütte und entfliehen dann, ehe es möglich ist, einen Schuß nach ihnen anzubringen.

3) Der in der Hütte verborgene Jäger ist außer Stande, aus den Bewegungen und aus der Unruhe des auf derselben stehenden Uhu, auf die Annäherung von Raubvögeln, Kolkraben, die sämmtlich selten anhaken und daher meist im Fluge erlegt werden müssen, zu schließen und sich demnach schußfertig und zum Herausspringen aus der Hüttenthür bereit zu halten. Vielmehr können diese kecken Vögel geraume Zeit über dem Uhu umherschweben, auf ihn stoßen, wol gar dadurch ihn beschädigen, ohne daß der Jäger es bemerken und ihm zu Hülfe kommen kann, indem es doch ebenso unzweckmäßig als unthunlich sein würde, an allen Seiten der Hütte und nach allen Richtungen hin Schieß- und Sehlöcher anzubringen.

Durch alles dies sah v. Wildungen sich veranlaßt, dem Uhu einen aus der Hütte stets übersichtlichen Standort durch folgende veränderte Einrichtung, bei welcher die Vortheile der sonstigen nicht verloren gehen, anzuweisen:

Gerade der Eingangsthür gegenüber, 20—25′ von derselben entfernt, und genau auf der Mittellinie, wird ein tüchtiger, 4′ langer, von oben herein bis auf $2^{1}/_{2}$′ seiner Länge mit einem dreizölligen Bohrer röhrenartig ausgebohrter Pfahl $1^{1}/_{2}$′ senkrecht eingetrieben. Steht die Hütte auf einer von allen Seiten und von Gesträuch ganz freien Anhöhe, so wird dieser Pfahl geradezu in den Erdboden geschlagen. Muß aber der ganze Apparat der Localität oder anderer Umstände wegen in einer etwas tiefen Gegend oder auf einem Bezirk, welcher mit niedrigem Gesträuch bewachsen ist — was aus Gründen, von denen weiter unten die Rede sein wird, sein Gutes hat —, seine Stelle finden, so läßt man auf dem Boden einen der Oertlichkeit nach mehr oder weniger, immer jedoch nur sanft erhöhten Hügel aufführen und auf dessen Kuppe den ausgebohrten Pfahl, wie vorgesagt, eintreiben, auch auf der obern Fläche desselben an der Seite, welche der Hüttenthür zugekehrt ist, eine in der Mitte mit einer fingerbreiten, $^{3}/_{4}$″ tiefen Rinne versehene kleine Rolle senkrecht einschrauben.

Die röhrenartige Hohlung des Pfahls hat den Zweck, den beiläufig 1½″ im Durchmesser dicken, 2′ 5″ langen Stiel der mit einem Hasenbalg überzogenen Scheibe, in deren Mitte ein starker eiserner Ring befindlich sein muß, woran in der Folge der Uhu angefesselt wird, und zugleich das an der Grundfläche des Scheibenstiels angenagelte Vorderende einer kleinen fingerdicken, ungefähr 30′ langen Leine aufzunehmen. Nachdem diese Leine ihrer ganzen Länge nach in der Richtung nach der Hütte hin ausgeschlagen worden, steckt man den Scheibenstiel in die Höhlung des Pfahls, legt die Leine in die Rinne der oben erwähnten kleinen Rolle, läßt ungefähr in gleicher Höhe mit dieser, durch diejenige Hüttensäule, an welcher die Eingangsthürbänder angeschlagen sind, ein hinreichend starkes Loch bohren, um das Hinterende der vorgedachten Leine hindurchzuziehen und in der Hütte — wie die Ruckleine auf dem Vogelherde — an einem Knebel zu befestigen. [1])

Wenn alles Vorerwähnte besorgt ist, setze man sich in dem Hüttengerippe, der Thür gegenüber, etwa 2′ von der Rückwand vorwärts, auf einen Schemel (hölzernen Stuhl), visire von da aus nach der Scheibe auf der Jule, lasse durch einen Gehülfen den Abstand der abvisirten Richtungslinie sowol vom Boden als von beiden Seiten der Thürzarge, durch einen dicht hinter der Thürschwelle lothrecht eingesteckten Stab auf das genaueste bemerken, dann die Thür zumachen und in selbige auf der gefundenen Richtungslinie ein 4″ ins Gevierte haltendes, künftig durch einen Seitenschieber zu verschließendes Loch einschneiden.

Hierauf lasse man in einer Entfernung von 20—25′ von den beiden Eckwänden des Hüttengerippes, welche der Eingangsthür am nächsten sind, und beiläufig 1′ weit auswärts von einer aus der Mitte jeder Eckwandsschwelle gezogenen Perpendikulärlinie ein rundes, 2′ tiefes Loch ausgraben. In jedes dieser Löcher wird ein berindeter Baumstamm aufgerichtet, welcher 8—9″ im mittlern Durchmesser und, mit Einschluß eines einzigen, sanft schräg aufwärtsstehenden, womöglich armsdicken Seitenastes, dicht über welchem der Hauptstamm abgesägt worden, 20—22′ Länge hält. Dies

1) v. Wildungen belegt das Ganze der Vorrichtung zum künftigen Standort des Uhu, der Aehnlichkeit in der Gestaltung wegen, mit der Benennung Jule — deren wir uns von nun an der Kürze wegen auch bedienen werden — einem von dem Falkenieren entlehnten Kunstausdruck, welcher einen kegelförmigen Rasenhügel bezeichnet, auf welchem zu gewissen Zeiten die Beizvögel, vermuthlich um sie zu sonnen, angefesselt werden. Derselbe will auch, daß die oben im Text zuletzt erwähnte Leine, von der Pfahlrolle aus, über mehrere dergleichen, die an allen Ecken, welche der Julenhügel macht, stehen, laufe und von der letzten aus, dicht am Boden hin, bis in die Hütte gezogen werde. Ich bin ihm in dieser Hinsicht nicht gefolgt, weil mir diese etwas complicirte Vorrichtung als eine nicht wesentlich nöthige erschien. W.

sind die Fallbäume oder Hakreidel, so genannt, weil Raubvögel, Raben und Krähen oben darauf anfallen oder anhaken, d. h. sich auf den Seitenast setzen. [1]) Sie dürfen etwas weniger lang sein, wenn die Hütte auf einem an sich schon erhabenen Ort angelegt wird.

Von eben der Stelle aus, von welcher man vorher den Stand des Hüttenthürlochs abvisirte, geschieht nun auch das nämliche rücksichtlich der Richtung, in welcher die Fallbäume stehen müssen, um, wenn mehrere Krähen auf einem oder dem andern angehakt haben, auch mehr als eine, nicht selten vier bis sechs, mit einem Schuß treffen zu können. Dies wird vorzüglich dann der Fall sein, wenn beide Fallbäume in ihren Löchern so gedreht werden, daß der Hakast etwas schräg nach der Eule hin gewendet steht. Ist dies bewirkt, so läßt man, darauf mit großer Aufmerksamkeit achtend, daß jene Stellung nicht verändert werde, die Bäume in den Löchern durch Einstampfen von Steinen und Erde und durch Ansetzen von vier kurzen Streben unverrückbar befestigen. Hierauf wird von zwei aus starken Bretern viereckig trichterförmig dergestalt verfertigten Schießröhren, daß sie bei $3\frac{1}{2}'$ Länge am äußern Ende 8—9″, am innern 3—$3\frac{1}{2}''$ Weite ins Gevierte haben, je eine durch das Hüttendach gesteckt und genau so gerichtet, daß der Jäger vom Schemel aus, ohne seinen Sitz zu verändern, bei bloßer Wendung der Augen, durch das Hüttenthürloch den Uhu, durch jede der beiden Schießröhren aber die obere Seite des Hakastes eines Fallbaumes bequem übersehen und bis zu 4 oder 6″ darüber hin frei schießen kann. In dieser Richtung, und zwar in dem Maße, daß die Röhren nicht weiter über das Hüttendach hinausreichen, als selbiges in der Folge mit Erde verkleidet wird, läßt man auch sie auf das sorgfältigste und solideste unbeweglich befestigen. [2])

Zur Vervollständigung des Hüttengerippes bedarf es nun nichts mehr, als in jede der mittelsten Wände des Achtecks, rechts, links und hinten, ein mit einem Schieber verschließbares Sehloch anzubringen, welches aber

---

1) Mehr als zwei Fallbäume gehören an eine Krähenhütte nicht, und mehr als einen Seitenast sollen auch die nicht haben, um den Krähen die Gelegenheit zu benehmen, vereinzelt aufhaken zu können. Aus eben dem Grund darf auch auf wenigstens 200 Schritt um die Krähenhütte in die Runde kein anderer Baum stehen. Armsdicke ist für den Seitenast die schicklichere, weil Raubvögel und Raben noch eher auf so starken als auf schwächern Aesten anhaken. Da Stämme von der oben angegebenen Dimension selten einen armsdicken Seitenast haben, so kann auch ein solcher von einem andern Stamm entnommen, auf den Fallbaum aufgepfropft und auf diese Weise demselben die zweckmäßige Richtung besser gegeben werden, als er sie im natürlichen Zustand zu haben pflegt. W.

2) Nach v. Wildungen soll unter der Grundfläche, am innern Ende jeder Schießröhre, ein eiserner Arm, der, vor dem innern Rand sich etwas erhebend, in einer Gabel ausgeht und zum Auflegen des Gewehres dient, angebracht werden. Mir scheint es, als könne dieser Zweck ebenso gut und mit leichtern Kosten erreicht werden, wenn auf der Grundfläche selbst eine 1″ hohe Leiste aufgenagelt wird. W.

in der Gerippswand selbst nicht größer als höchstens 2″ ins Gevierte haltend sein darf. Diese Sehlöcher müssen sich in dem Hüttenüberwurf sehr erweitern, um eine desto größere Fläche um die Hütte her überblicken zu können. Solche Löcher sind allerdings eine gute Hülfe für den Jäger, indem er vermittels derselben in den Stand gesetzt wird, zuweilen auch nach andern Gegenden hin zu schauen und zu bemerken, ob von daher etwas im Anzug und dann das Aufregen des Uhu vermittels der Julenleine zum Herbeilocken etwa nöthig sei.

Nachdem alles Vorbesagte gehörig eingerichtet ist, wird das ganz nun dastehende Hüttengerippe mit starken Pfosten (Dielen, 2—2½″ dicken Bretern) von eichenem oder ulmenem Holz, überall, bis auf den Thüreingang, verschlagen (beschossen), hiernächst aber an den Seiten, auf dem Dach, auch auf und bis zum Vorsprung am Eingang so mit Erde verkleidet und befahren, daß das Ganze, mit Ausschluß des vor dem Vorsprung schwalbenschwänzig sich erweiternden Einganges, als ein nicht steiler, mit Bequemlichkeit zu ersteigender Hügel sich darstellt, sodaß auch die Schießröhren daraus nicht im mindesten hervortreten.

Die hierzu erforderliche Erde kann am füglichsten aus einem Graben entnommen werden, den man, beiläufig 2—2½′ tief, unten ebenso breit, oben ½′ breiter, in einer Entfernung von 25—30 Schritt ringsum die Hütte auswerfen läßt, der also auch die Fallbäume und die Jule mit in sich faßt. Wo es die Oertlichkeit erlaubt, da pflanze man an der innern Seite des Grabens eine Hecke an, die jedoch begreiflicherweise stets niedrig gehalten werden muß. Es hat dies den Vortheil, daß flügellahm geschossene Krähen in der Hecke sich verkriechen, oder wenn sie selbige durchkriechen, in den Graben fallen, wo sie am Ende der Jagd aufgesucht werden.

Ist in der Umgegend guter Rasen zu haben, so wird der ganze Hüttenhügel, auch die sich in etwas abdachende innere Fläche des Eingangs bis an die Ecksäulen des Vorsprungs damit belegt; kann dies wegen Mangels an Rasen nicht geschehen, so lasse man auf die Erde solche Gräsersamen ausstreuen, die keinen feuchten Boden fordern und sich stark bewurzeln und bestauden.

Der Hügel aber, auf welchen, wo es nöthig ist, die Jule gestellt wird, und der kleinere, welcher die ganze Julenvorrichtung bis an den obern Rand des Scheibenpfahls verdecken und oben so abgeplattet sich darstellen muß, daß die Scheibe selbst darauf ruht, erhält jedenfalls eine Rasenverkleidung.

Die Hüttenthür ist an der ganzen auswendigen Seite sorgsam und stark mit Moos oder Heidekraut zu verkleiden.

Um Verunreinigung des Innern der Hütte durch muthwillige Knaben zu verhüten, ist es nothwendig, die Schießröhren und Sehlöcher jedesmal, wenn man die Hütte verläßt, mit einem gut passenden Deckel, der mit Rasen benagelt ist, außen auf dem Hügel möglichst unbemerkbar zu verschließen.

Der Fußboden der Hütte muß aus blanker Erde bestehen, kann jedoch auch mit Rasen, keineswegs aber mit Steinen oder Bretern belegt werden, wenn der Jäger nicht in Filzschuhen gehen will, was denn doch weder in dem eigentlichsten, noch im sprichwörtlichen Verstande seine Sache sein soll.

Im Innern der Hütte bedarf der Jäger, außer den Schießgeräthschaften, die er ohnehin mitbringt, keiner weitern, als eines Tisches, zweier Schemel, für sich und einen etwaigen Theilnehmer an der Hüttenjagd, und allenfalls einiger Nägel, die, an den Seitenwänden eingeschlagen, das aufnehmen, was er etwa daranhängen will.

Findet sich dicht um die Fallbäume her kurzes struppiges Himbeeren-, Brombeeren-, Dornen-, Besenpfriemen- (Rehheiden-, Ginster-), oder Rheinfarrngesträuch nicht schon bei der Anlage der Hütte, so pflanze man es dahin, besonders wenn es, was freilich eigentlich nicht sein sollte, dem Jäger an einem Hunde fehlt, der die erlegten Raubvögel, Raben und Krähen sofort apportirt, indem er durch ein unten in der Hüttenthür anzubringendes, hinlänglich großes Loch, welches durch ein in zwei Gewerbsbändern hängendes, sowol nach außen als nach innen leicht sich hebendes Fallthürchen geschlossen ist, auf das Geheiß seines Herrn hinausschlüpft und auf eben dem Weg mit dem aufgenommenen Vogel wieder hereinkommt. Im Besitz eines Hundes, der das Vorgesagte leistet, kann man alles Gesträuch entbehren und sogar darauf rechnen, daß die Krähen gleich beim Erscheinen des Hundes eifrig auf denselben stechen und in gedrängter Reihe auf den Fallbäumen anhaken, sodaß oft fünf bis sechs Stück mit einem gut gerichteten Schuß erlegt werden können. [1])

In Ermangelung eines Apportirhundes hingegen, und wenn um die Fallbäume her dann kein Gesträuch steht, durch welches die erlegten Krähen dem Gesicht der in der Umgegend befindlichen Art- oder Gattungsverwandten einigermaßen wenigstens entzogen worden, kommen letztere zwar, durch den Anblick des getödteten oder verwundeten Kameraden gereizt, eiligst oft scharenweise herbei, und es fußen anfänglich auch viele an; ein Schuß verschüchtert

1) v. Wildungen kam beim Gebrauch des Hundes zum obigen Zweck der Fall vor, daß zwei Kolkraben auf einmal anhakten, was sonst dieser sehr scheue Vogel nie, oder doch nur höchst selten und dann einzeln zu thun pflegt. W.

sie jedoch so sehr, daß sie die Todten eine Zeit lang schreiend nur umschwärmen, dann aber entfliehen und die Nähe der Krähenhütte mehrere Tage hindurch meiden. Noch gewisser tritt dieser Fall ein, wenn der Krähenschütze öfter selbst aus der Hütte hinausläuft, um das Erlegte zu holen.

So viel von der Anlage und Einrichtung der Krähenhütte, aus welcher, beiläufig gesagt, im Winter, bei Schnee und großer Kälte, bequemer als sonst, Füchse zur Nachtzeit geschossen werden können, wenn gefallenes Wild oder gestorbenes Vieh vor der Hüttenthür, in gehöriger Nachtschußnähe — ungefähr in der Gegend, wo die Jule steht — hingelegt wird.

Dem, was der Verfasser über den Krähenhütten-Jagdbetrieb in der Folge beibringen wird, schickt er hier noch einiges über die Behandlung des Uhu [1]) und über die schickliche Jahreszeit, Tageszeit und Witterung zum Hüttenbesuch voraus.

Der Uhu wird bis zum jedesmaligen Gebrauch bei der Krähenhütte in einem mit starkem Draht vergatterten Käfig verwahrt, der hoch und weit genug ist, damit ein Mann bequem hineingehen, sich darin nach Belieben wenden und den Uhu leicht und sanft ergreifen könne, letzterer aber hinlänglichen Raum zur freien Bewegung habe. An der einen Seite des Käfigs errichtet man auf dem Boden eine etwa 2′ hohe Jule von Rasen; nach der andern Seite hin läßt man in einer Höhe, die um etwas größer ist, als die Jule, eine Stange quer durch den Käfig so befestigen, daß der Uhu darauf stehen und, ohne die Flügel- und Schwanzfedern zu verstoßen, sich wenden, die Jule aber nicht beschmelzen (d. h. durch Excremente nicht verunreinigen) kann. Uebrigens muß der Käfig selbst an einen Ort gestellt werden, der gegen allzu große Kälte und Hitze, scharfe Winde, Schnee und Regen, besonders aber gegen Annäherung muthwilliger Knaben und unartiger Menschen überhaupt hinlänglich geschützt und von Wohngebäuden genüglich entfernt ist, um die Einwohner mit dem übeln Geruch, welcher, wenn auch der Käfig öfter gereinigt wird, von da aus sich verbreiten muß, nicht zu belästigen.

Dieser Käfig wird dem Uhu sogleich zur Wohnung angewiesen, wenn er, fast flügge, aus dem Horst genommen und gerade so, wie die zur

---

1) Nach v. Wildungen sollen von andern nicht ganz erfolglose Versuche gemacht worden sein, die Stelle des Uhu durch einen Fuchs, einen Marder, eine Katze oder einen Affen vertreten zu lassen. Wie v. Wildungen hält auch der Verfasser dies nicht für unwahrscheinlich, weil auf Füchse, Marder und Katzen die zu den Gattungen Falk und Rabe gehörigen Vögel in der Wildniß eifrig stoßen und stechen, und weil der Affe, vorzüglich seiner sonderbaren Bildung, seiner steten Unruhe und seiner Possirlichkeit wegen, besondern Reiz für jene Vögel haben mag. Versuche allein können entscheiden, inwiefern einer oder der andere der genannten Uhustellvertreter einen bessern oder schlechtern Lückenbüßer oder Nothbehelf abgeben kann. W.

Beizjagd abzutragenden Falken, angeschuht worden ist; nur müssen die Schuhenden in einem messingenen Gewerbe befestigt werden, dessen unterster Ring frei bleibt, um, wenn der Uhu an der Hütte aufgestellt werden soll, einen starken, fingerbreiten Riemen durch selbigen ziehen und vermittels dieses Riemens jenen freien Gewerbsring mit dem eisernen Ring, welcher in der Mitte der Julenschraube eingeschraubt ist, durch Anschnallen in möglichst feste Verbindung zu setzen. Reinlichkeit des Käfigs trägt zur längern Dauer der Schuhe sehr viel bei.

In den Jahreszeiten, in welchen der Krähenhütten-Jagdbetrieb stattfindet, bekommt der Uhu an den erlegten Vögeln vollauf zu kröpfen. Außerdem ist er mit anderwärts geschossenen kleinen und großen Vögeln, auch mit Wildgescheide und Abgängen von schlechtem Fleisch in der Küche — nur darf dies nicht gesotten, gebraten, gesalzen oder geräuchert sein — um so leichter zu erhalten, da er, wie alle Raubvögel, im Nothfall mehrere Tage lang aushalten kann, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Alles, was er kröpfen soll, gebe man ihm frisch, auch nicht zu viel auf einmal. Vögel werfe man ihm immer befiedert, Hamster, Ratten, Mäuse, Kaninchen u. dgl. mit behaartem Balg mitunter dann vor, wenn er Gescheide und Fleischabgänge kröpfen muß. Er wirft danach reichlicher Gewölle aus, verdaut auch besser und bleibt gesünder.

Der Uhu ist allerdings ein sehr scheuer und deshalb, wenn er sich in der Gefangenschaft befindet, gar ängstlicher Vogel, von Natur aber weder boshaft, noch falsch; letzteres wird er nur durch läppische Neckerei, welche die ihm nahe kommenden Menschen blos darum oft sich zu Schulden kommen lassen, um an seinen auffallenden Zorn- und Furchtäußerungen sich zu belustigen. Wird er von früher Jugend an und fortwährend, besonders von dem, der in der Folge bei der Hüttenjagd sich seiner bedienen will, sanft behandelt, ihm öfter Fraß vorgelegt, er beim Kröpfen geliebelt (mit einer Pfauen- oder andern weichen Feder über Kopf und Rücken gestreichelt) und nie mit Ungestüm angegriffen, so legt er die ihm natürliche Scheu und Wildheit insoweit ab, daß er in der Regel, ohne Widersetzlichkeit zu äußern, sich handhaben läßt, jedoch immer nicht bis dahin, daß man ihn erfassen und zur Hütte tragen dürfte, ohne die Hände mit sehr starken wildledernen Stolpenhandschuhen gegen Verletzung mit den scharfen Fängen, wie der Uhu sie hat, zu schützen.

Vom Frühling bis zum Spätherbst kann die Krähenhüttenjagd betrieben werden:

1) Nach Raubvögeln, zu der Zeit, wenn sie auf dem Zuge oder Wiederzuge begriffen sind, und zwar mit dem besten Erfolg in den frühen Morgenstunden, auch nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr.

2) Nach Raben und Krähen den ganzen oben im allgemeinen erwähnten Zeitraum hindurch, vorzüglich aber dann, wenn die Jungen das Nest verlassen haben und die ersten Ausflüge machen; nach Nebelkrähen da, wo sie nur als Zugvögel erscheinen, besonders im Spätherbst. Von Sonnenaufgang an bis 9 Uhr morgens dauert die ergiebige Krähenschießzeit.

Im allgemeinen ist heitere, windstille und trockene Witterung die schickliche zum Besuch der Krähenhütte. Regen ist dem Uhu ebenso wenig zuträglich, als brennender Sonnenschein; bei nebeligem Wetter können Raubvögel und Krähen ihn nicht aus der Ferne gewahren; rauhe und starke Winde machen, daß die Krähen in Niederungen und Thälern Schutz suchen und hohe, offene Gegenden meiden.

Nun zum Jagdbetrieb selbst.

Scheinen Zeit- und Witterungsverhältnisse denselben zu begünstigen, so begibt sich der Jäger noch vor Tagesanbruch zum Uhu in den Käfig, wirft ihm ein wenig zu kröpfen vor, liebelt ihn, hebt ihn, mit Vorsicht gegen Verletzung der Schwingen, auf, nimmt ihn so unter den Arm, daß der Kopf nach hinten zu gekehrt steht, hält das Gewerbe an den Schuhen mit der Hand fest und geht, allein oder von einem Gesellschafter begleitet, mit Gewehr und Munition [1]) versehen, der Hütte zu.

Dort angekommen, beeilt er sich möglichst, den Uhu an dem auf der Julenscheibe befindlichen Ring vermittels des vorher erwähnten Schnallenriemens so fest zu schnallen, daß er nicht von der Scheibe herabtreten und auf den Rasen sich hinstrecken kann, was er, wenn er es vermag, bei hellem Sonnenschein gern thut.

Unverzüglich wird hiernächst die Verdeckung der Schießröhren und Sehlöcher weggenommen, die Hüttenthür geöffnet, von dem in der Thür befindlichen, nach der Jule gerichteten Sehloch der Schieber, auch, wenn ein Apportirhund vorhanden ist, der Riegel, mit welchem das Fallthürchen in der Eingangsthür verschlossen war, zurückgeschoben.

Besucht der Jäger allein die Hütte, so setzt er sich auf denjenigen

---

1) Eine Doppel-(Zwillings-)Flinte hat bei dieser Jagd Vorzüge vor der einfachen. Die Ladung kann schwächer sein als sonst, und Goslarisches Schrot von Nr. 4 für Krähen in dem einen Lauf, von Nr. 3 aber für große Raubvögel in dem andern Lauf, ist hinlänglich stark zur Tödtung der genannten Vögel auf eine geringe Entfernung, wie die von der Hütte aus bis zu den Fallbäumen und zu der Jule. Schwache Ladung vermindert natürlicherweise die Stärke der Explosion und verschüchtert daher die Vögel nicht so sehr als ein starker, weit hörbarer Knall. Einem geübten Büchsenschützen wird es mehr Vergnügen machen — auch gehört bei der geringen Schußweite nicht viel dazu —, von den anhakenden Vögeln mitunter einen mit der Kugel zu schießen. Dazu dient am besten die Erbsbüchse (das Tischinkchen), oder auch eine gute Windbüchse, auf die übrigens wegen ihrer Wandelbarkeit und wegen der dem Jäger, selbst beim vorsichtigsten Benehmen, beim Gebrauch stets drohenden Gefahr der Verfasser überhaupt wenig hält. W.

Schießbaumwolle, natürlich nur sehr gut zubereitete, dürfte beim Jagdbetrieb in der Krähenhütte die wesentlichsten Dienste leisten. T.

Schemel, welcher fortwährend den Platz einnimmt, auf dem er während der ersten Einrichtung des Ganzen stand, um von da aus, durch das Loch in der Thür bei bloßer Wendung der Augen, den Uhu, durch die Schießröhren aber die Fallbäume beobachten zu können. Ist noch ein Gesellschafter bei ihm, so übernimmt der geübteste Schütze unter ihnen die Bestreitung dessen, was die Jule betrifft, weil da immer und meist sehr schnell entweder durch das Thürsehloch, oder infolge rascher Thüröffnung und ebenso raschen Hervorspringens aus derselben, auf Raubvögel, Kolkraben, Nebelkrähen und Elstern, im Fluge geschossen werden muß. Der andere hingegen nimmt den Schemel ein, hält beide Schießröhren in Obhut und erlegt die Krähen, die auf den Fallbäumen anhaken, wobei es, wenn an der Erlegung vieler Krähen gelegen ist, vorzüglich darauf ankommt, daß der Zeitpunkt mit Ruhe abgewartet wird, wo sie auf einem der beiden Fallbäume recht dicht gedrängt beisammensitzen, in welchem Fall oft vier bis sechs durch einen Schuß gefällt werden können.

Ueber die stumme Annäherung von Raubvögeln und Kolkraben gibt das unruhige Betragen des Uhu, noch ehe der Jäger etwas, wenn es von der Rückseite der Hütte herkommt, gewahrt, Kunde: Sträuben des Gefieders am ganzen Körper, besonders am Kopfe und Halse, öfteres Drehen und Wenden des Kopfs nach einer gewissen Gegend hin, abwechselndes Heben und Sinkenlassen der Flügel, bei noch mehrerer Näherung des Feindes hörbares Knappen mit dem Schnabel. Dann ist es Zeit, daß der Jäger an die Hüttenthür eilt und sein Gewehr aufgezogen zur Hand nimmt, um, wenn dergleichen nie oder selten nur anhakende Vögel auf den Uhu stoßen, oder über und um ihn herumschweben, entweder durch das Thürloch oder beim Herausspringen aus der Thür den Schuß anbringen zu können.

Krähen, Elstern und Dohlen kündigen sich in der Regel durch das Geschrei, das sie erheben, sobald sie den Uhu gewahren, oft schon aus weiter Ferne selbst an.

Indessen tritt doch auch zuweilen, besonders wenn der Himmel trübe ist, der Fall ein, daß in der Ferne umherstreichende Vögel den Uhu und dieser jene nicht gewahrt, und so alles um die Hütte her in Ruhe bleibt. Dann ist es an der Zeit, an den auf den Seiten und an dem Hintertheil der Hütte angebrachten Sehlöchern herumzugehen, an einem nach dem andern den Schieber zu öffnen und sich umzusehen.

Mag er etwas erblickt haben oder nicht, so muß beim jedesmaligen Verlassen eines Sehlochs selbiges sofort durch den Schieber wieder geschlossen werden. Hat der Jäger bei dieser Gelegenheit etwas in der Umgegend wahrgenommen, so rührt er vermittels der Julenleine den Uhu. In der

Regel fällt er seinen Erbfeinden sogleich in die Augen und sie eilen dann heran, um ihn durch anhaltendes Necken in Angst zu setzen. Bei dem Anschein der geringsten Annäherung muß aber mit dem Rühren des Uhu nachgelassen werden, sonst schöpfen jene verschmitzten Vögel aus der unnatürlichen Beweglichkeit desselben Verdacht und entfliehen.

Eben diese fast allen zu den Gattungen Falke und Rabe gehörigen Vögeln eigene Scheu, List und Umsicht begründen noch folgende allgemeine Regeln:

a) Das Innere der Hütte muß immerwährend so dunkel als möglich gehalten und deshalb das Zuschieben aller Sehlöcher, bis auf das in der Eingangsthür, niemals versäumt werden.

b) Nicht öfter als zweimal in der Woche und nie zwei Tage hintereinander besuche man die Hütte, sonst werden die Stand- oder auch nur Sommervögel der genannten Gattungen einerseits schon durch den öftern Anblick des Uhu zu sehr gegen den Reiz, den er auf sie machen soll, abgestumpft, andererseits durch das viele Schießen und das demselben folgende Fallen getödteter Gattungsverwandten verschüchtert, und in diesem Fall darf man auf nichts weiter hoffen, als daß einzelne auf der Durchreise begriffene Fremdlinge zum Schuß kommen.

c) In der Hütte muß alles höchst still zugehen und es darf darin kaum halblaut gesprochen werden.

d) Man vermeide so viel als möglich, sich vor der Hütte sichtbar zu machen, sei es, um nach Vögeln, die nicht anhaken wollen, von da aus zu schießen, oder um erlegte zu holen.

e) Man gehe lieber eine halbe Stunde zu früh als zu spät auf die Hütte, und verlasse diese nicht eher ganz, bis kein Raubvogel oder keine Krähe mehr in der Umgegend zu sehen ist. Nur in dem Fall überschreite man die letzte Hälfte dieser Regel, wenn dem Uhu das längere Verweilen auf der Jule bei großer Hitze oder bei schnell eintretendem Regen schädlich werden könnte. [1])

§. 6. Folgende Fangmethoden hat der Verfasser selbst versucht, und als auf alle fleischfressenden rabenartigen Vögel, im Winter bei tiefem Schnee und großer Kälte, mit gutem Erfolg anwendbare kennen gelernt:

1) Auf einem in Roggenspreu und Heusamen eingefütterten, 1″ hoch leicht mit Schnee überstreuten und mit Hasengescheide oder mit Fleisch oder mit Rindsblut beköderten Tellereisen. Dasselbe braucht keine starke Feder

---

1) Ich habe einen Jäger gekannt, der mit sehr gutem Erfolg auf Krähen sich eines ausgestopften Uhus bediente. T.

zu haben und verletzt daher Hunde und Katzen, die sich etwa zufällig darin fangen, nicht bedeutend.

2) In einer Düte von weißem starken (Zucker= oder Noten=) Papier, die oben etwas weiter als der Krähenkopf dick ist, im Innern aber mit gutem Vogelleim bestrichen, bis an den obern Rand in den Schnee versenkt und dann ein Stückchen Fleisch auf den Grund hineingesteckt wird. Setzt man mehrere dergleichen Düten auf einem Platz umher, wo die Krähen Fraß zu finden sonst schon gewohnt sind, und wirft man zwischen die Düten einige kleine Fleischbrocken umher, so gewahren die Krähen den Köder in den Düten, wollen denselben sich aneignen, bleiben mit den Kopffedern am Vogelleim kleben und setzen sich so eine Kappe auf, die sie blendet, ihnen das Entfliehen unmöglich macht und sie zu sehr possirlichen Sprüngen treibt. [1])

3) Der Holzheher wird, indem er ebenso wol nach den Drosseln, die sich gefangen haben, als nach Ebereschenbeeren lüstern ist, nicht eben selten in der Dohnenschneuse gefangen, wobei der Verfasser bemerkt, daß, soweit seine Erfahrungen reichen, dieser Fall sich nur in Bügeldohnen, nicht in Hängedohnen ereignet. Ebenso verhält es sich mit dem Tannenheher, der jedoch mehr den Beeren, als den gefangenen Drosseln nachzustreben scheint, auch, wo er auf dem Herbstzug hinkommt, bei weitem öfter auf diese Weise gefangen wird, als der Holzheher.

Die nun noch anzuführenden Fangarten wurden dem Verfasser aus den Bechstein'schen Schriften bekannt; doch fehlte es ihm an Zeit und Gelegenheit, selbst damit Proben zu machen. Da indessen nicht nur des trefflichen Bechstein allgemein anerkannte Autorität, sondern auch vollkommene Uebereinstimmung der fraglichen Fangarten mit der Lebensweise derjenigen Vögel, auf welche sie angewendet werden sollen, für den Erfolg derselben auf das gültigste spricht, so hält der Verfasser sich verbunden, sie seinen Lesern so deutlich als er es vermag zu beschreiben.

4) Die Raben= und Saatkrähen haken im Frühling und Herbst abends und morgens sehr häufig auf den obersten Aesten alter Feldbäume an. Besteckt man diese Aeste mit verhältnißmäßig großen Vogelleimspindeln, so bleiben an denselben viele jener Krähen kleben.

5) Die Holz= und Tannenheher gehen alltäglich zu gewissen Stunden

---

1) Diese Fangart ist es, vermittels deren junge Leute der Krähen habhaft zu werden suchen, um ihnen dann Kronen oder Hahnenkämme von scharlachrothem Tuch mit Vogelleim aufzukleben, sie wieder fliegen zu lassen und dann an deren sonderbarem Ansehen sich oft lange zu belustigen, auch andern dadurch wol Spaß zu machen. Aehnliche Verzierungen am Kopf oder andern Körpertheilen mit abstechend gefärbten Taubenfedern könnten manchen Unerfahrenen wol in Versuchung bringen zu glauben, er sehe einen vorher nie vorgekommenen Vogel, oder doch eine neue Spielart. W.

an Wildsuhlen und andern Wasserlöchern auf Waldwegen zur Tränke. Wird in einiger Entfernung von solchen Trankstätten eine kleine Hütte von grünem Nadelholzreisig aufgestellt, an der Seite der Tränke aber ein einfaches (einwändiges) Schlaggarn, wozu jedes Drosselgarn sich eignet, so auf dem Trockenen ausgeschlagen, daß es, wenn es in der Art wie das Entenschlaggarn fängisch gestellt ist und gerückt wird, die ganze Tränke überdeckt: so hat man zur Strich- und Jagdzeit im October einen reichlichen Fang zu erwarten.

6) Gleichfalls im October ist der Holzheherfang an der sogenannten Heherhütte in Laubhölzern oft sehr ergiebig. Man erbaut zum Behuf dieses Fanges an Orten, wo es viele Heher gibt, eine kleine Hütte und läßt diese allerwärts — auch an der Eingangsthür, in welcher wie an den Seiten und hinten kleine Sehlöcher offen bleiben — mit Kiefern- oder Fichtenreisig verkleiden.

Vor der Hütte wird ein beiläufig 20′ langer, 8″ im untern Durchmesser dicker, berindeter, nur am obersten Quirl mit grünen Nadeln besetzt bleibender, an allen darunter befindlichen Aesten bis auf 2′ Länge eingestutzter Kiefern- oder Fichtenstamm senkrecht so aufgestellt, daß er aus der Hütte übersehen werden kann, jeder Ast mit mehrern Kümmeneinschnitten versehen und in jeder Kümme eine kleinfingersdicke, elastische Leimspindel so eingeklemmt, daß jeder Vogel, der auf den Aesten anfußen will, eine Spindel beim Einfall berühren und daran hängen bleiben muß.

Um nun den Fang weiter zu bewirken, wird ein Uhu oder eine andere Eule (wie ersterer sonst) auf einer Scheibe oder Krücke auf der Hütte aufgestellt. Hierdurch werden die in der Umgegend befindlichen Heher ohnehin schon angereizt, noch mehr aber dann, wenn der in der Hütte verborgene Jäger auf einer Klutter oder Bichtel (Lockpfeife) [1]) die Eulen- und Heherlaute gut nachzuahmen versteht.

---

1) Der Verfasser liefert hier die Beschreibung einer Klutter, wie ein erfahrener Vogelfänger sie ihm mündlich gab, und der, wie auch Bechstein, dessen Beschreibung nicht wesentlich von der gegenwärtigen abweichend ist, sie als die einfachste und als zum Entenruf nicht nur, sondern auch zum Locken fast aller Waldvögel anwendbar rühmte.

Man nehme von dem jungen Ausschlag einer Haselstaude ein ungefähr 4″ langes und ½″ dickes Stück, schneide auf der einen Seite einen schiefen, 2″ langen Längskerb, der nicht ganz bis auf den Kern hineingehen darf, ein, löse das zwischen den Kerbeneinschnitten stehende Holzstückchen rein aus und von der untern Kehrseite desselben ein Streifchen ab, sodaß, wenn das Uebrige des Holzstückchens wieder in den Kerb gedrückt wird, zwischen dem untern Kerbeinschnitt und jenem wieder eingedrückten Stückchen ein Ritz bleibt, in welchen dann ein passendes Stückchen der feinen Rinde von einer jungen Birke — deren sich die Landleute bedienen, um darauf Melodien, oft recht künstlich, zu blasen — eingeklemmt wird. Nimmt man die so zugerichtete Klutter oder Bichtel vor den Zähnen in die Quere zwischen den Lippen, so kann man durch gehörig angebrachte stärkere oder schwächere Windstöße durch die Zähne auf das eingeklemmte Rindenstückchen fast jeden Vogellaut hervorbringen, wozu jedoch, außer der genauen Bekanntschaft mit dem nachzuahmenden Laut und außer der praktischen Anweisung eines Kunsterfahrenen, viele eigene Uebung erfordert wird. Der Verfasser bekennt, daß er die Geschicklichkeit, mit der Klutter recht kunstmäßig umzugehen, nie sich hat erwerben können.

W.

Die gefangenen Vögel werden, wenn sie mit den Spindeln nicht herabfallen, mittels einer neben der Hütte niedergelegten Leiter vom Fallbaum heruntergeholt.

Auch die Elster geht gern an die Heherhütte, ist aber viel zu listig, um den Spindeln zu nahe zu kommen; sie muß daher aus der Hütte, und zwar im Fluge, geschossen werden, wozu nicht gewöhnliche Geschicklichkeit gehört.



Anhang.

Erstes Kapitel.

Das zur hohen und Mitteljagd gehörige Jagdzeug.[1]

§. 1. Unter Jagdzeug werden sämmtliche Hülfsmittel verstanden, deren man sich bedient, um irgendeine besondere oder mehrere Arten von Haarwild oder Raubthieren auf kurze Zeit einzuschließen (jägermäßig zu sprechen: einzustellen), damit demnächst das eingestellte Wild in dem eingeschränkten Raum entweder erlegt, oder lebend eingefangen werden könne.

Es gibt dreierlei Gattungen desselben, nämlich:

1) Tücher (dunkles Zeug), 2) Netze (lichtes Zeug), 3) Lappen und Flitter (Blendzeug), von welchen, sowie von den zu jeder Art gehörigen Requisiten, das Nöthige, vorher noch nicht Gesagte, hier angegeben werden soll.

§. 2. Sämmtliche Tücher werden entweder aus hänfener oder flächsener Leinwand verfertigt. Zum vollen Jagdzeug dieser Gattung gehören:

a) hohe Tücher; b) Mitteltücher, auch dänisches Zeug genannt; c) halbe Tücher; d) Rolltücher.

§. 3. Ein hohes Tuch muß fünf leipziger Ellen (10′) hoch stellen. Die Länge desselben beträgt an einigen Orten 80 Doppelschritt oder 160 einfache, welche zusammen 200 Ellen (400′) ausmachen; an andern 150 Waldschritt, jeder zu $1^1/_2$ Elle (3′) gerechnet.

I. Man findet hohe Tücher, die aus zwei Blatt, $2^1/_4$ leipziger Ellen breiter Leinwand bestehen und oben mit einer ganzen, $^1/_2$ Elle hoch stellenden, aus zwei Leinen, deren jede so stark als ein kleiner Finger ist, geknüttteten Masche besetzt sind.

Sie werden auf folgende Art verfertigt: Nachdem beide Blatt Leinwand durch eine tüchtige Naht verbunden sind, wird eine Elle vom Ende des

1) Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 3, S. 1911 fg.

Tuchs angefangen, die untere Saumleine, auch Ringleine genannt, welche gleiche Stärke mit dem Gemäsch und die Länge des Tuchs haben muß, mit dem Saumende der Leinwand völlig zu umschlagen und einzunähen. Ist man mit dieser Naht $1^1/_2$ Elle fortgerückt, so steckt man den ersten eisernen Ring, welcher $2^1/_2$″ im Durchmesser haben muß, an die Leine, zieht diese fest an, umsticht den Ring tüchtig an derselben, näht dann die Leine ferner $1^1/_2$ Elle weit ein, befestigt hier wieder einen Ring und fährt so fort, bis $1^1/_2$ Elle vom andern Ende des Tuchs. Hierauf wird jedes der beiden saumfrei gelassenen Tuchenden nach innen zusammengeschlagen, auch von oben bis unten am innern Rand zusammengenäht, sodaß der doppelt genommene Leinwandstreifen 12″ Breite hält, und auf der Breite des Tuchs sechs, 5—6″ lange Knopflöcher, gleichweit voneinander entfernt, durch die doppelte Leinwand geschnitten. Dann legt man die obere Saumleine, welche wenigstens 20 Ellen länger ist als die Ringleine, an dieser an, näht sie bis an das erste, 6″ über derselben stehende Knopfloch ein, schleift hier den ersten, 7″ langen, daumenstarken, an einem Leinchen befestigten Knebel daran, umlegt nun das ganze Knopfloch mit der obern Saumleine, besticht es tüchtig und fährt dann über die ganze Breite des Tuchs, mit gleicher Rücksicht auf die Knebel und Knopflöcher, fort bis an den obern Leinwandsaum. Diesen legt man nun um die hier gut zu befestigende Saumleine und sticht in der Ecke gleich das Gemäsch an, näht demnächst die Saumleine $^1/_2$ Elle weit ein, steckt hier die erste freie Masche daran und fährt so fort bis dahin, wo das andere überzuschlagende Ende des Tuchs die Ecke bildet. Hier wird das Gemäsch wieder befestigt und nun abwärts mit der noch übrigen Saumleine ebenso verfahren, wie beim Anfang aufwärts.

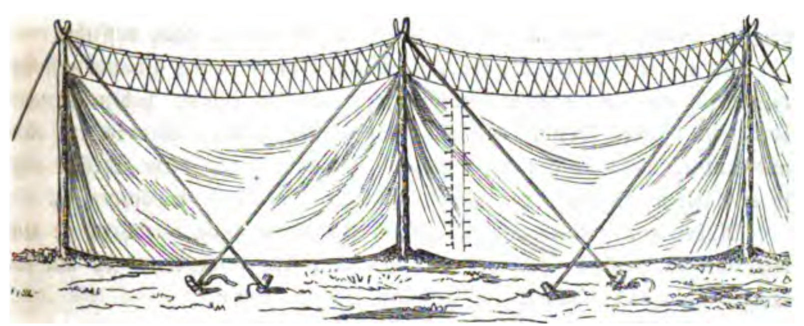
Auch können zugleich unter dem Gemäsch die Stellen bezeichnet werden, wo die 15 Ellen langen Windleinen hinkommen sollen; nämlich an jedem Ende des Tuchs (dem Wechsel) eine, die übrigen zehn paarweise in gleichen Entfernungen voneinander, doch so, daß ein Paar gerade in die Mitte des Tuchs trifft.

An beiden Wechseln sämmtlicher Tücher, welche auf einen Zeugwagen kommen sollen, läßt man zunächst dem obersten Knopfloch einige runde Tuchflecken von beliebiger, aber gleicher Farbe aufnähen und ebenso gefärbte am Wagen annageln, jedes Fuder Zeug aber auf eine andere Art bezeichnen.

Hiernächst wird die aus 36 vierschäftig (vierdrähtig) gesponnenen Fäden bestehende hanfene Oberleine, welche 30 Ellen länger sein muß als das Tuch, durch die Maschen gezogen, sodaß an jedem Wechsel 15 Ellen übrigbleiben; auf gleiche Weise wird die ebenso starke, etwa sechs Ellen kürzere Unterleine durch die eisernen Ringe gesteckt, und endlich werden die 15 Ellen

langen, fingerdicken Windleinen an den bezeichneten Stellen eingezogen und befestigt.

II. Man sieht zuweilen, aber nicht häufig, hohe Tücher, auf welchen oben Gemäsch, das mit $1\frac{1}{2}$ Masche 18″ hoch stellt, angesetzt ist; entweder



Hohes Tuch mit oberm doppelten Gemäsch.

um das Tuch, bei gleichbreiter Leinwand wie die bei I., 6″ höher zu machen, oder um an jeder Breite derselben ein halbes Viertel zu ersparen; auch solche, welche oben und unten Gemäsch von einer halben Masche und gar keine Ringe haben.

Alles Zeug mit Gemäsch gewährt einigen Vortheil, wenn etwa eine Leine beim Anziehen oder Stellen springt', weil ein in der Eile geknüpfter Knoten eher durch die Maschen als die Ringe geht; auch lassen sich die Leinen straffer anziehen und das Nachstellen geht schneller von statten.

Auf der andern Seite aber bleibt man beim Ausschlagen der Tücher im Gehölz mit dem Gemäsch überall hängen. Im ganzen ist dieses Zeug auch beträchtlich theuerer als

III. die Ringtücher, welche ebenso hoch und weit stellen als die unter I. und II. erwähnten. Mit diesen kommt man im jungen Holz beim



Niedere Ringtücher.

Ausschlagen und Stellen weiter fort; sie werden durch die Ringe mehr zu Boden gehalten, blenden besser, verhindern dadurch das Wild an Versuchen

überzufallen und sind deshalb am wohlfeilsten, weil man drei Blatt von 1 Elle 15 Zoll breiter Leinwand, welche man verhältnißmäßig nicht so theuer bezahlt als breitere, die vorher bestellt werden muß, dazu anwenden kann. Wenn bei der Verfertigung die Leinwand zusammengenäht ist, werden oben und unten die Saumleinen und Ringe ebenso befestigt, wie unter I. von der untern gesagt ist. Sonst bleibt das Verfahren ganz dasselbe.

§. 4. Die Mitteltücher, auch dänisches Zeug genannt, stellen vier Ellen oder 8′ hoch und ebenso weit wie die hohen, haben entweder oben eine ganze Masche Gemäsch und unten Ringe, oder letztere oben und unten, dann aber kein Gemäsch. Da die Leinen beim Stellen nicht so viel leiden als am hohen Zeug, so können sie etwas schwächer sein.

Außer dem geringern Aufwand bei der Anschaffung gewähren sie noch den Vortheil, daß sie in bergigen und sumpfigen Gegenden, wo mit den Wagen nicht fortzukommen ist, getragen werden können.

Zur Einrichtung der Sau- und Damhirschjagen sind sie sehr brauchbar; wenn hingegen Rothwild eingestellt werden soll, kann man sie nur zur weitesten Stallung anwenden.

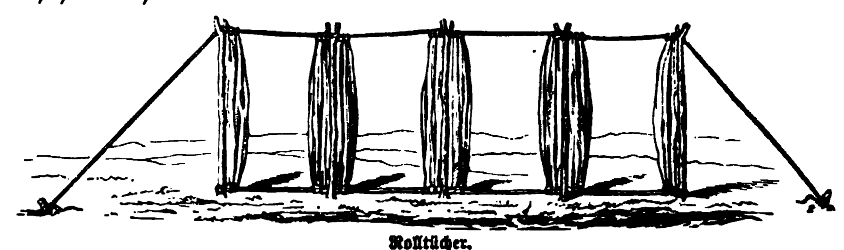
Alles übrige Zubehör haben sie mit dem hohen Zeuge gemein.

§. 5. Die halben Tücher stellen nur drei Ellen oder 6′ hoch, sind ohne Gemäsch und eigentlich nur auf Sauen, Wölfe, Rehe, Hasen und Füchse anwendbar. Doch kann man sich derselben auch im Nothfall auf Rothwild bedienen, solange das Jagen noch ganz im weiten steht.

Unrecht ist es, wenn man sie länger machen läßt als andere Zeugarten, weil dadurch die Berechnung des Bedarfs erschwert wird. Lieber nehme man mehr Tücher auf ein Fuder.

Zum Fortschaffen derselben an Orten, wo nicht gefahren werden kann, braucht man noch weniger Mannschaft als beim dänischen Zeuge.

§. 6. Das Roll- oder Lauftuch stellt so hoch und weit als ein hohes Tuch.



Rolltücher.

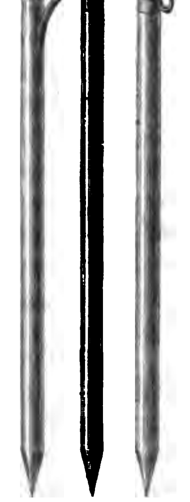
Es wird, wenn die Blatt zusammengenäht sind, in fünf gleiche Theile getheilt, dieser Eintheilung zufolge viermal von oben nach unten durchschnitten, jeder Theil an den Wechseln etwas übergeschlagen und mit dem

andern durch Knopflöcher und Knebel verbunden; an jede Endseite kommt aber nur ein halber Wechsel, durch welche es mit dem **Zeugflügel** zu vereinigen ist. An jeder Abtheilung werden die Saumleinen und Ringe besonders, wie an den hohen Ringtüchern, eingenäht.

§. 7. Ein völlig beladener Zeugwagen wird ein **Fuder Zeug** genannt. Man pflegt auf jedes sechsspännige vier hohe Tücher und fünf, bei gutem Wege höchstens sechs Mitteltücher zu rechnen.

Von letztern können vier, und von den halben Tüchern, jedes zu 80 Doppelschritt Länge angenommen, sechs auf ein vierspänniges Fuder, nebst den zu jedem erforderlichen, in der Folge näher zu bestimmenden Requisiten geladen werden. [1])

§. 8. Zu jedem Tuch, sei es welcher Art es wolle, gehören zwölf **Stellstangen**, welche aus leichtem, wo möglich tannenem oder fichtenem Holz, eine reichliche halbe Elle höher als das Zeug (für weichen Boden auch wol etwas länger) gemacht, geschält, im Durchmesser 2″ stark und unten zugespitzt sind, oben aber für Ringtücher einen eisernen Haken, für Gemäsch hingegen nur einen $2\frac{1}{2}$″ tiefen Einschnitt, der die Oberleine fassen kann, haben müssen. Zum Rolltuch sind nur elf Stellstangen erforderlich.



Stellstangen zu den Ringtüchern.

Zum Anbinden der Ober- und Unterleine muß man zu jedem Tuch vier, aus buchenem oder anderm harten Holz verfertigte Heftel haben. Sie sind 4′ lang, 5—6″ breit, 4″ stark hinten abgerundet, unten zugespitzt, und haben oben einen Widerhaken, damit die Leinen nicht abgleiten können.

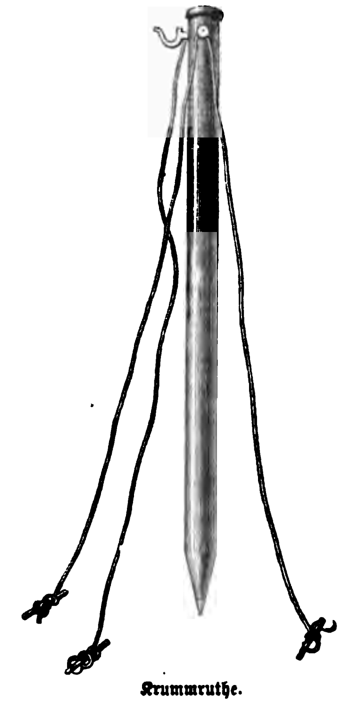
Mit der Zahl der Windleinen stimmt die der schwächern und kürzern Heftel, zum Anbinden derselben, überein.

Auch dürfen zu jedem Tuch 30 kleine Haken, mit welchen die Unterleine an den Erdboden angenagelt wird, nicht fehlen.

Ferner gehören zu einem **vollen** Jagdzeug wenigstens neun **Krummruthen**, welche, wie schon bei der Einrichtung des bestätigten Jagens gesagt worden, dazu bestimmt sind, daß sich das Zeug da, wo es eine Ecke oder Rundung macht, daran brechen und anlehnen kann. Sie müssen etwas länger, wenigstens noch einmal so stark als die Stellstangen und von festem Holz gemacht sein. 3″ vom obern Ende herab wird ein Loch gebohrt,

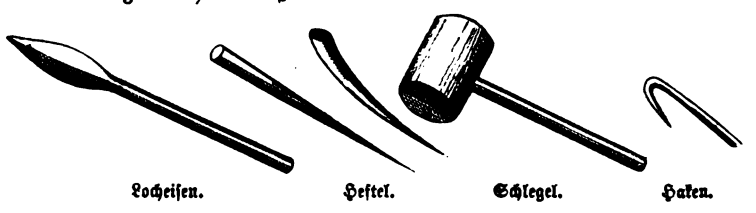
1) Im Jägerhof zu Neustadt-Dresden gehören auf **ein Fuder**: drei hohe drei Ellen breite, 107 Doppelschritt stellende, oder vier schmale, 80 Doppelschritt stellende Mittel- und sechs dänische Tücher. W.

durch dieses eine Heft= oder Windleine gezogen, welche so lang ist als zwei gewöhnliche, um damit die Krummruthe, welche in die Erde einzugraben und festzustampfen ist, an starken Hefteln auf der Seite auszubinden, wo sich das Zeug anlehnt. Oben muß sie mit einem eisernen Ring umlegt sein, an dem ein starker Haken befindlich ist, welcher nicht nur die Oberleine des Zeugs, sondern auch eine starke Windleine hält, die beim Stellen an einen besondern Heftel gebunden wird.


Krummruthe.

Noch sind hier die Schnappstangen zu erwähnen, nämlich Stellstangen, an deren Kopfende leichtbewegliche messingene Kloben (Rollen) eingelassen werden. In die Riefen derselben legt man, wenn die an mehrern Orten des ersten und zweiten Abschnitts erwähnte Scheidung der verschiedenen in einem Jagen befindlichen Wildarten bewirkt werden soll, die an der obern oder untern Saumleine der Falltücher [1]) befestigte, drei Klafter lange, fingersdicke Leine, vermittels welcher, nach obwaltenden Umständen, die Tücher in die Höhe gezogen oder niedergelassen werden können.

Beim Stellen des Zeugs sind auf jedem Flügel zwei Pfahl= oder Locheisen, um damit die Löcher zu den Stellstangen vorzustoßen, unentbehrlich. Ich glaube die Beschreibung derselben übergehen zu können, da sie bekannt genug sind, und will nur bemerken, daß ihre Stärke sich nach der der Stangen richten muß.


Locheisen. Heftel. Schlegel. Haken.

Auch rechnet man auf jeden zu stellenden Zeugflügel drei Schlegel von Hainbuchen= oder Apfelbaumholz zum Eintreiben der Heftel und Haken.

1) Jedes Tuch kann zum Falltuch gebraucht werden; nur versteht es sich von selbst, daß es, wenn es in die Höhe gehen soll, nicht verhakt werden darf. W.

Um beim harten Frost die Löcher zu den Stellstangen ohne großen Lärm und leichter in die Erde zu bringen, dürfen bei dem Jagdzeug einige Frostbohrer und Spitzhauen nicht vergessen werden. Letztere sind bekannt, erstere so lang als ein Pfahleisen und oben mit einem Oehr versehen, durch welches man beim Bohren ein $2^1/_2{}'$ langes Querholz steckt. Die Pfanne an denselben hat gleiche Weite mit der Stärke des kolbigen Endes am Pfahleisen, das Gewinde aber die nämliche Beschaffenheit, wie beim gewöhnlichen Windebohrer.

Die Frostbohrer müssen gut gehärtet und verstählt sein und nur im Nothfall gebraucht werden. Endlich bedarf man auch beim Stellen des hohen Zeugs der Hebegabeln, mit welchen die Oberleine auf die Haken an den Stellstangen gehoben wird. Der Stiel ist so stark als eine Stellstange und 6′ lang. Am obern Ende ist eine eiserne Gabel befindlich, welche aus zwei Zinken besteht, von denen einer etwas länger als der andere ist. Der kürzere wird flach nieder, der längere aber oben an der Spitze krumm nach außen gebogen. Zum vollen Jagdzeug sind 16 solcher Hebegabeln erforderlich.

§. 9. Sehr wichtig für den Jäger ist die Kenntniß der Vortheile beim Stellen der Tücher; denn nicht nur die Festigkeit und Genauigkeit einer Stallung hängt davon ab, sondern durch gehörige Anwendung derselben wird auch viel Zeit gewonnen und dadurch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Kosten erspart.

Da schon im Kapitel über das Edelwild vieles über diesen Gegenstand gesagt wurde, so soll hier nur noch das nachgetragen werden, was, um nicht zu weitläufig zu sein, dort wegbleiben mußte.

Sämmtliche beladene Zeugwagen fahren da auf, wo angebunden werden soll. Hier wendet sich die eine Hälfte derselben rechts, die andere links, und so fahren die Wagen auf den bezeichneten Stellflügeln einer hinter dem andern ab.

Indem von den zwei auf jedem Flügel zuletzt fortrückenden das Zeug abläuft, d. h. heruntergezogen wird, wobei auf jedem ein mit reinlichem Schuhwerk versehener Zeugknecht steht, welcher mit dem Fuß oder auf andere Art verhindert, daß nicht zu viel Zeug auf einmal herunterfällt und das ablaufende Tuch sich nicht überschlägt, knebelt man die beiden Wechsel ineinander ein, bindet die Ober- und Unterleine an die 24—30 Schritt von den Wechseln dicht am Zeuge eingetriebenen Heftel oder, besser noch, an Bäumen so an, daß letztere gerade unter ersterer liegt, und verfährt hierbei auf folgende Weise:

Man nimmt sie um den Baum oder Heftel herum, und zwar das Ende derselben unten weg, schlägt es da nach oben zu über die Leine, wo

sie an den Heftel herab- oder auf denselben zugeht, fängt sie auf diese Art, nimmt das Ende derselben dann rückwärts ganz um den Heftel herum, zieht es dicht am Fang schleifenartig durch, schlägt Schleife und Ende einigemal um den Theil der Leine, welcher vom Tuch nach dem Heftel zugeht, und steckt letzteres (das Ende) endlich so durch den Umschlag, daß nichts von der Leine auf der Erde liegen bleibt.

Wesentlichen Nutzen gewährt es, wenn an jedem Wechsel die Oberleinen beider Tücher geschränkt werden, indem man die des einen um die des andern einmal herumschlägt, weil vermittels dieses Handgriffes das Zeug sich fester stellen läßt, die Knebellöcher weniger leiden und kleine Krümmen oder Bogen, welche das Zeug machen könnte, leichter ausgeglichen werden.

Noch ist zu bemerken, daß jedesmal das Zeug so vom Wagen ablaufen, ausgeschlagen, angebunden und gestellt werden muß, daß der Stellflügel im Jagen frei bleibt. Während des Fortrückens des Zeugwagens und des Ablaufens des Tuchs wird es durch die dazu bestimmte Mannschaft möglichst in gerader Linie ausgeschlagen, auch die Ober- und Unterleine angezogen; wo aber Ecken und Krümmen unvermeidlich sind, bedient man sich der zunächststehenden Bäume statt der Krummruthen, um die Schwenkung dahinter wegmachen und das Zeug daran anlehnen zu können.

An dem Wechsel des zweiten Tuchs wird der oberste und unterste Knebel sogleich eingelegt, die Ober- und Unterleine des ersten noch einmal so stramm als möglich angezogen und in obengedachter Entfernung über den Wechsel des zweiten, die Leinen des letztern aber über den des ersten hinaus angebunden. Sobald nun auf diese Weise ein Tuch, wie man zu sagen pflegt, vor- und nachgebunden ist, schreitet man zum Nachstellen. Der hierzu angewiesene Jäger läßt nämlich zu diesem Behuf auf der auswendigen Seite des Stellweges, wo das Zeug ausgeschlagen ist, gleich am Wechsel jeden Tuchs mit dem Pfahleisen ein Loch zur ersten Stellstange, dann wieder eins in der Mitte zwischen diesem und dem, welches dahin kommt, wo die ersten Windleinen paarweise sich befinden, u. s. w. in gerader Linie fort vorstoßen. Ist das Tuch, wie es soll, recht gerade ausgebunden, ausgeschlagen und scharf angezogen, so können sämmtliche Löcher gleich der Oberleine entlang gemacht werden. Nun läßt man die zwischen der Unter- und Saumleine durchgesteckten Stellstangen so einsetzen, daß die am obern Ende befindlichen Haken derselben alle nach dem Jagen zugekehrt stehen.

Auch muß das Zeug gleich so gestreckt werden, daß beim folgenden Heben desselben vermittels der Hebegabeln alle Stellstangen im Jagen inwendig, auf dem Lauf hingegen auswendig stehen. Eine Ausnahme von dieser Regel findet zuweilen bei Anwendung der Prellnetze statt, wie weiter unten gesagt werden wird.

Wären durch Versehen oder andere Veranlassungen die Tücher nicht gerade ausgebunden und ausgeschlagen, so muß man dem Uebelstand, welcher beim Stellen dadurch veranlaßt werden würde, sowol durch geradlinige Stellung der Stangen, als durch die Windleinen abzuhelfen suchen.

Auf jeden Fall muß gleich beim Vor- und Nachbinden das Zeug so stramm angezogen werden, daß die Oberleine, wenn sie auf die Stellstangen gehoben ist, ganz gerade fortläuft, ohne irgendwo einen Bogen oder eine Lücke zu bilden, weil sonst das Wild, wenn es forcirt wird, sehr bald diese niedrigern Stellen zum Ueberfallen wählt.

Das letzte Geschäft beim Stellen besteht im Anbinden der Windleinen und Verhaken der Unterleine.

Keine Windleine soll in der Regel in das Jagen hinein angebunden werden, damit hier der Stellweg frei bleibt, sondern der eine Windleinenheftel wird wenigstens 12′ von der auswendigen Seite des Zeugs entfernt, der andere gerade vor jenem, nur 2′ weit von der Unterleine abwärts eingetrieben. An ersterm wird eine in diagonaler Richtung nach dem am weitesten vom Zeuge abstehenden Heftel möglichst stramm angezogen, die andere aber an der innern Seite des Tuchs herabgeschlagen, unter der Unterleine weggezogen und an letzterm so stramm als möglich befestigt.

Zu gleicher Zeit läßt man auch am ganzen Jagen die Unterleine vermittels der Haken auf der Erde anpflöcken, damit nichts unter dem Zeug wegkriechen kann.

Alle angegebene Vorschriften müssen bei der Stallung im Engen genau befolgt werden; bei der ersten, im Weiten aber, wo es mehr auf Schnelligkeit der Ausführung als auf Zierlichkeit ankommt, wo auch das Wild noch nicht so leicht durchzubrechen oder überzufallen versucht, darf man, insofern die Ober- und Unterleine nur gehörig vor- und nachgebunden und das Zeug gut ausgezogen ist, bei dem übrigen weniger eigensinnig sein. Es ist sogar, vorzüglich im harten, felsigen Boden, oder bei starkem Frost, räthlich, allen Lärm, welchen besonders das Vorstoßen der Löcher zu den Stellstangen macht, so viel als nur immer möglich zu vermeiden und deshalb lieber die Stellstangen zu brechen, d. h. auf ebenem Boden eine von außen nach innen, die andere von innen nach außen schräg an die Oberleine, in bergigen Gegenden aber sämmtliche Stangen von der Bergseite her angelehnt, nur einigermaßen in die Erde einzustoßen. Doch muß hierbei immer Rücksicht darauf genommen werden, daß die Unterleine dicht aufliege und daß die Windleinen lieber an Bäumen als an Hefteln fest genug angebunden werden, um dem Umfallen des Zeugs zuvorzukommen.

§. 10. Beim Stellen des §. 6 beschriebenen Rolltuchs findet das nämliche Verfahren statt, zu welchem im Vorhergehenden Anweisung gegeben

worden. Nur sehe man darauf, daß der Boden da, wo dieses Tuch stehen soll, recht gut geebnet werde. Es versteht sich von selbst, daß die Unterleine nicht angeheftet werden darf; vielmehr legt man beim zweiten, dritten und vierten Wechsel etwas unter, damit die Ringe sich an derselben desto freier bewegen.

Auch müssen an dem Rolltuch die Leinen vorzüglich scharf angezogen werden.

Wenn es feststeht, knebelt man die Wechsel zusammen. Beim Abjagen stellt man an jedem Zeugflügel, am halben Wechsel also, einen Mann, an jedem ganzen Wechsel aber zwei Mann, auf der nach dem Lauf gekehrten Seite an, welche zuvörderst alle Knebel lösen. Auf ein vom Befehlshaber erhaltenes Zeichen fassen je zwei und zwei dieser Männer ihren Theil des Rolltuchs ober- und unterwärts an, laufen damit nach dem Mittel ihrer Abtheilung zu und wickeln sich hier so lange in das Tuch ein, bis ein Theil des Wildbrets auf den Lauf getrieben worden ist. Ein zweites Zeichen befehligt sie, ihren Antheil des Tuchs auf eben die Art schnell wieder zuzuziehen, wie sie ihn geöffnet hatten, dann am Wechsel nach der innern Seite des Jagens zu springen und hier so lange zu verknebeln, bis das Rolltuch wieder geöffnet werden soll.

§. 11. Nach beschlossenem Jagen darf man keine Zeit versäumen, das Zeug heben zu lassen. Zu diesem Ende werden die Windleinen von den Hefteln gelöst und die Haken aus der Erde gezogen, dann die Oberleinen vermittels der Hebegabeln von den Stellstangen abgeworfen, auch Ober- und Unterleinen losgebunden; endlich aber Krummruthen, Stellstangen, Heftel aus der Erde gezogen und nebst den Haken an den Wechseln zusammengetragen.

Hierauf rückt jeder Zeugwagen an den Wechsel des letzten Tuchs, mit welchem er beladen gewesen ist. Hier steigt ein Zeugknecht auf und legt, während langsam am Zeugflügel hinaufgefahren wird, das Tuch, wie ihm solches nach und nach die Gehülfen zureichen, ordentlich zusammen, ohne die Oberleine über die Unterleine zu werfen. Dann werden Krummruthen, Stellstangen, Heftel, Haken und alle übrige Requisiten an den auf dem Wagen für sie bestimmten Orten aufbewahrt und sobald als möglich in das Zeughaus oder, wenn dies in den nächsten 24 Stunden nicht zu bewerkstelligen wäre, an den Ort gefahren, wo die gehörigen Vorrichtungen zum Austrocknen und Ausbessern des Zeuges gemacht worden sind. Zu diesem Behuf müssen so viel oben mit Haken versehene Säulen in gleichen Entfernungen von etwa 40 zu 40 Schritt eingegraben werden, daß alles feuchte oder nasse Zeug in freier Luft daran aufgehängt werden kann. Bei dieser Gelegenheit wird dann auch das schadhaft gewordene Zeug durch den Zeugschneider und Jagdseiler ausgebessert.

§. 12. In ältern Zeiten wendete man Netze (lichtes Zeug) sowol zum Einstellen als Einfangen des Wildes an. Nach Erfindung der Tücher aber zeigte es sich sehr bald, daß das Einstellen durch diese sicherer und besser bewerkstelligt werden könnte. Daher kommt es, daß hierzu die Netze gar nicht, oder doch nur im Nothfall, wenn gar kein dunkles Zeug vorhanden, oder das vorräthige nicht hinreichend ist, gebraucht werden. Man bedient sich also jetzt derselben größtentheils nur zum Einfangen und der sogenannten Prellnetze nur zum Dupliren bei eingestellten Jagen.

Ich werde hier a) von Hirschnetzen [1]), b) von Prellnetzen, c) von Saunetzen, d) von Rehnetzen und endlich e) von Wolfsnetzen sprechen; die Verfertigung, Beschaffenheit und Anwendung der kleinern Netze und Garne hingegen, welche zum Betrieb der Niederjagd anwendbar sind, habe ich an den gehörigen Orten beigebracht.

§. 13. Die Hirschnetze sind, wenn sie straff angezogen werden, ebenso hoch und lang wie die hohen Tücher; busenreich aber, oder zusammengeschoben und auf diese Weise zum Einfangen gestellt, verlieren sie ein Drittheil an der Länge und etwas über 1′ an der Höhe. Sie werden aus neunschäftigen hanfenen Leinen geknüttet. Das Garn, aus welchem diese verfertigt werden sollen, darf nicht zu dralle gesponnen sein, damit sie weder bei der Arbeit noch sonst zusammenlaufen. Um aber dies ganz zu vermeiden, müssen die Leinen durch Wasser gezogen werden, ehe man sie zum Stricken anwendet.

Es ist nicht wohl möglich, zum Knütten schriftlich Anweisung zu geben, um so weniger, wenn man geringe oder gar keine Uebung in diesem Fach gehabt hat. Und dies ist, ich gestehe es, mein Fall. Ich muß daher dem jungen Waidmann, welcher Lust hat, genauere Kenntniß der Arbeit zu bekommen, rathen, sich durch Ansicht derselben beim Seiler oder bei einem darin geübten Jäger zu unterrichten.

Hier nur soviel: Das Modell oder Bret, über welches geknüttet werden soll, muß so eingerichtet sein, daß, wenn man einen 18″ langen Faden darumschlägt, beide Enden zusammenreichen. Ueber dieses Bret fängt man gleich mit 21 Maschen zu stricken an und fährt bei jedem mal herum mit gleicher Maschenzahl fort, bis das Netz die gehörige Länge hat.

Dann werden die zwanzigschäftigen Ober- und Unterleinen, welche ebenso stark und lang wie an den Mitteltüchern sein müssen, in den obersten und untersten Maschen eingezogen.

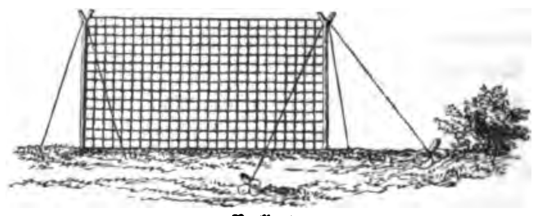
---

1) Der Verfasser enthält sich hier und überall des sonst gewöhnlichen synonymen Gebrauchs der Benennungen Netze und Garne für alle Arten des lichten Zeuges, weil seiner Ansicht nach der Unterschied zwischen Netz und Garn darin besteht, daß ersteres aus Leine und Bindfaden, letzteres aus Zwirn verfertigt wird. Alles Haarwild wird also in Netzen, der kleine Vogel (z. B. Lerchen) in Garnen gefangen. W.

Zum Anbinden derselben sind dergleichen Heftel erforderlich, wie bei den Tüchern, ingleichen zwölf Forkeln (so werden die zu den Netzen gehörigen Stellstangen genannt), in welche oben ein Kerb geschnitten wird, worin die Oberleine liegen kann. Soll das Netz zum Fangen gebraucht werden, so muß der Kerb weniger tief sein als beim Feststellen. Im ersten Fall sind die Forkeln 8′ und etwas darüber, im letzten aber so lang wie die Stellstangen der hohen Tücher.

Forkeln.

§. 14. Die Prellnetze, welche ebenso hoch und weit stellen als die §. 13 beschriebenen, werden aus recht tüchtigen, ebenso starken Leinen wie die an den Hirschnetzen, spiegelig, d. h. so, daß alle vier Seiten jeder Masche beim gestellten Netz im rechten Winkel stehen, gestrickt. Man fängt zu diesem Ende über ein Modell, welches so stark ist, daß jede Masche 6 bis 7″ ins Gevierte hält, mit einer Masche an, wirft ab und nimmt, indem man zwei in die erste strickt, um eine Masche zu. Beim dritten mal Herumstricken wird wieder in der letzten um eine zugenommen und so fortgefahren, bis man 18 Maschen bekommt. Von nun an wird bei jedem mal Herumstricken beim Anfang eine ab-, am Ende eine zugenommen, wodurch sich an beiden Seiten eine Art von Saum bildet. Hat man nun so fortgearbeitet, bis das Netz die Länge eines hohen Tuchs erhält, so fängt


Prellnetz.

man bei jedem mal Herumstricken an, um eine Masche abzunehmen, und fährt so fort, bis mit einer einzigen der Beschluß gemacht wird. Die Ober- und Unterleinen müssen ebenso stark und lang sein wie die an den hohen Tüchern.

Auch gehören an jedes Prellnetz ebenso viel Windleinen als zu den Tüchern erfordert werden; 15 oben mit eisernen Haken versehene Stell- und ebenso viel 3′ lange Strebestangen, welche an beiden Enden eiserne Scheren oder Ringe von der Weite haben müssen, daß eine Stellstange hineinpaßt.

§. 15. Gleiche Länge mit den Hirschnetzen, aber nur die halbe Höhe derselben haben die Saunetze. Das Gemäsch ist ebenso groß wie das

§. 13 erwähnte; auch verfährt man auf die dort angezeigte Weise beim Knütten, indem mit elf Maschen angefangen wird. Die Stärke der Netze, der Ober- und Unterleinen und alles übrigen Zubehörs, ingleichen die Zahl der Forkeln, dies alles bleibt gleichfalls wie bei den Hirschnetzen. Die Forkeln sind $4\frac{1}{2}'$ lang, wenn die Saunetze busenreich, $5\frac{1}{2}'$ aber, wenn sie festgestellt werden sollen.

Man kann acht solcher Netze auf das Fuder rechnen. Außer dem Nutzen, welchen sie bei eingestellten Jagen, auch ohne spiegelig gestrickt zu sein, zum Dupliren der Tücher gewähren, vertreten sie auch bei Saujagen recht gut die Stelle der letztern, insofern sie scharf ausgezogen und zur Sicherheit mit Windleinen verfestigt werden, weil den Schweinen der Versuch, sich durchzuschlagen, bei den Netzen öfter mislingt, und weil, worauf besonders in bergigen und bruchigen Gegenden alle Rücksicht zu nehmen ist, sowol zum Tragen als zum Stellen derselben weit weniger Mannschaft erfordert wird.

§. 16. Die Rehnetze werden aus dem Grund nur halb so lang als alle übrige im Vorhergehenden beschriebene, also nur 40 Doppelschritt stellend, verfertigt, damit sie desto leichter fortzuschaffen sind und ein Mann füglich eins tragen und ablaufen lassen kann. Die hanfenen Leinen zum Gemäsch müssen vierschäftig (aus zwölf Fäden), gut, aber nicht zu dralle gezwirnt sein und die Stärke eines Federkiels haben.

Die Maschen erhalten, von einem Knoten zum andern, die Weite von 4, höchstens 5″. Man fängt gleich mit 20 solcher Maschen an und strickt dann, ohne zu- oder abzunehmen, fort, bis das Netz die gehörige Länge hat.

Die Ober- und Unterleine wird eines kleinen Mannsfingers stark und so lang gemacht, daß, wenn sie eingezogen sind, an jedem Wechsel neun Ellen übrigbleiben.

Beide werden dann an einem Ende an einen buchenen, zwei Ellen langen Stock, welcher am Kopfende $2\frac{1}{2}''$ im Durchmesser und einen 12″ langen Widerhaken hat, am andern aber in dem durch den obern Theil eines tüchtigen Heftels gebohrten Loch befestigt.

Hierauf schlägt man das Netz so über den Hakenstiel, daß es ungefähr 3—4′ zu beiden Seiten herunterhängt, bis man an das Heftelende der Leinen kommt. Mit diesem wird das Netz unter dem Haken umwickelt und der Heftel endlich zur Befestigung durchgesteckt.

In diesen Rehnetzen kann man, wenn sie tüchtig gemacht und gut vor dem Verstocken bewahrt werden, fast alle Haarwild- und Raubthierarten, Schweine und Edelwild ausgenommen, einstellen und fangen.

Zu jedem Netz gehören sechs Forkeln.

§. 17. Ob man sich gleich im allgemeinen der Rehnetze auf Wölfe

auch bedienen kann, so wird es doch in Gegenden, wo es solcher unersättlicher und unverschämter Räuber viele gibt, nützlich sein, auf eigentliche Wolfsnetze zu halten.

Die Leinen zum Gemäsch, wie die Ober- und Unterleinen, sind bei diesen ebenso stark als bei jenen; auch stellen sie ebenso weit, aber nicht so hoch, indem sie nur 15 Maschen, welche $3^1/_2$" von einem Knoten zum andern halten, in der Höhe bekommen. Hierdurch werden sie natürlich beträchtlich leichter und sind also schneller und bequemer fortzuschaffen. Da es nun beim Einstellen der Wölfe auf Schnelligkeit der Ausführung und auf Vermeidung alles Geräusches vorzüglich ankommt, so ist es begreiflich, daß dies alles durch solche Netze eher zu bewirken ist, als durch andere oder gar durch halbe Tücher. Man kann auf ein Fuder Wolfszeug 16—20 Netze und noch dazu zwei halbe Tücher nebst allem Zubehör laden. Zu jedem der erstern gehören sechs Forkeln, zum halben Tuch aber zwölf Stellstangen.

§. 18. Da über das Stellen und die doppelte Anwendung der Rehnetze zum Einstellen und Einfangen beim Reh schon vieles gesagt worden, was auf alle übrige Bezug hat, so glaube ich hier nur das nachtragen zu dürfen, was dort, um Weitläufigkeit zu vermeiden, nicht abgehandelt werden konnte und was vorzüglich die Stellung der stärkern Hirsch-, Sau- und Prellnetze betrifft.

Die busenreiche Stellung, insofern Netze zum Einfangen gebraucht werden, ist bei allen Netzarten gleich. Wo man sich derselben blos hierzu bedient, kann sowol die Ober- als Unterleine um den dritten Theil kürzer sein, als an denen, welche bald zum Einstellen, bald zum Fangen angewendet werden. Im letztgedachten Fall schiebt man die Maschen von beiden Seiten so weit zusammen, daß die Länge der Fall- oder Fangnetze herauskommt, ringelt den übrigen Theil der Leinen zusammen, verschleift sie und bindet nur an den Wechseln fest aus, stößt dann die kürzern Fallforkeln leicht in die Erde, zieht die Oberleine nicht zu fest, aber doch so an, daß sie, in die flachen Kerbe der Forkeln gelegt, keinen zu merklichen Bogen macht, vertheilt den Busen überall gleich und legt ihn über die Unterleine, nach dem Innern der Stallnng hinein.

Sollen hingegen die Netze zum Feststellen dienen, so werden sie ausgeschlagen, angezogen, angebunden und gestellt wie die Tücher. Windleinen braucht man dann, vorzüglich bei den stärkern, auch, aber zwei Paar weniger als bei Tüchern von gleicher Länge. Ebenso wie diese werden auch Hirsch- und Saunetze auf Zeugwagen geladen und laufen auch auf die nämliche Art ab.

Reh- oder andere leichte Netze läßt man zwar auch bis dahin fahren,

wo sie gestellt werden sollen; hier aber nimmt jeder zum Ausschlagen derselben bestimmte Mann eins vom Wagen, löst den Heftel, welcher nach §. 16 durch die um das Netz geschlagenen Leinen gesteckt ist, wickelt diese ab und läßt das Netz, immer still den Stellweg fortgehend, vom Haken ablaufen. Am Wechsel des ersten verfährt man mit dem zweiten auf gleiche Weise u. s. w. Zugleich werden die zu jedem Netz gehörigen Forkeln in gleichen Entfernungen vertheilt, dann die Leinen straff angezogen, an den Wechseln die Heftel und Haken eingetrieben, mit dem Stichel — einem hölzernen, zwei Ellen langen Stock von gleicher Stärke mit den Forkeln, an dessen unterstem Ende eine eiserne Spitze befindlich ist — die Löcher vorgestoßen, die Forkeln eingesetzt und so rasch als möglich nachgestellt.

Das Abheben und Aufnehmen der Netze fängt man am Ende des letzten an, rückt bei den starken, wie bei den Tüchern, mit dem Zeugwagen daran hin und ladet sie gleich auf; die schwächern werden, nach §. 16, gleich auf die Haken gelegt, dann zusammengebunden und nebst Zubehör auf den Wagen getragen.

Stichel.

Sobald man nach Hause kommt, müssen sie auseinandergeschlagen, an freier Luft aufgehangen, ausgetrocknet und, wo nöthig, ausgebüsset (ausgebessert) werden. Wenn dies geschehen, werden sie ordentlich zusammengenommen und da, wo kein eigenes Zeughaus vorhanden ist, in einem trockenen, luftigen Ort, nebeneinander über Stangen gehängt oder gelegt, aufgehoben.

§. 19. Hier das Nöthige über das Dupliren der Tücher mit Netzen überhaupt, und von der Stellung der Prellnetze insbesondere.

Bei Saujagen ist es sehr gut, fast nothwendig, das ganze Zeug, und zwar auf der innern Seite zu dupliren; bei Hirschjagen geschieht dies im Jagen nur da, wo man etwa sehr alte, nicht ganz zuverlässige Tücher hätte anwenden müssen, überall aber außerhalb des Zeuges.

Auf der Seite, wo im Jagen duplirt werden soll, schlägt man dicht am Tuch auch das Netz aus, zieht die Ober- und Unterleine scharf an, hängt erstere auf dem Haken der Zeugstellstangen mit ein und legt die Unterleine so unter der des Tuchs weg, daß die Stellstangen beide festhalten.

Auf dem Laufe bedient man sich vorzüglich der Prellnetze. Hier müssen die Stellstangen der Tücher auf der Seite stehen, wo duplirt werden soll, jeder gegenüber die Forkel des Prellnetzes, und zwar 3′ voneinander entfernt. Beide werden im Mittel durch die §. 14 dieses Kapitels erwähnten dazwischengeschobenen Strebestangen auseinandergedrückt und oben mit einer Leine zusammengebunden.

Dann läßt man die Ober- und Unterleinen der Prellnetze möglichst straff anziehen und ausbinden, erstere in die Forkelhaken heben, endlich an den Netzwechseln eine Masche durch die andere ziehen und durch die durchgezogenen eine Stellstange stecken, um die Netze zusammenzuhalten.

§. 20. Nur selten kann man beim Zeugstellen Zeit damit verlieren, eine gesprungene Leine zu schäften oder zu spießen, eine Arbeit, welche eigentlich dem Seiler zukommt; sie muß also, wenigstens bis zu einem gelegenern Zeitpunkt, geknüpft werden. Dies kann nun entweder vermittels des Kreuzknotens oder des Waldknotens geschehen. Der letztere hat den Vorzug, da er weniger stark wird, daß er leichter zu machen und doch ebenso haltbar ist als der erstere.

Der ganze Handgriff bei Schürzung desselben besteht in Folgendem:

Man faßt eins von den Enden der Leine, welche durch den Riß entstanden sind, schlägt an dem Ausgang desselben einen gewöhnlichen einfachen Knoten ein, zieht ihn aber nur so weit zu, daß der Anfang des andern gesprungenen Leinentheils durch die Oeffnung desselben gesteckt, hinter ihr um die Leine genommen und hier wieder ein einfacher Knoten so geknüpft werden kann, daß die Enden beider voneinander abwärtsgekehrt stehen. Ist nun einer wie der andere, nach dem Ausgang zu, festgezogen worden, so ergreift man hinter denselben beide Theile der geknüpften Leine, nimmt die Knoten vor das Knie und zieht sie, mit möglichster Anstrengung, dicht zusammen.

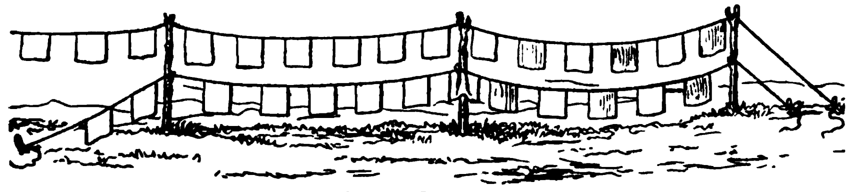
Da aber selbst der dünnste Knoten beim Anziehen der Leine an jeder Masche und jedem Ring hängen bleibt und durchgeschoben werden muß, so wird wenigstens, wenn das Zeug gehoben und zum Abtrocknen angehängt ist, jeder Knoten gelöst und die gesprungene Leine geschäftet. Gleichwol ist nicht immer ein Seiler bei der Hand; es ist daher wol nicht überflüssig, wenn ich dem jungen Waidmann die leichteste Methode, dies zu bewerkstelligen, angebe.

Man schneide nämlich beide durch den Sprung entstandene Leinentheile so gerade ab, daß alle vier Schäfte, aus welchen sie bestehen, gleich lang sind; dann dröfele man sie 12′ lang auf, schabe jeden einzelnen mit einem Messer vorn spitzig, lege sie da, wo man aufgehört hat sie auseinanderzudrehen, so ineinander, daß jeder Schaft des einen Leinenendes mit dem Schaft des andern wechselt, und daß je vier und vier über den festen Theil der gesprungenen Leine so weit hinausreichen, als sie aufgedröfelt sind. Nun bohre man mit dem Löser — einem spitzen, runden Eisen von gleicher Stärke mit den Schäften — in der zweiten Windung der festen Leine, gerade unter dem obenliegenden Schaft ein Loch vor, ziehe diesen so weit durch, daß

beide feste Leinentheile zusammentreffen, stoße dann wieder über der nächsten Windung von der entgegengesetzten Seite mit dem Löser durch, und fahre so fort, bis der erste Schaft völlig eingeklemmt ist; bohre dann dicht hinter dem zuerst gestoßenen Loch wieder eins von unten herauf, stecke da die Spitzen des zweiten dem ersten gegenüber gelegten Schaftes durch und verfahre damit ebenso. Hierauf behandle man die beiden noch übrigen auf gleiche Weise, indem mit dem einen von der rechten, mit dem andern von der linken Seite angefangen wird. Hat man nun alle vier Schäfte des einen Leinenendes durch das andere auf diese Art verschlungen, so bewirkt man leicht ein gleiches mit den noch übrigen auf dem entgegengesetzten durch eben solche Handgriffe und beendet auf diese Weise die Arbeit.

§. 21. Ein Bund Tuchlappen stellt 40 Doppelschritte. Man nimmt dazu $^7/_8$ leipziger Elle breite, starke gebleichte Leinwand, schneidet daraus Stücken, welche $1—1^1/_2$ Elle lang sind und läßt solche an einem Ende besäumen. [1])

Die Leine muß die Stärke eines kleinen Fingers haben und drei Klaftern (9 Ellen) länger sein, als das Bund Lappen stellen soll. Vier und



Doppelte Tuchlappen.

eine halbe Elle vom Anfang derselben wird ein eiserner Ring befestigt, dicht hinter diesem das unbesäumte Ende des ersten Lappens umgeschlagen und festgenäht, dann ein freier Raum von einer Elle gelassen. Hier folgt wieder ein Lappen u. s. f. bis $4^1/_2$ Elle vom andern Ende der Leine. Dicht hinter dem letzten Lappen wird wieder ein Ring und neben demselben ein Haken angebracht, auf welchem das ganze Bund aufgenommen und festgebunden werden kann.

Zu jedem Bunde gehören fünf Stellstäbe von 5′ Länge. Am obern Ende sowol als in der Mitte muß ein eiserner Haken befindlich sein, um beim einfachen Verlappen in einem von beiden, beim doppelten aber in jedem die Leine einlegen zu können. Dreißig Bund machen ein Fuder (vierspännig) aus.

---

1) Gewöhnlich wird die eine Hälfte der Lappen mit dem herrschaftlichen Wappen, die andere mit dem Namenszuge bedruckt, und wechselsweise, einer mit diesem, der andere mit jenem Zeichen, angenäht. W.

Mit dem Stellen der Lappen kann man leicht und schnell zu Stande kommen. Wenn nämlich ein Mann ein Bund vom Wagen genommen, bindet er es auf, läßt das Ende der Leine, mit welchem sogleich angebunden wird, fallen und die Lappen, den Stellweg fortgehend, gleichmäßig, wo es möglich ist, vom einzustellenden District abwärts, ablaufen. Nur selten werden zum Anbinden Heftel erforderlich sein, da dies gewöhnlich an nahestehenden Bäumen geschehen kann.

Will man doppelt verlappen, so gehen zwei Mann mit den Lappen hintereinander her, und jeder läßt sein Bund neben dem des andern ablaufen. Indem das Vorhergesagte bewerkstelligt wird, werden durch andere Männer die Stellstäbe, gleichweit voneinander entfernt, fest eingestoßen, und zwar so, daß alle Haken nach der Lappstadt zugewendet stehen.

Am Ende des ersten Bundes läßt man die Leine so scharf anziehen, daß die Lappen nirgends bogenförmig hängen, wenn jene auf die Haken gehoben ist. Das Leinenende wird dann durch den ersten Ring des zweiten Bundes, der Leinenanfang von diesem aber durch den letzten des ersten gezogen. Beide Ringe werden nun so zusammengeschoben, daß dazwischen ein freier Raum von 2″ bleibt und hier die Leinen entweder gut verknüpft, oder die des ersten Bundes über den Wechsel des zweiten, die des letztern aber über den des ersten hinaus, an nahestehenden Bäumen oder Hefteln angebunden. Letzteres Verfahren ist bei einer Lappstadt, welche feststehen bleiben soll, fast nothwendig und deshalb zweckmäßiger, weil man die Leinen besser anzuziehen vermag.

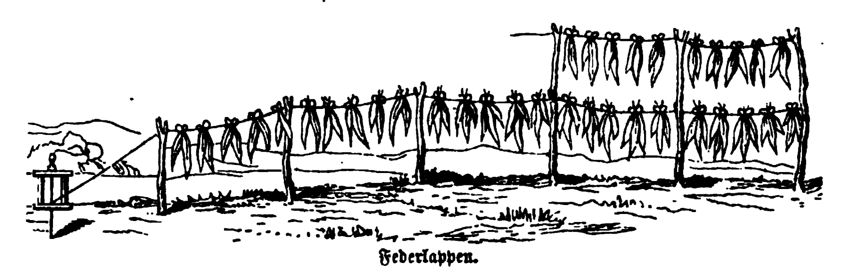
Um desto eher die Arbeit zu beendigen, wird es wohlgethan sein, auf beiden Stellflügeln, oder gar auf allen vier Seiten der Lappstadt zugleich zu verlappen. Mag nun diese stehen bleiben oder hinterdrein Zeug gestellt werden, so ist doch in jedem Fall auf stilles Benehmen der Stellleute und darauf zu sehen, daß die Lappen überall vom einzustellenden Bezirk abwärts und frei stehen.

§. 22. Auch Federlappen gewähren großen Nutzen, wenn es darauf ankommt, sehr schnell zu Werke zu gehen. Vorzüglich sind sie Rittergutsbesitzern zu empfehlen, welche Vergnügen oder Nutzen dabei finden, einen Bezirk ihres Reviers ganz, oder die Grenzen zur Nachtzeit, um den Rückwechsel zu versperren, dann und wann verlappen zu lassen; zumal deren Anschaffung wenig Kosten verursacht und sie leicht zu transportiren sind. Ein Mann kann sechs bis acht Bund, deren jedes 80 Doppelschritt stellt, tragen.

Zur Leine, an welcher die Federn eingeknüpft werden, kann man mäßig starken, nur nicht sehr gedrehten Bindfaden nehmen.

Bei der Verfertigung hängt man den Bindfaden vier Ellen weit vom

äußersten Ende mit einer Schleife an einen starken eisernen Haken, knüpft hier zwei oder drei schwächere Gänse-, Truthühner-, oder Enten-, Hühner-,



Federlappen.

Raubvögel- oder andere ähnliche Flügelfedern ein, läßt dann 10 Zoll freien Raum, fährt so fort, bis man die gehörige Länge eines Bundes hat, und läßt hier wieder vier Ellen Leine übrig. Insofern nicht auf das geringe Ersparniß an Federn Rücksicht genommen werden muß, sind die aus drei Federn bestehenden Lappen vorzuziehen, weil sie stärker blenden. Die Verfertigung der Federlappen, mit zwei Federn sowol als mit drei, wird am leichtesten von Hand zu Hand gelehrt. Für junge Jäger, denen es an Gelegenheit mangelt, auf diese Weise sich belehren zu lassen, entlehne ich die Beschreibung des Verfahrens aus Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 2, §. 1915, indem ich sie für besser erkenne, als die von mir in der ersten Auflage des gegenwärtigen Werks gelieferte.

Sämmtliche Federn werden zuvörderst einige Stunden in warmem Wasser eingeweicht.

Um die Lappen dann zweifederig einzuschürzen, verfährt man so: Man richtet alle zu einem Bunde erforderlichen Federn erst zu, indem man, an der Kielwurzel des dünnern Federhalbschiedes, bis auf die Hälfte der Hohlung ein- und auf derselben fortschneidet bis zur Spitze. Dann schneidet man die Kielknöpfe vom dickern Federhalbschiede gleichfalls ab und steckt einen von jenen dünnern Kielen in einen, wo möglich, anders gefärbten, von diesen dickern so, daß die Schäfte der beiden Fahnen gleiche Richtung haben, also beide auf einer und derselben Seite concav und convex stehen. Hierauf nimmt man den Bindfaden, hängt ihn an einen festen Haken, schlägt ihn kreuzweise so herum, daß es eine Schleife gibt, schiebt die Federn bis zur Kielmitte hinein und zieht endlich den Knoten kräftig zu, wobei man mit der linken Hand die beiden Federn zugleich mit beugt, in der rechten Hand aber einen kleinen Knebel hält, um welchen der Bindfaden geschlagen ist, um fester zuknüpfen zu können. So wird die Arbeit fortgesetzt, indem man in der Entfernung von 10 zu 10 Zoll immer wieder zwei ineinandergesteckte Federn ebenmäßig mit den ersten einknotet. Zuletzt wird an einem

Ende der Leine ein daumensdicker, spannenlanger Heftel eingebunden, das andere an der Haspel angeknüpft und auf dieser das ganze Bund aufgewunden.

Bei Verfertigung der dreifederigen Lappen bleibt das Verfahren bis nach aufgelegtem Kreuzschlage dasselbe. Dann steckt man zwei Federn zusammen von einer, die dritte von der entgegengesetzten Seite durch die Knotenschleife 1″ durch, knickt sämmtliche hervorragende Kielenden über den einfachen Leinentheil der Schleife um, schiebt sie unter dem unten doppeltliegenden durch und zieht den Knoten vermittels des Knebels möglichst fest zu. Alles Folgende wird wie bei den zweifederigen Lappen verrichtet.

Auch hier ist auf Verschiedenheit der Farben bei den in einem Knoten zu vereinigenden Federn zu sehen.

Jedes einzelne Bund Lappen wird dann auf einer 2′ langen Haspel, welche sich an dem daran befindlichen, mit einem Handgriff versehenen Stocke leicht drehen muß, aufgewickelt und mit dem andern Leinenende daran verschleift.

Zehn oben mit Mücken versehene, 4′ lange Stellstäbe sind zu einem Bunde Lappen hinreichend. Will man aber doppelt verlappen, was beim Edelwilde besonders anzurathen ist, so müssen die Stellstäbe nicht nur eine Elle länger sein, sondern außer der obern Mücke auch 2′ tiefer ein Hälchen haben.

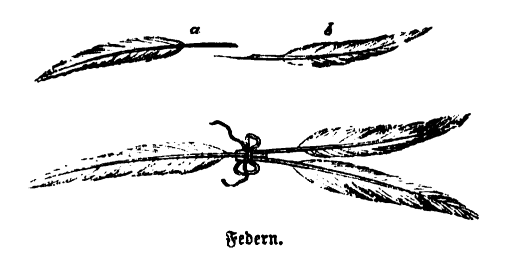
Beim Stellen wird die Leine des ersten Bundes auf dem Stellwege, welcher unter dem Winde liegt, ausgebunden; dann geht der Mann, welcher die Haspel hält, rasch, aber still fort, und läßt ablaufen. Ein anderer setzt die Stellstäbe ein, zieht die Leine an, hängt sie in die Mücken, knüpft das zweite Bund gleich so an das erste an, daß kein großer federleerer Zwischenraum entsteht, und so wird fortgefahren, bis die Stallung vollendet ist.

Vorzüglich Federlappen müssen frei, vom Holze abwärts stehen.

Döbel giebt folgende Vorschrift zur Verfertigung der Federlappen: Ich werde zweierlei Verfertigungsarten der Federlappen angeben; denn obgleich ihr Ansehen nicht sonderlich ist und das Ding leicht zu machen erscheint, so habe ich doch viele Jagdliebhaber und Jäger gekannt, die mit Federlappen umgegangen sind und damit gejagt, selbst aber kein tüchtiges und ordentliches Bund Federlapen zu knüpfen gewußt haben. Dabei will ich ein Bund Federlappen auf 150 Schritt weit annehmen, auf daß, weil bei dem Jagen gar oft vor den Tüchern vorgelappt wird, sich leicht berechnen lasse, wie viel hohe Tücher oder anderes Zeug man brauche. Zu einem Bund Federlappen gehören $1^1/_4$ Pfund starker Bindfaden, der aber widerwindig, oder gegeneinander gezwirnt sein muß, damit er nicht zusammenläuft oder Perlen übereinanderschlägt; ferner 1 Schock Flederwische oder Gänseflügel. Mit diesem Material macht man ein Bund Lappen von

der Art, wo zwei Federn in einen Knoten kommen. Gewiß aber ist, daß die Lappen mit drei Federn weit stärker blenden als jene. Wer nun nicht gerade auf das Ersparen etlicher Groschen angewiesen ist, der thut besser, sich letzterer zu bedienen. Bemerken muß ich hierbei, daß, wenn man Federn hat, denen am Ende der Kiele das Knötchen fehlt, diese in dem eingeknüpften Knoten zu drei Federn nicht gut halten, sondern bald herausfallen, weil dieses Knötchen im Bande den meisten Halt geben muß. Zur erstern Art aber, wo nur zwei Federn in einen Knoten gebunden werden, mögen die Kiele unten offen oder noch ganz sein, weil solche außerdem auf- und weggeschnitten werden, wie ich hier nun deutlich zeige.

Wird die Feder *b* von der Fahne herunter schräg über den Kiel und auf die Hälfte hinein, dann längs des ganzen Kieles fort, von der Feder *a*



Federn.

aber das Knötchen und die Spitzen mit einem scharfen Messer weggeschnitten; dann die Feder *a* in *b* hineingeschoben so weit es hineingeht, damit es aussehe, als wenn das Ganze ein Federkiel wäre, wobei sie jedoch so ineinandergesetzt werden müssen, daß oben von den Rippen der beiden Federn die glatten Rücken einander gleich stehen, weil sie sonst im Verbande nicht recht und ordentlich werden. Sind nun alle Federn, die zu einem Bunde kommen sollen, auf diese Art ineinandergesteckt worden, so nimmt man den Bindfaden, hängt solchen an einen festen Haken, schlägt ihn dann kreuzweise herum, als wenn es eine Schleife geben solle, steckt in den Kreuzschlag zwei Federn so hinein, daß selbiger an der Mitte der Kiele kommt, und rückt hierauf den Knoten zu. Im Zuziehen aber soll man mit der linken Hand die Federn beugen und in der rechten Hand einen kurzen Knebel haben, um den man den Bindfaden geschwind herumschlägt, damit der Knoten recht fest zugezogen werde. So fährt man am Bindfaden rückwärtsgehend fort und macht die Kreuzschläge nebst Federn so hinein, daß letztere allemal 10 Zoll weit auseinander zu stehen kommen bis ans Ende, wo ein kleiner Heftel von Daumenstärke und Spannenlänge angebracht wird. Endlich knüpft man das fertige Bund an den Haspel und windet es auf. Wo drei Federn in einen Knoten kommen, gehen zwar noch halb so viel Federn darauf, doch

blenden, wie gesagt, solche Lappen stärker als jene, und erfordern auch nicht so viele Mühe zum Knüpfen.

Selbige müssen, wie schon oben erwähnt, ganz sein; will man nun dieselben einknüpfen, so werden die Federkiele erst ein paar Stunden ins Wasser gesteckt, damit sie weich werden und dichter und leichter in den Knoten zu bringen sind. Ist nun, wie bei vorigem Knüpfen, der Bindfaden fest angehangen und ein Kreuzschlag aufgelegt, so stecke man von einem Ende die Federn in den Knoten, desgleichen von der andern Seite zwischen die erstern beiden, doch so, daß die Kiele einen Zoll lang durch den Knoten reichen, wie aus der Zeichnung klar zu sehen ist, beuge dann mit der linken Hand die Kiele etwas nach dem Knoten, ziehe an und rücke mit einem Knebel den Knoten fest zu. In dieser Art wird fortgefahren, bis alle 10 Zoll voneinander jedesmal drei Federn eingebunden sind. Hierbei achtet man darauf, daß während des Knüpfens die Federn schwarz und weiß oder ähnlich untereinander so gesteckt werden, daß das Ganze recht bunt erscheint.

Der dazu gehörige Haspel ist ein kleiner, auf den nur ein Bund Lappen von 150 Schritt Länge kommt und der 2 Fuß Länge hat. Es muß sich der Haspel an dem mittelsten Stocke, wo der Handgriff ist, leicht drehen lassen und überall willig umlaufen.

Zu einem Bunde können 10 Stellstäbe gemacht und im Vorrath dasein. Man bedient sich auch eines größern Haspels, der an jedem Ende einen Handgriff hat; zu diesem gehören aber zwei Mann, welche die Lappen (vier an der Zahl, die 600 Schritt stellen) ablaufen lassen und wieder heben. Auch mit diesem geht das Verlappen so geschwind fort, als nur ein Mensch immer gehen kann; desgleichen mit dem Nachstellen.

§. 23. Eine aus Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, Thl. 1, Bd. 3, §. 1919 fg., mir erst bekannt gewordene Art von Blendzeug sind die in Norwegen und Schweden, vielleicht auch anderwärts, seit lange schon in Gebrauch gewesenen Flittern, beiläufig 1‴ dick, 6″ breit, 12″ lang, von Fichten- (Rothtannen-) oder Buchenholz, gespaltene Schindelbretchen.

Mit der scharfen, runden stählernen Spitze eines eigens dazu verfertigten Hammers werden 2″ vom obern Rande herabwärts, und 2″ von den Seitenrändern hereinwärts zwei Löcher durch jedes Bretchen geschlagen.

Zwei von den so verfertigten Flittern werden 1′ weit von dem am Anfang einer kleinen fingersdicken hanfenen Leine eingeknüpften Heftel des ersten Bundes, hinter einem Knoten nebeneinander, durch beide oben erwähnte Löcher angereiht und durch einen dicht daran wieder geschürzten Knoten festgehalten. In gleichen Entfernungen von 1′ erfolgt die Ver-

festigung der übrigen Flittern auf vorgedachte Weise, bis an das Ende der Leine, an welchem ein Oehr befindlich ist. Den Anfang des zweiten Bundes macht ein 6″ langer Knebel, durch welchen dieses Bund mit dem Oehr des ersten beim Stellen in Zusammenhang gesetzt wird. Am Ende des letzten Bundes nimmt ein Heftel die Stelle des Oehres ein.

Die Leine zu einem Bunde Flittern muß so lang sein, daß selbiges 80 Doppelschritte stellt.

Bei einfacher Blendung sind zwölf Stellstäbe auf ein Bund Flitter, bei doppelter Blendung ebenso viele Stellstäbe auf zwei Bund zu rechnen, welche, von gleicher Länge und Stärke, ebenso eingerichtet sein müssen, wie die §. 21, als zu der Stellung der Tuchlappen erforderlich, beschriebenen.

Begreiflicherweise müssen die eben beschriebenen Flittern sehr gut blenden; ob aber durch das beim Abladen und Stellen unvermeidliche Geklapper das Wild nicht öfters rege gemacht und vor vollendeter Stallung zum Ausweichen veranlaßt werden kann, das ist eine andere Frage, die ich doch mit Ja! zu beantworten versucht bin.

§. 24. Die genaueste Vorschrift zur Erbauung und Einrichtung eines vollständigen Zeughauses scheint mir die zu sein, welche in Flemming's Deutschem Jäger, IV, 237 fg., befindlich ist.

Auszugsweise theile ich Folgendes darüber mit:

Die Lage eines Zeughauses muß frei und trocken sein. Der Zeugvorrath gibt den Maßstab zur Länge, Breite und Höhe desselben. Das Doppeldach wird deshalb den Vorzug vor jedem andern behaupten, weil es dem Eindringen des Schnees und der Nässe am besten widersteht.

Ueberall muß auf gute Verbindung der einzelnen Theile und zugleich darauf gesehen werden, daß das zu denselben zu verwendende Holzwerk die gehörige Stärke hat.

Alle Balken werden oben rund und glatt bearbeitet, um in der Folge die darauf gelegten Tücher und Netze beim Herunterziehen nicht zu beschädigen, und gut ist es, wenn unten in die Balken starke eiserne Haken eingeschlagen werden, um bei anhaltend schlechtem Wetter das durchnäßte Zeug daran aufhängen und abtrocknen zu können. In der Mitte muß eine auf beiden Seiten durch starke Säulen begrenzte freie Durchfahrt für die Zeugwagen bleiben, welche, wenn sie beladen werden sollen, durch das an einem Giebelende befindliche Thor hinein- und durch das gegenüberstehende hinausrücken.

An den Seitenwänden müssen Träger zur Aufbewahrung der Krummruthen, Stellstangen und Forkeln, und in den Ecken Behältnisse zum übrigen Zeuggeräthe angebracht werden. Der Erdboden ist mit gutem Steinpflaster zu belegen.

Auf allen Seiten des Gebäudes dürfen hinlängliche, mit Laden genau verschlossene Oeffnungen nicht fehlen, um von Zeit zu Zeit den nöthigen Luftzug erwirken zu können.

An den Außenwänden sind gleichfalls Haken einzuschlagen, an welchen bei gutem Wetter das gebrauchte Zeug getrocknet wird.

Das schwerere Zeug hängt man im Hause am tiefsten, und gut ist es, wenn in oder zwischen den Balken Rollen angebracht sind, vermittelst welcher es hinaufgezogen und heruntergelassen wird; das leichtere wird über demselben und das allerleichteste im Dachstuhle aufgehängt.

Auf Vertilgung alles schädlichen Ungeziefers muß immerwährende Sorgfalt verwendet werden.

Wäre in der erwähnten Durchfahrt nicht Platz genug für die Zeugwagen, so dürfen doch die zu ihrer Aufbewahrung erforderlichen Schuppen nicht weit vom Zeughause entfernt sein.

§. 25. Die Zeugwagen müssen auf jeden Fall dauerhaft, aber doch nicht zu schwer gebaut, an den Seiten mit glatten, gut gefügten Bretern ausgeschlagen und oben über den Leitern mit Spriegeln versehen sein, über welche die an den Leitern anzuschnallenden Zwillichverdecke gezogen werden können. Ueber der Vorderachse steht ein kleiner Kasten, in welchem Leinen, Knebel, Ringe und Bindfaden für den Nothfall aufzubewahren sind; auch darf ein anderes verschlagenes Fach zur Fortschaffung der Pfahleisen, Heftel und einer Wagenwinde nicht fehlen.

An den meisten Orten werden die zu jedem Tuche gehörigen Stellstangen gleich auf dasselbe gelegt; da hieraus aber mancherlei Nachtheile entstehen, so ist es räthlich, eine Vorrichtung außerhalb der Leitern anbringen zu lassen, welche zur Fortschaffung so vieler als zu jedem Fuder gehören, dient.

Ausführliche Beschreibung gut eingerichteter Zeugwagen findet man in Döbel's Jägerpraktica, II, 34, und im vierten Hefte des Leonhard'schen Jagdmagazins.

§. 26. Da doch zuweilen der Fall vorkommt, daß eingefangenes Wild lebend transportirt werden soll, so will ich hier einiges über die dazu erforderlichen Kasten sagen.

1) Der Hirschkasten muß, wenn der Hirsch das Geweih trägt und behält, so hoch sein, daß er, ohne an der Decke anzustoßen, aufgerichtet in demselben stehen kann; hat er aber abgeworfen, oder ist ihm das Gehörn über den Augensprossen abgesägt worden, so kann man die Länge des Kastens zu 8 Fuß, die Höhe zu 6′, die Breite auf dem Boden zu 2′ 6″, an der Decke aber zu 3′ 6″ annehmen, um in solchem einen starken Hirsch allein, einen schwächern und ein Schmalthier, auf jeden Fall aber zwei

alte und drei Schmalthiere weit und gemächlich fortzuschaffen. Das Gestell dazu wird aus schwachem Riegelholze verfertigt und inwendig mit gefügten



Hirschkasten.

Bretern, diese aber wieder auf der innern Seite mit grober Leinwand ausgeschlagen und der Zwischenraum mit Werch, Haaren oder Moos ausgefüttert. Will man ökonomischer verfahren, so kann man sich zum Füttern der Breter geflochtener Strohseile bedienen, welche angezweckt werden. An beide Giebelenden des Kastens kommen Thüren oder eingefalzte Schieber und in diese Luftlöcher. Auch wird in jedem eine kleine Krippe und Raufe zum Futter befestigt, wenn das Wild eine weitere Reise machen soll.

2) Die Saukasten werden niedriger, aus eichenen Bretern, und für jedes Schwein ein besonderer gemacht. Schwächere Sauen kann man, nach Verhältniß der Länge des Kastens, drei, auch vier in einem beherbergen.

3) Die Rehkasten können noch kleiner sein, müssen aber oben statt der Bretdecke mit doppeltem Zwillich oder Barchent beschlagen sein, weil diese Wildart im eingeschränkten Raum sich ungeberdig anstellt und dabei so weichlich ist, daß ein einziger Stoß an den Kopf den Tod bewirken kann. Ueberhaupt bleibt der Rehtransport immer mislich.

4) Der Hasenkasten wird aus dünnen Tannenbretern verfertigt. Die Einrichtung zeigt die folgende Zeichnung.



Der Hasenkasten dient dazu, lebendig eingefangene Hasen in Gegenden

zu bringen, die man mit dieser Wildart bevölkern will. Als Nahrung während des Transports gibt man ihnen Salat und Kohl.

Jeder Wildkasten muß an allen obern Ecken eiserne Ringe haben, durch welche Leinen gezogen werden, die man an den Wagenleitern so fest bindet, daß er sich nicht bewegen kann.

Zweites Kapitel.

Der Wild- oder Thiergarten.[1])

§. 1. Unter Wild- oder Thiergarten versteht man einen fest umschlossenen Bezirk, in welchem entweder nur eine Wildgattung, oder aber mehrere, die ihrer Natur und Aesung nach nebeneinander bestehen können, ausgesetzt, unterhalten und zugezogen werden.

Mit so mannichfachen Annehmlichkeiten, unter denen die obenan steht, daß die Benutzung durch Schonzeit nicht eingeschränkt ist, der Besitz eines Thiergartens verbunden sein mag, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die dazu nothwendige Bodenfläche, auf andere Art benutzt, höhern Ertrag abwerfen muß. Bringt man hiernächst die sehr ansehnlichen Kosten der ersten Anlage und die nicht unbeträchtlichen der Unterhaltung in Anschlag, so kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß nur große Herren und sehr reiche Privatleute sich mit der Anlage und Unterhaltung eines Wildgartens befassen möchten. In dieser Rücksicht ist die Einrichtung sehr weise, nach welcher in den meisten Ländern selbst der mit allen und jeden Jagden beliehene Gutsbesitzer sich durch besonders auszuwirkende Vergünstigung erst das Recht erwerben muß, einen Wildgarten anzulegen, insofern ihm dieses im Lehnbriefe nicht ausdrücklich zugestanden wurde.

§. 2. Zur Einrichtung eines Wildgartens eignet sich besonders ein Laubholzbestand, welcher hin und wieder mit tragbaren Wiesen und Feldern durchschnitten ist, oder wo diese durch Ausrotten angelegt und durch gute Bearbeitung urbar gemacht werden können.

Gut, aber nicht gerade nothwendig ist es, wenn Anhöhen mit Vertiefungen, trockener Boden mit feuchten Stellen abwechseln.

Haupterforderniß ist: 1) frisches Wasser zur Tränke. Fließendes hat unstreitig den Vorzug; doch kann den Mangel desselben hinlängliches Röhr-

---

1) Vgl. des Grafen von Mellin Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen (Berlin 1779), Kap. 4—7, und Laurop's Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, Bd. 1, Heft 4; Bd. 2, Heft 1—4.

oder gutes Quellwasser ersetzen. Für Edelwild 2) wenigstens eine Suhle, ein tiefgründiger, stets nasser, moderiger Fleck, worin es an heißen Sommertagen und in der Brunftzeit sühlend (wälzend) oder badend sich abkühlen kann.

Die Zahl des auf einer gewissen Fläche eingeschränkt zu erhaltenden Wildes kann nicht anders als nach der vorhandenen natürlichen Aesung, nach der zugleich mit zu erzeugenden künstlichen, und endlich nach der Möglichkeit, hinlängliche und schickliche Winterfütterung herbeizuschaffen, bestimmt werden.

Ist Holzbestand und Boden gut, so können erfahrungsmäßig auf einer Fläche von 100 sächsischen Ackern (zu 300 Quadratruthen) 60 Stück Edelwild, oder 80 Stück Edel- und Damwild im Gemeng zur Hälfte, oder 100 Stück Damwild bestehen, insofern an der Winterfütterung nicht gespart und auf die Cultur des Bodens gehörige Sorgfalt gewendet wird.[1])

§. 3. Die beste Vermachung eines Thiergartens ist allerdings eine 10′ über der Erde erhabene Mauer, in welcher hin und wieder, auf der halben Höhe, Schießscharten anzubringen sind. Da diese aber sehr kostbar ist, so bleibt die allen andern vorzuziehen, wo in 8″ ins Gevierte haltenden, 10′ über der Erde stehenden eichenen Säulen 2″ starke Bohlen, bis auf die Höhe von 5′, über diesen aber starke Latten, etwa 5—6″ auseinanderstehend eingefalzt werden; doch muß unter den Bohlen noch der Grund 1′ tief gemauert sein. Aufgerichtete, oben mit Zaungerten verflochtene eichene Planken haben zwar ziemliche Dauer, aber alle Raubthiere arbeiten sich unten zu leicht durch. Umzäunungen mit kiefernen, geschälten, in durchlöcherte, breite Steile oder Stände eingelassenen Hegestangen sind an Orten, wo es viel Nadelholz gibt, die wohlfeilsten, bedürfen aber einer fast immerwährenden Ausbesserung, und das Abwehren der Raubthiere ist bei solchen fast ganz unmöglich.

Alle Thore und Thüren müssen gut verwahrt werden und nach dem Wildgarten hineinwärts aufgehen.

Der sogenannten Einsprünge, welche zuweilen dazu dienen können, den Wildbestand im Thiergarten durch Zugang von außen zu vermehren, erwähne ich nur beiläufig, theils weil deren Anlage Pritvaleuten selten gestattet wird, theils weil sie zufällig oft mehr Nachtheil als Vortheil bringen.

---

1) Wenn ich hier der Rehe gar nicht erwähne, so mag man den Grund hierzu in meiner Ueberzeugung suchen, daß sie, irgend eng eingeschlossen, nicht fortkommen. Ich weiß übrigens wol, daß von den angegebenen Wildarten in vielen Thiergärten ein weit stärkerer Bestand stattfindet; gewiß aber rührt auch daher die Schwäche des Wildes am Leibe und Gehörne. W.

Zusatz zur zweiten Auflage. Von einem und dem andern Schriftsteller ist es getadelt worden, daß obige Bestandnahme sich nicht auf genaue Berechnung gründe. Der Verfasser ist und bleibt der Meinung, daß alle Rechnung auf dem Papier in solchen Fällen vergeblich sei, und daß nur Erfahrungsregeln allein gültig sein können. W.

Sie bestehen in einer etwa 20′ breiten, in der Umzäunung gelassenen Oeffnung, welche mit 6—7′ hohen Palissaden zugesetzt wird. Dicht an der innern Seite derselben läßt man die Erde 3—4′ tief ausgraben und diese Vertiefung nach dem Garten hinein 10—12′ breit schräg aufwärts, an der daranstoßenden Vermachung aber einige Fuß weit schwalbenschwänzig auslaufen. Die ausgestochene Erde wird so hinter den Palissaden aufgeworfen, daß dicht an der äußern Seite der Boden mit denselben völlig gleich ist, sich aber immer weiter abwärts so lange vertieft, bis er mit der übrigen Erde horizontal wird.

Durch die Einsprünge fällt zuweilen allerdings in der Brunftzeit ein fremder Hirsch in den Wildgarten ein; aber sehr begreiflich ist es doch auch, daß, wenn in der Nacht bei starkem Winde viel Schnee fällt, die innere Vertiefung leicht vollgeweht werden kann.

Da nun in solchen Wehen der Schnee sich oft so fest zusammendrückt, daß ein Stück Wild darüber wegziehen kann ohne durchzutreten, so möchte, ehe der Schnee aus der Vertiefung geschaufelt wird, auf einmal leicht mehr Wild in einer Nacht entfliehen, als in zehn Jahren Zugang durch den Einsprung erwartet werden kann.

An der freiesten Seite des Thiergartens muß nicht nur die Wohnung für den Aufseher, sondern auch nicht weit davon der Heuschuppen erbaut werden. Dieser soll auf dem Dachboden das zur Winterfütterung erforderliche Heu fassen, unten aber so viel Höhe und Raum haben, daß Hirsche und Thiere gemächlich in demselben stehen und sich wenden können. Die ganzen Giebelenden bleiben offen, das Säul- und Riegelwerk aber wird verlattet. In der Mitte wird die Heuraufe [1]), an jeder Seitenwand aber eine Krippe angebracht, um im Winter bei schlechter Witterung darin füttern zu können. Zu dem nämlichen Zweck bei schönem Wetter muß um den Schuppen herum für eine hinlängliche Anzahl Raufen, welche den Schafraufen gleichen, und für freistehende schmale Krippen gesorgt werden.

Der Waldbestand im Wildgarten ist mit Alleen zu durchschneiden, welche außer der guten Uebersicht auch noch große Vortheile beim Einfangen gewähren. Auch ist es gut, wenn wenigstens in einer Ecke der großen Vermachung eine kleine angebracht wird, deren eine Seite offen bleibt, um da hinein das einzufangende Wild treiben, sie nachher aber zustellen zu können.

1) Die Raufe muß weit enger als bei einer Pferderaufe, gespriegelt und so hoch gestellt werden, daß einestheils alte Thiere und Hirsche nicht oben hineinlangen, anderntheils Schmalthiere und Kälber, ohne mit dem Rücken anzustoßen, gemächlich unter derselben weggehen und so vor den von Futterneid herrührenden Mishandlungen sich retten können. Auch ist es räthlich, nicht fern von dem Hauptschuppen ein Paar kleinere, zu 8′ Höhe im Lichten und zu 10′ Länge und Tiefe ins Gevierte errichten und mit Raufen versehen zu lassen. Sie sind dazu bestimmt, Schmalthiere und Kälber allein aufzunehmen, weshalb die Eingänge so niedrig gemacht werden, daß Hirsche und Thiere gar nicht eindringen können. W.

Das Schlagholz theilt man in 12—16 kleine Gehaue, von welchen in der Folge alljährlich einer abzutreiben ist. Damit aber der Ausschlag vom Wilde nicht verbissen und das Holz am Ende nicht ganz zu Grunde gerichtet werde, ist es nothwendig, so viel leichtes, 8′ hohes, transportables Gatterwerk in Bereitschaft zu halten, daß damit die abgetriebenen Schläge, wenigstens die ersten sechs Jahre hindurch, umsetzt werden können.

Nächstdem pflanze man in den Gehauen wilden Jasmin (Philadelphus coronarius *L.*), auch den aus Nordamerika zu uns gekommenen großen stacheligen Hagedorn (Crataegus coccinea *L.*), auf freien Plätzen wilde und gutgemachte Obststämme aller Art und Roßkastanienbäume an, verbinde aber letztere bis zur Krone stark mit Dornen, oder umsetze jeden ringsum dicht mit Pfählen und verflechte diese, oben wenigstens, mit Weiden. Jede Eiche und Buche, selbst die kernfaule, muß, insofern sie noch Früchte trägt, sorgfältig geschont werden.

An den Wiesen und Ackerplätzen und sonst hin und wieder lasse man Kanzeln zum Anstande errichten.

§. 4. Wenn nun alle diese Vorbereitungen und Anlagen gemacht sind, ist es Zeit, für Herbeischaffung des auszusetzenden Wildes zu sorgen.

Man suche zu dem Ende von den Wildarten, welche man unterhalten will, so viel gezähmte Stücke und so viele Varietäten als nur immer möglich aufzutreiben. Erstere werden dazu vorzüglich mitwirken, das übrige Wild früher auf die Fütterung zu ziehen und fromm zu machen; letztere erhöhen das Vergnügen des Besitzers und aller Wildliebhaber.

§. 5. Schon bei anderer Gelegenheit ist dem Vorurtheil widersprochen worden, daß Edel- und Damwild sich nicht auf einem Stande vertrage. Viele, selbst kleinere Thiergärten beweisen das Gegentheil, und hierauf stützt sich die Behauptung, daß es räthlich sei, in größern Wildgartenanlagen beide genannte Wildarten nebeneinander zu unterhalten.

Die vorzüglichste dieser Art, welche ich gesehen habe, machte der königl. preuß. General, Graf von Lindenau, im Jahre 1795 auf dem Rittergute Machern unweit Leipzig, und pflegte ihrer vortrefflich, bis er 1802 diese von ihm ungemein verschönerte Besitzung veräußerte. Jetzt existirt der Wildgarten nicht mehr.

Ich glaube meine Leser nicht besser über das zweckmäßigste Verfahren bei der ersten Einrichtung und bei der fernern Behandlung eines mäßig großen Wildgartens unterrichten zu können, als wenn ich ihnen folgende Anzeigen über den macherschen mittheile, welche ich der Güte eines Freundes verdanke, der mit leidenschaftlicher Fürsorge in Abwesenheit des Grafen die Oberaufsicht führte.

„Der Holzwuchs in diesem Thiergarten, welcher ungefähr 76 Acker Flächeninhalt hatte, war sehr gut; die Wiesen nicht übel.

„Im Sommer und Herbst des Jahres 1795 wurden 14 Stück Edelwild, welche im Preußischen, Ansbachischen und Dessauischen eingefangen worden waren, ausgesetzt. Unter diesen befand sich ein weißer Hirsch und ein weißes Schmalthier. [1]) Im Herbst desselben Jahres kam ein rothes Hirschkalb aus Litauen an, welches von einer Kuh gesäugt worden war und, von dieser begleitet, die weite Reise glücklich zurückgelegt hatte. Es war schon als solches und blieb auch als Spießer ausgezeichnet stark; schon im dritten Jahre trug der junge Hirsch ein sehr reguläres Gehörn an zehn Enden und setzte im Jahre 1802 14 Enden, gerade, an ansehnlich starken Stangen auf. Ein Beweis, daß die Aesung und Pflege musterhaft war. Dies erhellte auch daraus, daß, außer einem Schmalthier, im nächsten Winter nicht ein einziges Stück fiel, und daß sich im folgenden Jahre nach der Setzzeit der Wildstand auf dem natürlichen Wege, den Zukauf von zwei zahm erzogenen Thieren abgerechnet, bis auf 28 Stück vermehrt hatte. Von 14 im eigenen Revier und in der Nachbarschaft eingefangenen Rehen hingegen, worunter drei weiße waren, fielen 11, aller verwendeten Sorgfalt ungeachtet, binnen Jahresfrist; nur drei hielten sich länger, aber auch nicht ein Junges ward gezogen.

„Im Jahre 1797 setzte man auch Damwild aus, welches sich, obwol auf der Aesung immer von Edelwild entfernt, doch gut hielt, sehr feist wurde und glücklich setzte.

„Im October desselben Jahres kamen ein Elen-Hirschkalb und zwei Rothwildkälber, jenes von einer Kuh, diese von einer Stute gesäugt und begleitet, glücklich aus Litauen an. Ersteres ward sehr fromm, bekam anfänglich Milch und Schrotgetränk, Eichenlaub, Eberesch- und Schießbeeren (Frucht des gemeinen Faulbaumes, Rhamnus Frangula *L.*), nachher auch Möhren und Hafer zur Nahrung, und wurde täglich zur Tränke geführt, in welcher es sich jedesmal mit Schwimmen vergnügte.

---

1) Das weiße Edelwild in Machern war etwas schwächer als das gemeine rothe im Freien zu sein pflegt. Ob dies in der Natur desselben liegt, oder ob es die Beschränkung in einem engen Raume bewirkt, muß sich in einigen Jahren vielleicht im Dessauischen aufklären, da auf der sogenannten Mossigkauer Heide ein junger weißer Hirsch und ein weißes Thier, welche der Erbprinz in Machern kaufte, wenigstens ungleich mehr Freiheit erhielt. An andern Orten will man bemerkt haben, daß wenn weiße Hirsche mit weißen Thieren brunsten, kaum der sechste Theil ebenso gefärbter Kälber fallen. Ungleich mehrere dieser Art sollen rothe Thiere zufolge der Brunft mit weißen Hirschen setzen. Auch dies könnte in Zukunft von Dessau aus bestätigt oder widerlegt werden. W.

Zusatz zur zweiten Auflage. Das im Dessauischen ausgesetzte weiße Edelwild, besonders aber dessen zweite Generation, blieb gegen das rothe von gleichem Alter keineswegs zurück; der fernere Erfahrungssatz erhielt Bestätigung. W.

„Das unter §. 8 zu erwähnende Kräuterpulver wurde ihm gleichfalls täglich, auf das Futter gestreut, gegeben.“ (Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß ohne dieses Pulver Elenkälber nicht gut gedeihen.)

„Als dasselbe mehr herangewachsen war, ließ man es aus dem Stall zum übrigen Wild, welches sich anfänglich wol vor dem Fremdling scheute, ihm aber doch bald in seiner Gesellschaft Zutritt gestattete. In der Folge schloß es sich überall, selbst auf der Fütterung, an die starken Hirsche an und wurde von ihnen geduldet. Auch in der strengsten Kälte des Winters, welchen es in Machern zubrachte, blieb es immer munter und scherzte mehr als das übrige Wild; zugleich bildeten sich zwei Kolben von 3″ Länge auf dem Rosenstocke, als Anfang zum künftigen Geweih.

„Der großen Verwüstungen halber, die es am Holze durch Schälen anrichtete, mußte sich der Graf entschließen, dies in unsern Gegenden so ungewöhnliche Stück den 8. Mai 1798 todtschießen zu lassen.

„Bei seiner Ankunft war es 5′ 6″ hoch, den Kopf mitgerechnet 5′ 4″ lang. Während der siebenmonatlichen Existenz im Wildgarten wuchs es 8″ in der Höhe und 7″ in der Länge.

„Auch an den zwei Wildkälbern, welche gleiches Vaterland mit ihm hatten, zeigte es sich, daß das litauische Rothwild gleich von der frühesten Jugend an stärker und besonders hochläufiger als das unserige, in der Farbe und den andern Eigenschaften von diesem aber nicht unterschieden ist. [1])

„Gewiß ist der Fall selten, daß Edelwildkälber mit Pferdemilch gesäugt werden. Das vortreffliche Gedeihen derer, von welchen hier die Rede ist, macht mehrere Versuche dieser Art wünschenswerth.

„Die kleine litauische Stute bezeigte ungemein viel Liebe zu ihren Säuglingen, welche von diesen gegen die Pflegemutter im vollsten Maße erwidert ward. Auch behielten sie eine so große Anhänglichkeit an Pferde, daß sie, nachdem die Stute entfernt worden war, wenn der Graf im Thiergarten umherritt oder fuhr, gleich den Pferden nachzogen, sie berochen und sich nur ungern beim Ausgange davon trennten.

„Am 4. Juni 1799 erhielt der machersche Wildbestand einen neuen Zuwachs aus dem hessischen Wildgarten durch zwei Stück bengalischen Wildes (Axis- oder Gangeshirsch), bestehend in einem Spießer und in einem alten Thier.

„Das Axiswild ist roth und weiß gefleckt, fast wie das bei uns gemeine, im Sommer bunte Damwild; doch hat jenes feineres Haar, eine weit

---

1) Doch ist zu bemerken, daß der litauische Hirsch im höhern Alter merklich stärkere Stangen bekommt, aber verhältnißmäßig weniger Enden ansetzt als der unserige. W.

brennender rothe Farbe und viel feinere Nuancen in Rücksicht der Flecken, an jeder Seite der Unterlippe einen braunen Fleck, einen noch größern, ebenso gefärbten, mit einem weiß und roth gemischten Rande umgebenen vor der Stirn, weiße Seiten des Nasenbeines, weißgelbliche Backen, weißes braungerändertes Gehör, einen silbergrauen Hals und ebenso gefärbte Läufe. Zur höchsten Zierde gereicht ihm der breite sammtartige schwarze Streif, welcher längs dem Rücken sich ausdehnt. Es ist etwas schwächer am Leibe als das Damwild, und etwas stärker als das Reh. Der Hirsch dieser Art setzt nicht mehr als sechs, aber hoch vereckte Enden auf, welche, wie die Stangen, auch nach dem Fegen weißlich von Farbe sind. Das Gehörn wiegt schwer, ist sehr fest und hat Augensprossen. Die Eckzähne (Haken) fehlen.

„Das Axiswild ist außerordentlich flüchtig und hat ungemein viel Schnellkraft in den Sehnen, sodaß der Hirsch ohne große Anstrengung über eine 8 Fuß hohe Vermachung in Machern übersiel. Es blieb immer schüchtern und nur das alte Thier gewöhnte sich am Ende, Brot aus den Händen des Wärters anzunehmen; der Hirsch aber war so böse, daß er, enge eingeschlossen, dem Wärter zuweilen, im Freien dem stärksten Edelhirsche, welcher ihm zuletzt auswich, und selbst Edel- und Damthieren, erstern zu allen Jahreszeiten, und letztern sogar in der Brunftzeit gefährlich wurde. Was ihm an Stärke abging, ersetzte er durch Gewandtheit. Deshalb mußte er alljährlich, wenn er gefegt hatte, eingefangen und ihm das Gehörn abgesägt werden.

„Sowol die ersten Ankömmlinge, als die in Machern gezogenen Kälber konnten sich so wenig an die Strenge unsers Winters gewöhnen, daß sie während desselben in einem warmen, reinlich gehaltenen, öfters mit frischem Sande ausgestreuten Stall verwahrt sein mußten, und nur in der Mittagsstunde eines schönen gelinden Tages in dem engen, vor demselben angebrachten Gatterwerke sich Bewegung machen und frische Luft schöpfen durften. Während dieser Gefangenschaft bestand ihre Aesung in vorzüglich gutem Heu, Häfer und Gerste, welche einen Tag um den andern mit einem für alles Wild im Wildgarten sehr heilsam befundenen Pulver überstreut ward. [1]) Zuweilen bekamen sie auch geschnittene Möhren."

Den Grund der sonderbaren Ereignisse, welche man in Rücksicht der Brunft des bengalischen Wildes überhaupt, sowie in der des Abwerfens und Aufsetzens der Hirsche zu bemerken Gelegenheit fand, habe ich bisher größtentheils in einer vielleicht übertriebenen zärtlichen Pflege gesucht, bin aber durch die Güte eines sehr achtungswerthen Mannes belehrt worden, daß das Axis-

1) Das Recept dazu soll §. 8 mitgetheilt werden. W.

wild in Bengalen selbst zu verschiedenen Jahreszeiten setze und brunfte. Nach dieser vorausgeschickten Bemerkung mag mein Freund fortfahren.

„Das bengalische Wild [1]) brunftet zu keiner Jahreszeit ausschließlich, sondern im Winter wie im Sommer; ja, ein altes Thier ward am neunten Tage, nachdem es gesetzt hatte, als das Kalb noch lebte, schon wieder beschlagen; gemeiniglich geschieht dies aber erst drei Wochen nach dem Setzen.

„Das Wild geht gerade 33 Wochen tragend, aber nur die im Frühling und Sommer gesetzten Kälber gedeihen; Herbst- und Winterkälber hingegen fallen (sterben) fast alle in der frühesten Jugend.

„Das alte Thier ward hochbeschlagen in den Thiergarten gebracht und setzte binnen drei Jahren viermal, jedesmal ein Kalb. Zwei fielen bald nach der Geburt; eins aber wuchs zum Spießer, ein anderes zum Schmalthier heran. Beide erreichten die Stärke und bekamen ganz die Farbe der Aeltern, noch ehe sie mit diesen im Sommer 1803 andern Besitzungen des Herrn Grafen zugeführt wurden.

„Der machernsche Axishirsch warf mit Eintritt des Winters und meistentheils noch im December ab, vereckte aber erst gegen Ende des folgenden Juni und fegte im Juli völlig. Uebrigens hat die Bemerkung des Herrn Oberforstmeisters v. Wildungen, «daß sich das Aufsetzen und Abwerfen des Axishirsches nach derjenigen Periode richte, in welcher er gesetzt ward», ohne die Glaubwürdigkeit des Angebers in Anschlag zu bringen, viel Wahrscheinliches."

§. 6. Am wenigsten kostspielig ist die Einrichtung und Unterhaltung eines blos mit Damwild besetzten Wildgartens, weil dieses nicht nur härter

---

1) Döbel beschreibt es unter dem Namen indianische Hirsche schon in seiner Jägerpraktica, und zwar für die Zeit, in welcher er schrieb, genau genug; nur fehlt er in der Benennung, denn der indianische Hirsch ist sehr viel schwächer und zarter als der bengalische und macht wie dieser eine eigene Art der Gattung Cervus aus. Auch die Behauptung: man finde Gehörne von acht bis zehn Enden, ist falsch. Genauere Angaben über das Axis- oder bengalische Wild, als bei jenem Schriftsteller zu erwarten sind, liefert die Abhandlung des Reichsgrafen v. Mellin in v. Wildungen's Taschenbuch für Jagd- und Forstfreunde f. d. Jahr 1802. Diese stimmen fast durchgängig mit dem überein, was mein Freund darüber sagt.

v. Mellin gibt die höchste Stärke des Axis im Gewicht zu 100 Pfund an.

Der von ihm aufgestellte Erfahrungssatz, daß das Gehörn eines alten Axishirsches die Stärke des Geweihes eines gemeinen Edelhirsches an sechs Enden erreiche, hat sich an dem, welcher von Machern nach Potsdam versetzt wurde und auch dort in der nahrhaftesten Aesung und Fütterung stand, nicht bestätigt; denn das Gehörn nahm in vier Jahren an Stärke nicht mehr zu und blieb um vieles schwächer, als es der obigen Angabe nach hätte sein müssen.

Noch bestimmter ist ein anderer: „daß ein Hirsch, welchem die Stangen dicht über den Rosen abgesägt werden, für das Jahr worin diese Verstümmelung stattfindet, zur fruchtbringenden Brunft völlig untüchtig sein soll", im machernschen Wildgarten widerlegt worden. Nur ein einziger bengalischer Hirsch befand sich dort; diesem wurde jedes Jahr das Gehörn dicht über dem Rosenstock abgesägt, die befruchtende Brunftfähigkeit ihm aber dadurch so wenig benommen, daß er in diesem Zustande das alte Thier mehr als einmal hochbeschlug. Die Vorschläge des Grafen, die Brunft des Axiswildes auf bestimmte Zeiten zurückzuführen, scheinen zweckmäßig zu sein, und bestehen darin, man solle alle Brunfthirsche nur im September zu den Thieren lassen, außerdem sie in einer besondern Vermachung halten, die übrigen aber castriren. Nur möchte das Zurückbringen der erstern in die Vermachung mit vielen Schwierigkeiten, sogar mit Gefahr verbunden sein. W.

ist als das Edelwild, sondern auch mit schlechterer Aesung vorlieb nimmt. Es kann daher in Wildgärten, die einzig Damwild und dessen für die örtlichen und Flächenverhältnisse nicht zu viel enthalten, alles, was weiter unten über Erzeugung künstlicher Aesungsmittel vorkommt, wo nicht gänzlich wegfallen, doch nach einem bei weitem ökonomischern Plan eingerichtet werden. Nur Obst, Roßkastanie, Eichelmast und etwas Heu und Hafer zur Winterfütterung darf nicht fehlen.

§. 7. Soll eine auf einen kleinen Bezirk eingeschränkte, für diesen verhältnißmäßig starke Stückzahl an Wild, welcher Art es sei, gedeihen, so leuchtet es ein, daß dieser Zweck nur durch zweckmäßige Behandlung des Gehölzes, der Wiesen und des Ackers in demselben, sowie durch andere Aesungsmittel, wozu alles am Ende des vorigen Paragraphen Genannte gehört, erreicht werden kann.

Die Schläge im Wildgarten müssen im Spätherbst, oder doch mit Eintritt des ersten Schnees abgetrieben werden. Das gefällte Holz läßt man reihenweise legen, weil in dieser Jahreszeit die Knospen und zum Theil die Schale den Abgang anderer Aesung ersetzen.

Alle in der Vermachung vorhandene Wiesenflecke müssen im zeitigsten Frühling geräumt, die Maulwurfshaufen auseinandergestoßen und mit Klee oder andern guten Grasarten besäet werden. Befänden sich tiefe, bruchige und saures Futter tragende Plätze darunter, so suche man die überflüssige Nässe durch Graben abzuleiten. Hat man hingegen Gelegenheit, die höhern trockenern zu wässern, so lasse man diese nicht ungenutzt.

Noch immer wendet man, im allgemeinen, auf keinen Zweig der Landwirthschaft so wenig Sorgfalt, als auf möglichste Förderung der Wiesen- und Futterkräutercultur. [1]) Nirgends ist jedoch diese nothwendiger als in einem Wildgarten. Hier, wo das Wild jedes frisch hervorsprossende, kräftige Nahrung gewährende Gräschen abäset, werden die bessern Pflanzen nur zu bald durch die mehr wuchernden schlechtern unterdrückt, wenn man nicht alles anwendet, dem Emporkommen jener durch Düngung Hülfe zu leisten. So oft als möglich, wenigstens alle drei Jahre, muß dieses hier durch Asche oder Hühner- und Taubenmist geschehen.

Sämmtliche in einem Wildgarten befindliche Wiesen sind in mehrere Abtheilungen zu bringen und diese abgesondert voneinander sorgsam zu verhegen. Immer ist nur eine davon dem Wilde einzuräumen und wenn diese ausgeäset ist, eine andere zu öffnen, die erste aber sofort zu sperren, um den Nachwuchs zu begünstigen.

---

1) Gegenwärtig wird bei jedem rationellen landwirthschaftlichen Betriebe auf künstlichen Futterbau die größte Sorgfalt verwendet. T.

Das vom Wild nicht abgeäsete Gras, sei es auch noch so wenig, muß jährlich zweimal abgemäht werden, nicht sowol der Benutzung wegen, als um den bessern Kräuter- und Grasarten das Emporkommen zu erleichtern und beiläufig die Ueberhandnahme des Mooses zu verhindern.

Um hierzu, wie dies unter den bestehenden Verhältnissen öfters als sonst nöthig werden muß, durch die Kunst mitzuwirken, ist von jenen Abtheilungen von Zeit zu Zeit eine und vorzugsweise immer die, welche den schlechtesten Graswuchs zeigt, zuerst umzupflügen, bis der Rasen völlig verfault, bei guter Düngung als Ackerland zu benutzen, dann aber, mit gutem Futterkraut- und Grassamen überstreut, wieder in Wiese umzuwandeln.

Da die in einem Wildgarten vorhandenen Ackerplätze jedes Jahr tragen sollen, so darf es denselben an gutem Dünger und fleißiger Bestellung nicht fehlen. Ein Theil kann mit Roggen [1]), der andere mit Winterreps oder Rübesaat, der dritte im Frühling mit Hafer, alles aber so zeitig als möglich besäet werden. Jede von diesen Abtheilungen läßt man gleichfalls so lange mit Gatterwerk umsetzen, bis sie dem Wild eingegeben werden sollen. Ist der Boden gut und hat sich der Roggen gehörig bestockt, so kann er schon im Spätherbst einige Tage hindurch dem Wild Aesung liefern, muß aber dann wieder verhegt werden. Die Umsetzung des Reps bleibt stehen, bis Schnee fällt. Durch das alsdann gleich erfolgende Aufthun desselben erhält das Wild ein kräftiges und heilsames Labsal. Nur spare man es nicht zu lange auf, denn bei einfallendem Thauwetter fangen die Blätter zu faulen an und wirken so schädlich auf die Gesundheit des Wildes.

Der mit Hafer bebaute Theil kann, insofern die junge Saat vorzüglich üppig steht, vor dem Schossen aufgethan werden, um zu der Zeit, wo grüne Kräuter noch nicht häufig sind, solche hierdurch zu ersetzen; bald aber muß er wieder verhegt werden, bis der Hafer Körner bekommt. Dann überläßt man ihn dem Wilde ganz. Aesung auf junger grüner Saat vertritt bei ihm die Stelle einer Frühlingscur, deshalb gibt man auch den Roggen, sobald er sich im Frühling hinlänglich bestockt hat, völlig preis, jedoch vor dem Schossen; denn theils wäre dann der Zeitpunkt schon vorüber, wo das Wild der Unterstützung vorzüglich bedarf, theils nimmt es die harten veralteten Stengel nicht an.

Alle Eich- und Buchmast, die Kastanienfrucht und wenigstens der durch Winde und Wurmstich verursachte Obstabfall gebührt im Wildgarten dessen Bewohnern von Rechts wegen. [2])

1) Johannis- oder Staudenkorn (Secale cereale multicaule) ist am vorzüglichsten, weil es gleich nach Johannis oder doch im August schon gesäet wird und sich vor Winter außerordentlich bestockt. W.

2) Vielleicht wird man mir bei den meisten dieser Angaben zu große Kostspieligkeit zum Vorwurf

§. 8. Ich komme nun auf einen ebenso wichtigen als Kosten verursachenden Gegenstand, die Winterfütterung. Vernachlässigung derselben zieht Zugrunderichtung des Wildes unvermeidlich nach sich; zweckmäßiges Verfahren mit derselben befördert mehr als alles andere das Gedeihen desselben.

Zuvörderst muß ebenso gutes Heu auf den Schuppen gefahren werden, als das ist, welches man den Schafen füttert; das schlechtere etwa im Thiergarten noch erbaute verbraucht man anderwärts, oder, mit besserm gemischt, zur Fütterung des Damwildes.

Nächstdem lasse man, wenn im Reviere Eicheln oder Bucheln gerathen sind, einen hinlänglichen Vorrath lesen, recht dünn auf einen luftigen Boden schütten und öfters umschaufeln; man sorge auch für den nöthigen Hafer und, wenn es sein kann, für eine Quantität Möhren.

Sobald als im Spätherbst die natürliche Aesung sich zu vermindern anfängt, muß täglich wenigstens einmal gefüttert werden. Zu dem Ende vertheilt der Wärter in den gut gereinigten Krippen einen Tag Eicheln, den andern Tag Hafer; das Heu täglich auf den Raufen, bei gutem Wetter außerhalb, bei schlechtem innerhalb des Schuppens.

Für einen Wildstand, welcher dem in §. 2 angenommenen gleichkommt, ist es hinreichend, wenn man bei mäßig strenger Witterung täglich acht dresdener Metzen Eicheln oder Hafer und 3/4 Centner Heu, bei großer Kälte und tiefem Schnee aber zwölf Metzen vom erstern und einen Centner vom letztern rechnet. Doch kann an gelinden Tagen etwas abgebrochen, an äußerst strengen aber zugelegt werden.

Zur Erhaltung der Gesundheit des Wildes ist es gut, wo nicht täglich, doch immer einen Tag um den andern eine halbe dresdener Metze Salz, oder zwei bis drei Hände voll von folgendem Pulver, welches im machernschen Thiergarten sehr bewährt gefunden ward [1]), mit dem Futter in den Krippen zu vermengen:

Man nehme getrocknetes und pulverisirtes Eberreis, auch Eberraute genannt (Abrotanum), Rheinfahl (Rheinfarrn, Tanacetum) und Küchensalz, von einem dem Maße nach so viel als vom andern, und mische es gehörig durcheinander.

Auch ist es sehr gut, wenn nächst dem Hafer von Zeit zu Zeit einmal vier dresdener Metzen kleinwürfelig geschnittener Möhren gegeben werden.

---

machen; allein ich glaube mit Unrecht, da gewiß jeder darin mit mir übereinstimmt, daß niemand eine Anlage dieser Art machen soll, dem die Mittel, sie so gut als möglich zu unterhalten, nicht zu Gebote stehen. W.

1) Der Nutzen, welchen es leistete, ward dadurch besonders sichtbar, daß man die Lunze alles im Wildgarten geschossenen Edelwildes vollkommen gesund, die aller gefallenen Rehe aber, weil diese weder Futter noch Pulver annahmen, anbrüchig fand. W.

§. 9. Ganz besondere Rücksicht ist von Jahr zu Jahr auf die Erhaltung eines richtigen Verhältnisses zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht, sowie zwischen dem jüngern und ältern Wild zu nehmen.

Angenommen also, man hätte den Wildgarten allein mit Edelwild besetzt, so würde ich für die Zahl von 60 Stück folgende Eintheilung vorschlagen:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Castraten:
1 Kapitalhirsch,	24 alte Thiere,	2 alte,
1 Hirsch mittlerer Stärke,	6 Schmalthiere,	3 zweijährige,
2 gemeine Hirsche,	8 Wildkälber.	3 einjährige.
1 Gabelhirsch,	38 Stück.	8 Stück.
4 Spießer,		
5 Hirschkälber.		
14 Stück.		

Sollten aber in einem Wildgarten von gleichem Flächeninhalt 40 Stück Edel- und 40 Stück Damwild unterhalten werden, so könnte bei jeder Wildart ungefähr folgende Klassifikation stattfinden:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Castraten:
1 Kapital- }	16 alte Thiere,	2 alte,
1 Mittel- } Hirsch,	4 Schmalthiere,	2 zweijährige,
1 gemeiner }	5 Wildkälber,	2 einjährige,
1 Gabel-[1] }	25 Stück.	6 Stück.
2 Spießer,		
3 Kälber.		
9 Stück.		

Wäre hingegen die Bevölkerung desselben auf 100 Stück Damwild festgesetzt, so würden folgende Verhältnisse anzunehmen sein:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Castraten:
1 Kapitalschaufler,	36 alte Thiere,	9 alte von verschiedenen Jahren,
2 schwächere verschiedenen Alters,	10 Schmalthiere,	3 dreijährige,
6 gemeine Hirsche,	12 Wildkälber.	3 zweijährige,
6 Spießer,	58 Stück.	4 einjährige,
8 Hirschkälber.		19 Stück.
23 Stück.		

1) Da beim Damwild Gabelhirsche nicht vorkommen, so kann statt dessen ein gemeiner mehr bleiben. W.

§. 10. Treten nicht besondere unvorherzusehende Unglücksfälle ein, so werden die oben angegebenen Eintheilungen sich desto leichter gleichmäßig erhalten lassen, wenn eine genaue Liste über Bestand, Zugang und Abgang und zugleich ein Tagebuch über die vorkommenden Ereignisse ununterbrochen fortgeführt wird.

Nach beiden muß man sich mit der Wegnahme des Ueberzähligen ungefähr auf folgende Art richten:

Nach der Setzzeit kann man die Thiere, welche zum zweiten mal gelte geblieben sind, weiterhin einige Spießer und Schmalthiere, insofern sie nicht zum Ersatz des Abgangs an älterm Wild erforderlich sind, in der Feistzeit entbehrliche Hirsche, unter diesen aber vorzüglich den ältesten schießen, wenn nicht besondere Gründe, z. B. ein sehr ausgezeichnetes Gehörn u. dgl., dem Besitzer des Thiergartens die Erhaltung desselben wünschenswerth machen, weil dieser hier noch eher als im Freien seiner Unbeholfenheit wegen in der Brunftzeit das Opfer der jüngern, mehr rüstigen, werden kann.

Nie darf man zwei Hirsche mittlern Alters von gleicher Stärke auf die Brunft treten lassen, sonst gehen sie oft beide durchs Kämpfen zu Grunde.

Während und nach der Brunft kann von Zeit zu Zeit ein Castrat, im Spätherbst und im Winter das überzählige Wild, und im Frühling ein noch übriges Schmalthier gebirscht werden.

Findet sich Gelegenheit, eingefangenes Wild gut zu verkaufen, so ist der September hierzu die schicklichste Zeit. Kälber werden bei dieser Gelegenheit am höchsten benutzt, gewöhnen sich auch leichter an veränderte Aesung.

Alles gezähmte Wild muß sorgfältig geschont werden.

§. 11. Das Birschen betreibe man immer still und ruhig.

Das Schießen an der Fütterung, so gewöhnlich es auch ist, kann ich nicht billigen; denn dies ist der Ort, wo das Wild nie und nicht im mindesten gestört oder unruhig gemacht werden sollte.

Man wird ja doch jederzeit andere Gelegenheit finden, ein bestimmtes Stück zu erlegen, indem man sich auf den Kanzeln anstellt, oder außer der Vermachung umherschleicht und sich die Schießscharten zu Nutze macht, um einen guten Schuß anzubringen.

Das Zutreiben beunruhigt das Wild nicht nur für den Augenblick, sondern es bleibt noch lange nachher scheu. Auch zieht es sich, sobald es merkt, worauf es abgesehen ist, so enge im Trupp zusammen und läßt sich so wenig sprengen, daß es ganz unmöglich wird, ein bezeichnetes Stück herauszuschießen.

Schlechte Schützen gehören in einen Thiergarten gar nicht.

§. 12. Zum Einfangen bedient man sich der Hirschnetze, und zwar werden sie busenreich gestellt. Ist zu diesem Zweck eine kleine besondere Vermachung nach §. 3 des gegenwärtigen Kapitels im Wildgarten eingerichtet, so wird der Theil des Wildes, wobei die Stücke stehen, welche man zu haben wünscht, durch den offenen Eingang ganz still und ruhig hineingetrieben, dann ein straffes Netz oder hohes Tuch schnell vorgezogen, hierauf in der Mitte das Fallnetz gestellt und endlich das Wild in dieses hineingejagt.

Außerdem kann man auch die Abtheilung des Gartens, in welcher das gesuchte oder bestimmte Wild eben steht, verlappen und auf einer Allee, die durch diese kleine Lappstadt geht, dicht am Holz die Fallnetze stellen.

§. 13. Die Obliegenheiten des Thiergartenwärters, welcher mit allen die Behandlung des ihm anvertrauten Wildes betreffenden Kenntnissen ausgestattet und überhaupt ein tüchtiger Jäger sein muß, bestehen hauptsächlich in Folgendem:

1. Er muß es keinen Tag versäumen, die ganze Vermachung des Wildgartens zu umgehen und jeden Theil derselben genau zu untersuchen, ob etwa hier oder dort etwas schadhaft zu werden anfängt. Bemerkt er irgendeine Stelle, wo dies der Fall wäre, so verstelle er sie augenblicklich mit einem Tuch oder Netz, oder verlappe sie wenigstens doppelt, bis sie sobald als möglich wieder ausgebessert worden ist.

2. Er verdoppele ähnliche Untersuchungen, wenn viel Schnee bei heftigem Wind fällt, weil sich da oft sehr hohe, sogenannte Windwehen an der Vermachung aufhäufen, welche nicht nur durch den Druck gegen dieselbe ihren Einsturz veranlassen, sondern auch außerdem dem Wild Gelegenheit überzufallen verschaffen können. Wäre die Möglichkeit eines solchen Ereignisses nur zu ahnen, so muß, koste es auch was es wolle, der Schnee ohne Zeitverlust ab- und auseinandergeworfen werden.

3. Er lege die kleinen Gehaue im Thiergarten zur rechten Zeit an und lasse das Holz, wenn im Winter das Wild die Knospen der oben liegenden Aeste abgeäst hat, umwenden; insofern es auch da nichts mehr fände, wegfahren, dann aber im zeitigen Frühling den Schlag umsetzen und diesen, wie alle folgende, die zur Schonung bestimmten Jahre hindurch verhegen.

4. Vorzüglich lasse er sich's angelegen sein, jedes einzelne Stück genau zu kennen und es daher täglich zu beobachten. Nichts wird ihm das Geschäft mehr erleichtern, als wenn er sich bemüht, das sämmtliche Wild so fromm als möglich zu machen und es sobald als möglich auf die Fütterung zu ziehen. Sind einige gezähmte Stücke dabei, so wird er den Zweck um so eher erreichen, wenn er diese, je nachdem sie gewohnt sind, durch Rufen oder Blasen zuerst an die gut versorgten Krippen und Raufen lockt. Käme

dann das übrige Wild auch nicht sogleich mit heran, so folgt es doch gewiß noch in der nächsten Nacht der Leitung des gezähmten.

Kann dieses Mittel nicht stattfinden, so versuche er, nachdem vorgefüttert ist, alles in einen Trupp und heranzutreiben, lasse es aber, solange dies nöthig ist, ganz ungestört äsen. Sehr bald wird es die Futterstunde, die immer genau gehalten werden muß, bemerken und sich freiwillig nähern. Nach und nach zeige sich dann der Wärter, umgehe die Fütterung, ziehe sich aber zurück, sobald das Wild unruhig wird. Bleibt es endlich ungestört bei der Aesung, wenn er sich sehen läßt, so fange er an, während es das Futter annimmt, auf einem Flügelhorn zu blasen, behalte aber immer dieselben Töne bei. Einige Tage werden hinreichen, dies Zeichen den hungerigen Gästen verständlich zu machen, und in kurzer Zeit werden sie sich, durch dasselbe gelockt, an die Fütterung ziehen und täglich frömmer werden.

Nicht nur

5. bei dieser Gelegenheit, sondern auch dann, wenn sich das Wild beim Aesen im Thiergarten vertheilt hat, beobachte er es genau. Bemerkt er ein lahmes oder krankes Stück, so muß dieses entweder eingefangen und eine Cur daran versucht, oder wenn der Bestand vollzählig ist, mit Ausnahme der ganz zahmen, auf deren Erhaltung so viel ankommt, lieber gleich, ehe es verkümmert, todtgeschossen werden.

6. Besondere Wachsamkeit ist während der Brunftzeit nöthig, theils um ernstliche Kämpfe zwischen den Hirschen zu verhindern, theils um gleich zu bemerken, wenn und wo einer oder der andere durch das Spießen Schaden gelitten hat. Scheint die Verwundung irgend gefährlich, so darf man das Todtschießen nicht verschieben.

7. Endlich muß auch die Ausrottung der Füchse in der Nähe des Wildgartens durch alle erdenkliche Mittel, besonders aber durchs Fangen, wozu in der dritten Abtheilung des dritten Abschnitts ausführliche, auf eigene Erfahrung gegründete Anleitung gegeben wurde, nach Möglichkeit bewirkt werden. Denn fügen sie auch dem eingeschlossenen Wild selbst in und kurz nach der Satzzeit keinen beträchtlichen Schaden zu, so machen sie es doch unruhig und endlich wild. Es ist kaum zu glauben, was Freund Reinecke alles unternimmt, um in die Vermachung zu kommen. Ist ihm der Weg durch dieselbe und unter ihr weg versperrt, so sucht er ihn oben darüber. Dieser Fall hat sich in Machern; da man den Einsprung bei einer Neue deutlich spürte, öfters ereignet.

Auch vor Hunden ist man nicht immer sicher. Ich selbst habe einen Hund todtgeschossen, als er eben das vierte Wildkalb niederziehen wollte, ohne ergründen zu können, wie er in den mit sehr guter Schalwand umgebenen Thiergarten eines meiner Freunde hatte eindringen können. Gewiß

drei Monate vergingen, ehe das Wild die ihm recht eigentlich eingejagte Furcht wieder ablegte.

§. 14. Schließlich muß ich auch noch des Castrirens erwähnen. Zu diesem Ende fängt man so viel Hirschkälber — je früher nach der Satzzeit, desto besser, auf jeden Fall aber, ehe die Fliegen überhandnehmen — ein, als dieser durch einen sachverständigen Mann vorzunehmenden Operation unterworfen werden sollen, setzt sie nachher gleich wieder aus und überläßt der Natur die Heilung.

Man erreicht hierdurch einen wesentlichen Vortheil: einmal, weil die Castraten zu keiner Jahreszeit schlecht, in der guten Zeit und selbst bis in den Winter hinein aber ausgezeichnet feist sind, und dann, weil sie den Brunfthirschen keinen Eintrag thun und daher von diesen auch unangefochten bleiben. [1])

Drittes Kapitel.

Das Schießgewehr und das Schießen. [2])

1. Das Schießgewehr.

§. 1. In dem gegenwärtigen Kapitel soll dem Jäger, besonders dem angehenden und also weniger erfahrenen, das Wichtigste über die Kenntniß und den Gebrauch des Schießgewehrs nach den langjährigen Erfahrungen des Verfassers mitgetheilt werden.

Wir beginnen mit einer Anleitung zur Untersuchung der Güte und Brauchbarkeit einer Büchse zum Gebrauch. Hierbei sind folgende Punkte zu berücksichtigen:

a) Beim Laufe. Er soll aufrichtig oder rein, überall gleichweich und

---

1) Es ist begreiflich, daß im Vorhergehenden die Anlage, Einrichtung und Unterhaltung eines Wildgartens nicht so ausführlich und erschöpfend vorgetragen werden konnte, als dies in dem oben angeführten großen Mellin'schen Werk, sowie in der vom verstorbenen Fürsten zu Leiningen herrührenden, in Laurop's Annalen a. a. O. abgedruckten, vortrefflichen Abhandlung geschehen ist. Den Unternehmer einer größern Wildgartenanlage verweist man daher auf die citirten Schriften.
W.

2) Ich habe schon in der Vorrede zur dritten Auflage die Gründe auseinandergesetzt, welche mich bewogen haben, das gegenwärtige Kapitel der zweiten Auflage bedeutend zu kürzen, und halte es nicht für überflüssig, hier noch einmal kurz darauf zurückzukommen. Trotz der Mühe, die sich Winckell gegeben hat, das Kapitel über das „Schießgewehr" so genau und ausführlich als möglich auszuarbeiten, so ist es dennoch nur sehr unvollkommen. Es ist viel zu weitläufig für ein bloßes „Handbuch für Jäger", viel zu mangelhaft aber, um den Gegenstand auch nur annäherungsweise zu erschöpfen. Winckell hat dies selbst sehr wohl gefühlt, denn seine später gesammelten Nachträge beziehen sich fast ausschließlich auf das Schießgewehr. Um alle neuen Erfindungen, die in den letzten Decennien an den Schießgewehren gemacht wurden, diesem Kapitel beizufügen und dasselbe also nach des Verfassers Plan auszuarbeiten, hätte ich die Grenzen des Werks weit überschreiten müssen, und

nirgends splitterig sein [1]); überall gleiche Stärke haben; sein Kaliber von oben bis zur Kammer kugelgleich und gehörig gerichtet sein. [2])

Das Kaliber (Durchmesser und Umfang der Höhlung) anlangend, welches ein führiges, seiner Länge und Schwere nach zum Gebrauch geeignetes Birschbüchsenrohr haben soll, so glaubt der Verfasser darüber Nachstehendes bestimmen zu können:

Die in die Seele eines neubearbeiteten Rohres passende Kugel darf nicht unter neun Achtelloth und nicht über fünf Viertelloth wiegen. [3])

---

zwar, ohne daß es an praktischem Werth gewonnen hätte, was doch die Hauptaufgabe des Buchs ist. Ich habe daher die Gewehrfabrikation, die historischen Nachweise, detaillirten Beschreibungen u. s. w. ausgelassen und nur dasjenige ausgewählt, was aus Winckell's reichen Erfahrungen von praktischem Interesse für den Jäger ist.

Wer sich indessen speciell für die Jagdgewehre interessirt, dem sind die nachstehenden Schriften zu empfehlen:

Meyer, Handbuch der Geschichte der Feuerwaffen (Berlin 1835).

Schulte, Taschenbuch für Natur=, Forst= und Jagdfreunde, 1836 und 1839. (Ueber die suhler Gewehrfabriken.)

Karmarsch, Mechanische Technologie, I, 587; ebenso in der Forst= und Jagdzeitung, 1825, Nr. 92; dann in dem Jahrgang 1843, in welchem sich historische Nachweise finden.

P. W. Schmidt, Abhandlung über die Jäger= und Schützenbüchse (Halle 1827).

Jester, Ueber die kleine Jagd (3. Aufl.), I, 7—67.

Prechtl's Encyklopädie, VI, 503, der Artikel „Gewehrfabrikation".

Hartmann, Populäres Handbuch der allgemeinen und speciellen Technologie (Leipzig 1850), I, 643: Fabrikation der Feuergewehre.

H. Mangeot, Traité du fusil de chasse (Brüssel 1851).

Von ältern Werken: Timäus, Versuch über Gewehrfabriken (Leipzig 1792). Aus dem Englischen.

Wer sich speciell für die Geschichte der Feuerwaffen interessirt, der möge nicht vernachlässigen nachzulesen: João Rodrigues, Espingarda perfeita; empressa em Lisboa em 1718 com 13 estampas, und Alfonso Martinez de Espinar, Arte de ballasteria y monteria. T.

1) In der Regel ist das spanische, und unter diesem das biscayische Eisen das beste; ihm folgt an Güte das schwedische, welches zwar weniger, aber gemeiniglich überall sehr gleichweich ist. W.

2) Vollkommene Kugelgleiche muß jedenfalls von der Mündung an bis in die Gegend des Pulversacks, d. h. bis zu vier bis sechs Zoll von der Schwanzschraube aufwärts gerechnet, stattfinden. Von dieser Stelle an pflegen jetzt die meisten Büchsenmacher die Seele des Rohrs um ein weniges zu erweitern, in der Kunstsprache: „der Kugel etwas Fall zu geben". W.

3) Gründe für obige Bestimmung: 1. Ist der Lauf einer einfachen Büchse gehörig stark von Eisen, so kann derselbe erforderlichenfalls drei=, viermal und öfter gefrischt (der Drall auf der Ziehbank vertieft und somit die Seele des Rohrs überhaupt erweitert) werden, ohne daß die Kugel nach dem letzten mal Frischen mehr als $1\frac{1}{2}$—$1\frac{5}{8}$ Loth Gewicht erhält. 2. Der Windzug, welcher erfahrungsmäßig mehr oder weniger bedeutenden Einfluß auf die Abweichung der Kugel von der geraden Linie nach einer oder der andern Seite hat, je stärker oder schwächer er von der entgegengesetzten Seite auf die Kugelbahn trifft, wirkt in einem bei weitem geringern Grad auf eine kleine Kugel als auf eine große; der Schuß mit ersterer muß daher in gedachter Beziehung um vieles sicherer sein als mit letzterer. 3. Die kleinere Kugel dringt tiefer und zerreißender in den Körper ein als die größere; ein Vortheil, den der Waidmann ohne weiteres zu würdigen wissen wird. 4. Nach einer dem Wild beigebrachten Verwundung, bei welcher die Kugel den hohlen Leib durchdringt, erkrankt dasselbe, von einer kleinen getroffen, eher und mehr, weil der aus den zerrissenen Gefäßen sich entschüttende Schweiß durch die enge Wunde weniger frei nach außen abfließen kann, also im Innern mehr sich anhäufen und hierdurch jede Lebensfunction erschwert werden muß. Bei dem allen aber tritt, besonders in der ersten Zeit nach dem Anschuß, immer noch Schweiß zur Genüge aus der Wunde hervor und fällt auf den Boden, um in den verlorenen Tropfen das Birschzeichen auffinden und späterhin mit einem guten Schweißhund auf der Fährte fortkommen zu können. Freilich, wo dieser zum echtwaidmännischen Betrieb der hohen und Mitteljagd unentbehrliche Gehülfe fehlt, oder wenn der Jäger auf seine Kunstfertigkeit im Schießen sich nicht verlassen kann, oder wo aus Hab= und Gewinnsucht ins Gelag hineingeschossen wird, da reicht das nach Quentchen berechnete Kugelgewicht allerdings nicht hin; da wird aber auch ein halbes, ja, ein ganzes Loth Blei mehr dazu nicht viel beitragen, um dem Vorwurf der Aasjägerei auszuweichen. W.

Bei dem eigentlichen und bloßen Scheibenbüchsenrohr kann, wenn es Eisen genug hat und wenn der Scheibenstand, in einem sogenannten Schießgraben, durch Seitenwälle gegen den Windzug genüglich geschützt ist, besonders wenn der nächste Schuß für den höchsten Gewinn entscheidet, ein weiteres Kaliber, also auch eine größere und schwerere Kugel wesentliche Vortheile gewähren; auf einem freien Stand, wo der Windzug wirkt, tritt der Gegenfall ein. Beim sogenannten Vogelschießen aber, wo der Druck der Kugel mehr thun muß als der Eindrang und wo bei starkem Windzug überhaupt wenig oder nichts auszurichten ist, da gilt das Sprichwort „Viel hilft viel!" Da ist eine lange, im Eisen recht starke, gut gearbeitete Büchse, deren Kaliber eine zwei- bis zwei und ein Viertel-löthige Kugel aufnimmt, von entschiedenem Nutzen, — wenn nämlich der dahinter Stehende ein tüchtiger Schütze ist.

Ob eine Büchse sechs, sieben oder acht Züge (Riefen) hat, ist ziemlich gleich. Mehr als acht habe ich nicht gefunden, weniger als sechs halte ich nicht für gut. [1]) Hauptsächlich aber kommt es darauf an, daß sie auf der Cirkelrundung des Kalibers gleichweit voneinanderstehen, überall genau parallel miteinanderlaufen, gleiche und gehörige Tiefe (beiläufig einen Sechszehntelzoll) und Breite (beiläufig einen Achtelzoll), auch weder zu viel noch zu wenig Drall (Windung) haben, daß sie in der Tiefe sanft rundlich geformt und überhaupt nicht scharf geeckt sind.

Büchsen mit sehr tiefen Zügen, die vom Pflaster nicht ganz ausgefüllt werden und sich gleich nach dem ersten Schuß voll Pulverschmuz setzen, halten selten Schuß.

Haben die Züge scharfe Ecken, so zerschneiden sie das Pflaster; dadurch fängt die Kugel an zu flattern, und so wird der Schuß ungewiß. Der Drall soll in Birschbüchsen, deren Rohr 26—28 Zoll Länge hat, einen ganzen Umlauf von der Mündung bis zur Schwanzschraube beschreiben.

Uebrigens muß das Rohr spiegelblank ausgeschmergelt sein. Ist dies der Fall, so wird es sich, bei gehöriger Kugelgleiche, und wenn die Kugel so stark ist, daß sie, in einfachen Futterbarchent eingepflastert, mit zwei mäßigen Hammerschlägen eingetrieben und dann mit dem Ladestock ohne große Anstrengung hinuntergestoßen werden kann, auch auf den Brand (d. h. wenn daraus geschossen ist) immer gleichleicht laden. Ist die Kugel hingegen zu klein, sodaß man sie, ohne darauf zu schlagen, gleich mit dem

---

1) Neuerlich haben einige, aus welchem Grund wissen sie wol selbst nicht, den Büchsenröhren mit vier Zügen, wie dergleichen in der ältern Zeit schon vorhanden waren, das Wort wieder reden wollen. Das Wahre an der Sache ist, daß solche vierzügige Büchsenröhre am Mund gleichsam viereckig sich darstellen, viel stärkere Ladung verlangen, also tüchtig knallen; aber selten über sechs Schuß, ohne geputzt zu werden, Strich halten. W.

Ladestock hinunterzustoßen vermag, so halten in diesem Fall übrigens gut gearbeitete Büchsen bei stillem Wetter auf 80—90 Schritt zwar Linie oder Kugel (wie man zu sagen pflegt), bei irgend starkem Luftzug aber und auf weitere Entfernung hinaus wird der Schuß unsicher. Auf genaue Höhe ist gar nicht zu rechnen.

Endlich ist es ein sicheres Zeichen von der schlechten Bearbeitung eines Laufs, wenn bei einer eingeschossenen Büchse der Kerb im Visir und das Korn nicht ganz genau in der Mitte der obern Fläche des Rohrs steht.

Ein blank polirtes Rohr und Visir taugt für den Jäger deshalb nichts, weil beim Sonnenschein der Glanz das Wildbret verscheucht und den Jäger am reinen Abkommen verhindert, indem er dadurch geblendet wird. Die meisten Büchsenmacher lassen deshalb das Gewehr blau anlaufen, indem sie es mit Talg bestreichen und dann ins Feuer bringen. Wollen sie es vor der Probe auf ihre Gefahr thun, so kann man sich das gefallen lassen; ein geschossenes Gewehr dieser Operation zu unterwerfen, rathe ich nicht, denn nicht selten geht dabei Schuß und Richtung verloren.

Eine braune Farbe aber kann jeder Jäger dem blanken Gewehrlauf selbst geben, wenn dieser, die Schwanzschraube ausgenommen, zuvörderst mit Wasser und Trippel oder fein geriebenem Bimsstein abgescheuert und dann mit Scheidewasser [1]) überall gleichstark benetzt wird. Nach einigen Stunden zeigt sich ein Rostüberzug, welcher, wenn er das Ganze bedeckt hat [2]), mit Oel überstrichen wird. Dies reibt man mit einem wollenen Lappen so lange ein, bis der Lauf warm und trocken ist. Um der braunen Farbe mehr Leben und Glanz zu geben, überzieht man das Ganze dünn mit Wachs und reibt auch dieses erst mit einer scharfen Bürste und zuletzt mit rauhem Leder ein.

Bei folgendem, etwas weitläufigerm Verfahren erhält der Lauf eine schönere braune Bedeckung. Nachdem er völlig abgeschmergelt und dann mit ungelöschtem Kalkmehl tüchtig abgerieben worden, nimmt man ein halbes Quentchen Spießglanzbutter (Butyrum antimonii), rührt dazu acht bis zehn Tropfen Baumöl, trägt die Mischung — indem man in die Laufmündung ein passendes Stäbchen als Handgriff steckt — mit einem Haarpinsel, der jedesmal nur bis zur Hälfte damit befeuchtet wird, in geraden Längsstrichen überall gleichstark auf und läßt sie an einem Ort, wo kein Luftzug darauf wirken kann, eintrocknen.

Nach drei oder vier Tagen trägt man zu wiederholten malen Scheide-

---

1) Statt des Scheidewassers kann man in Wasser aufgelösten Salmiak, oder Spir. salis concentr. mit Wasser etwas versetzt, nehmen. W.

2) Bleiben noch hin und wieder blanke Flecken, so werden diese wiederholt befeuchtet, bis alles mit Rost gleichmäßig belegt ist. W.

wasser, in welchem, nach und nach bis zur Sättigung, Kupferfeilspäne aufgelöst worden sind, mit dem Haarpinsel auf, bis nach dem Eintrocknen ein Rostanflug überall gleichstark sich gehoben hat. Diesen überstreicht man dann dünn mit altem, abgeklärtem Leinöl, läßt solches in der Sonne völlig eintrocknen und wiederholt dieses letztere Verfahren einigemal.

Hierauf glättet man mit nassem Schachtelhalm den Rostanflug leicht ab und beendigt die Arbeit dadurch, daß man noch einmal Leinöl mit einem wollenen Lappen einreibt, bis der Lauf recht warm wird. [1])

Ebenso behandelte Schlösser nehmen bei guter Härte und Politur eine schwarze Farbe an, die sehr fest steht.

b) Soll das **Schloß** den Beifall des Kenners erhalten, so muß es nicht nur eine Größe haben, welche zu den übrigen Gewehrtheilen im gehörigen Verhältniß steht, sondern das ganze Blatt und alle äußere Theile desselben müssen auch fein abgeschmergelt und, wie die innern, gut gehärtet sein, sodaß die englische Feile nicht darauf greift.

Der Hahn soll in jeder Ruhe unbeweglich fest am äußern Zapfen der Nuß haften. Beim Aufziehen und Ablassen soll er mit einem festen, reinen, lauten Ton einschnappen.

Der Piston muß in seinem Gewinde mindestens drei Linien Länge haben und ganz genau in das Schraubengewinde des Laufs passen und ja nicht wackeln, wenn er ganz eingeschraubt ist. Er darf weder zu weich noch zu hart sein; im erstern Fall nutzt er sich sehr schnell ab, im letztern springt er leicht ab.

Eines der wichtigsten Stücke am Schloß ist die Nuß. Sie muß in jedem Betracht mit der größten Genauigkeit vom Meister bearbeitet und vom Jäger nicht nur beim Ankauf des Gewehrs, sondern auch in der Folge oft untersucht werden; denn von ihr hängt ein sehr großer Theil der Güte, Sicherheit und Dauer des ganzen Schlosses ab. Ist nämlich von der Vorderrast die Mittelrast und von dieser die Hinterrast nicht weit genug entfernt, so steht der Hahn in der Mittelruhe sowol als in der hintern, wenn er aufgezogen ist, zu nahe am Piston; ist der Einschnitt an der Mittelrast zu seicht, so ist man vor dem Losschlagen des Hahns aus der Ruhe nicht gesichert, noch weniger, wenn die Hinterrast einen zu wenig tiefen Kerb, oder

---

1) Nach Laurop's Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, V, 90, soll der Zweck, Gewehrläufe zu bräunen, leichter und ebenso vollständig erreicht werden, wenn man Spießglanzbutter oder englisches Bronzirsalz (letzteres über Kohlfeuer geschmolzen) mit Baumöl vermischt, den mit Kalkmehl vorher abgeriebenen, erwärmten Lauf damit zwei- bis viermal, je nachdem es nöthig ist, überstreicht, denselben aber vor jedem Anstrich mit einem fettig gemachten Lappen abwischt, jeden Anstrich an einem temperirten Ort, ohne daß Feuchtigkeit hinzutreten kann, einbeizen und eintrocknen läßt und zuletzt den Lauf mit Baumöl abreibt. Ob dieses Verfahren besser sei als das im Text beschriebene, weiß der Verfasser aus Erfahrung nicht; aber das weiß er, daß man bei dem obigen auf mehr Dauer rechnen kann als beim besten Lacküberzug. W.

die Stange nicht die gehörige Schärfe, oder der Kegel nicht die erforderliche Richtung und das nothwendige Spiel hat. Fehlt es der Nuß oder der Stange an Härte, so schleifen sich an ersterer die Ruhen aus und an letzterer die Schärfe ab; sind beide ebengenannte Theile zu hart, so kann sehr leicht eine Rast aus-, oder die Stangenschärfe abspringen und das Gewehr unerwarteterweise losgehen.

Alle Schräuben und deren Muttern müssen ein gutes, regelmäßiges Gewinde, erforderliche Härte, erstere auch an den Köpfen weder zu weite noch zu enge Einschnitte haben.

Von dem frühern Jägereigensinn, welcher forderte, daß sämmtliche äußere Theile des Schlosses spiegelblank polirt sich darstellen mußten, ist man in neuern Zeiten deshalb zurückgekommen, weil die oft frisch aufzutragende Politur viel Zeit wegnimmt, auch durch den Glanz des Schlosses, besonders an sonnenhellen Tagen und in der Abenddämmerung, das Wild, wenn es dem Jäger, oder dieser jenem sich nähert, oft verscheucht wird. Man läßt daher jetzt dem Schloßblatt und dem Hahn entweder die matte dunkelgraue Farbe, welche diese Theile beim Ablöschen [1]) erhalten, oder, und dies nimmt sich allerdings bei weitem schöner aus, man gibt den genannten Schloßtheilen einen Marmoranflug.

Dies letztere wird, nach einer von Hrn. G. A. Göllner in Suhl mir darüber gefälligst gegebenen Versicherung, bewirkt, wenn man die zu marmorirenden Stücke, möglichst fein polirt, im Einsatz mit auf dem Rost gebranntem, gepulvertem Leder ganz überstreut, das Einsatzgeschirr allerwärts mit Lehm fest verschlossen, das Ganze durchaus rothglühend macht, sodann aber möglichst schnell in kaltes Wasser wirft, wobei jedoch der Einsetzer sein Gesicht wohl in Acht nehmen muß, indem aus dem Wasser die Funken sehr heftig emporsprühen.

In beiden ebenerwähnten Fällen reibt man auf den grauen oder marmorirten Stücken zur Beendigung des Verfahrens mit einem wollenen Läppchen abgeklärtes Baumöl oder, besser noch, Klauenfett ein.

Auf welche Weise man blank polirten und gut gehärteten äußern Theilen des Schlosses, ohne Anwendung des Feuers, eine dauerhafte schwarze Farbe geben kann, ist bereits oben gesagt.

Wird das nach einer der vorbesagten Methoden behandelte Schloß, nach Beendigung der Jagd, und wenn es im Regen naß geworden, oder aus der Kälte in die Wärme gebracht und demnach angelaufen ist, jedesmal mit einem Leinwandlappen rein und trocken allerwärts abgewischt, demnächst auch

1) Hierunter ist das Verfahren zu verstehen, durch welches dem Eisen und Stahl die erforderliche Härte bis zu dem Grade gegeben wird, daß die Feile darauf nicht eingreift, indem man es in Lehm eingeschlagen (im Einsatz) hoch glühend macht, dann aber unverzüglich in kaltes Wasser wirft. W.

ein wenig Klauenfett mit einem wollenen Läppchen eingerieben, so setzt sich nie ein Rostflecken darauf an.

c) Am Stechschloß müssen sämmtliche dazu gehörige Stücke vorzüglich gut gehärtet, abgeschmergelt und polirt sein, Nadel oder Drücker und Schneller aber so genau und fest ineinandergreifen, daß selbst bei der leisesten Stellung vermittels der Stellschraube, wenn die Spann- und Schnellkraft der Federn die gehörige ist, die Schärfe am Schneller nie eher aus dem Einschnitt an der Nadel (oder dem Drücker) springt, bis letzter Theil mit dem Finger berührt wird. Uebrigens muß man mit geringer Anstrengung stechen (d. h. die Schärfe des Stechers in den Einschnitt der Nadel einsetzen) können, ohne daß dabei ein zu lautes Knacken hörbar wird.

d) Der Schaft muß aus einem gesunden trockenen Stück Holz bestehen, welches keine Risse und Astlöcher hat. Sieht man auf der Kante der Kolbe über den Kropf und über den Lauf hin, und nimmt man hierbei wahr, daß die Kolbe rechts und links im geringsten aus der Linie weicht, so ist der Schaft, wie man zu sagen pflegt, windschief, und dieser Hauptfehler leidet durchaus keine Verbesserung. Der Anschlag muß so gekröpft, so lang und hoch sein, auch einen so geformten Backen haben, daß eine vollkommen gute Lage daran nicht erst gesucht werden darf. Die Lage läßt sich am besten beurtheilen, wenn man, ohne am Gewehrbacken vorzufallen, mit zugedrückten Augen anschlägt. [1]) Beim Oeffnen der Augen muß dann das Korn mitten im Kerb des Visirs stehen und, meiner Meinung nach, den Kerb der Weite und Höhe nach fast ganz ausfüllen. Ob aber die Kolbe die gehörige Länge habe, erhellt daraus, wenn der Schütze, ohne den rechten Arm zu sehr ausstrecken, oder am Elnbogen allzu spitzwinkelig zusammendrücken zu müssen, die Nadel am Stechschlosse mit der Zeigefingerspitze erreichen kann. Der Ladestock muß stark und dauerhaft sein, fest in den Muttern liegen, aber doch leicht sich herausziehen lassen. [2]) Der Schieber am Kugelkasten darf nicht klappern und muß doch leicht auf- und zugemacht werden können. Schloß, Schwanzschraube, Stechschloß und Beschläge müssen überall so genau in den Schaft eingelassen sein, daß nicht der kleinste unausgefüllte Raum sichtbar wird. Vorzüglich aber müssen in den Hauptvertiefungen, in welchen das Schloß und Stechschloß liegt, alle Einschnitte und Höhlungen rein ausgearbeitet sein, sodaß in erstern alle darin liegende Theile sich ohne Klemmung frei bewegen und in letztern nirgends ein Druck auf die Schrauben und Stifte stattfindet.

---

1) Jeder meiner Leser weiß es wol, daß anschlagen hier soviel heißt als das Gewehr an den Backen nehmen, um so sich schußfertig zu machen. W.

2) Ladestöcke aus starkem Fischbein, am Ansatzende circa 7 – 8 Zoll von Eisen, habe ich als die zweckmäßigsten gefunden. T.

Alle Verzierungen am Holz müssen erhaben stehen und rein ausgestochen sein. Bei Cabinetsstücken und Staatsgewehren mag der Meister seine Kunst auch dadurch zeigen, daß er den Schaft möglichst fein und schön verfertigt; bei Birschgewehren muß die gute Lage und Dauerhaftigkeit vorzüglich in Anschlag kommen; doch auch da kann auf proportionirte Stärke aller Theile nicht nur, sondern auch darauf Anspruch gemacht werden, daß der ganze Schaft glatt abgezogen und gehörig polirt sei. Der nußbaumene wird nur mit Leinöl überstrichen, und dieses mit einem wollenen Lappen eingerieben [1]; der aus schlechtern, weißen Holzarten verfertigte wird vor der Politur braunroth oder dunkelbraun oder schwarz gebeizt. Scheidewasser mit Aloë versetzt gibt ihm eine rothbraune Farbe; Scheidewasser mit Eisenfeilspänen vermischt eine dunkelbraune und schwarze, wenn der Schaft damit bestrichen und über glühende Kohlen gehalten wird. Das Verfahren wird wiederholt, bis er in dem verlangten Gewand erscheint.

e) Das Beschläge soll zwar immer ein anständiges Aeußere haben, für Birschgewehre aber hat eine Verzierung desselben durch künstlichen Stich weder Werth noch Nutzen. Vorzüglich sehe man darauf, daß die Kappe wie der Bügel und die Muttern hinlängliche Stärke haben. Der Bügel muß so weit sein, daß die Nadel und der Stecher sich frei bewegen können, und daß man jeden dieser Theile, nach Erforderniß, leicht mit dem Zeigefinger zu berühren vermag; weiter hinterwärts muß er die Hand füllen, wenn man den Daumen über den Kropf, die übrigen Finger aber unten über die Bügelverengerung schlägt. Die Muttern oder die Lappen müssen gerade auf und in die Ladestockrinne passen.

Noch ist zu bemerken, daß dicht vor der ersten Mutter der an jeder Seite des Schafts um drei Viertelzoll hervortretende Riembügel, hinter dem großen Bügel auf der untern Seite des Kolbens aber der Riemen selbst mit einer Holzschraube befestigt wird.

§. 2. In Hinsicht auf die einfache Jagdflinte bemerke man Folgendes:

a) Der Lauf soll mindestens 30 und höchstens 36 Zoll nach dem alten pariser Maß lang, möglichst und überall gleichweich, vorn an der Mündung anderthalb Linien, hinten am Pulversack, und zwar von der Schwanzschraube an bis zum dritten Theil seiner Länge, viertehalb, mindestens drei Linien stark von Eisen, dabei bis auf einen geringen Fall, d. h. Erweiterung der Seele, am achten Theil seiner Länge von der Schwanzschraube nach vorn, kugelgleich gebohrt, gekolbt und ausgeschmergelt, aus=

1) Jetzt wird zur Politur eine Auflösung von Schellack und weißem Wachs in Weingeist angewendet, die allerdings große Vorzüge hat. Jeder Büchsenmacher und jeder Schreiner kennt sie. W.

wendig aber überall gleich resp. rund oder achteckig gefeilt sein; überhaupt aber keinen von den Fehlern haben, welche, als solche, bei dem Büchsenlaufe angedeutet worden sind. Alles, was bei jenem (a. a. O.) über das auswendige Blauanlaufenlassen und Braunmachen des Laufs, ingleichen über die Schraube gesagt worden ist, gilt auch hier.

Es gibt, wie bekannt, Flintenröhre, deren Seele glatt gearbeitet, d. h. gebohrt und ausgekolbt, und andere, an denen selbige gerade, d. h. nicht mit Drall, sondern von der Mündung bis zur Schwanzschraube ganz geradlinig gezogen ist. Nach des Verfassers Dafürhalten haben gute, inwendig glatt gearbeitete (nicht gezogene) Flintenröhre darum bedeutenden Vorzug, weil sie weder in Rücksicht des Scharfschießens, noch in Rücksicht des Deckens (Zusammenhaltens der Schrote) den Schuß leicht verlieren und, wenn dieser Fall ja eintritt, unter der Hand eines geschickten Büchsenmachers fast [1]) jedesmal durch frisches Kolben wieder in Schuß gebracht werden können. Uebrigens muß zugestanden werden, daß gutgezogene Flintenläufe eine Paßkugel, besonders wenn sie, wie in der Büchse, eingepflastert wird, fast dieser gleichaccurat auf 80—90 Schritt weit, doch immer etwas weniger scharf, auch Schrot, besonders grobe und selbst Rehposten und Laufkugeln, gewöhnlich schärfer schießen und mehr zusammenhalten wie nichtgezogene, so lange wenigstens als die Züge durch häufigen Gebrauch des Gewehrs sich nicht zu sehr verflacht, oder Rostflecken in der Seele des Laufs sich nicht angesetzt, oder bei oftmaligem Schießen ohne eintretende Reinigung der Flinte die Züge sich nicht zu sehr mit Pulverschmuz ausgefüllt haben.

Verändert sich aber bei einer gezogenen Flinte der Schuß zum schlechten durch Verflachung der Züge, so kann dem selten öfter als einmal durch das sogenannte Frischen mit dem Ziehkolben abgeholfen werden. Geben Rostflecken Veranlassung zum weniger gut Schießen, so wird dieser Fehler durch das Ausschmergeln oder Kolben leicht verbessert; bewirkt Pulverschmuz Nachlaß im Schuß, so hört dieser Nachlaß auf, sobald der Lauf gehörig gereinigt wird.

Aus dem Gesagten ergibt sich, inwiefern und in welchen Fällen der gezogenen Flinte ihr Werth nicht abgesprochen werden kann, daß dieser aber immer nur ein relativer ist.

Das Kaliber anlangend, hält der Verfasser das bei der einfachen Flinte für das geeignetste, wenn eine ein und drei Viertel- bis zwei Loth wiegende Paßkugel dasselbe ausfüllt; ein größeres ist vom Uebel, insofern wenigstens, als Pulver und Blei dadurch nutzlos verschwendet wird. [2])

---

1) Ich sage: fast jedesmal, weil, meiner Ueberzeugung nach, selbst der geschickteste Meister nicht immer dafür stehen kann, der Flinte den verlorenen Schuß wiederzugeben. M.

2) Gegenwärtig sind kurze lütticher Läufe mit weitem Kaliber (18—19 Millimeter) sehr in Schwung. T.

Zwar bescheidet er sich dessen gern, daß er durch diese Bestimmung ebenso wenig als durch die oben für die Länge und Stärke des einfachen Flintenlaufs gesetzte, bei denen zum Reformator werden wird, die da glauben: „Viel hilft viel!“ und in diesem Glauben von 4, 5—6 Schuh langen Läufen, deren Kaliber eine drittehalb Loth und mehr wiegende Kugel faßt, bei der Auerhahnen-, Trappen-, Gänse- und Entenjagd wer weiß welchen Nutzen sich versprechen. Er setzt daher nur für diejenigen Leser, die Vertrauen zu seiner mehr als vierzigjährigen Erfahrung hegen, hinzu, daß er bei allen genannten Jagden mit solchen Flinten, wie er sie als jagdführige beschrieb, so viel und nicht selten mehr ausrichten sah, zum Theil auch wol selbst ausrichtete, als andere mit den erwähnten, den Träger fast erdrückenden, mindestens mit einiger Gewandtheit gar nicht zu handhabenden Mordmaschinen.

Schließlich ist zu bemerken, daß die Flinte auch dadurch von der Büchse sich unterscheidet, daß sie ein Korn (vorderes Absehen), aber kein Visir (hinteres Absehen) hat. Das Korn soll, der Regel nach, nicht weiter von der Mündung des Laufs, als drittehalb bis drei Zoll rückwärts genau auf der Mittellinie des nach oben gekehrten Lauftheils stehen. Gewöhnlich wird es aus Messing, besser aber aus Silber, drei Viertelzoll lang, auf der Grundfläche anderthalb Linie, bis zur sanft verlaufenden vordern Spitze, breit, oben aber stumpfkantig mit der Feile zugerichtet und auf dem Lauf angelöthet. [1])

b) Das Flintenschloß ist nach allen seinen Theilen dem Büchsenschloß gleich, nur ist an der Stelle des Stechschlosses ein einfacher Drücker. Dieser muß so gestellt und gerichtet sein, daß, wenn die Flinte völlig zusammengesetzt ist und man, insofern man den Hahn in die hinterste Ruhe gestellt, d. h. aufgezogen hat, an der im Bügel vorwärtsgekehrten Seite des Abzugs leise drückt, der im Schaft liegende Theil desselben die Stange schnell aus der Hinterrast hebt und so das Losschlagen des Hahns ohne zögerndes Dehnen bewirkt.

c) Der Flintenschäfte gibt es bekanntlich zweierlei Arten, ganze nämlich und halbe. Der ganze, welcher für einfache Flinten deshalb der vorzüglichere ist, weil sich das Rohr, wenn der Jäger beim Absuchen fällt, oder wenn ein so geschäftetes Gewehr im Wagen transportirt wird, nicht so leicht verbiegt als das halbgeschäftete, reicht bis zur Mündung, der halbe

---

1) Man hat an die Stelle des Korns, welches seinen Namen wahrscheinlich daher hat, weil es fast wie ein halb durchgeschnittenes Haferkorn gestaltet ist, ein rundes Knöpfchen gesetzt, indem man glaubte, daß damit genaueres Abkommen müsse gefunden werden können. Die Erfahrung bewies, daß durch diese Künstelei nichts gewonnen war, und so ging man zum Korn zurück. W.

Gegenwärtig wird fast ausschließlich das Knöpfchen angewendet; einfache Flinten werden überhaupt nur sehr selten geführt. T.

aber nur bis zur Hälfte des Laufs. Bei jenem steht der Riembügel zwischen der ersten und zweiten Ladestocksmutter, bei diesem dicht hinter der Verhörnung; das hintere Ende des Riemens wird, wie bei der Büchse, hinter dem Beschlägsbügel vermittels einer breitköpfigen Holzschraube an der Kolbe befestigt. Sonst muß auch hier die Kolbe in Rücksicht der Länge, der Kröpfung und des Backens, nach dem Bedürfniß und nach der Gewohnheit dessen, der die Flinte führen soll, eingerichtet sein. Soviel ist gewiß, mit einer zu sehr gekröpften (hängig geschäfteten) schießt man auf laufendes Wild leicht zu kurz, mit einer zu wenig gekröpften (steil oder strack geschäfteten) oft, im Fluge besonders, zu hoch; beide Fälle treten um so leichter ein, wenn der Jäger die Büchse zu führen gewöhnt ist.

d) Mit dem Beschläge verhält es sich in Rücksicht der Kappe und der Muttern ganz so wie bei der Büchse. Hinsichtlich des Bügels ist zu bemerken, daß man an Flinten, die von deutschen Meistern und in deutschen Gewehrfabriken gebaut sind, in der Regel ganze Bügel, an französischen, englischen, italienischen und spanischen Flinten hingegen durchgängig sogenannte halbe Bügel findet. Der ganze Flintenbügel weicht insofern vom Büchsenbügel ab, als er zunächst hinter dem Drücker sich so dem Schaft nähert, daß zwischen diesem und ihm nur ein drei Viertelzoll hoher freier Zwischenraum bleibt, an dieser Stelle mit einer Hervorragung auf das Drückergehäuse sich stützt, hinter dieser sich noch um einen Viertelzoll dem Schaft nähert, in paralleler Richtung mit dem Kropf bis zum Anschlag fortläuft, hier einerseits bogenförmig sich erhebend, in einer nach oben gekrümmten Hervorragung endigt, demnächst aber andererseits in fast senkrechter Richtung auf die Kolbe fällt, hier schnell sich biegt und in einem zwei Zoll langen, im Kolben eingelassenen, von einer Schraube festgehaltenen Schwanz ausgeht.

Der Verfasser ist mit dem bei weitem größern Theil der deutschen Jäger vollkommen einverstanden, wenn sie behaupten, eine mit solchem Bügel versehene Flinte liege bequemer und fester in der Faust, als eine mit dem halben Bügel ausgestattete, welcher dadurch von jenem sich unterscheidet, daß er vom vordern Haft aus sich erhebend, über dem Drücker eine Wölbung bildet, dann hinter dem Abzug auf das Drückergehäuse sich stützt, von da aus aber in einem weniger oder mehr verlängerten Schwanz längs dem Kolben fortläuft und hinten in demselben eingelassen, durch eine Schraube befestigt ist.

§. 3. Die Doppelgewehre sind gegenwärtig so sehr in Mode, daß der Verfasser, Raum und Zeit berücksichtigend, nur das Erheblichste von dem hier beibringen will, was für und wider den jetzt fast allgemeinen Gebrauch der Doppelgewehre spricht.

Betrachten wir die Jagd als Object der Oekonomie, so ist es nicht

Abrede zu stellen, daß, insofern dieselbe von einem tüchtigen Schützen betrieben wird, ein solcher mit dem Doppelgewehr bei weitem mehr auszurichten vermag, als mit dem einfachen. Nur ist die Frage, ob nicht, selbst unter obiger Voraussetzung, die Wildbahn in den meisten Fällen zu sehr angegriffen wird; sei es infolge des den meisten Revierjägern eigenen Geizens nach dem ihnen ausgeworfenen Schießgeld, oder infolge übertriebener Schießlust — Mordlust möchte ich sagen — der Jagdliebhaber, deren Zahl jetzt leider Legion heißt, und von denen manche es zu einer ganz ungemeinen Fertigkeit im Schießen überhaupt, besonders aber mit der Doppelflinte auf sogenanntes kleineres Zeug, bringen. In der Hand des mittelmäßigen Schützen, der in der Regel der hitzigste, oft auch der leidenschaftlichste ist, wirkt das Doppelgewehr in obiger Beziehung am nachtheiligsten; denn dieser fehlt, während das Wild ihm zu nahe oder noch gehörig nahe ist, mit dem ersten Schuß aus Uebereilung gewöhnlich, wird mit dem zweiten dann erst fertig, wenn es über die ordentliche Schußnähe hinaus ist, und schießt, besonders mit Schrot, vieles zu Holze. [1])

Ist von der Jagd als von bloßer Vergnügungssache die Rede, so muß dem Doppelgewehr ohne weiteres ein großer Vorzug vor dem einfachen zugestanden werden; denn der Troß der Jagddilettanten kann ja zweimal für einmal schießen, — ob treffen oder fehlen, bei vielen gleichviel! Der Stümper in der Kunst, der beim Treiben oder Absuchen nach Hasen, wenn er ja trifft, meistentheils durch den Schuß auf das Hintertheil nur Krüppel macht, erreicht doch zuweilen mit dem zweiten Schuß den für ihn hohen Zweck der Erlegung, ehe der Hase zum vielleicht nicht geschicktern, ebendarum aber auf das Aneignen des Kranken desto erpichtern Nachbar kommt. Mittelmäßige, gute und ausgezeichnete Schützen kommen, nach Maßgabe ihrer Geschicklichkeit, seltener oder öfter in den Fall, Dubletten zu machen. [2]) Bei der Sumpf- und Wasserjagd kann ein Lauf mit stärkerm, der andere mit klärerm Schrot geladen und so mit jenem der größere, mit diesem der kleinere Vogel erlegt werden; allerdings ein in ökonomischer wie in ornithologischer Rücksicht für den Jäger und Jagdliebhaber mit Recht in Anschlag zu bringender wesentlicher Vortheil.

Abgesehen von allem, was im Vorhergehenden gesagt worden ist, darf doch Folgendes der Verfasser nicht mit Schweigen übergehen und ebenso wenig der unkundige Leser leichtsinnig übersehen.

---

1) Dieser Fall tritt auch bei ausgezeichneten Schützen öfters ein, die, besonders auf fremden Revieren, durch sogenannte Kunstschüsse (eigentlich Wagschüsse) noch mehr sich auszeichnen wollen. W.

2) d. h. von zwei oder mehrern laufend oder fliegend oder schwimmend auf einmal zum Schuß kommenden Stücken mit jedem Rohr wenigstens eins zu erlegen. W.

Mögen die Doppelgewehrläufe aus der Werkstätte des solidesten Rohrschmiedes hervorgegangen, in der berühmtesten aus- oder inländischen Fabrik, oder vom geschicktesten Meister bearbeitet und auch mit größter Gewissenhaftigkeit nach vollendeter Bearbeitung probirt sein; mag auf seiten des sachkundigsten Besitzers eines solchen Gewehrs, bei der Uebernahme desselben nicht nur, sondern auch von Zeit zu Zeit wiederholt, die sorgfältigste Untersuchung der Läufe und Schrauben stattgefunden haben, nicht weniger die umfassendste Vorsicht bei der Führung und jedesmaligen Ladung angewendet werden: dennoch ist man in dem Grade, wie bei einem einfachen Laufe [1]), vor dem Zerspringen beim Schusse nicht gesichert.

Dem kann begreiflicherweise nicht anders sein, weil die Doppelläufe an sich viel schwächer am Eisen, besonders in der Gegend der Pulverkammer, sein müssen; jetzt vorzüglich, wo Jäger und Jagdliebhaber der lieben Bequemlichkeit halber bei der Anschaffung eines Gewehrs vor allem auf Leichtigkeit sehen, nicht bedenkend, daß diese Eigenschaft dem Doppelgewehr durch übermäßige Befeilung der Läufe von der Mündung bis zur Schwanzschraube einzig gegeben, und nur mit Aufopferung eines desto größern Theils der Sicherung gegen gefährliche Verletzung, welche beim Springen eines Rohrs immer zu fürchten steht, erkauft werden kann, je mehr sie an demselben wahrgenommen wird.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß wenn die Röhre durchaus aufrichtig und rein sind, wenn die Schwanzschrauben [2]) mit allen ihren Gewinden in die Schraubenmuttern im Laufe so genau passen, daß beim dritten, höchstens vierten mal Umdrehen von außen nach innen, sie durchaus sich nicht mehr wackelig hin- und herbewegen, wenn die Pulverladung in gehörigem Verhältniß zum Paßkugelgewicht steht und wenn beim ersten, dann aber besonders beim zweiten mal und demnächst bei jedesmaligem auf den Brand Laden, mit der erforderlichen Genauigkeit und Vorsicht verfahren wird, bei mit einer Kugel geladenen Gewehren, selbst wenn sie ausnehmend leicht sind, eigentlich insofern die Mündung des Laufs nicht stark verdeckt, oder ganz oder zum Theil verstopft ist, nie in Hinsicht des Zerspringens etwas zu befürchten ist. Auch die Ladung mit zwei Kugeln, welche, beiläufig gesagt,

1) Wenn dieser nämlich im rohen Zustande von gleicher Qualität ist, ebenso gut bearbeitet und probirt, untersucht, ebenso vorsichtig geführt und geladen wurde, wie die mit ihm zu vergleichenden Doppelläufe. W.

2) Die sogenannten Patentschwanzschrauben — man versteht darunter solche, welche eine so starke Kammer haben, daß von derselben die ganze Pulverladung aufgenommen wird, und es ist dies eine englische Erfindung neuerer Zeit — gewähren die meiste Sicherheit; die früher schon bekannt gewesenen Kammerschwanzschrauben schon bei weitem größere, wie die gemeinen, geriesten oder glatten. W.

Jetzt sind Patentschrauben fast ausschließlich in Anwendung. T.

der Verfasser nur unter besondern Umständen, als dem echten Waidmann geziemend, anerkennen kann, läßt wenig besorgen.

Für die Doppel- oder Zwillingsflinten läßt sich, insofern von der Ladung mit goslarischem Schrot [1]) die Rede ist und alle im Vorherigen aufgestellten Sicherungsbedingungen vorausgesetzt, nachstehende Stufenfolge in Rücksicht der Gefahr des Zerspringens der Läufe ungefähr annehmen:

a) Zwillingsflinten mit Platten- (ordinären) Läufen, die im ganzen 7 Pfund oder weniger wiegen, mögen sie aus den berühmtesten Werkstätten herrühren, lassen Gefahr des Zerspringens öfters fürchten, wenn stärkeres Schrot als Nr. 3 hineingeladen wird. Für solche eignet sich eigentlich nur schwaches Schrot von Nr. 3 abwärts, bis zum Dunst.

b) Draht- und Bandläufe von John Manton & Sohn in London, in den großen Fabriken zu Versailles, Paris und St.-Etienne, wie in der unsers deutschen wackern G. A. Göllner zu Suhl, oder von andern tüchtigen Meistern bearbeitet, gewähren, wenn die ganze Flinte 7 Pfund und selbst noch etwas weniger wiegt, noch fast vollkommene Sicherheit, bei der Ladung mit Nr. 2; eine Nummer, welche englische und französische Flinten selten, die Göllner'schen meistentheils noch gut schießen.

c) Zwillings- und Büchsflinten [2]) aus der Göllner'schen Fabrik, oder von andern guten deutschen Meistern gebaut — England und Frankreich liefern Gewehre von dem Gewicht, welches hiernächst angegeben wird, selten, ohne besondere Bestellung vielleicht nie —, müssen, wenn die dazu verwendeten Läufe Band- oder Drahtläufe sind, bei einem Gewicht von $7^1/_4$ Pfund, wenn aber ordinäre Plattenläufe verarbeitet wurden, bei einem Gewicht von $7^3/_4$—8 Pfund, bei der Ladung mit Nr. 1 und selbst mit Nr. 0, unberechenbare einzelne Fälle ausgenommen, genügliche Sicherheit gewähren; viel mehr noch bei der Ladung mit allen schwächern Nummern. [3])

---

1) Der Verfasser wählt das goslarische Schrot zur Norm, weil es bisjetzt am meisten in Gebrauch geblieben ist, gesteht übrigens dem echten englischen Patentschrote, wie dem jenem ganz, oder doch fast gleichkommenden, um vieles wohlfeilern, gemahlenen Hagel (Schrot), wie er aus mehrern deutschen Fabriken jetzt hervorgeht, den Vorzug unbedingt zu. W.

2) Daß bei letztern nur vom Flintenlauf die Rede ist, versteht sich von selbst. W.

3) Göllner — und mit ihm der Verfasser — hält dafür, daß bei der Laufkugel- und Postenladung gar kein Lauf, am wenigsten ein Doppelgewehrlauf mit engem Kaliber, Sicherheit in Hinsicht des Zerspringens gewähre. Wolle man aber absolut jener Ladung sich bedienen, so müsse der Lauf stark und das Kaliber weit sein, und auch dann noch eine Abtheilung der Posten durch dazwischen gebrachte schwache Pfröpfe (von geschnittenem Werch) stattfinden — wodurch der Lauf allerdings wesentlich geschont, immer jedoch nicht ganz gesichert werde. W.

Jede solide Fabrik und jeder tüchtige Büchsenmacher soll jedes von ihm gebaute Gewehr, wenn die völlig ausgearbeiteten Läufe der Probe gehörig unterzogen worden sind, garantiren. Er darf übrigens auch dem Käufer zur Bedingung machen, daß das Gewehr nur nach den für dasselbe angegebenen Maßen geladen werden.

Hier das Wesentlichste über die Beschaffenheit der verschiedenen Doppelgewehrsorten und Arten.

Es gibt eigentlich nur zwei Sorten: nämlich Doppelgewehre I. mit untereinanderliegenden und II. mit nebeneinanderliegenden Läufen.

I. Von den Doppelgewehren mit untereinanderliegenden Läufen. [1])

Es finden sich deren, bei welchen

a) der Schaft aus einem Stück verfertigt ist und in dessen Doppelrinne die beiden Läufe untereinanderliegen, indem deren Schwanzschrauben mit ihren Schwänzen vermittels einer von oben nach unten durchgehenden Holzschraube, und nächstdem die Läufe selbst mit drei eisernen Hefteln, welche durch das zwischen den Rinnen inneliegende Schaftholz und zugleich durch die an jedem Laufe angelötheten, in jenem Holzstreifen eingelassenen Hafte von einer Seite nach der andern durchgehen, unverrückbar festgehalten werden.

Diese Art von Doppelgewehren kennt der Verfasser nur als **Büchsflinten**, an welchen der obenaufliegende Büchsenlauf mit einem Visir (Durchsicht), wie die einfache Birschbüchse, versehen ist, durch welches also auch gezielt werden muß, wenn mit dem Flintenlauf geschossen werden soll. Sie sind jetzt fast gar nicht mehr in Gebrauch, weil bei ihnen das linke Schloß tiefer liegen muß als das rechte, wodurch nicht nur Uebelstand bewirkt, sondern auch durch eine nothwendige besondere Richtung der Batteriefeder am linken Schlosse dessen Dauerhaftigkeit mehr als zweifelhaft wird; weil sie ferner bei einer Lauflänge von 30—32 Zoll und bei einem Gewicht von 9—11 Pfund von unsern derzeitigen Jägern nicht zu den bequem führigen gerechnet werden. Deshalb hat man sich auch die Mühe nicht gegeben, für sie eine auszeichnende Benennung zu suchen.

Außerdem gibt es noch

b) sogenannte **Wender** oder **Dreher**, deren Benennung darauf deutet, daß von den untereinanderliegenden Läufen jeder, nach Willkür des Schützen, hinauf- oder hinuntergedreht werden kann. Zu dem Ende wird der ganze Schaft aus zwei abgesonderten Stücken zusammengesetzt, nämlich aus dem

---

1) Sie werden gegenwärtig nur sehr selten noch gebaut; diese ganze Darstellung hat daher ein mehr geschichtliches als praktisches Interesse, weshalb sie auch unverändert bleibt. T.

Rinnentheil und aus dem Kolbentheil. Jener bildet, wie bei Nr. 1, eine Doppelrinne, in welcher die beiden Läufe, wie dort, untereinanderliegen und befestigt sind, nächstdem auch hinten durch eine beiläufig einen Drittelzoll dicke eiserne Scheibe, die mit zwei Schrauben an den Schwanzschrauben befestigt ist, miteinander in Zusammenhalt stehen. Diese Scheibe ist genau so groß als eine zweite, in jeder Hinsicht gleichartige, welche in der Gegend des Schafts, wo die Pfanne am Schloß steht, an den Kolbentheil sich anschließt und oben auf diesem mit ihrem drittehalb Zoll hervortretenden Schwanze eingelassen, auch mittels einer durchgehenden Holzschraube in ihrer Lage festgehalten wird. Gedachte Scheiben werden vermittels eines in der Mitte der vordern hervortretenden Zäpfchens gegeneinandergedrückt, welches genau in das in der hintern gegenüberstehende, durchgehende, paßt und in einem Gewinde ausgeht, woran eine Mutter fest angeschraubt ist. Hierdurch wird, wenn die hintere Scheibe am Kolbentheil haftet, durch die Vereinigung desselben mit dem Rinnentheil ein solides Ganzes hergestellt, zugleich aber der Zweck erreicht, einen wie den andern Lauf willkürlich nach oben und unten wenden und richten zu können. Um nun zu bewirken, daß die Lage der Läufe, wenn mit dem Gewehr gezielt und geschossen werden soll, keine andere als eine genau verticale (lothrechte) sei, tritt durch ein im untern Theil der hintern Scheibe befindliches Loch ein nach oben gerichteter eiserner Haken hervor, der hinter der Scheibe mit einem einen Viertelzoll breiten, anderthalb Linie dicken Blatt, welches hinten mit einer nach vorn zu wirkenden Feder versehen ist und in einer durch den Schaft gestemmten Hohlung mittels eines seitwärts durchgehenden Stifts, nur nach hinten beweglich, festgehalten wird, verbunden, in der gedachten Hohlung senkrecht herabgeht.

Indem nun jener Haken in das zu dessen Aufnahme bestimmte, unterhalb der Schrauben, mit welchen die vordere Scheibe an den Schwanzschrauben befestigt ist, durchgehende Loch genau passend eingreift und durch die Wirkung der erwähnten Feder festgehalten wird, müssen die Läufe in der verticalen Lage unbeweglich verharren.

Um aber diese Lage nach Willkür des Schützen verändern und den eben untenliegenden Lauf nach oben drehen zu können, ist das Hakenblatt, da, wo es unten aus dem Schafte hervortritt, am Vorderarme des Beschlagsbügels angelöthet, dieser Vorderarm aber, wo er sich nach oben zu beugen anfängt, durch einen vorwärtsgerichteten schrägen, von oben nach unten geführten Schnitt vom übrigen Bügel getrennt, und es bedarf nur eines mäßigen Drucks nach hinten an dem losen Vorderarme, um den Haken aus der vordern Scheibe zu heben, demzufolge aber die Umwendung der Läufe zu erwirken; indem, wenn dies vollständig geschehen, der Haken in das

vorher oben gewesene Loch in der vordern Scheibe eingreift und dadurch alles wieder in seine feste Lage und Richtung gebracht wird.

Das Schloßblatt zerfällt in zwei abgesonderte Hälften; nämlich 1) in die hintere, an welcher innerlich die eigens gestellte und gerichtete Schlagfeder, die Nuß mit dem Kegel, die Stange, die Stangenfeder, nebst der Studel haftet, und welche auf der rechten Seite des Kolbentheils eingelassen, vermittels einer von der linken Seite her durchgehenden Schloßschraube und eines kleinen Senkschräubchens, welches durch die Hervorragung am Schloßblatt, die in eine an der hintern Scheibe befindliche schwalbenschwänzige Vertiefung paßt, gehend, mit ihrem Gewinde in die Scheibe eingreift, am Kolbentheil festgehalten wird; 2) in die doppelt vorhandene vordere, an deren äußerer Seite die Pfanne, die Batterie und die Batteriefeder befindlich ist. Die eine von den beiden Platten, woran die ebengenannten Schloßtheile genau so wie am gewöhnlichen französischen Schloß haften, ist an dem rechten Rinnentheil in aufrechter Stellung, die andere an dem linken Rinnentheil unterwärts gerichtet eingesenkt; beide aber werden von einer von der rechten nach der linken Seite durchgehenden Schraube festgehalten. Mag nun ein Lauf oder der andere oben sein, so steht dem Hahn immer in der Batterie und Pfanne ein Zündapparat gegenüber.

Wender mit zwei Büchsenröhren sind mir niemals zu Gesicht gekommen. Die Drehflinten [1]) und Drehbüchsflinten sind in der neuesten Zeit fast ganz außer Gebrauch gekommen, indem man denselben den Vorwurf zu großer Schwere (Gewichtigkeit) macht. Was alte Gewehre dieser Art anbelangt, so mag man recht haben, denn diese wiegen meist 10 Pfund und darüber; jetzt aber, wo tüchtige Meister, z. B. Linß in Zeitlofs und Thüngen, auch auf Bestellung G. A. Göllner in Suhl, Wender verfertigen, die 8, höchstens 8½ Pfund wiegen, kann dieser Grund nicht gelten. [2]) Wenigstens lassen folgende Vorzüge sich den Drehern nicht absprechen: 1) Die Läufe sind in der Regel etwas stärker an Eisen und Kaliber wie bei den jetzigen modischen überaus leichten Doppelgewehren mit nebeneinanderliegenden Läufen, deshalb aber auch der Gefahr des Zerspringens weniger unterworfen. 2) Geht zufällig ein Lauf zu Grunde, so kann dieser ohne weiteres durch einen neuen ersetzt werden. 3) Beim Tragen wie beim Laden kann der Schütze sich und andere leichter und vollständiger gegen das

1) Ich fand in einer Gewehrsammlung — wo, das ist mir nicht mehr erinnerlich — sogar einen Drillingswender, der aber so schwer war, daß Simson nur ihn würde haben führen können. Doch war es ein schönes Cabinetsstück. W.

2) Der wahre ist aber: Wenige von denen, die zu unserer Zeit im Rufe des gut Schießens stehen, sind geschickt und gewandt genug, um den Dreher in der Geschwindigkeit mit Erfolg handhaben zu können. Der Verfasser will und kann sich selbst dessen nicht rühmen. W.

Losgehen des Gewehrs verwahren, als bei irgendeinem andern Gewehr. [1]) 4) Vorzüglichen Nutzen gewähren die Drehbüchsflinten, einmal, weil, wenn der Flintenlauf mit Schrot geladen wird, man auch darauf eingerichtet ist, vorkommendes kleines Zeug, besonders aber Raubzeug leichter in der Flucht zu erlegen, als dies mit andern Büchsflinten, wo nicht anders als durch das Visir abgesehen werden kann, der Fall ist; dann aber auch besonders in dem Fall, wenn auf dem Anstande nach Hochwild auch der Flintenlauf mit der Kugel geladen wird, indem dieser, wenn man der Dämmerung wegen mit dem Büchsenlaufe kein sicheres Abkommen mehr hat, selbst wenn kein Mondschein leuchtet, noch lange mit Erfolg gebraucht werden kann [2]); wobei indeß immer die Voraussetzungen stattfinden müssen, daß das Flintenrohr zwei Kugeln, oder doch eine ausgezeichnet gut schieße, und daß an dem Gewehr ein recht tüchtiges englisches Stechschloß befindlich sei, denn nach des Verfassers Meinung hat jedes blos auf den Abzug eingerichtete Kugelgewehr kaum halben Werth.

II. Von den Doppelgewehren mit nebeneinanderliegenden Läufen.

Wir haben hier als verschiedene Arten zu betrachten: 1) Büchszwillinge; 2) Flintenzwillinge; 3) Büchsflintenzwillinge.

Alle diese Gewehrarten haben das miteinander gemein, daß beide Läufe, jetzt wenigstens [3]), zusammengelöthet sind, und zwar meistentheils mit Schlag- (Messing- oder Kupfer-) Loth, seltener mit Zinnloth. Zugleich wird gemeiniglich nur die hierbei entstehende obere Rinne, mitunter aber auch die untere von den Mündungen der Röhre bis zur Schwanzschraubenkappe mit einem die Rinne ausfüllenden eisernen, dreieckig gefeilten Stabe ausgelegt und dieser gleichfalls angelöthet.

Noch habe ich den Grund nicht ausfindig machen können, aus welchem die Gewehrfabrikanten, auch Göllner, und mit diesem das ganze Heer von mehr oder weniger berühmten Büchsenmachern, dem Schlagloth den Vorzug vor dem Zinnloth geben, indem sie des erstern fast ausschließlich zu obigem Zwecke sich bedienen.

---

1) Indem das Umdrehen nur halb bewerkstelligt und dadurch Hahn und Batterie aus der Richtung gebracht wird, bei welcher, wenn ersterer losschlägt, die Explosion einzig möglich ist. W.

2) Von der geringen Zahl der Virtuosen im Büchsenschießen, welche bei Tag und Nacht ihres Abkommens blos dem Anfalle an den Schaftbacken nach gewiß sind, ist hierbei nicht die Rede, sondern von solchen Schützen, wie sie gewöhnlich vorkommen. W.

3) An alten Doppelflinten wurden die Läufe oft nur von zwei eisernen oder messingenen Zugbändern (Zwingen) und von der Schwanzschraubenkappe zusammengehalten. Eins von den Bändern umfaßte die Läufe in der Mitte, das andere vorn in der Korngegend, und auf diesem stand das Korn selbst. W.

Folgende Betrachtungen bestimmen mich zur gegentheiligen Meinung: a) Das Schlagloth wird nur bei einem so hohen Grade von Hitze flüssig, daß die derselben beim Löthen mit ausgesetztem Rohr — auch wol nur eins von beiden — sich öfter in der Maße aus der Richtung, die sie haben sollen [1]), ziehen, daß ihnen oder ihm selbige durchaus nicht wiedergegeben werden kann. Dieser Fall tritt beim Zinnloth, welches bekanntlich in mäßiger Hitze zerfließt, an sich selten ein, und ereignet er sich ja, so kann der Zusammenhang, in welchen die Läufe durch das Löthen mit Zinn gesetzt sind, so oft man will, aufgehoben und so dem Fehler abgeholfen werden. b) Beide Läufe eines jeden Doppelgewehrs müssen, wenn sie fertig ausgearbeitet und zusammengelöthet sind, hinsichtlich ihrer Haltbarkeit probirt werden, wenn der Uebernehmer vor der Gefahr des Zerspringens irgend gesichert sein soll. Bei dieser Probe springt, nach Göllner's gegen mich abgelegtem eigenen Geständniß, bei Doppelgewehren von ordinärer Fabrikarbeit wenigstens der sechste, bei sorgfältiger geschmiedeten Plattenläufen immer noch der zwölfte oder dreizehnte Lauf. Sind nun die Läufe mit Schlagloth gelöthet, so geht nicht nur der wirklich schadhaft gewordene, sondern auch — wenigstens haben dies mehrere Büchsenmacher gegen mich behauptet — der andere, welcher die Probe aushielt, um den es ebendeswegen doppelt schade ist, mit verloren. [2]) Ebenso verhält es sich — und dies muß dem Besitzer eines guten Gewehrs, selbst wenn der Ankauf eines neuen ihn nicht fühlbar belästigt, recht wehe thun —, wenn ein oder der andere Lauf bei oder durch den Gebrauch zufällig springt oder unsicher wird, oder wenn z. B. bei dem Fall mit dem Pferde, oder beim Umfallen des Wagens — exempla sunt odiosa — eine doppelte Biegung der Läufe stattfindet.

In allen diesen Fällen hat, wenn Zinnloth die Läufe zusammenhält, der Büchsenmacher keine Ausrede, wenn ihm die Trennung eines gesunden Laufs von einem schadhaften und der Ersatz des letztern durch einen neuen übertragen wird.

Bei Doppelflinten wird oft der die obere Rinne zwischen den Läufen ausfüllende Stab auf der obern Fläche weniger oder mehr rundlich vertieft; ebenso die Schwanzschraubenkappe, bis ungefähr zum vierten Theil der Länge

1) Begreiflicherweise muß das eine solche sein, daß keiner von beiden Läufen bei gleichem Abkommen weder höher noch kürzer, weder rechts noch links schießt. W.

2) Der Verfasser will es nicht leugnen, daß er zu diesem Vorgeben der Büchsenmacher keinen Glauben hat, indem es schwer begreiflich ist, worin die Unmöglichkeit, das Schlagloth zum zweiten mal in Fluß zu bringen, liegen soll. Wäre dem aber auch so, so kann doch die Metallsäge und die Feile ihren Dienst schlechterdings nicht versagen, wenn von Trennung des schadhaften Laufs vom gesunden selbst durch Schlagloth mit jenem vereinigten die Rede ist. Auri sacra fames, quo non mortalia pectora cogis! Dies gilt auch in der Hinsicht, daß wol nur wenige Fabrikanten und Büchsenmacher die Probe wagen; desto mehr der Käufer. W.

des daran befindlichen Schwanzes. Der Verfasser hält dies für unnütz; denn eine dergleichen Vertiefung verlangt und findet man ja nicht an der einfachen Flinte, und doch schießt der, der den Lauf beim Anschlagen gerade richtet, auch gerade dahin, wohin er zielt; sogar wird man öfters wahrnehmen, daß die, welche daran nicht gewöhnt sind, Doppelflinten mit vertieften Stäben und ausgestrichener Schwanzschraubenkappe zu führen, damit, anfänglich wenigstens, zu hoch schießen; daß aber im Gegentheil die daran Gewöhnten mit doppelläufigen und einfachen Flinten, welche jene Vertiefung nicht haben, noch öfter zu kurz schießen. Auf der Mittellinie des gedachten Stabes wird das Korn in derselben Gegend, wie bei einfachen Gewehren, auch bei Doppelflinten aufgelöthet, bei allen doppelläufigen Kugelgewehren aber, wie bei der einfachen Büchse, schiebbar aufgestellt. Die Schwanzschraube jedes Laufs hat, anstatt des an der des einfachen Gewehrs befindlichen Schwanzes, nur eine viereckige, beiläufig einen Drittelzoll lange, um etwas breitere Hervorragung, welche in das zu deren Aufnahme bestimmte, durch die abgesonderte Schwanzschraubenkappe gehende Loch entweder zapfenförmig, oder an der obern Kehrseite hakenförmig aufwärts gebogen eingreift. Im ersten Fall wird jede durch eine von hinten her in den Zapfen eindringende abgeplattete Kopfschraube, im letzten durch den Haken mit der Schwanzschraubenkappe in Verbindung gesetzt. Diese Kappe selbst verlängert sich oben in einem dem der Schwanzschraube am einfachen Gewehr ganz gleichen, im Schaft eingelassenen und in demselben mit einer durchgehenden, oben eingesenkten Kopfschraube befestigten Schwanze. So vermittelt sie nebst den zwei in der untern Rinne zwischen den Läufen angelötheten Haften und den durch die Schaftrinne gestemmten zwei Hefteln die Verbindung der Läufe mit dem Schafte zu einem soliden Ganzen.

Von den Schlössern ist eins an der rechten, das andere an der linken Seite des Laufs eingelassen, so zwar, daß sie in gleicher Höhe einander gerade gegenüberstehen.

Vom Stech- und Abziehapparat wird bei jeder Doppelgewehrart das Erforderliche beigebracht werden.

Der Schaft ist, jetzt wenigstens, meistens ein halber, d. h. ein solcher, dessen Rinne sich nur bis zur halben Länge der Läufe erstreckt. Allerdings wird durch einen solchen das Gewicht des Doppelgewehrs um etwas vermindert; dagegen sind die Läufe des ganz (bis zur Mündung) geschäfteten dem Verbiegen weit weniger ausgesetzt. Doch hat man in dieser Beziehung auch beim halben Schafte so gar viel nicht zu fürchten, wenn nicht nur oben, sondern auch unten die Vertiefungen zwischen den Läufen mit einem eingelötheten eisernen Stäbchen ausgefüllt sind, was ebendarum in dem fraglichen Falle immer geschehen sollte.

Sonst weicht die Gestaltung des Schafts von der, welche dem des einfachen Gewehrs eigen ist, nur darin ab, daß dieselbe von der Schloßgegend an bis zu seinem Vorderende insoweit breiter sein muß, um zu beiden Seiten das Schloß und in einer Doppelrinne die Läufe äußerlich bis zur Hälfte ihrer Dicke aufzunehmen.

Der Ladestock geht bei halbgeschäfteten Exemplaren durch die an der untern Kehrseite der Läufe auf der Mittellinie angelötheten Beschlägsmuttern und endigt in einer dritten, am Schaftrinnentheil angehefteten. Der Bügel soll, nach des Verfassers Dafürhalten, immer ein ganzer Flintenbügel sein. Die Beschlägskappe ist ganz so wie bei den einfachen Gewehren.

Nun in Kürze das Nöthige über die Eigenheiten jeder einzelnen Doppelgewehrart.

Die Büchszwillinge wurden zu einer Zeit zu bauen angefangen, wo in ganz Deutschland der Wildstand bereits abzunehmen anfing, sodaß, wäre ihr Gewicht, das doch im ganzen nicht unter 9—9½ Pfund betragen kann, wenn die Läufe irgend Dauer haben und Schuß halten sollen, nicht schon ein Stein des Anstoßes für viele gewesen, sie doch nicht sehr in Aufnahme hätten kommen können. Jetzt sind sie ganz entbehrlich, um so mehr, da sie in den Augen des echten Büchsenschützen schon darum keinen bedeutenden Werth haben, weil nur unter dem rechten Schloß ein englisches Stechschloß angebracht, also das linke Schloß nur vermittels des Abzugs losgedrückt und daher mit dem linken Lauf auch auf keine größere Entfernung als mit einem Flintenlauf, der kugelschlechtig gut gearbeitet ist, sicher geschossen werden kann. [1])

Und nicht darum allein, sondern auch deshalb, weil ein neben dem Büchsenrohr liegender Flintenlauf, nach Belieben und Bedarf, auch mit Schrot geladen und so damit zufällig vorkommendes Raubzeug, ein toller Hund u. dgl. sicherer erlegt werden kann, hat der Büchszwilling dem Büchsflintenzwillinge (der Büchsflinte) weichen müssen, welche Benennung demjenigen Doppelgewehr beigelegt zu werden pflegt, bei welchem in der linken Schaftrinne ein Flintenrohr, in der rechten aber ein Büchsenrohr liegt.

Uebrigens muß der Flintenlauf eine Kugel so gut schießen, als es von einem solchen der Regel nach verlangt werden kann, d. h. auf 50—60 Schritt scharf und genau auf den Fleck, wenn, da bei diesen Doppelgewehren das ebenso wie bei der einfachen Büchse gestellte und eingestrichene Visir das Abkommen für beide Läufe gleichmäßig berichtigen soll, auf die

---

1) Büchsenzwillinge sind in fernen Welttheilen bei Jagden auf Elefanten, Löwen, Tiger, Unzen, Bison u. s. w. fast unentbehrlich. Ich habe mehrere Jahre lang auf meinen Reisen im tropischen Südamerika mit dem größten Vortheil ein trefflich gebautes Gewehr dieser Art geführt. T.

bemerkte Schußferne Korn und Visir genau so zusammengenommen wird, wie es geschehen muß, wenn das Büchsenrohr auf 80—100 Schritt genau auf den Fleck (Zielpunkt) die Kugel schießen soll. Es begreift sich, daß es keine leichte Aufgabe für den Büchsenmacher ist, jedem der beiden Läufe beim Zusammenlegen beider die Richtung zu geben, die er, um obiges zu erwirken, nach erfolgter Zusammenfügung durch das Löthen, haben muß. Nach des Verfassers Dafürhalten kann der beste Meister in dieser Rücksicht seiner Sache im voraus niemals ganz gewiß sein, und er vermag nur bei Anwendung des Zinnloths, nie bei der des Schlagloths, dafür zu haften, daß er alle und jede Richtungsfehler, die sich nach der Löthung ergeben können, zu verbessern im Stande sei. Höhenrichtungsveränderung bei beiden Läufen zugleich und nach gleicher Direction ist ohne vorherige Trennung der Läufe allerdings bewirkbar; bei einem oder dem andern Lauf allein schlechterdings nicht, wenn die Abweichung, welche berichtigt werden soll, von irgendeinigem Belang ist. Daher kommt es, daß man öfters Büchsflintenzwillinge findet, bei welchen, wenn der Büchsenlauf auf gehörige Schußferne mit halbem Korn genau Fleck (Höhe) hält, um auf Flintenschußweite mit dem Flintenlauf auf eben den Fleck zu kommen, ganz volles Korn genommen werden muß; eine Aufgabe, welche, wenn von sogenannten Dubletten (von schnellem Schießen auf einen seine Stelle verändernden Körper mit beiden Läufen nacheinander) die Rede ist, der tüchtigste Schütze in praxi oft mit Erfolg lösen zu können sich nicht anmaßen wird.

Abweichung des Schusses bei beiden Läufen nach einer und derselben Seite ist, wenn sie nicht zu groß ausfällt, ebenfalls verbesserlich, ohne die Läufe trennen zu müssen; findet sie aber bei einem oder dem andern Rohr allein oder gar in der Maße statt, daß das eine rechts, das andere links die Kugel weist, so kann dem Fehler nur nach vorgängiger Trennung der Läufe und also nur in dem Fall, wenn sie mit Zinnloth zusammengefügt sind, abgeholfen werden.

Das hier Gesagte gilt für sämmtliche Doppelgewehrarten mit nebeneinanderliegenden, zusammengelötheten Läufen.

Zu diesen gehören dennoch auch die gegenwärtigen nur zu sehr bekannten Flintenzwillinge oder Zwillingsflinten, deren Vorzüge der Verfasser sehr willig anerkennt, wenn sie durchaus tüchtig gearbeitet, solid zusammengebaut sind und in den Händen eines geübten, guten und vorsichtigen Schützen sich befinden.

Wie bei den einfachen Flinten gibt es auch Zwillinge dieser Art entweder mit geradegezogenen oder mit glatten Läufen.

Letztere verdienen im allgemeinen den Vorzug vor erstern; nicht nur aus den Gründen, welche schon oben für diese Behauptung angegeben worden

sind, sondern auch deswegen, weil die gezogenen Doppelflintenröhre, wenn sie Dauer versprechen und möglichste Sicherheit gewähren sollen, an Eisen bedeutend stärker, daher auch gewichtiger und ebendarum weniger führig sein müssen, als glatt gearbeitete. Inwiefern auch geradegezogene Doppelröhre eine Paßkugel immer, sogar zwei dergleichen, in einen Lauf geladen, oft besser zu schießen pflegen als glatte, mag man da, wo gegen die eigentliche Jägersitte und jederzeit zum Nachtheil der Wildbahn das Führen der mit Kugeln geladenen Flinte üblich ist oder doch zugelassen wird, jener zu diesem Behuf vorzugsweise sich bedienen; nur würdige sich der Jagdliebhaber — vom echten Waidmann kann hierbei gar nicht die Rede sein — durch zu weites Hinschießen nicht zum Aasjäger herab.

Nach des Verfassers vieljähriger Erfahrung sind die einfachsten Schlösser, wenn sie nur in allen ihren Theilen gut, sozusagen eigensinnig gearbeitet sich bewähren, für alle, also auch für Zwillingsflinten, die stark gebraucht werden, größerer Dauerhaftigkeit wegen, die geeignetsten, und Ketten-, Kegel- und Rollenschlösser, auch die neuen Stoß- und Schlagschlösser, dem Jäger vollkommen entbehrlich.[1])

Flintenzwillingsschlösser dürfen übrigens, wenn bei der Explosion des Schusses mit einem Lauf nicht öfters das Schloß des andern zugleich mit losschlagen soll, nicht ganz so leise gestellt werden, und können sich daher auch nicht so leicht abdrücken lassen, als die meisten Schützen dies bei der einfachen Flinte, nicht selten auch da zur Ungebühr, verlangen.

Dessenungeachtet muß die Stellung aller Flintenschlösser und des das Losschlagen derselben aus der hintern Rast bewirkenden Drückers eine solche sein, daß die besagte Wirkung erfolgt, ohne daß zum Hervorbringen derselben ein eigentliches Abziehen erforderlich wird; vielmehr soll sie die unmittelbare Folge eines mäßig leisen Drucks mit der Spitze des Zeigefingers sein.

Hinsichtlich des Schafts und Beschläges verhält sich alles wie beim Büchsflintenzwillinge.

Anmerkung zur vierten Auflage. Das rastlose Vorwärtsstreben nach Verbesserung und Vervollkommnung hat in neuester Zeit bei allen Arten Feuerwaffen gewaltige Veränderungen hervorgebracht. Besonders haben England, Frankreich und Nordamerika in dieser Richtung ausgezeichnetes geleistet. Ohne auf die Vervollkommnung der englischen Jagdwaffen, insbesondere der Büchsen, näher einzutreten, da dieselben, so zweckmäßig sie

---

1) Alle diese Verhältnisse haben sich in neuerer Zeit durch die Erfindung der Percussionsschlösser, Kammerbüchsen, Miniebüchsen, Zündnadelgewehre u. s. w. außerordentlich verändert, und es ist bei den meisten nicht nur eine größere Einfachheit, daher auch größere Zuverlässigkeit der Batterien, sondern auch überhaupt eine größere Leistungsfähigkeit erzielt worden. T.

auch theilweise sind, sich in Deutschland noch nicht eingebürgert haben und wol schwerlich allgemein Eingang finden werden, will ich hier nur die französische Erfindung der Kammerladungsgewehre nach dem System von Lefaucheux näher berühren.

Dieses System besteht darin, daß, sobald ein mit dem Schaft in Verbindung stehender langer eiserner Arm so weit nach rechts gedreht wird, daß er mit diesem beinahe einen rechten Winkel bildet, die Läufe sich durch einen einfachen Mechanismus auf eine gewisse Entfernung hinunterlegen lassen, sodaß die Patronen bequem von hinten in dieselben geschoben werden können. Werden die Läufe wieder in die gehörige Richtung gebracht und der eiserne Arm in seine ursprüngliche Lage gedreht, so ist der Verschluß durchaus sicher.

Eine detaillirte Beschreibung dieser Flinten dürfte hier überflüssig sein, da Lefaucheux' Kammerladungsgewehre bereits eine sehr allgemeine Verbreitung haben. Hingegen mag wol eine Würdigung der Vor- und Nachtheile derselben hier am Platze sein. Ich schicke voraus, daß der Verschluß bei einem gut gebauten Kammerladungsgewehr ein durchaus sicherer ist und keinerlei Gefahr darbietet, daß alle Vorwürfe, die demselben in dieser Beziehung gemacht wurden, vollkommen grundlos sind.

Die Vortheile dieser Flinten lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

1) Sie sind außerordentlich rasch geladen, da man mit der einfachsten Manipulation die Rohre öffnen und die fertigen Patronen einschieben kann, was man mit Leichtigkeit auch beim Gehen, Fahren, Reiten bewerkstelligt. Bei Sumpfjagden ist diese Art zu laden vom höchsten Werth.

2) Ladestock, der von hitzigen Schützen so leicht gebrochen wird, Satzstock und Kapselstecher sind überflüssig.

3) Ein Verladen ist unmöglich.

4) In der kürzesten Zeit kann, nach Bedarf, der Schuß gewechselt, d. h. eine Patrone mit gröberm oder feinerm Schrot mit derjenigen, die im Lauf steckt, vertauscht werden.

5) Soll nach der Jagd die Flinte entladen werden, so geschieht es eben so rasch als leicht durch einfaches Herausziehen der Patrone.

6) Zu jeder Zeit kann man mit Leichtigkeit die innere Beschaffenheit der Läufe untersuchen und ohne große Mühe stets die Rohrseiten spiegelblank halten; ein für jeden echten Jäger unbezahlbarer Vortheil.

7) Der Schuß im zweiten Lauf wird durch das Abschießen des ersten nicht gelockert, denn er sitzt fest in der Hülse.

8) Das Verschleimen der Pulverkammer, das bei Percussionsgewehren so unangenehm ist, ist beim System Lefaucheux unmöglich.

9) Das Pulver entzündet sich beim Kammerladungsgewehr viel rascher als bei der Percussionsflinte, da dort die Entzündung mitten im Pulver

stattfindet, hier aber der Zündfunken den Weg durch den winkeligen Kanal des Piston zur Pulverkammer nehmen muß.

10) Das Versagen ist fast gänzlich vermieden. Regen und Schnee können das Pulver in der Patrone nicht naß machen. Vorbrennen ist ebenfalls unmöglich.

11) Verwundungen durch Splitterstücke der Kupferkapseln und springender Piston, sowie das höchst unangenehme Schwarzwerden der Hände durch Pulverdampf fallen weg.

An Präcision und Schärfe steht eine gut gearbeitete Kammerladungsflinte mindestens einem gut gearbeiteten Percussionsgewehr gleich.

Hinsichtlich des Kalibers gebe ich den Lefaucheuxgewehren Kaliber Nr. 16 vor den übrigen Nummern den Vorzug. Die Rohrweite beträgt bei diesem 18 Millimeter, die Kammerweite 19 Millimeter.

Ein Vorwurf, den man den Kammerladungsgewehren mit einigem Grunde macht, ist der etwas höhere Preis eines jeden Schusses; aber auch dieser ist so unbedeutend, daß er für den nur einigermaßen bemittelten Schützen wahrlich nicht in Betracht kommt. Der schlecht besoldete Jäger wird sich aber des Percussionsgewehrs bedienen, da ihm seine Mittel die Anschaffung eines Lefaucheux nicht erlauben.

Man bedient sich verschiedener Arten von Patronen für die Flinten nach Lefaucheux' System. a) Die Hülse ist von sehr starkem Papier, oder besser, sehr dünnem Pappdeckel; das Bodenstück ist von Messing, mit einem Reif, an den die Hülse befestigt. Im Bodenstück ist ein vertiefter viereckiger Raum, in den das Zündhütchen gesetzt wird. Dieses wird durch einen Messingstift, der durch den Messingring an der Hülse durchgeht und einige Linien über dieselbe hervorsteht, in seiner richtigen Lage festgehalten. Beim Losdrücken schlägt der Hahn auf den Messingstift; infolge des heftigen Stoßes explodirt der Zündstoff und entzündet das Pulver der geladenen Patrone.

b) Die Hülsen sind wie oben, aber am Ring des Bodenstifts ist ein kurzer Stahlstift angebracht; auf diesen Stahlstift paßt ein Messingstift (eine Zündnadel), dessen eines offenes Ende den Zündstoff enthält.

Gut gearbeitete und richtig geladene Patronen dieser beiden Arten können sechs Schüsse aushalten, ehe sie unbrauchbar werden.

c) Die Patronenhülse ist von Messing, und entweder mit dem Stahlstift oder mit dem Raum für die Zündhütchen am Bodenstück versehen. Solche Patronen halten eine sehr große Anzahl von Schüssen aus. Der Ankaufspreis ist zwar viel theuerer als der der Papierhülsen — ich zahlte für vorzüglich gut gearbeitete in Paris 1 Franc das Stück —, sie kommen aber doch durch ihre Dauerhaftigkeit wohlfeiler zu stehen als die Papierhülsen.

Durch längern Gebrauch dieser Patronen habe ich auch deren Nachtheile, die ich hier nicht verschweigen will, kennen gelernt.

1) Sind sie sehr bedeutend schwerer als die Patronen aus Papierhülsen, was immerhin in Betracht kommt, wenn man bei Kreisjagden eine größere Zahl derselben mitführt.

2) An sehr kalten Wintertagen zieht sich das Eisen des Laufs merklich zusammen, die Patronen, die bei gewöhnlicher Temperatur sehr genau passen und mit Leichtigkeit in die Versenkung geschoben werden können, sind nun, da in der Jagdtasche die Temperatur etwas höher ist als die der äußern Luft, für die verengte Versenkung etwas zu groß und können nur mit Mühe in dieselbe hinausgeschoben oder entfernt werden.

3) Da die innere Fläche der Metallhülse glatt ist, so halten die Pfropfe nicht sehr fest, und es lockert sich daher der Schuß des zweiten Laufs nach Abfeuerung des ersten weit mehr, als dies bei Papierhülsen der Fall ist.

Es braucht wol kaum bemerkt zu werden, daß die Patronen genau in die Kammer passen müssen, oder doch leicht zum Hinein- und Herausschieben sein sollen. Die Hauptbedingung, um einen scharfen Schuß zu erzielen, ist, daß die Patronen ganz genau die Länge der Aussenkung der Läufe haben und der Stoppel sehr genau schließend fest auf dem Pulver sitzt.

Wer sich ein französisches Kammerladungsgewehr kauft, sollte sich die Gewißheit zu verschaffen suchen, daß die Rohre Canons Bernard seien. Ausgezeichnete Flinten nach diesem System werden in der rühmlichst bekannten Waffenfabrik von A. V. Lebeda Söhne in Prag gebaut. Man darf ihnen vor den französischen unbedingt den Vorzug geben. Wer ein solides vortreffliches Gewehr haben will, soll sich daher nach Prag oder nach Wien wenden, wo Stähelin und Mann ausgezeichnete Gewehre bauen.

Revolverflinten mit 4—6 Schüssen aus soliden nordamerikanischen Fabriken sind unter Umständen sehr brauchbare und werthvolle Waffen. Ich habe mich wiederholt bei transatlantischen Jagden mit großem Vortheil solcher bedient. In Deutschland dürften sie kaum Verwendung finden, denn bei mehrstündigen Jagden leistet ein Lefaucheuxgewehr mehr als eine Revolverflinte. Eine Revolverbüchse ist nur da zu empfehlen, wo es sich darum handelt, sich durch mehrere schnell nacheinander gefeuerte Schüsse aus einer gefährlichen Lage bei Angriffen eines großen Raubthieres u. s. w. zu befreien, oder z. B. aus einer Bison- oder Antilopenheerde rasch nacheinander einige Thiere wegzuschießen.

Endlich will ich hier noch der sogenannten **Dreiläufe** erwähnen und die kurze Beschreibung mittheilen, die der k. k. Hauptmann L. v. Bujanovics in der Jagdzeitung, 1861, S. 702, davon gibt:

„Bei dem **Dreilauf** bilden die Läufe ein Dreieck, und zwar liegen

zwei derselben nebeneinander, der dritte unterhalb. Der rechte Lauf ist gedrallt, der linke gerade gezogen, der untere glatt und von größerm Kaliber als die beiden andern. Die zwei Schlösser sind gerade so wie bei einem Doppellauf. Der Hahn des rechten Schlosses hat beim Bug ein Knie, welches dazu dient, ihn auf den Piston des untern (dritten) Laufs herabzubringen. Der Piston des dritten Laufs befindet sich 2—3 Linien gerade unterhalb des Piston vom rechten Lauf, wodurch der gleichnamige Hahn mittels des Knies beliebig auf einen oder den andern Piston herabgedrückt wird. Damit der Piston des dritten Laufs unterhalb des rechten Piston zu stehen komme, ist an der Patentschraube ein birnförmiger Wellbaum seitwärts, resp. abwärts, befindlich, in welchem dieser Piston steckt. An diesem Wellbaum ruht auch der Ladestock. Der Symmetrie wegen befindet sich auf der linken Seite der gleichartige Wellbaum, jedoch blind, mit einem Reservepiston."

§. 4. Wurde ein Gewehr durchaus tüchtig gebaut befunden, so bleibt immer noch die fernere Probe durch den Anschuß übrig. Wie diese bei jeder Gewehrgattung anzustellen sei, davon soll in diesem Paragraph die Rede sein.

I. Vom An- und Einschießen der Büchse.

Das erste, was hierbei berücksichtigt werden muß, ist das Ausfindigmachen der Ladung, oder, um mich bestimmter auszudrücken, die Festsetzung der verhältnißmäßigen Quantität des Pulvers zur effectiven Schwere der Kugel.

Nach vielfältigen Versuchen, die ich anzustellen Gelegenheit hatte, muß sich die Schwere des Pulvers zu der der Kugel verhalten wie 1 zu 7, d. h. wenn letztere 7 Quentchen wiegt, so verlangt die Büchse 1 Quentchen Pulver zur Ladung. [1]) Andere nehmen drittehalb Kugelformen voll Pulver, und dies stimmt mit meiner Methode ziemlich überein. [2])

Dann begebe man sich bei windstillem, heiterm Wetter auf einen gut eingerichteten Scheibenstand, dessen Länge 100 — 110 einfache Schritt (200—220 Fuß) beträgt, denn dies ist die gehörige Birschbüchsenschußweite, und zwar zu einer Stunde, wo die Sonne beim Schießen nicht von vorn, sondern von hinten auf das Korn und Visir fällt, und thue auf eine Scheibe, deren Schwarzes 5 Zoll im Durchmesser hält, indem man einmal wie das andere Korn und Visir zusammennimmt, mehrere Schüsse, ohne nachzusehen, wo die Kugeln in der Scheibe sitzen. [3])

---

1) Sehr werthvolle dahin bezügliche Untersuchungen finden sich in dem kleinen Werke „Pulverprobe", von Franz Ritter von Uchatius, k. k. Oberstlieutenant und Commandant des Zeugartillerie-Commando Nr. 17 (Wien 1864). T.

2) Das Verhältniß des Pulvers zum Blei soll nie unter 1 : 5½ und nie über 1 : 7½ betragen. T.

3) So wenig ich sonst dafür bin, daß der Jäger beim Scheibenschießen sich daran gewöhne, die Büchse fest an die Auflage zu stemmen, so billige ich dies Verfahren doch beim Einschießen derselben. W.

Verfährt ein fest geübter Schütze — denn nur ein solcher darf und kann die Büchse an- und einschießen — so, und sitzen sämmtliche Kugeln, insofern das Gewehr jedesmal rasch zusammenbrennte, in einer Cirkelrundung von höchstens 3 Zoll im Durchmesser, so hält die Büchse, wie man sagt, Strich.

Mag sie dann zu hoch oder zu tief, oder auf die Seite schießen, so ist dem, wie sich in der Folge ergeben wird, leicht abzuhelfen; hält sie aber nicht Strich, d. h. sitzen die Kugeln auf der Scheibe unregelmäßig verstreut, so ist ihre Unbrauchbarkeit auf so lange wenigstens, bis der alte Drall ausgebohrt und die Seele neue und bessere Züge erhalten hat, entschieden.

Zuvörderst muß man die einzuschießende, Strich haltende Büchse dahin zu bringen suchen, daß keine Seitenschüsse mehr vorkommen. Schoß sie daher rechts und beträgt diese Abweichung nicht mehr als 2 Zoll, so wird das Visir ein klein wenig nach der linken Seite geklopft; ist die Abweichung stärker, so schlägt man nächstdem das Korn etwas rechts und fährt in vorbesagter Maße mit dem Verrücken des vordern und hintern Absehens fort, bis man die Mittellinie gefunden hat. Soll dem links Schießen abgeholfen werden, so verfährt man auf die der vorbeschriebenen entgegengesetzte Weise.

Schießt die Büchse zu hoch, so wird mit einer platten Mittelfeile vom Visir nach und nach so viel ab-, der Kerb in demselben aber mit einer feinen englischen dreieckigen Feile um so viel tiefer eingestrichen, als erforderlich ist, um bei den folgenden Schüssen die Kugeln fortdauernd in das Schwarze zu bringen.

War der Kerb vorher so tief und weit, daß die obere Hälfte des Korns ihn beim Anschlagen des Gewehrs ausfüllte, ohne oben darüber herauszustehen — man sagt in diesem Fall: der Schütze nimmt, beim Abkommen mit halbem Korn, Korn und Kerb gleich —, so kann man annehmen, daß, wenn der Kerb bis auf den letzten Merkstrich abgefeilt, dann aber wieder so tief als vorher eingestrichen wird, in der Folge das Gewehr 3 bis 4 Zoll kürzer (tiefer) schießen muß. Säßen vor dieser Operation die Kugeln mehr als 4 Zoll über dem Schwarzen, und würde das Visir zu flach, wenn man noch mehr abstriche, so muß ein neues verhältnißmäßig höheres Korn eingesetzt werden.

Schießt man um etwa 2—3 Zoll zu kurz, so kann, indem dem Korn etwas an Höhe abgenommen wird, ohne es allzu flach zu machen, schon hierdurch dem Fehler Abhülfe geschehen; will aber das nicht zureichen, so muß die Büchse ein höheres Visir bekommen.

Uebrigens darf an einer Birschbüchse das Visir nicht zu fein eingestrichen, und das Korn muß so stark sein [1]), daß es fast den ganzen Kerb ausfüllt.

1) Bei einer bloßen Scheibenbüchse kann der Kerb feiner und flacher eingestrichen und sonach auch das Korn oben spitzer, doch darf es nicht eckig gefeilt sein. W.

Soll sie gut eingeschossen genannt werden können, so müssen, wenn ein fermer Schütze Korn und Kerb gleich nimmt und das Schwarze aufsitzen läßt, alle Kugeln dicht am Mittelpunkt desselben sitzen.

II. Vom An- und Einschießen der Flinte.

Vom Einschießen derselben kann nur insofern die Rede sein, als man das gehörige Verhältniß auszumitteln sucht, in welchem bei der Ladung Pulver und Blei dem Gewicht nach zueinander stehen müssen.

Bei Flinten, welche Vermögen genug haben (d. h. die im Laufe stark genug an Eisen sind), um ohne Gefahr Paßkugeln, Laufkugeln, Posten, Hagel oder Schrot von Nr. 0 und Nr. 1 daraus zu schießen, kann man, wenn das Kaliber eine eingepflasterte Paßkugel von 6 Quentchen aufnimmt, 1 Quentchen gutes Pulver und 6 Quentchen Blei nehmen. Das Verhältniß des Pulvers zum Blei ist also wie 1 zu 6.

Bei allen schwächern einfachen und Doppelflinten, aus welchen man höchstens Schrot von Nr. 2, gewöhnlich nur von Nr. 3 bis zur kleinsten Art (Dunst genannt) ohne Gefahr schießen kann, tritt das bei der Büchse angegebene Verhältniß von 1 zu 7 ein.

Um die zur Ladung hinreichende Schrotmenge zu finden, wäge man eine für die einzuschießende Flinte kalibermäßige Kugel. Dem vollen Gewicht derselben sei das Schrotgewicht genau gleich. [1])

In den allermeisten Fällen habe ich bemerkt, daß Flinten, nach jenem Verhältniß geladen, den Hagel zwar nicht gerade am dichtesten zusammenhalten, mit andern Worten: einen außerordentlich engen Hagelwurf haben, aber wol am schärfsten schießen und nicht stoßen.

Dennoch will ich nicht leugnen, daß bei manchen Flinten eine andere Proportion angenommen werden muß, und daß auch wol ein anderer Vorschlag als der, dessen man sich gewöhnlich bedient, bessere Wirkung hervorbringt. Es erhellt daraus, daß dieser Gegenstand nicht leicht auf eine unwandelbare Regel gebracht werden wird. Deshalb will ich hier noch einige von andern Schriftstellern vorgeschriebene Verhältnisse angeben.

In Timäus, Versuch über Gewehrfabriken, S. 169 fg., wird hierüber Folgendes gesagt:

„Für ein gutes (einfaches) Jagdgewehr von gewöhnlichem Kaliber, d. h. von einem solchen, wo 15—18 Paßkugeln aufs Pfund gehen, sind $^5/_4$ oder

1) Um für die Folge des zeitraubenden Wägens überhoben zu sein, lasse man sich beim Büchsenmacher ein cylindrisches Lademaß aus Eisen oder Messing verfertigen, dessen Hohlung mit dem Kaliber des Flintenlaufs gleichweit und so tief ist, daß sie schlicht gefüllt wird, wenn man nach oben den resp. sechsten oder siebenten Theil des Kugelgewichts an Pulver aus dem Pulverhorn hineinschüttet. Wird dann dasselbe Maß mit Schrot gehäuft voll gemacht, so wird bei groben Schroten das sechsfache, bei klaren das siebenfache Gewicht sich auswerfen. W.

höchstens $1\frac{1}{2}$ Quentchen gutes Pulver und $\frac{5}{4}$ Unzen Hagel hinreichend. Braucht man aber groben Hagel, so kann man von diesem den vierten Theil mehr nehmen.

„Diesem Verhältniß kommt ein anderes ziemlich gleich, nach welchem man den dritten Theil der Paßkugelschwere für das Gewicht des Pulvers bestimmt; der Hagel hingegen soll in diesem Fall um ein halb mal oder höchstens doppelt so schwer wiegen als die Paßkugel.

„Noch andere nehmen zur Ladung ein Maß, dessen Durchmesser dem des Rohrkalibers gleich ist, das aber die Tiefe des doppelten Diameters hat. Mit Hagel wird dieses Maß ganz angefüllt; vom Pulver aber nimmt man so viel weniger, als das Drittel des Rohrkalibers beträgt."

In v. Wildungen's Neujahrsgeschenk, 1806, wird das Verhältniß des Pulvergewichts zur Hagelschwere wie 1 zu 8 angegeben und dabei zugleich festgesetzt, daß man eine Flinte, deren Kaliber so weit ist, daß 27—28 Paßkugeln 1 Pfund wiegen, mit 1 Quentchen Pulver und 2 Loth Hagel laden könne.

Meinen Erfahrungen zufolge würde diese Ladung überhaupt, vorzüglich aber bei schwachen Röhren, wie an Doppelflinten, um ein Beträchtliches zu stark sein [1]) und gewiß einen bedeutenden Stoß (Rückprall) verursachen.

Uebrigens bin ich beim Anschießen der Flinten sonst so verfahren: ich nagelte einen Bogen Papier mit einem runden schwarzen Fleck in der Mitte von 3—4 Zoll Durchmesser auf einer im Trockenen aufgehobenen, aus 1 Zoll starken, kienigen Kieferbretern verfertigten Scheibe an, befestigte diese am Scheibenpfahl, ging 40 einfache gemeine Jagdschritte rückwärts, ließ da einen Pfahl zur Anlage einsetzen und bohrte einen Bohrer zur Auflage ein; denn meines Erachtens muß auch der beste Schütze beim Ein- und Anschießen jeglichen Gewehrs auf- und anlegen.

Dann ladete ich die Flinte nach dem Verhältniß des Pulvers zum Blei wie 1 zu 6 mit der eingepflasterten Paßkugel, und zwar ohne einen besondern Vorschlag (Pfropf) auf das Pulver zu stoßen, setzte auch die Kugel nicht fester auf, als bei der Büchsenladung.

Beim Zielen nahm ich das volle Korn, und ließ das Schwarze aufsitzen. Brennt bei diesem Verfahren der Schuß zusammen, so muß die

---

1) Doch was will dies alles gegen eine Ladung des Herrn *** (s. Hartig's Journal f. d. Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, 1807, Heft 4, S. 713) sagen, der seinen Helffricht'schen Zwillingsröhren ein halbes Loth Pulver und 50 Körner Nr. 0 auf jeden Schuß gibt! Ich mag mit dieser Ladung nicht einen Schuß thun! Dagegen ladete Freund Dietzel sonst (s. Hartig's Journal, 1808, S. 90) in seinen Zwillingslauf nur 10 Körner Nr. 0. Das war, wenn ja aus einem Zwilling und auf Füchse und Hasen gedachte Nummer gebraucht werden soll, doch gar zu wenig. Die Mittelstraße gehalten, werthe Männer, sie ist sicher die beste! Freund Dietzel hat sie schon seit Jahren eingeschlagen und weicht wol schwerlich wieder davon ab. W.

Kugel, insofern das Gewehr gehörig gerichtet ist, im oder doch dicht am Centrum des Schwarzen sitzen. Daß sie das Bret durchdringen und auf dem dahinter befindlichen Stein der Schießmauer sich breit schlagen müsse, versteht sich ohne weiteres.

So wenig ich vom Laufkugel- und Postenschießen halte, so ist es doch nicht ohne Nutzen zu wissen, ob eine hinlänglich starke einfache Flinte etwas damit leiste. Sie ist daher nach dem oben angegebenen Verhältniß zu laden und dann zu verlangen, daß bei keinem Schuß, welcher zur Probe gethan wird, weniger als die Hälfte der Laufkugeln oder Posten im Bogen, und bei jedem Schuß eine oder zwei davon wenigstens, in oder doch dicht am Schwarzen sitze. Durch das Scheibenbret müssen sie sämmtlich schlagen, sonst habe ich wenig Vertrauen zum Scharfschießen des Gewehrs überhaupt. Bei der ebenfalls nach der Proportion wie 1 zu 6 bewerkstelligten Ladung mit Hagel von Nr. 1 begehre ich, daß eine gute einfache, starke Flinte, deren Kaliber eine Paßkugel von 7—8 Quentchen faßt, auf jeden Schuß wenigstens 14—16 Körner in den Bogen, vier Fünftel derselben aber durch das Bret werfe, und daß kein einziges von den nicht durchgefahrenen dem Auge sichtbar in der Scheibe klebe, es müßte denn auf einen Ast geschlagen haben. [1])

Bei der Ladung mit Schrot von Nr. 2 tritt, meiner schon oben geäußerten Meinung nach, das Verhältniß des Pulvers zum Blei wie 1 zu 7 ein, und dieses wird bei jeder schwächern Nummer beibehalten. Gute Flinten von starkem Kaliber müssen auf 40 Schritt 16, 18—20 Körner, von schwachem Kaliber, wo die Paßkugel nur 5—6 Quentchen wiegt, 12, 14—16 Körner von Nr. 2 in den Bogen und gegen die Hälfte davon durch das Bret treiben; die nicht durchfahrenden aber müssen wenigstens zwei Drittheile der Bretdicke durchdrungen haben.

Von Nr. 3 müssen bei starken Flinten 18—24 Körner, bei schwachen 14—20 Körner im Bogen zu zählen, und es soll davon keins auf der Oberfläche des Brets zu sehen, die bei weitem größere Zahl derselben bis zum hintersten Drittheil des Brets eingedrungen, eins und das andere aber durch das Bret gedrungen sein. Ist letzteres mit einem Drittheil der Fall, so schießt das Gewehr sehr scharf.

Von Nr. 4 kann man bei Flinten von starkem Kaliber 28—36, von schwachem 20—28 Körner im Bogen zu finden verlangen. Die

1) Vor mehrern Jahren erhielt ich von einem reichen Jagdliebhaber den Auftrag, eine Flinte, die in einer Entfernung von 40 Schritt, bei drei nacheinander auf den Brand geladenen Schüssen, jedesmal wenigstens 20 Körner Nr. 1 in den Bogen Papier würfe, mit 20 Louisd'or zu bezahlen. Unzählige Versuche mit neuen und alten für vortrefflich erklärten Flinten fielen nicht glücklich aus. Oefter trat der Fall ein, daß beim ersten Schuß 24 Körner den Bogen trafen, sicher aber beim zweiten nur 19 oder 20, beim dritten weniger. W.

allermeisten derselben müssen zwei Drittheile der Stärke des Brets durchdringen, keins darf auf der Oberfläche desselben kleben, insofern ein Ast dies nicht veranlaßt. Fahren nur einige durch das Bret, so hat man Ursache, außerordentlich zufrieden zu sein.

Jede Flinte, die auf die vorgeschriebene Entfernung in Rücksicht des Zusammenhaltens der Schrote und des Scharfschießens, besonders wenn sie auf den Brand geladen ist, mehr leistet, macht ihrem Meister doppelte Ehre; eine, die weniger thut, mag ich nicht wählen und kaufen.

Von den schwächern Schrotnummern sage ich nichts; denn jede Flinte, die Nr. 3 und 4 gut schießt, hält 5, 6 u. s. w. in der Regel noch besser.

Seit mehr als zehn Jahren habe ich das Probiren der Flinten durch den Anschuß aufs Ziel ganz beiseitegesetzt, mir aber dagegen zum Gesetz gemacht, jede Flinte, bevor ich sie als Eigenthum übernehme, einige Tage auf der Jagd zu führen. Zu dieser Maßregel bestimmte mich öftere Erfahrung darüber, daß Flinten, die beim Anschuß aufs Ziel in Rücksicht des Schrotzusammenhaltens nicht viel zu leisten schienen, doch beim Jagdbetriebe ungemein gut tödteten, und so auch umgekehrt, obgleich sie bei der Probe aufs Ziel hinlänglich, ja überflüssig deckten und starken Durchschlag in der That hatten.

Unleugbar ist für den, der seiner Sache im Schießen mit der Flinte auf Wild hinlänglich sicher sich bewährt, die gedachte Jagdprobe die zuverlässigste, vorzüglich dann, wenn durch das nicht ganz nach Erwarten und Wunsch ausgefallene Anschießen aufs Ziel das Vertrauen auf die Güte des Gewehrs noch nicht geschwächt wurde.

Wer aber in die Kategorie der guten Wildschützen nicht gehört, oder wem es für den Zeitpunkt, wo er eine Flinte übernehmen soll, an Gelegenheit fehlt, sie auf der Jagd zu führen, dem rathe ich, sich an die v. Wildungen'sche Probe (Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber, 1796, S. 120 fg.) zu halten. Sie besteht darin, daß auf der Zielscheibe eine hinlängliche Anzahl von Papierbogen [1]), auf deren obersten ein kleines Schwarz in der Mitte aufgetragen ist, angenagelt werden. Wenn nun beim Anschuß selbst ganz so verfahren wird, wie früher gesagt, so zeigt der oberste Bogen das bessere oder schlechtere Decken der Schrote, die Untersuchung der darunterliegenden Bogen aber den mehrern oder mindern Durchschlag.

Nur verlange man nicht, daß eine Flinte gerade alle Hagelnummern

1) Ist die Rede vom Anschuß mit grobem Schrot (Nr. 0, 1 und 2), so nehme man mindestens 36 Bogen gutes Conceptpapier und 36 Bogen Löschpapier und lege sie wechselsweise aufeinander, sodaß 72 Bogen übereinander angenagelt werden. Der Verfasser kennt keinen Fall, daß so viele, wenn die Hälfte aus Löschpapier bestand, selbst von Nr. 0, wären durchdrungen worden. W.

vortrefflich schießen soll. Das ist ein sehr seltener Fall! Im allgemeinen kann man annehmen, daß solche, die mit grobem Hagel etwas Vorzügliches leisten, den schwächern noch besser halten werden. Doch sind mir Beispiele vorgekommen, daß Flinten mit Nr. 1 und 2 sehr viel thaten, mit Nr. 3 und 4 wenig. Auf der andern Seite kann ein Flintenrohr Nr. 3, 4 u. s. w. trefflich werfen und mit gröbern Sorten gar nichts leisten, und dies findet man oft, vorzüglich bei Doppelflinten, die man überhaupt schon mit Nr. 2 so viel als möglich verschonen soll. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß bei letztern ein Lauf dem andern in keiner Rücksicht an Güte sehr nachstehen dürfe.

Zum Schluß noch folgende Bemerkungen:

1. Man verwerfe die Flinte nicht gleich, wenn sie mit der Ladung nach dem von mir vorgeschriebenen Verhältniß des Pulvers zum Blei das Geforderte nicht leistet, sondern mache Versuche nach den andern angeführten Proportionen, auch mit andern Vorschlägen (Pfröpfen).

2. Man sehe weniger auf das ganz enge Zusammenhalten des Hagels, als auf die Schärfe des Schusses; immer aber darauf, daß keine bedeutende Hohlung im Mittelpunkt des Hagelwurfs sichtbar ist; daß stets zwei und drei Körner wenigstens im Schwarzen und ebenso viele, überall in gleichen Zwischenräumen verstreut, dicht beisammensitzen; auch daß nur wenige auf dem Wege zum Ziel sich merklich senken.

3. Man gebe dem Büchsenmacher die Schuld nicht, wenn eine neue Flinte nach einiger Zeit den Schuß verliert; er kann dafür nicht stehen, auch nie mit Gewißheit versichern, daß er in diesem Fall den Fehler wieder verbessern will. Noch ist man nicht dahin, wird auch vielleicht nie dahin kommen, zu bestimmen, auf welche Weise dies unfehlbar bewirkt werden könne.[1]) Die in dieser Hinsicht anzustellenden Versuche bestehen a) im wiederholten Kolben; b) im frischen Bohren; oder c) in der Veränderung der Schwanzschraube.

4. Wenn man die vorher erwähnten Verbesserungsmethoden nicht gleich anwenden will, so bleibt noch ein Hausmittel, um mich so auszudrücken, zu versuchen übrig. Es besteht darin, daß man das Zündloch verstopft, das vorher recht rein geputzte Rohr voll scharfen Essig gießt, auch die Mündung zustopft, es so 24 Stunden stehen läßt, dann den Essig herausgießt, ohne es trocken auszuwischen, nach drei Tagen aber den Rostanflug mit um

---

1) Der Büchsenmacher, der sich dessen rühmt, dafür stehen zu können, daß jede von ihm verfertigte Flinte ausgezeichnet gut schießen und den Schuß, wie er anfänglich ist, behalten müsse, steht bei mir in Verdacht der Charlatanerie; dem Theoretiker in der Gewehrtechnologie, der sich einbildet, das Geheimniß erfunden zu haben, jeder Flinte, die den Schuß verloren hat, denselben ganz sicher wiederzugeben, wünsche ich Glück zu seinem Selbstvertrauen, verhehle ihm aber nicht, wie sehr ich fürchte, daß seine Theorie über kurz oder lang an der Praxis scheitern werde. W.

den Putzstock geschlagenem Werch ausreibt. Oft wirkt dies mehr und besser als des besten Büchsenmachers kunstmäßige neue Bearbeitung. Für das Ausreiben mit grobem Sande oder mit klein zerstoßenem Glase bin ich nicht. Der Schuß geht dadurch öfters ganz verloren.

5. Aus allem eben Gesagten ergeben sich folgende Regeln: a) daß ein altes, geführtes gutes Flintenrohr, insofern die Schwanzschraube in vollkommen gutem Stande und in der Rundung an Eisen überall gleichstark ist, auch im ganzen Vermögen genug hat, noch einmal so viel werth ist als ein neues, wenn letzteres sich auch beim Anschuß noch so sehr auszeichnet; b) daß man ohne gewisse Ueberzeugung, das Rohr habe seinen Schuß verloren, nicht daran künsteln lassen und noch weniger c) ohne Noth etwas davon abschneiden lassen dürfe. Soll und muß letzteres aber geschehen, so nehme man, insofern der Lauf nicht etwa eine bestimmte Länge haben soll, erst nur halb so viel ab, als z. B. eines Sprunges oder Loches halber dringend nöthig ist, schieße ihn dann mit einem aufgeklebten Korn von Wachs an und schneide, wenn der Schuß noch nicht so ist, wie er sein soll, immer einen Viertelzoll mehr ab, doch ohne das Rohr unförmlich kurz zu machen. Gewinnt es dadurch, so ist das ein Glücksfall und zwar ein seltener.

§. 5. Jedem Jäger und Jagdliebhaber muß daran gelegen sein, sein Gewehr in möglichst gutem Stande zu erhalten. Dies kann nur geschehen, wenn er stets auf Reinlichkeit sieht, jeden sich etwa zeigenden Rostanflug gleich beim Entstehen davon zu entfernen sucht und es in gutem Gewahrsam hält. Das gegenwärtige Kapitel ist dazu bestimmt, über alles Besagte die nöthige Auskunft zu geben.

Soll das Gewehr in gutem Stande bleiben, so muß das, welches man gewöhnlich führt sowol, als das nicht immer im Gebrauch stehende, oft und gut geputzt, auch alles, was daran blank ist, in Politur erhalten werden.

Zum Putzen der blanken Theile bedient man sich des mit Baumöl vermischten Schmergels. Sind sie hinreichend beschmergelt, so gibt man auf eine Lederfeile oder ein Polirholz etwas weniges Kolkothar (pulverisirter rother Eisenkalk) und trägt so kräftig als möglich und anhaltend reibend die Politur auf, welche durch Anwendung der Filzfeile und des Polirstahls ihre Vollkommenheit erhält.

Bei der Reinigung des Rohrs beobachte man Folgendes: Wurde es aus dem Schafte genommen, und es soll blank gehalten werden, so wird es, wie oben angegeben, geschmergelt und polirt. Blieb es im Schaft, und ist es braun oder blau angelaufen, so schreitet man zur innern Reinigung. Zu diesem Zweck umwindet man die vorher mit Speichel etwas befeuchteten, am untern Ende des Putzstocks befindlichen Kerben handbreit und so stark

mit weichem Werch (Heede), daß dieser umwundene Theil ohne sonderliche Anstrengung in die Seele des Laufs geschoben und in demselben herumgedreht werden kann.

In ein mit reinem warmen Wasser angefülltes Gefäß taucht man hierauf das Werch am Putzstock, steckt diesen — indem, wenn der Lauf im Schaft liegt, der Kolben auf die Erde gesetzt wird — bis auf die Schwanzschraube hinab und weicht den Pulverschmuz unter abwechselndem Pumpen und Drehen mit dem Werchpflock im ganzen Rohre auf. Durch öfteres Ausspülen der Werchs im Wasser und Wiederholen des Pumpens und Drehens wird, wie man zu sagen pflegt, der Lauf naß ausgewischt. [1]) Dann kehrt man ihn um, sodaß die Mündung auf die Erde gerichtet ist, und läßt ihn einige Minuten so stehen. Inzwischen schneidet man das nasse Werch vom Putzstock, trocknet diesen ab und umwindet die Kerbe wieder fest mit Werch, wie vorher. Hierauf pumpt und dreht man erst mit einem dünnern Werchkolben das Rohr aus und vorzüglich die Schwanzschraube ab und fährt, indem man von Zeit zu Zeit den Werchumschlag verstärkt, so fort, bis man an selbigem keine Spur von Unreinigkeit, dagegen aber einen gelblich silberfarbenen Glanz gewahrt, und bis endlich, wenn der Werchkolben nur mit Anstrengung in dem Laufe auf- und niedergezogen und gedreht werden kann, was aber dennoch rasch geschehen muß, letzterer überall durch die Reibung warm wird. So ist er dann trocken ausgewischt.

Nach Beendigung dieses Geschäfts wird die Zündröhre nach Entfernung des Piston oder Thürmchens ausgefedert, d. h. eine an beiden Fahnen und vorn verstutzte Rebhühnerfeder wird hineingeschoben und öfters darin umgedreht, dann der blanke Lauf mit Spult oder Kolkothar und der Leder- und Filzfeile polirt, der angelaufene aber mit Baumöl leicht befeuchtet und dieses mit einem wollenen Lappen bis zum Trocknen, ohne dem Zündloch zu nahe zu kommen, scharf eingerieben.

Auch kann man von Zeit zu Zeit einmal den Schaft, besonders wenn er naß geworden ist, mit Schachtelhalm abreiben, ihn dann mit Leinöl oder Politur tränken und dieses mit einem wollenen Lappen tüchtig einscheuern.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß jeder zur Aufbewahrung des Gewehrs bestimmte Ort eine trockene Lage haben muß. Am schicklichsten und sichersten wird es in einem verschlossenen Schranke aufgehoben, und zwar muß es in der Regel immer hängen, neu geschäftetes wenigstens nie auf dem Kolben stehen; denn in diesem Fall wird der Schaft, wenn der Büchsen-

1) Man hoffe nicht, sich eine Mühe zu ersparen, wenn man nach einem einzigen Schuß das Naßauswischen unterläßt. Man braucht beim blos Trockenausziehen noch einmal so viel Zeit, und doch wird der Lauf nicht ganz rein. W.

macher dazu nicht möglichst ausgedörrtes Holz genommen hat, in sehr kurzer Zeit windschief: ein Fehler, der durchaus nicht abzuändern ist und durch den begreiflicherweise die Laufrichtung verrückt, sonach das Gewehr, bis es wieder einen andern Schaft bekommen hat, unbrauchbar wird.

§. 6. Das Schießpulver, das zum Jagdbetriebe verwendet werden soll, läßt sich nach Folgendem schon mit ziemlicher Sicherheit beurtheilen.

Dasselbe muß eine schwarzbläuliche, ins Purpurröthliche spielende Farbe und einigen Glanz haben.

Es darf weder zu grob (dick), noch zu klar (klein) und soll ganz gleich gekörnt sein. [1])

Von einigen auf die Zunge genommenen Körnern muß während der Auflösung ein herbes Stechen verursacht werden und ein salziger, kalter Geschmack zurückbleiben. Nur bei nicht ganz geringer Kraftanwendung dürfen die Körner sich zwischen den Fingern zerdrücken lassen, und von ganzen in der Hand stark geriebenen muß wenig Schwärze zurückbleiben.

Weder Kohlenstaub, noch mehrere in kleine Klumpen zusammengeklebte Körner dürfen sich finden; der erste zeigt von nicht gehöriger Mischung der Bestandtheile, letztere sind ein Beweis, daß das Pulver auf der Mühle zu heiß in die Fässer gepackt oder an einem nicht ganz trockenen Orte aufbewahrt ward. In beiden Fällen hat es die gehörige Kraft nicht.

Schüttet man zwei bis drei Häufchen davon dicht nebeneinander, doch so daß keine Verbindung durch einzelne Körner zwischen ihnen stattfindet, auf weißes Papier, und zündet eins davon an, so muß dieses allein und schnell Feuer fangen, der Rauch kräuselnd gerade aufwärts steigen, das Papier aber weder anbrennen noch schwarz werden.

Um zu erforschen, welche von zwei gegebenen Pulverarten die meiste Treibkraft habe, erfand man mehrere unter dem Namen Pulverproben bekannte Maschinen. Da aber keine derselben ihrem Zweck — selbst wenn man beim Einschütten des Pulvers die möglichste Vorsicht gebraucht, auch das Instrument jedesmal nach erfolgter Explosion rein abwischt und verkühlen läßt — mit Zuverlässigkeit entspricht, so sage ich darüber weiter nichts, sondern will nur die nicht neue, nach meinem Dafürhalten sicherste Methode, die Kraft des Pulvers zu untersuchen, erwähnen.

---

1) Das ist die rechte Körnung, wenn das einzelne Korn durch einen neuen und gut verschraubten Piston von außen nach innen gemächlich hindurchgeht, also ungefähr die Größe des stärkern Mohnsamens hat. Gröber gekörntes Pulver klemmt und zerdrückt sich beim Laden des Gewehrs in der Zündröhre; allzu kleinkörniges enthält gewöhnlich viele taube Körner, d. h. solche, welchen die gehörige Beimischung des entzündlichsten Bestandtheils fehlt, von denen dann öfters in der Verengerung des Piston ein paar vor die übrigen guten sich legen. In beiden Fällen muß oft das sogenannte Abbrennen und noch öfter das Vor(Nach-)brennen erfolgen. W.

Man lege 60—80 scharf auseinandergezogene Blätter Löschpapier von gleicher Größe und Stärke übereinander, nagele sie an allen vier Ecken fest auf ein Bret, lade dann eine und dieselbe Flinte mit jeder zu probirenden Pulversorte einmal, bediene sich bei allen Schüssen einer gleichen Schrotnummer und einer bestimmten Anzahl von Körnern und schieße auf eine unveränderte Entfernung von ungefähr 40 Schritt danach. Bei der jedem Schuß folgenden Beobachtung, wie viele Blätter die Schrote durchdrungen haben, ergibt sich aus der Mehrzahl, welche Pulversorte die stärkste sei. Schon beim Schusse selbst nimmt dies der Jäger daran wahr, ob und inwiefern bei der Ladung mit einer Pulversorte das Gewehr mehr oder weniger am Backen sich rühre, als bei der Ladung mit der andern.

Die Sorte, bei welcher das Gewehr am wenigsten sich rührt, ist unfehlbar auch die wenigst gute, und zwar meistentheils darum, weil es zu viel Schwefel und Kohle im Verhältniß zum Salpeter enthält. Eine fehlerhaft quantitative Mischung der Bestandtheile dieser Art bewirkt aber zugleich beim Birschpulver den Nachtheil, daß die Witterung bei weitem stärker darauf influirt und so bei trübem, feuchtem Wetter der Schuß nicht rasch genug zusammenbrennt, ja sogar bedeutend vorbrennt, wenn er in einem ganz rein geputzten, beim Führen trocken gehaltenen Gewehr nur über Nacht stecken geblieben ist. Bei recht gutem Pulver tritt dieser Fall gewiß nicht ein, wenn das nicht auf den Brand geladene, in feuchter Luft getragene, doch trocken gehaltene Gewehr auch erst nach acht und mehr Tagen abgeschossen wird. [1])

---

[1]) Das englische Jagdpulver übertrifft an Reinheit und Triebkraft sowol das beste deutsche als französische bedeutend. Das vorzüglichste Jagdpulver, dessen ich mich bisher zu bedienen Gelegenheit hatte, ist The Diamond Grain Gunpowder made only by Curtis's and Harvey, Hunslow und London; ebenfalls ausgezeichnet ist das Pulver von Hall und Sohn.

Die neuere Zeit hat auch getrachtet, im Schießpulver bedeutende Vervollkommnung hervorzubringen, und es sind, abgesehen von der Schießbaumwolle, nach und nach mehrere neue Arten von Schießpulver aufgetaucht, von denen hier einige erwähnt werden sollen.

1. Augeneder oder Augendre, weißes Pulver, das aus Blutlaugensalz, chlorsaurem Kali und Zucker bereitet wird.

2. Geoghegan's weißes Pulver. Mischung noch unbekannt.

3. Uchatiu's Stärkemehlpulver, nach dem Schönbein-Böttcher'schen Verfahren der Schießbaumwolle.

4. Das braune Schießpulver des preußischen Artilleriehauptmanns Schulze, aus kleinen, etwa ½ Linie haltenden Würfeln von Birkenholz, nach einem modificirten Schönbein-Böttcher'schen Verfahren bereitet.

5. Das Gaspulver von Hochstädter und Krakowitzer, welches aus zwei Zoll breiten Streifen gewöhnlichen weißen Fließpapiers besteht, welches mit einer Lösung von Salpeter und chlorsaurem Kali, dem vorher Kohlenpulver beigemengt ist, imprägnirt, nachher zu halbzolldicken, soliden Cylindern fest zusammengerollt und getrocknet ist.

Alle diese Arten Schießpulver besitzen zwar eine sehr große Triebkraft, aber den außerordentlichen Nachtheil zu großer Schnelligkeit der Explosion, wodurch sie für unsere Jagdgewehre gefährlich und unbrauchbar sind.

Die Nachtheile des Schießpulvers behandelt die kleine Schrift: „Das Schießpulver und seine Mängel. Ein Beleg für die Nothwendigkeit eines neuen Schießpräparats", von A. Ratzky und

Zur Aufbewahrung des Pulvers ziehe ich Caraffinen von geschliffenem Glas, die mit guten Korkstöpseln tüchtig verwahrt und mit Schweinsblase überbunden werden, allen übrigen von andern vorgeschlagenen Geräthschaften vor.

In jede dieser Flaschen stecke ich, wenn sie gefüllt ist, eine trockene Zwiebel mit der Schale und schüttele sie in das Pulver, binde dann einen Faden um den Hals der Flaschen und hänge sie an einem trockenen, im Winter temperirt warmen Ort, etwas von der Wand entfernt, auf. [1])

Je älter gut verwahrtes Pulver wird, desto besser ist es. [2])

Daß endlich — man mag dagegen sagen was man will — bei heitern warmen Sommertagen, wie bei hellen kalten Wintertagen, selbst das beste Pulver weit mehr Kraft äußere als zu jeder Jahres- und Tageszeit bei mäßiger dicker Luft, bestätigt gewiß jeder, der sich viel mit dem Jagdbetrieb beschäftigt hat. Daher kommt es, daß man bei feuchter Witterung ein Zehntheil, ja wol ein Achttheil Pulver zulegen muß, ohne jedoch das Schrotgewicht zu vermehren.

§. 7. Das zu Kugeln anzuwendende Blei muß rein sein, besonders frei von Zinnzusatz, weil es sonst zu spröde ist und die gehörige Schwere nicht hat. Am besten ist es daher, dasselbe im Block (ein länglich viereckiger Klumpen, im Gewicht von 1—5 Centner) aus der Schmelzhütte zu beziehen.

Zum Kugelgießen wird das Blei in mäßige Stücken gehackt, dann nebst wenig Unschlitt in einen von Eisenblech stark verfertigten Gießlöffel, der an der linken Seite eine schmale Schneppe (Einbiegung) und einen langen Stiel mit hölzernem Griff haben muß, gethan und in demselben, bis es flüssig geworden ist, über Kohlen gehalten. Hierauf drückt man die Backentheile der Kugelform fest zusammen, faßt diese Form so an den Hintertheilen der daran befindlichen Schenkel, daß der Hals und also der Inguß (das Loch), durch welches das Blei in die eigentliche Kugelform gegossen wird, senkrecht nach oben steht, und schüttet durch selbigen, während man mit dem Unter-

---

O. v. Grahl, k. k. Oberlieutenants der Artillerie (Wien 1863). Die Verfasser heben mit einer sorgfältigen Genauigkeit alle Mängel des Schießpulvers hervor und sprechen zu Gunsten der Schießbaumwolle. Aber trotz so vieler eifriger Lobreden hat weder das Schönbein-Böttcher'sche, noch das Lenk'sche noch irgendein anderes Präparat bis heute das Schießpulver verdrängt, noch werden sie es voraussichtlich auch in sehr langer Zeit verdrängen können. Daß das Schießpulver während eines halben Jahrtausend fast ausschließlich seine Rechte behauptet hat, ist der beste Beweis, daß es trotz seiner Mängel immer noch für den bestimmten Zweck das tauglichste Präparat ist. T.

1) Hölzerne Fäßchen mit eingeschraubtem Stöpsel sind besser. Auch ist es höchst rathsam, mehr nicht denn ein Viertelpfund Pulver im Zimmer, den übrigen Vorrath aber auf dem höchsten Punkt unter dem Dachwerk des Hauses in einem verschlossenen Raum aufzubewahren. W.

2) Diese Angabe, in die ich jahrelang das unbedingteste Vertrauen setzte, ist mir von ausgezeichneten österreichischen Pulverfabrikanten als eine durchaus irrige bezeichnet worden. Frisches Pulver soll immer das kräftigste und beste sein. T.

theil der Form zu wiederholten malen auf einen Tisch oder Stein auftüpft, so viel von der flüssigen Masse hinein, daß auch der Inguß völlig angefüllt ist. [1]) Gleich wenn das Blei sich zur Kugel geformt hat, wird sie ausgeklopft.

Nachdem so die benöthigte Anzahl von Kugeln gegossen worden, beendigt man die Arbeit damit, daß die an selbigen befindliche Hervorragung nach dem Verkühlen mit einer scharfen Zange abgekniffen wird, wobei man genau darauf Acht haben muß, daß auch nicht das kleinste Löchelchen in dieselbe hineingeht. Ist dies der Fall, so muß sie umgegossen werden, weil sie sonst das gehörige Gewicht nicht hat und also in der Folge der Schuß damit nicht gewiß sein kann.

§. 8. Unser gewöhnlicher Schrot oder Hagel wird, wenn das dazu erforderliche Blei, damit es besser körne, mit Auripigment versetzt worden [2]), so verfertigt:

Man gießt das besagtermaßen versetzte Blei in Schrotformen, welche aus geschmiedetem Eisen gemacht sind und, den Küchendurchschlägen ähnlich, im Boden, nach Verschiedenheit der Schrotstärke, größere oder kleinere Löcher haben; durch diese fällt es tropfenweise in darunter gestellte, bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser angefüllte Gefäße, und diese Tropfen nehmen beim Verkühlen die kugelartige Gestalt an.

Jede Form hat achterlei der Größe nach verschiedene Löcher, durch welche die gewöhnlichen acht Nummern (Sorten) Schrot gebildet werden. Zu jeder Nummer gehört ein besonderes Sieb, durch dessen durchlöcherten Boden die nicht vollkommen ausgebildeten Körner beim Rütteln abgesondert werden.

Das stärkste Schrot in unsern deutschen Fabriken ist Nr. 1. Dieses allein wird zweimal gesiebt. Was in dem zuerst angewendeten, weitlöcherigsten Sieb zurückbleibt, wird mit Nr. 0 bezeichnet und enthält die größten unförmlichsten Körner, weshalb diese Hagelnummer zum Jagdgebrauch die schlechteste von allen ist.

Das schwächste Schrot ist Nr. 8 und unter der Benennung von Vogeldunst oder Senfsamen bekannt.

---

1) Man gieße nicht sogleich, wenn das Blei geschmolzen ist, Kugeln daraus, sondern rüttele erst den Löffel einigemal, dadurch verhütet man das Hohlwerden der Kugeln. W.

2) Auch Arsenikkies und Speisekobalt kann an die Stelle des Operments treten; ein arsenikalischer Zusatz zum Blei ist aber schlechterdings nothwendig, weil sonst das Blei, wenn es in Wasser gegossen wird, nur Spieße gibt. Wie stark der Arsenikzusatz sein müsse, läßt sich im voraus nicht bestimmen; ist er zu gering, so entstehen linsenförmige, meist in der Mitte durchlöcherte Körperchen. Vgl. Bechstein, Jagdtechnologie, S. 258, Kap. 7, wo eine umfassendere Beschreibung des Verfahrens bei der gewöhnlichen Schrotfabrikation — nach einer Mittheilung des Hrn. Bergmeisters Köcher zu Friedrichsroda im Gothaischen, der mehrere Jahre einer Bleischmelzhütte zu Aragon in Spanien als Director vorgestanden hat — sich findet. W.

Von allen zwischen 1 und 8 fallenden Nummern ist immer eine verhältnißmäßig kleiner als die andere.

Die Güte und Brauchbarkeit des Hagels erkennt man an der gleichen Größe aller zu einer Nummer gehörigen Körner und an der möglichst vollkommenen Rundung derselben. Sind sie an Größe verschieden, findet man viele halbgerundete, eckige, hohle oder durchlöcherte darunter, so ist dies ein Zeichen von schlechter Qualität.

Unangenehm ist es übrigens, daß in verschiedenen deutschen Fabriken auch die Nummern an Stärke verschieden sind, sodaß, was z. B. in der einen für Nr. 2 ausgegeben wird, in der andern für Nr. 3 gelten würde.[1])

Ich habe Schrot von Nr. 2, 4 und 6 aus der bekanntesten goslarischen Fabrik gewogen:

die	Unze[2])	von	Nr.	2	enthielt	60	Körner.
»	»	»	»	4	»	120	»
»	»	»	»	6	»	240	»

In England hat man a) ordinären Hagel, der wie der unserige bereitet wird; b) alten und c) neuen Patent- oder gemahlenen Hagel. Letztere beide Sorten haben, da die Körner alle kugelrund und vollkommen sind, große Vorzüge vor der erstern, die aber doch auch, ohne Vorurtheil gesprochen, den gewöhnlichen deutschen Hagel an Güte übertrifft.

Der Patenthagel soll so verfertigt werden: Vermittels einer Maschine kleinwürfelig geschnittenes Blei wird in einen großen hohlen Cylinder geschüttet, und dieser vermöge einer mechanischen Vorrichtung so lange gedreht, bis die Würfel durch die fortdauernde Friction rund und eben werden.[3])

Noch ist zu erwähnen, daß bei uns zuweilen Laufkugeln, deren 10—15, und Posten, deren 20—30 auf eine Unze gehen, gebraucht werden, und zwar letztere mit besserm Erfolg als die ihnen an Stärke ziemlich

---

1) In den österreichischen Fabriken variirt ebenfalls etwas, wenn auch unbedeutend, die Stärke des Hagels gleicher Nummern. Von

Nr. 00 oder pp	zähle	ich	40	Körner	auf	die	Unze.
Nr. 0	»	»	48	»	»	»	»
Nr. 2	»	»	56	»	»	»	»
Nr. 4	»	»	64	»	»	»	»
Nr. 8	»	»	240	»	»	»	»
Nr. 16	»	»	380	»	»	»	»

Die Schrote sind durchaus schön, sehr gleichmäßig, auch die stärksten, und in einer Auswahl von gegen 20 Nummern vorhanden. T.

2) Zwei Loth nach Medicinalgewicht. W.

3) Die Fabrikation des Patentschrots geschieht gegenwärtig in den sogenannten Schrotthürmen, die eine Höhe von mindestens 120 Fuß haben müssen. Auf der Höhe des Thurms wird das Blei in einem Kessel gegossen, dann durch einen quadratischen Durchschlag abgelassen, dessen Löcher die Größe des zu fabricirenden Schrots haben. Die Bleitropfen haben während ihres Falles durch die Höhe des Thurms Zeit zu erstarren und sich vollkommen abzurunden. Der Thurm darf bedeutend niedriger sein, wenn man die Bleitropfen in eine fußdicke Schicht von geschmolzenem Talg fallen läßt. T.

gleiche mit 0 bezeichnete Schrotnummer. Uebrigens werden Laufkugeln und Posten in Formen, die aus Eisen oder Serpentinstein gemacht sind, gemeiniglich dutzendweise und gerade so wie die Kugeln gegossen.

Zur Aufbewahrung der Laufkugeln, Posten und Schrote dient am besten ein Kasten mit abgesonderten Fächern, wo auf jedem Fach die Nummer der darin befindlichen Schrotart angezeichnet ist.

Noch wollen wir über den Gebrauch der Laufkugeln und Posten, sowie der verschiedenen Schrotnummern, zum Behuf des Jagdbetriebs Folgendes bemerken:

1. Laufkugeln und Posten werden bei Koppeljagden und in Privatrevieren von den Jagdberechtigten nicht selten auf alles Haarwild, das zur hohen und Mitteljagd gehört, geführt. Weil aber der Schuß damit auf eine Entfernung von 40 Schritt schon ungewiß ist und daher bei noch größerer Schußweite viel Wild zu Holze geschossen wird, so sollte man beides nur auf reißende Thiere mittlerer Stärke, z. B. Luchse, Wölfe, oder bei der Trappen- und Kranichsjagd anwenden, wo man aber gleichfalls, die Erlegung auf dem Anstand abgerechnet, mit der Büchse mehr ausrichten wird.

2. Nr. 0 [1]) ist wegen der ungleichen, nicht gehörig runden Körnung, wie schon gedacht, wenig brauchbar und wird besser durch Posten ersetzt.

3. Nr. 1 gehört für die Gänse- und Trappenjagd, wenn vom Anstand im Winter die Rede ist; auch für das Auergeflügel.

4. Mit Nr. 2 schießt man im Herbst auf dem Anstand wilde Gänse, auf dem Treibjagen Rehe, Füchse, Hasen u. dgl., sonst auch Birkgeflügel und stärkere Raubvögel.

5. Nr. 3 ist vom October an das eigentliche Hasenschrot, tödtet aber auch auf 35—40 Schritt das Reh und den Fuchs. Im Herbst und Winter richtet man auf wilde Enten, im Sommer auf wilde Trappen und junge wilde Gänse das meiste damit aus.

6. Nr. 4. ist meines Erachtens die führigste Schrotnummer, da sie im Sommer auf der Jagd nach jungen Gänsen und Enten, und die ganze Jagdzeit hindurch auf Haselhühner und auf alles Haar- und stärkere Federwild, auch auf alles Raubzeug, das zur Niederjagd gehört, die besten Dienste leistet. Deshalb wird sie auch von vielen Jägern, vorzüglich wenn sie Doppelflinten führen, immer angewendet. Nur muß die Schußweite 40 Schritt nie übersteigen.

7. Nr. 5 wird gewöhnlich und mit ausgezeichnetem Erfolg auf Kaninchen, Rebhühner (im September), Waldschnepfen, Kibitze u. dgl. geführt.

---

1) Ueberall in der Folge ist von den deutschen, und zwar von den goslarischen Schrotnummern die Rede. W.

8. Nr. 6 auf Becassinen u. dgl.

9. Nr. 7 und 8 (Dunst) auf kleine Vögel, die nicht sehr scheu sind; auch von solchen Schützen, die sehr schnell schußfertig zu werden gewohnt sind, auf Becassinen.

§. 9. Nur bei der Flinte bedarf man des Vorschlags, auch Pfropf, Stöpsel oder Stopfer genannt. Er ist nothwendig, theils zur Absonderung des Pulvers vom Blei, theils zum Festhalten der gesammten Ladung in der Pulverkammer des Gewehrs.

Jedem wird es einleuchtend sein, daß stete Gleichheit des Hagelwurfs bei einer Flinte überhaupt nicht erwartet werden kann, daß aber die Ungleichheit desselben dadurch sehr vermehrt werden müsse, wenn die Ladung in allen Stücken, und besonders mit in Rücksicht des Vorschlags, sich nicht immer so viel als möglich gleich bleibt.

Der Zweck, in letzterer Hinsicht möglichste Gleichheit in der Ladung zu bewirken, wird am sichersten durch den Filzvorschlag erreicht, indem man jeden Pfropf einzeln, mit einem gut geschärften und gehärteten Locheisen — Filzschläger genannt —, das mit dem Flintenlauf ganz gleiches Kaliber hat, entweder aus einem eigens dazu gemachten, weder zu harten, noch zu weichen, wenigstens 4 Linien starken Filzstück, oder aus alten Commißhüten, die man bei den Soldaten leichten Kaufs erhält, ausschlägt und, an einen Faden gereiht oder in einer besondern Tasche verwahrt, auf der Jagd bei sich trägt.

Nach dem oft angeführten Versuch über Gewehrfabriken soll in England die Stelle des Filzes durch eine unter dem Namen Fearnought oder Schäfertuch bekannte Art von wollenem Zeug vollkommen ersetzt werden. Aus einem Yard (ein englisches Längenmaß), welches im Jahre 1790 anderthalb bis zwei englische Schillinge gekostet hat, schlägt man der Angabe nach über 1500 Pfröpfe von gewöhnlicher Größe. Es wäre zu wünschen, daß dieses Zeug bei uns bekannt und fabricirt würde. [1])

Wenn Jester sagt, daß vorerwähnte Vorschläge mit dem Krätzer schwer aus dem Lauf zu ziehen seien, so hat er recht, insofern er von einem doppelschenkeligen Krätzer spricht; mit dem einfachen hingegen, der gewöhnlich an allen Flintenladestöcken befindlich ist und bei Doppelflinten nie fehlen sollte, macht das Ausziehen des Filzvorschlags weniger Schwierigkeit, als dies beim Papierpfropf der Fall ist.

---

1) Beide oben erwähnte Vorschlagsarten entzünden sich beim Schuß nicht und können also, wie die kälberhaarenen und wollenen, selbst in den trockensten Nadelholzwäldern und in Gehöften mit Sicherheit angewendet werden. Kälberhaare und Wolle taugen übrigens, wegen ihrer zu starken Elasticität, zu Pfröpfen in der Regel nichts, müssen daher im Freien auch nicht dazu gebraucht werden.
W.

Wem indessen, wie den meisten Revierjägern und den Jägerburschen, jene Vorschlagsarten zu theuer sind, der kann sich dazu, meiner Erfahrung zufolge, des in 1 Zoll lange Fasern geschnittenen Werchs (Heede) mit dem besten Erfolg bedienen, wenn er nur so viel als möglich dahin sieht, daß die Pfröpfe auf dem Pulver sowol als auf dem Schrot einmal so groß als das andere mal gemacht werden. Auch entzündet es sich, so behandelt, wenn das Gewehr keine Rostflecke hat und nicht lange geladen stand, beim Schießen selten. Doch ist hierauf mit Gewißheit keine Rechnung zu machen und also in der Nähe von Gebäuden der Gebrauch gefährlich und unzulässig.

Ebenso verhält es sich in letzterer Rücksicht mit dem aus weichem Maculaturpapier bestehenden Vorschlag, dem ich eigentlich nicht sonderlich hold bin, weil er, wenn er das Kaliber gehörig ausfüllen soll, zu fest aufgesetzt werden muß, auch wegen der darin enthaltenen Oeltheile die Seele des Laufs fettig macht. Doch gewährt dessen Gebrauch bei frisch geputzten Gewehren den Vortheil, daß sich selbst der schwächere Schrotkopf nicht leicht verrückt, wenn auch bei Doppelflinten ein Lauf abgeschossen wird; ein Fall, der bei jedem andern Vorschlag unfehlbar eintritt und allerdings sehr zu beachten ist.

Grünlich graues Moos, wie man es an Apfelbäumen findet, soll auch einen sehr guten Vorschlag liefern, der aber, wenn er gehörig trocken ist, gewiß sehr brennbar sein muß, auch wol nicht leicht in gehöriger Menge zu haben sein möchte.

§. 10. Um zu jedem Schuß, ohne die Wage zu gebrauchen, eine ziemlich gleiche Pulver- und Schrotquantität zu verwenden, muß man eine messingene oder eiserne Gradladung, die man in Gewehr- und Eisenhandlungen zu Kauf erhält oder vom Büchsenmacher verfertigen läßt, oder zu jedem Gewehr ein besonders abgepaßtes Lademaß haben. Bedient man sich der erstern, so schreibt man auf einen Zettel, wie viel Grad Pulver und Schrot jedes ein- und angeschossene Gewehr verträgt, und befestigt ihn an dem für dieses Stück Gewehr bestimmten Nagel im Schrank, oder man macht eine Tabelle über die Ladung sämmtlicher Gewehre und klebt diese an der Schrankthüre an.

Ich bin indessen mehr dafür, zu jedem Gewehr ein eigenes eisernes oder blechernes Lademaß zu bestimmen, welches gleiche Weite mit dem Kaliber hat, weil dieses — wie schon in diesem Anhang, Kapitel 3, §. 4, gesagt ist —, wenn es, nach der durchs Gewicht gefundenen Pulverquantität gestrichen, abgemessen und mit Schrot gehäuft angefüllt ist, die erforderliche Körnerzahl von Nr. 3 und allen klarern Hagelarten mit größerer Bestimmtheit angibt, als die gewöhnlich zu enge Gradladung. Da indessen soviel darauf ankommt, daß jedes Gewehr die Ladung behalte, nach der es ein-

geschossen worden ist, so wird es überall räthlich sein, für den Fall des Verlorengehens des besagten kaliberweiten eigenen Lademaßes, die oben erwähnte Tabelle nach der Gradladung, oder, sicherer noch, nach dem Pulver- und Schrotgewicht, stets in Ordnung zu halten.

Um das Lademaß auf der Jagd immer bei sich zu haben und vor dem Verlieren gesichert zu sein, wird es an einer Schnur und diese an der Schießtasche befestigt; im Schrank hängt es mit dem Gewehr, zu welchem es gehört, an einem und demselben Nagel.

§. 11. Daß jedes Gewehr nach dem beim An- und Einschießen als passend gefundenen Maß geladen werden müsse, und daß die Ladung nach der Hand [1]) durchaus nichts tauge, darüber ist man jetzt allgemein einverstanden; nicht so ganz darüber, ob es räthlicher sei, die Flinte aus Patronen oder aus dem Pulverhorn und dem Schrotbeutel zu laden. Ich stimme für die erste Methode, insofern nämlich die Patronen aus Holz oder Pappe gemacht sind und eine hinlänglich weite Hohlung haben. [2]) In der untern Hälfte einer jeden wird dann das Pulver, in der obern, die sich durch einen hervorragenden oder schwarzgefärbten Rand auszeichnet, das Schrot zu einem Schuß nach dem Maß eingefüllt, dann die Oeffnung, wenn geschnittenes Werch zum Vorschlag gebraucht wird, mit Pfröpfen dieser Masse, außerdem auch wol mit Papierstöpfeln zugestopft, jede Patrone mit dem Theil, in welchem das Pulver verwahrt ist, unterwärtsgekehrt, in die Patrontasche [3]) gesteckt und diese beim Jagdbetrieb besser über die Schulter gehängt als um den Leib geschnallt. Ebenso der sogenannte Kapselstecher, in welchem die Zündhütchen auf der Jagd mitgenommen werden. [4])

Schrote, die man, außer denen in den Patronen befindlichen, mitzunehmen für nöthig hält, werden in bock- oder wildledernen Beuteln, die eine weite hörnerne oder beinerne Hülse haben, transportirt.

Der Mode, das Pulver in Lederflaschen und Beuteln zu tragen, an

---

1) Man versteht darunter das Verfahren, bei welchem der Schütze aufs Ungefähr hin einen Haufen Pulver in die Hand und aus dieser in den Lauf schüttet, dann ein Stück Papier oder einen Klumpen Werch in der Eile zusammenknäult und diesen Quasipfropf, oft mit großem Zeit- und Kraftaufwand, auf das Pulver hinunterbuttert; hiernächst mit dem Schrot, gewöhnlich nach der höchst albernen Regel: Viel hilft viel! ebenso verfährt, überhaupt aber nicht wie es dem verständigen Jäger geziemt, sondern wie der zum Schützen gestempelte Schafknecht es zu thun pflegt. Auch eine von den jetzt so beliebten approximativen Schätzungen, bei welcher, wie bei den allermeisten, von nichts weniger als von Approximation die Rede sein kann. W.

2) In Patronen von Blech hängt sich, im Winter besonders, das Pulver leicht an, und haben sie, mögen sie verfertigt sein, woraus sie wollen, nicht hinlängliche Weite, so klemmen sich die Schrote öfters ein. W.

3) Meine Patrontaschen fassen in zwei Reihen 24 Patronen und haben oben eine starke Lederdecke, die mir, wenn ich im Regen oder Schneegestöber auf der Jagd und schußfertig sein muß, zur Bedachung des Flintenschlosses dient; vorn ist ein Täschchen befindlich, in welchem der Wischlappen verwahrt wird. W.

4) Die bei manchem Jäger übliche Art, die Zündhütchen frei in der Westentasche zu tragen, ist ein Seitenstück zur Ladung nach der Hand. T.

denen Maß, Federn, Drücker und wer weiß was sonst alles befindlich ist, kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Ich halte es aus guten Gründen sogar für unvorsichtig, sich derselben zu bedienen.

§. 12. Um das Gewehr bei einfallendem Regen vor Nässe zu bewahren, bedient man sich des sogenannten Büchsen- oder Flintenstrumpfs, oder eines Deckleders, wie es in den Niederlagen von Jagdrequisiten käuflich zu haben ist. Jeder Jäger wird es sich nach seiner Ansicht am besten abändern lassen, indem keine der bekannten Arten ganz vollkommen ihren Zweck erfüllt und oft geringe Abänderungen es nach der Ansicht des Einzelnen brauchbarer machen.

§. 13. Für den Jäger, der oft und stark die Niederjagd zu betreiben hat, ist die doppelte Schießtasche zum Aufbewahren und Fortbringen des erlegten kleinen Zeugs geeignet.[1]) Ihr oberer Sack ist aus Zwirn oft recht künstlich geknüttet, der untere aber besteht aus Leder oder Leinwand. Uebergehängt wird sie vermittels eines breiten Riemens, und zwar über die rechte Schulter. Zweckmäßig werden oben an der Außenseite der Ledertasche sogenannte Hühnerschlingen angebracht, um das erlegte Federwild daran einzuhängen.

Besseres Ansehen hat der sogenannte Büchsenranzen, welcher entweder ganz oder am Untertheil aus braunem Kalbleder verfertigt und im letzten Fall die auswendige Seite mit einer Dachs- oder Seehundsschwarte u. dgl. überzogen, das Innere aber mit Leinwand ausgefüttert ist. Von vorn hinein geht die Oeffnung, und der Sack, welcher sich hinter derselben bildet, ist gewöhnlich von der Weite und Tiefe, daß er zwei Hasen aufnehmen kann. Dieser dient mit zum Fortbringen des Munitionsvorraths und, wenn er leer ist, auch sehr gut zur Verwahrung des Gewehrs gegen Nässe. In der Regel ist auf dem Obertheil ein Täschchen für allerhand unentbehrliche Utensilien. z. B. Pulverhorn, Schraubenzieher, Nickfänger u. dgl., angebracht.

Ganz vorn an der obern Kante dieses Jagdranzens ist das eine Ende des hier länger und kürzer zu schnallenden Trageriemens, das andere aber ungefähr 12 Zoll von hinten herein befestigt.

§. 14. Beim Laden nehme man folgende Rücksichten: Bei der Büchse stelle man den Kolben so zwischen die Füße, daß der Ladestock nach vorn zu, die Mündung des Rohrs aber vom Körper abwärtsgerichtet steht, und klemme die Schaftrinne zwischen den Knien ein. Hierauf schütte man

1) Federschützen — man nennt so diejenigen Revier- und Leibjäger, welche meist nur Rebhühner, Wald- und Sumpfschnepfen, Enten und überhaupt Kleingeflügel zu schießen haben — geben einem sackförmigen Netz, das sie nebst der Schießtasche überhängen, den Vorzug, weil darin, bei warmen Tagen, das Wildbret und das Gescheide des Geflügels sich besser frisch erhalten soll. W.

aus dem Pulverhorn das Lademaß langsam — niemals schnell, weil in diesem Fall die Ladung nicht vollständig wird — voll Pulver und dieses in den Lauf. Beim Birschgewehr setze man einen schwachen Vorschlag von Wolle darauf, um gegen die Entzündung des Pflasters, wodurch öfters Waldbrände veranlaßt werden, gesichert zu sein. Dann nehme man das aus gutem, einfachem Barchent [1]) bestehende, auf der rauhen Seite mit Unschlitt (Talg) mäßig, aber überall gleichstark bestrichene, cirkelrund geschnittene Pflaster, welches so groß — und größer nicht — sein muß, daß es zwei Drittheile der Kugel bedeckt, lege die Mitte der fettig gemachten Seite auf die Mündung des Laufs, drücke die Kugel, den Theil, wo der Hals abgekniffen ist, gerade unterwärtsgekehrt, auf dasselbe und stoße mit dem Boden des Pulverhorns so oft auf die Kugel, bis sie ihrer ganzen Höhe nach in den Lauf eingedrungen ist. Hierauf lege man den Pflasterrand auf selbiger zusammen, setze das verhörnte Ende des Ladestocks darauf, umgreife diesen dicht über der Verhörnung mit beiden Händen und schiebe, indem das Gewehr immer noch zwischen den Knien festgehalten wird, die Kugel bis auf das Pulver. Um gewiß zu sein, daß sie fest auf demselben sitze, hebe man mit der linken Hand die Büchse etwas von der Erde in die Höhe und stoße den Ladestock, ohne ihn festzuhalten, mit der rechten Hand und mit mäßiger Kraft so oft darauf, bis er das erste mal im Lauf in die Höhe springt. [2]) Oefter wiederhole man das Aufsetzen nicht, sonst stößt die Büchse, schießt höher und brennt auch oft vor. Letzteres, weil durch die zu heftige Quetschung die Pulverkörner theilweise zu Staub zerdrückt und so weniger rasch entzündet werden. Auf den Brand (d. h. nachdem daraus geschossen ist) muß unverzüglich geladen, auch bei heißem oder sehr kaltem Wetter die betalgte Seite des Pflasters mit Speichel ein wenig angefeuchtet werden, weil sonst die Kugel schwer in den Lauf hinuntergeht. Ich unterlasse dies nie und kann versichern, daß ich nicht ein einziges Beispiel weiß, daß dadurch Vorbrennen bewirkt worden sei.

Endlich nehme man das Gewehr in die Höhe und den Kolben unter

---

1) Von der Anwendung des dünnen Leders oder der dichten und starken Leinwand ist man in neuern Zeiten ganz abgekommen. Wol aber bedienen sich manche Jäger noch des Doppel- oder Bettbarchents. Ich kann diesen nicht beipflichten; denn 1) die Kugel kann die vollkommene Größe nicht haben, die Büchse also auch nicht gehörig scharf schießen; 2) der Doppelbarchent schlägt zu dicke Falten, überfüllt daher die Züge, und hierdurch kann und muß Veranlassung zu Flatterschüssen gegeben werden. Ebenso wenig bin ich dafür, die Pflaster in Unschlitt zu tränken; die glatte Seite derselben wird dadurch schlüpfrig, wovon bei etwas raschem Laden öfteres Verrücken der Kugel aus ihrem senkrechten Stand die Folge ist. W.

2) Das Festaufsitzen der Kugel ist um so nothwendiger, weil man außerdem der Gefahr ausgesetzt wäre, daß das Gewehr beim nächsten Schuß springen, oder doch sehr heftig stoßen könnte. Auch darf man ja nicht versäumen, das Gewehr beim Kugelaufsetzen von der Erde aufzuheben, sonst kann, wenn bei sehr heißem oder kaltem Wetter auf den Brand geladen wird, der Stock doch springen. Jedenfalls ist es gut, am Ladestock ein Zeichen zu machen, welches bestimmt, wie weit er heraussehen muß, wenn die Kugel auf dem Pulver sitzt. W.

den rechten Arm, spanne den Hahn, ergreife mit der rechten Hand den Kapselstecher, überzeuge sich durch einen Blick, ob das vorliegende Zündhütchen gut ist, setze es auf und stelle dann den Hahn wieder in Ruhe.

Die Flinte wird auf folgende Weise geladen: Nachdem man das Pulver aus der Patrone in den Lauf geschüttet, wird der Vorschlag mit dem Ladestock, dessen Verhörnung das Kaliber ziemlich ausfüllen muß, auf das Pulver hinuntergestoßen und, während die Flinte wie die Büchse in freier Hand gehalten wird, mäßig fest, d. h. so lange, bis der Stock zum ersten mal nur um etwas in die Höhe springt, aufgesetzt; denn unzweckmäßig ist das gewöhnliche unsinnige Stampfen, das freilich nöthig werden kann, wenn der Werch= oder Papierpfropf zu stark gemacht ist; ein Fehler, den viele in der falschen Meinung begehen, dem Schuß dadurch mehr Gewalt zu geben. Demnächst kommt das Schrot in den Lauf. Auf dieses wird ein schwacher, doch das Kaliber ausfüllender Vorschlag bis zur Hälfte der Lauflänge hinuntergestoßen, dann in freier Hand das Gewehr einige mal gerüttelt, damit die Körner sich so dicht als möglich zusammenfügen, und endlich der Pfropf ganz leise aufgesetzt. Bei sehr glatt gekolbten, rein= geputzten Flinten muß, bis wenigstens einmal auf den Brand geladen ist, der Vorschlag oft nachgedrückt werden; besonders vernachlässige man dies nicht, wenn bei Doppelgewehren ein Lauf abgeschossen wird; der zweite darf, bis er auch auf den Brand geladen ist, ohne große Gefahr nicht zum Dupliren gebraucht werden.

Bei der Doppelflinte lade man, wenn beide Läufe abgeschossen sind, erst einen, dann den andern ganz fertig und stecke während des Ladens des einen einen kleinen Pfropf in die Mündung des andern, den man aber, wenn das Laden vollendet ist, ja nicht vergessen darf herauszunehmen, weil sonst der Lauf, in welchem der Pfropf stecken geblieben, nachdem er schon geladen ist, beim nächsten Schuß mit demselben unfehlbar zerspringen würde. [1])

---

1) In der ersten Ausgabe dieses Werks wurde angerathen, beim Einschütten des Pulvers und Schrots in den einen Lauf, in den andern den Ladestock zu stecken. Davor muß der Verfasser aus dem Grund warnen, weil er durch unangenehme Erfahrung darüber gewitzigt wurde, daß beim Einschütten des Schrots in den eben zu ladenden Lauf gar leicht ein Korn oder ein paar nebenbei und in den Lauf fallen kann, in welchem der Ladestock steckt, welcher eher nicht herauszubringen ist, bis die Schwanzschraube ganz herausgewunden worden, wo er dann hinterwärts herausgeschoben werden muß. Ueberhaupt kann man beim Laden der Doppelgewehre nicht vorsichtig genug sein, besonders auch hinsichtlich des Schloß=in=Ruhe=Setzens des nicht abgeschossenen Laufs. W.

2. Das Schießen.

§. 15. Ich werde hier über ein anständiges und schickliches Benehmen beim Schießen, sowie über die Mittel und Wege, welche dahin führen, sich selbst und andern durch zweckmäßige Uebung Fertigkeit in dieser Kunst zu erwerben, sprechen. Daß übrigens junge oder unerfahrene Leute, so lange wenigstens bis sie mit dem Schießgewehr und mit allen beim Gebrauch desselben zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln vollkommen bekannt sind, nie anders als unter den Augen und der Leitung eines sachverständigen, von Vorurtheilen freien Mannes Schießübungen vornehmen dürfen, das bedarf einer weitläufigen Auseinandersetzung nicht.

§. 16. Dem, welcher die Unterweisung übernommen hat, kommt es zu, zuvörderst dahin zu sehen, daß der Lehrling in gehöriger, möglichst ungezwungener und anständiger Körperhaltung die Büchse oder Flinte aufzunehmen und anzuschlagen sich gewöhne.

Der Lehrer wird den Schüler daher — mit dem Tanzmeister zu reden — in die zweite Position und mit den Füßen mäßig auswärts treten lassen, d. h. so, daß beide Füße auf einer geraden Querlinie mit den Fersen (Hacken) 9—12 Zoll, mit den Fußspitzen 18—21 Zoll, nach Verhältniß der Größe des Individuums, voneinander entfernt stehen.[1]) Er wird ferner dahin sehen, daß der Oberkörper, vorzüglich auch Hals und Kopf, ganz gerade gerichtet ist. In dieser Stellung wird er ihm das Gewehr erst zwischen den Füßen niedersetzen und mit der linken Hand am obern Theil des Schafts umfassen, dann diese Hand bis an die hinterste Ladestockmutter hinabschieben und mit derselben das Gewehr so aufnehmen lassen, daß der Kolben unter dem rechten Arm hinaussteht; daß die linke Hand den Schaft dicht am hintersten Lappen umfaßt behält, indem dabei der Daumen an der linken Seite des Schafts ausgestreckt liegt; daß ferner, indem die Finger der rechten Hand in den Untertheil des Montirungsbügels eingreifen, der Daumen sich oben über die Kröpfung am Schaft wegschlägt und da fest aufgedrückt wird; daß endlich dabei ein Arm so weit wie der andere vom Körper in möglichster Rundung absteht, auch ein Elnbogen mit dem andern genau wagerecht gerichtet ist, der Schaftkolben aber dicht über der rechten Hüfte fest angedrückt liegt, und das Rohr vorn nicht herunterhängt, sondern geradeaus gerichtet steht. Einige Uebungen im Aufziehen und Niederlassen

---

1) Das weitere Auseinandertreten mit den Füßen ist unanständig; auch kann es der Natur der Sache nach zum Feststehen nicht nur nichts beitragen, sondern es muß durch das unnatürliche Ausspreizen der Schenkel und Füße Zittern und Beben bewirkt werden. Bei der Fußstellung in jeder andern Position, als die oben angegebene, hat der Oberkörper die höchst nöthige feste Haltung und gehörige Richtung durchaus nicht, wie z. B. bei dem den Pfuscher in der Schießkunst bezeichnenden Vorsetzen des linken Fußes vor den rechten. W.

des Hahns am Schlosse und des Abdrückens, ohne dabei irgendeinen andern Körpertheil, außer soweit es hierzu nöthig ist, den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, seine Lage und Stellung verändern zu lassen, werden den Lehrling in dieser Haltung bald fester machen.

Ist dies der Fall, so wird, mit aufgezogenem Schloß, zum Anschlagen des Kolben fortgeschritten. Indem nämlich die Spitze des Zeigefingers der rechten Hand an der rechten Seite des Vordertheils des Bügels sich anlehnt, sonst aber die Lage der Hand unverändert bleibt, die untern Finger der linken Hand hingegen sich etwas unterwärts schlagen, sodaß der Schaft nur zwischen dem Daumen und Zeigefinger ruht, werden beide Arme so weit ausgestreckt, bis eine von der rechten Schulter herabgefällte Perpendikularlinie dicht hinter der Beschlägskappe heruntergehen würde. Dann heben beide in möglichster Rundung zu erhaltende Arme, bei beständig wagerechter Richtung der Elnbogen, das Gewehr so hoch, bis unter unveränderter Stellung des ganzen Körpers, vorzüglich des Kopfs, der Kolbenbacken an dem rechten Backen, die untere Hälfte der Bügelkappe aber an der rechten Schulter des Lehrlings sich anlehnt. Hierbei gibt der Unterrichtende vorzüglich darauf Acht, daß a) das Gewehr weder rechts noch links verwendet liege, und daß b) der Kolben fest an der Schulter angezogen, der Anschlag aber nicht zu sehr, doch so an den Backen gedrückt werde, daß eine Biegung des Kopfs nach der Seite nicht nöthig ist, um das Absehen richtig und ungezwungen zu bekommen. Der Kopf muß, wenn anders das Gewehr eine gute Lage hat, überhaupt stets gerade gestellt bleiben, und nur das Höher- oder Tieferrücken des Kolbens soll das richtige Abkommen beim Visiren und Zielen verschaffen. [1]) Beim Visiren oder Zielen schließen die meisten Jäger das linke Auge; besser ist es, wenn beide Augen offen bleiben, weil dann das linke, während mit dem rechten allein gezielt wird, das Wild überhaupt und das Zeichnen nach dem Schuß insbesondere wahrnehmen kann.

Meinen Erfahrungen zufolge ist zu allen diesen Vorübungen, sowie zu den folgenden ersten Schießübungen selbst, lieber die Büchse als die Flinte zu nehmen, weil an jener das Visiren und Abkommen genauer bestimmt werden kann, und weil der Lehrling sich gleich vom Anfang an zur größern Genauigkeit im Zielen gewöhnt. Meine Methode werde ich fernerhin möglichst zu versinnlichen mich bemühen.

---

1) Ich weiß sehr wohl, daß viele Jäger die Gewohnheit haben, beim Anschlagen des Gewehrs so weit als möglich mit dem Kopf am Kolbenbacken vorzufallen; sie ist mir aber von jeher zuwider gewesen, theils weil dabei in der Geschwindigkeit das Mehr und Minder schwer zu beobachten ist und also nicht einmal wie das andere visirt wird; theils weil dabei der Backenknochen des Schützen sich so auf den Obertheil des Kolben anlehnt, daß ein mäßiges Prellen des Gewehrs bei der Explosion leicht Verletzung der Augenknochenbehäutung verursacht. W.

§. 17. Man mache bei fortgesetzten Anschlagübungen mit der Büchse dem Lehrling begreiflich:

1. daß er, wenn er einen Linienschuß machen will, so lange das unverwendete Gewehr mit dem Anschlage immer höher an der Schulter hinauf- und an den Backen heranziehen müsse, bis das Korn mitten im Visir steht;

2. daß, wenn er das Gewehr nur ein wenig links verwendet (d. h. wenn die obere Fläche des Laufs auf der linken Seite etwas tiefer, auf der rechten etwas höher steht), die Kugel rechts, im umgekehrten Verwendungsfall links von der Ziellinie abweichen müsse;

3. daß a) voll Korn nehmen soviel heiße als: beim Visiren das ganze Korn im Kerbe des Visirs sehen; b) halbes Korn nehmen, die obere Hälfte des Korns in der Kerbe des Visirs erblicken; c) Korn und Kerb gleich nehmen, so viel vom Korn in der Kümme des Visirs innestehen lassen, daß ersteres letztere völlig ausfüllt, ohne im geringsten über die obere Visirfläche hervorzuragen; d) fein, oder knapp, oder scharf Korn nehmen, beim Abkommen nur die obere Schärfe des Korns im Kerb wahrnehmen; e) das Schwarze aufsitzen lassen, bei reinem Abkommen am untern Rand des Schwarzen anhalten (dahin zielen);

4. daß man mit jedem Gewehr desto höher schieße, je voller, und desto kürzer, je feiner oder knapper man Korn nimmt. Ist endlich

5. die Hauptregel dem Schüler recht tief eingeprägt worden, daß man das Gewehr, wenn es vor- oder abbrennt, ja nicht gleich vom Backen nehmen dürfe, sondern, im letztern Fall besonders, wol eine halbe Minute im Anschlag liegen bleiben müsse, weil außerdem, vorzüglich beim Scheibenschießen, und überhaupt in der Nähe von Menschen und Thieren großes Unheil angerichtet werden kann, so darf zum Schießen selbst fortgeschritten werden.

§. 18. Zur Uebung im Büchsenschießen ist ein guter Scheibenstand erforderlich, dessen Anlage und Einrichtung ich hier so beschreiben will, wie ich ihn für den Jäger am zweckmäßigsten halte.

Er soll immer an einem Ort angebracht werden, wo der Luftzug so gering als möglich ist; denn es ist dem Unerfahrenen kaum glaublich, wie nachtheilig dieser auf die Richtung der Kugel wirkt. Wird vormittags am öftersten auf dem Stand geschossen, so muß die Scheibe im Abend, der Schießpfahl im Morgen stehen; schießt man nachmittags öfter, so bekommt erstere die Stellung im Morgen, letzterer im Abend.

Da, wo die Scheibe aufgestellt werden soll, läßt man eine starke Säule lothrecht und unbeweglich in die Erde setzen und am obern Ende derselben, ungefähr 3 Fuß über der Erde, einen 3 Zoll im Durchmesser und 6 Zoll

in der Länge haltenden Zapfen daran schneiden. Zwei bis drei Fuß hinter dieser Säule wird die Schießwand 18—20 Fuß lang, wenigstens 12 Fuß hoch und 3 Fuß dick von Bruchsteinen aufgeführt und mit Kalk berappt. Nur bei gänzlichem Mangel an Steinen darf diese Wand etwas dicker aus Holz verfertigt und inwendig mit Schutt ausgefüllt werden.

Von der Vorderseite der vorher erwähnten Säule mit dem Zapfen aus fällt man eine 100 einfache Jagdschritt (200 Fuß) lange Perpendikularlinie und läßt an deren Ende den 6—7 Fuß langen, ungefähr 6 Zoll ins Gevierte haltenden Schießpfahl lothrecht und unbeweglich in die Erde setzen. Hinter dem Schießpfahl — durch welchen 5 Fuß über der Erde ein wenigstens 1 Zoll im Durchmesser haltendes Querloch und mehrere dergleichen, jedes um 3 Zoll höher, gebohrt worden — wird eine Hütte oder ein Häuschen so errichtet, daß ersterer gerade in der Mitte der vordern offenen Seite der letztern steht. Dann läßt man zwei runde hölzerne Pflöcke machen, welche genau in die Querlöcher des Schießpfahls passen und, in diese gesteckt, an jeder Seite 6 Zoll heraus stehen. Auf diese Pflöcke wird an jeder Seite eine hölzerne, leicht bewegliche, aber nicht wackelnde Rolle geschoben und vor jeder Rolle ein Stift vorgesteckt.

Endlich läßt man eine 2 Fuß im Viereck haltende Zarge (einen bodenlosen Kasten), deren oberes und unteres Bret 8 Zoll, die Seitenbreter aber 6 Zoll breit sind, so zusammenfügen, daß das obere und untere Bret vorn und hinten 1 Zoll breit über die an den Seiten hervorsteht, vorn an dieser Hervorragung eine 2 Zoll breite Leiste querüber nageln und endlich in der Mitte des obern Brets ein 9 Zoll langes, 5 Zoll breites, in der Mitte des Grundbrets aber ein rundes, 4 Zoll im Durchmesser haltendes Loch durchschneiden und in diesem eine 7 Zoll hohe, $3^1/_2$ Zoll im Durchmesser haltende Kapsel von Holz oder Blech, in der Zarge senkrecht stehend, befestigen. Dann werden aus einzolligen Kiefer- oder Aspenbretern zwei so große Schieber gemacht, daß selbige, in die oben und unten an der Zarge befindlichen Hervorragungen oder Fugen geschoben, die ganze Vorder- und Hinterseite bedecken. Diese Schieber werden auswendig bis auf den in der Mitte stehenden, 5 Zoll im Durchmesser haltenden, runden, kohlschwarz gefärbten Cirkel mit weißer Leimfarbe angestrichen und bilden so die Scheiben, wenn vom Mittelpunkt des Schwarzen aus 12 Cirkelschläge von gleicher Breite aufgezeichnet sind, von denen der mittelste, oder der Nagel, mit 12, der folgende mit 11 und so die übrigen bis zu 1 herab beziffert werden.

Setzt man nun diesen Scheibenkasten so auf die vor der Schießwand stehende Säule, daß die Kapsel des erstern auf den Zapfen der letztern paßt; füllt man erstern durch das im obern Zargenbret befindliche Loch mit Schutt

oder Sand an, richtet man endlich eine oder die andere angestrichene Seite gerade nach dem Schießpfahl zu, so hat man eine Scheibe, die deshalb weit mehr Schüsse aushalten muß, weil die Füllung des Kastens macht, daß die Kugeln weniger Span losreißen, wie bei dem sonst immer freistehenden runden Scheibenbret. Nächstdem entspringt aus diesem Verfahren der nicht unbedeutende Vortheil, daß alle Kugeln, welche die Scheibe treffen, beim Ausschütten der Füllung wiedergefunden und umgegossen werden können.

Ist aber eine Scheibe zerschossen, so darf man diese nur hinter drehen und man hat die zweite zum Ziel. Uebrigens ist es kaum nöthig zu sagen, daß nach jedem Schuß das Loch, welches die Kugel in der Scheibe gemacht hat, zugepflöckt und mit der Grundfarbe der Scheibe überstrichen werden muß.[1].

§. 19. Auf der halben Weite eines in vorbeschriebener Maße eingerichteten Scheibenstandes, also 50 Schritt (100 Fuß) von der Scheibe entfernt, läßt man nun, wenn ein junger Mann mit der Büchse zu schießen den Anfang machen soll, einen Schießpfahl lothrecht einsetzen, nagelt aber auf der Scheibe einen Bogen weißes Papier so an, daß der in dessen Mitte befindliche, 3 Zoll breite und 7 Zoll lange schwarze Streif senkrecht von oben nach unten gerichtet steht.[2])

Nun geht man mit dem Lehrling an den Pfahl, gibt ihm eine Büchse in die Hand, die, bei einem nicht zu fein eingestrichenen Visir und nicht zu spitzen Korn, genau so eingeschossen ist, daß auf 100 Schritt Korn und Kerb gleich genommen werden und das Schwarze aufsitzen (d. h. am untern Rand desselben angehalten werden) muß.

Hier läßt man ihm die Büchse an der rechten Seite des Pfahls in die Höhe ziehen, in allen Stücken beim Anschlagen so verfahren, wie oben gesagt worden, und nach dem schwarzen Strich zielen. Hierauf bohrt man gerade in der Höhe des Pfahls, wo die Büchse anliegt, wenn der Schüler sagt, er habe gutes Abkommen auf den Strich, einen starken Nagelbohrer fest ein, zieht den Ladestock aus der Büchse und schreibt vor, daß der vordere Lappen beim Anschlagen mäßig an den Bohrer angestemmt, dann mit feinem Korn vom untern Rand der Scheibe hinaufgezogen und, sobald der untere Rand des schwarzen Strichs aufsitzt, abgedrückt werden müsse.

Dann erst wird die Büchse geladen, und nun muß der Schüler so lange mit dem nämlichen Abkommen Probeschüsse thun, bis alle Kugeln in, oder doch dicht an, über oder unter dem Strich sitzen.

---

1) Von der übrigen förmlichen und sichern Einrichtung eines Scheibenschießens ausführlicher zu sprechen, erlaubt mir hier der Raum nicht. W.

2) Ich ziehe diese Methode deshalb vor, weil der Ungeübte auf den Strich weit besseres Abkommen hat, als auf den runden Fleck. Vielfältige Erfahrung hat mich nicht nur hiervon belehrt, sondern auch davon, daß nach solcher Art Unterrichtete bald gute Wildschützen wurden. W.

Soll es aber dahin kommen, und soll jede unzeitige Berührung der Nadel am Stechschloß vermieden werden, so muß der Lehrer darauf sehen, daß der Schüler die Büchse nicht im geringsten verwende, auch nicht eher steche, bis er angeschlagen hat, daß er dann die Spitze des Zeigefingers, mit der er stach, wieder aus dem Bügel ziehe, sie am rechten Vordertheil desselben ruhen lasse, nicht eher sie wieder in den Bügel stecke, bis er drücken will, und endlich die Nadel beim Abdrücken nur tüpfend berühre, nicht daran ziehe.

Ob die Kugeln alle in gleicher Höhe sitzen, darauf kommt jetzt soviel nicht an, denn noch ist es nur darauf abgesehen, daß keine Wanker (Seitenschüsse) vorfallen.

Das richtige Abkommen in Rücksicht der Höhe und Tiefe findet sich bald, wenn man einen andern Bogen Papier an die Scheibe nagelt, in dessen Mitte ein 6 Zoll haltendes schwarzes Viereck befindlich ist. Der untere Saum desselben muß beim Visiren auf scharfem oder feinem Korn aufsitzen, und diese Uebung muß so lange fortgesetzt werden, bis der Anfänger, der bei jedem Schuß erhaltenen Zurechtweisung zufolge, alle Kugeln beinahe in gleicher Höhe in das Quadrat setzt.

Hat er es dahin gebracht, so wird mit dem Abkommen, welches, nach §. 17 durch Korn und Kerb gleich nehmen ausgedrückt ward, auf 100 Schritt nach der Scheibe, in deren Mitte ein rundes Schwarzes befindlich ist, dessen unterer Rand beim Zielen auf dem Korn aufsitzen muß, geschossen. Nur so lange, bis der Lehrling das gehörige reine und stete Abkommen gefunden hat, gestatte man das Stemmen am Auflageflock im Schießpfahl; dann stecke man die Rolle daran und erlaube nur das leise Auflegen, sehe hingegen darauf, daß die Kolbe fest an die Schulter angezogen wird.

Mislingt auch hier nur selten ein Schuß, so lasse man auf verschiedene Entfernungen aus freier Hand, d. h. ohne Auf- und Anlage, schießen, und zwar anfänglich wieder auf ein schwarzes Viereck, hernach aber auf verschiedene Gegenstände, z. B. breite Steine in Mauern, Flecken an Bäumen u. dgl. Dies ist die Zeit, wo auf Pulver- und Bleiersparniß nicht Rücksicht genommen werden kann, was freilich beim Jäger in der ganzen Lehrzeit, und bis er im Schießen ferm ist, nicht geschehen soll.

Die Fertigkeit, mit Erfolg Wild zu birschen, wenn es im Zuge, im Trollen oder in mehr oder weniger voller Flucht sich bewegt, wird dem Anfänger im Schießen mit der Büchse auf folgende Weise besser beigebracht, als auf jede andere.

An dem gewöhnlichen Scheibenstand, ungefähr 5 Fuß vor der Schießwand, wird die Erdbodenfläche in einer Breite von beiläufig 4 Fuß und

auf einer Länge von 36 Fuß wagerecht geebnet und tennenartig festgestampft, so zwar, daß diese Bahn sich über jede Ecke der Schießwand gleichmäßig weit hinauserstreckt, dann aber die geebnete Fläche an beiden Längsrändern mit Latten begrenzt.

Beiläufig $1\frac{1}{2}$ Fuß vor der Bahn, nach dem Schießpfahl hinwärts, wird von jedem Seitenendpunkt derselben nach der Mitte zu eine 12 Fuß lange und 8 Fuß hohe Wand von belaubtem Reisig aufgestellt, sodaß in der Mitte zwischen beiden Wänden ein Raum von 12 Fuß ganz frei bleibt. Die Wände selbst müssen von den Außenenden herein, bis zu zwei Drittheilen ihrer Länge, ganz dicht und undurchsichtig, auf dem übrigen, dem freien Zwischenraum zu gerichteten Drittheil aber nur so mit Reisigästen verkleidet sein, daß Körper, welche dahinter sich bewegen, vom eigentlichen Schießstand her wahrgenommen werden können.

Demnächst läßt man die ganze Figur eines Hirsches, oder einer wilden Sau, späterhin eines Rehes oder Wolfes, in Bret ausschneiden und selbige auf beiden Seiten so anstreichen, daß der Anstrich der natürlichen Farbe der Wildart ähnelt, welche durch die Bretfigur angedeutet wird. Um aber auch diejenige Körperstelle zu bezeichnen, wo der Regel nach die Kugel beim Wilde sitzen soll, wird $1\frac{1}{2}$ Zoll breit hinter dem Blatt, beim Hirsch und bei der Sau 7 oder 6 Zoll über dem untern Rand der Leibesfigur der Mittelpunkt angenommen, aus welchem ein Cirkel, dessen Halbmesser $2\frac{1}{2}$ Zoll beträgt, beschrieben und weiß angestrichen wird.

Die ganze Bretfigur wird auf einer Bretgrundlage befestigt, die so breit sein muß, daß die zu beiden Seiten, vorn und hinten daran angebrachten, 6 Zoll im Durchmesser haltenden Rollen [1]) ein Gleis halten, das genau so breit ist als der Abstand von einer Randlatte auf der Bodenbahn zur andern.

Vorn an der Brust der Wildfigur wird eine Kramme eingeschlagen, um darin eine 45—48 Fuß lange Zugleine anbinden zu können.

Wenn nun die Schießübung selbst stattfinden soll, so wird zuvörderst das Wildsemblem auf seiner beweglichen Grundlage am Ende der Ziehbahn so aufgestellt, daß dem Schießpfahl die linke Seite zugekehrt steht; dann die Zugleine der Bahn entlang ausgeschlagen, das Ende der Leine von einem auf die Verrichtung des Ziehgeschäfts hinlänglich eingeübten, durch eine Mauer gegen Schußverletzung gedeckten Mann ergriffen und so lange stetig festgehalten, bis das verabredete Zeichen — am besten ver=

1) Es sind darunter kleine Walzenstücke von heiläufig 4 Zoll Breite zu verstehen, welche an die unter der Bretgrundlage durchgehenden Achsen gesteckt und vermittels eines Vorsteckers daran beweglich festgehalten werden. W.

mittels einer Klingel — dazu gegeben wird, den Ziehapparat in Bewegung zu setzen.

Anfänglich wird hierauf der Lehrling auf der halben Länge des Schießstandes genau auf der Linie, welche sich vom Schießpfahl bis zum Scheibenpfahl erstreckt, in der gehörigen Positur, die geladene Büchse aufgezogen im Arm haltend, angestellt, dann das vorerwähnte Zeichen vermittels der Klingel gegeben und demzufolge die Ziehvorrichtung ungefähr nach dem Zeitmaß (Tempo) in Bewegung gesetzt, in welchem das Wild in Ruhe auf die Weide zu ziehen pflegt.

Sobald die Wildfigur hinter der Strauchwand sichtbar wird, muß der Lehrling ohne Hast die Büchse an den Backen nehmen, stechen, am Rand der Wand in die Höhe vorhalten, in welcher die Brust des abgebildeten Thieres auf den freien Platz zwischen den Wänden hervortritt, demnächst unter stetem Fortziehen mit der Figur das Abkommen auf den weiß angestrichenen Fleck am Blatt mit dem Korn, mit dem er bei der halben Standweite auf die Scheibe zielen mußte, um das Schwarze zu treffen, suchen, und sobald er dieses Abkommen, währenddem daß die Wildabbildung über den freien Platz gezogen wird — denn nur in diesem Zeitraum darf geschossen werden —, gefunden zu haben glaubt, abdrücken.

Hat sich bei fortgesetzter Uebung dieser Art hinlängliche Sicherheit im Abkommen, durch eine bedeutende Mehrzahl von guten als von schlechten oder Fehlschüssen, beurkundet, so wird die umgedrehte Wildfigur von der linken Wand her nach der rechten ebenmäßig gezogen und dabei ganz so wie vorgedacht verfahren.

Demnächst wird durch verhältnißmäßig beeilteres Ziehen, sowol von der rechten Wand nach der linken als umgekehrt, die trollende Bewegung des Wildes, zu seiner Zeit auch erst die minder flüchtige (galopirende), zuletzt die in voller Flucht (ausreißende) nachgeahmt. Ist der Einzuübende in dem allen zu einem gewissen Grad von Fertigkeit auf die oben besagte halbe Schußweite gelangt, so wird die Distanz bis zur ganzen Standlänge von 100 Schritt bald mehr bald minder, also öfters wechselnd, verändert und so dem Lehrling Sicherheit im Abkommen auf Wild verschafft, inwiefern es, mehr oder weniger von ihm entfernt, schneller oder langsamer sich bewegt. Freilich kann hier so wenig als sonst die Natur ganz treu nachgeahmt werden; denn es fehlt immer noch das mehrere oder wenigere wechselnde Erheben und Erniedrigen des Thieres, nach Verschiedenheit seiner Körperbewegungen. Deshalb muß dem Lehrling das recht oft und dringlich eingeschärft werden, daß beim Schießen auf irgendein in Bewegung sich befindendes Säugethier das Abkommen in dem Moment gesucht werden muß, wo der Körpertheil, den die Kugel treffen soll, dem Erdboden am meisten sich nähert.

Zeigt der Lehrling Fleiß und Geschicklichkeit bei den bisher erwähnten Uebungen, so muß ihm unter den Augen des Lehrenden sobald als möglich das Vergnügen zutheil werden, irgendein Stück Haarwild mit der Büchse zu erlegen.

Bei den ersten Versuchen dieser Art ist es gut, wenn eine Auf- oder Anlage ausfindig gemacht werden kann; in der Folge ist es besser, wenn diese nicht mehr gesucht, sondern nur dann, wenn sie an Ort und Stelle sich darbietet, benutzt wird.

Von dem Benehmen des Schützen in nicht ganz außerordentlichen Fällen, denn für solche gibt es keine Regel, beim Birschen mit der Büchse nach den verschiedenen Haarwildarten ist in unserm Werk schon die Rede gewesen, und zwar da, wo es von den für jede besonders geeigneten Jagdbetriebsmethoden sich handelte. Dorthin wird, um Wiederholungen auszuweichen, verwiesen. Dem allen ist jedoch noch hinzuzufügen, daß die Oertlichkeit der Gegend, in welcher man birschen geht, beim Suchen des Abkommens sehr berücksichtigt werden muß. Steht an einem bergigen Ort der Schütze hoch, das Wild aber tief, so wird zu kurz geschossen, wenn man nicht etwas mehr Korn nimmt als bei gleicher Schußweite auf der Ebene; steht der Schütze tief, das Wild aber hoch, so muß das Korn etwas schärfer genommen werden, wenn man nicht zu hoch schießen will.

Soll es der junge Jäger zu einem nicht ganz gewöhnlichen Grad von Fertigkeit bringen, so muß es ihm unverwehrt sein, auch zuweilen auf Hasen, wilde Gänse, auf Raubvögel u. dgl. mit der Büchse zu schießen; auch darf der Lehrherr ihn wegen einiger Fehlschüsse nicht gleich scharf anlassen, besonders wenn sie nicht von Unbesonnenheit und unmäßiger Hitze herrühren. Ahndung verdient hingegen öfteres Zu-Holze-Schießen und ganz schlechte, z. B. Keulen- oder Rückenschüsse. Fehler derart rühren meist von Unachtsamkeit auf richtiges Abkommen oder von Faulheit im Putzen und daher entstehendem Vorbrennen, oder endlich von dem in keinem Fall zu entschuldigenden, übermäßig weiten Schießen her.

Die höchste Büchsenschußweite beim Birschen ist auf 100 Schritt anzunehmen; wer ohne Noth weiter hinschießt, ist kein gesetzter Jäger. Um nun aber den Lehrling von seinem Standpunkt aus die Entfernung jedes gegebenen Gegenstandes nach dem Augenmaß möglichst richtig beurtheilen zu lehren, muß der Lehrer ihn hierin häufig üben; der junge Mann darf aber auch, wenn er allein ist, die Mühe nicht scheuen, die in Gedanken geschätzte Distanz mit immer gleichem Jagdschritt abzumessen.

Endlich kann ich auch diesen Paragraph nicht schließen, ohne Jäger und Jagdliebhaber inständig zu bitten, mit allem Schießgewehr, vorzüglich aber

mit der Büchse, vorsichtig umzugehen, nicht eher zu schießen, bis sie gewiß sein können, kein Unglück durch Tödtung oder gefährliche Verletzung eines Menschen und keinen Schaden durch die eines Hausthieres anzurichten; bis ferner das Wild, das erlegt werden soll, frei steht und nicht von andern Stücken umgeben ist.

Es gibt beim Jagdbetriebe leider der Veranlassungen zu unverschuldet sich ereignenden Unglücksfällen so viele, daß es hohe Pflicht ist, sich auch nicht den geringsten Schein von Nachlässigkeit und Leichtsinn zu Schulden kommen zu lassen.

Deshalb sollten alle Jäger es als Grundgesetz annehmen, an jedem Büchsenschloß, wenn es durch keine andere Einrichtung vor zufälligem Losgehen gesichert ist, das Zündhütchen vom Piston abzunehmen, sobald die Jagd beendigt ist.

§. 20. Hat der Anfänger in der Schießkunst auch nur auf ein unbewegliches Ziel erst einige Uebung im Büchsenschießen gehabt, so ist es ihm leicht begreiflich zu machen, wie er beim Anschlagen der Flinte abkommen muß, wenn der Hagelwurf den Gegenstand, auf welchen gezielt wird, treffen soll. Die ganze Kunst besteht nämlich darin, daß er, insofern mit der Flinte wie mit der Büchse unverwendet angeschlagen worden, nicht eher abzieht, bis er, auf der Ebene das volle Korn über die Mittellinie der Schwanzschraube hin absehend, erblickt. Soll aus der Tiefe in die Höhe geschossen werden, so muß man, wie beim Birschen mit der Büchse, etwas schärfer Korn nehmen; im umgekehrten Fall muß man, außer dem ganzen Korn, ungefähr noch eine Hand breit vom Rohre hinter dem Korn vor Augen haben. Beim Schnee schießt man meist zu kurz, wenn nicht etwas voller Korn als gewöhnlich genommen wird; auf dem Wasser hingegen, und wenn der Hase im Lager sitzt, zu hoch, wenn nicht etwas kurz angehalten wird. Einige Uebungen im Schießen mit der Flinte nach einem jedesmal verändert gestellten, unbeweglichen Ziel, welches aber nicht weiter als höchstens 40 Schritt entfernt sein muß, werden den Anfänger am besten darüber belehren, wie er halten muß, wenn er etwas auf der Erde oder auf dem Baume im Sitzen schießen will.

Ehe man ihn dann auf Jagden mitnimmt, wo es Haarwild im Laufen und Federwild im Fluge zu schießen gibt, ist es nöthig ihm einzuprägen, daß er

1. das Gewehr, wenn er es bei der Suche im Arme trägt, gerade so fassen und beide Hände stets so legen soll, wie hierzu in §. 17 dieses Anhangs die Vorschrift ertheilt worden ist;

2. daß er dabei den gespannten Hahn, sobald er nicht ganz allein ist, stets mit dem Daumen der rechten Hand halte;

3. daß er die Mündung des Gewehrs nie auf einen Menschen oder Hund u. s. w. richten, und

4. beim Anschlagen zwar rasch verfahren, aber die §. 16 des Anhangs bestimmte Stellung und Haltung des Körpers stets beibehalten muß.

In Rücksicht der Schußweite ist ihm die Regel als eine unverbrüchliche einzuschärfen, daß er, außer auf Raubthiere und Raubvögel, mit den stärkern Schrotarten bis zu Nr. 3 nicht über 50 Schritt höchstens, mit Nr. 4 und 5 nicht über 40, und mit noch klärern nicht über 30, höchstens 35 Schritt hinausschießen darf.

Was das Abkommen auf laufendes oder fliegendes Wild betrifft, so müssen bei der hierzu zu ertheilenden Vorschrift mehrere Umstände berücksichtigt werden.

Das Beachtungswertheste in Betreff dieses Gegenstandes läßt sich ungefähr auf Folgendes zurückführen:

So sehr auch mehrere ausübende Jäger und andere Jagdschriftsteller dafür sind, daß beim Schießen im Laufe oder Fluge, nach Maßgabe der größern oder geringern Entfernung und Schnelligkeit des zu erlegenden Wildes, mehr oder minder vorgehalten werden müsse, so kann ich doch im allgemeinen dieser Meinung nicht beitreten, insofern nämlich

a) der Jäger eine Flinte führt, die sich rasch und so leicht, wie sie soll, abziehen läßt; wenn er

b) dazu gehörigermaßen angehalten wird, während des Abziehens selbst noch mit dem flüchtigen Wilde fortzuziehen, und wenn er

c) nicht über die oben angegebene Schußweite hinausschießen darf. [1])

Folgendes Verfahren hat sich mir fast immer als bewährt erwiesen:

1. Bei allem Haarwild, das im Laufen erlegt werden soll, schieße man auch mit der Flinte nie anders, als wenn es im Niedersprunge begriffen ist.

2. Muß, was aber möglichst zu vermeiden ist, auf Füchse, Hasen, Kaninchen u. dgl. spitz von vorn (d. h. wenn etwas dergleichen gerade auf den Jäger zukommt) geschossen werden, so ziele man dahin, wo das Thier die Vorderläufe beim Niedersprung einsetzt.

3. Läuft etwas vor dem Schützen querüber, so suche er das Abkommen bei größerer Entfernung gerade unter dem Kopf, bei kleinerer vorn am Blatt.

4. Von hinten zu halte man dem Fuchs, Hasen, Kaninchen u. dgl.

---

1) Ausnahmen finden, meinen Erfahrungen zufolge, nur bei größerer Schußweite, auch bei wilden Gänsen und alten Enten, statt, wenn sie vor dem Schützen querüber streichen; denn in diesen Fällen muß vorgehalten werden, und zwar zufolge der größern oder geringern Entfernung des Gegenstandes mehr oder weniger. W.

zwischen die Lauscher oder resp. Löffel. Auf stärkeres Haarwild darf in dieser Richtung, der Regel nach, nie geschossen werden.

5. In schräger Richtung von hinten zu muß man auf die Vordertheile abzukommen suchen.

6. Will man auf Federwild im Fluge von vorn zu schießen, so halte man auf die Schnabelspitze;

7. bei Seitenschüssen dicht vor die Brust;

8. von hinten zu, wenn der Vogel hoch fliegt, auch dicht vor die Brust; wenn er tief fliegt, auf den Schwanz.

Man hat allerhand Vorübungen in Vorschlag gebracht, durch welche der Anfänger im Schießen auf in Bewegung begriffene Gegenstände sich Fertigkeit erwerben könne. Z. B. zur Uebung im Laufschießen soll man hölzerne Teller vor dem Schützen querüberkollern; um ihm zum Abkommen im Flugschießen Anleitung zu geben, solche Teller, oder einen alten Hut, oder einen Stein in die Höhe werfen, ihn auch im Fluge nach Schwalben oder andern kleinen Vögeln, denen ein durchlöchertes Papier an den Hals gehängt wird, schießen lassen.

Ich gebe zu, daß durch diese Mittel Sicherheit im Abkommen erworben werden könne; aber die Hauptsache — Fassung und Ruhe bei Beurtheilung der Schußweite, der Schnelligkeit des Thiers und des nach derselben zu suchenden Abkommens — wird dem jungen Waidmann sicher nur bei öfterer Ausübung der Suche mit einem alten fermen Hühnerhunde und unter der Aufsicht und Leitung eines guten, gesetzten Schützen zutheil.

Dieser wird seinen Schüler nicht früher in Begleitung mehrerer Personen jagen lassen, bis er unter Beobachtung der oben angegebenen Abkommensregeln einige Fertigkeit sich erworben hat, sondern anfänglich mit ihm ganz allein, blos von einem vollkommen gut gearbeiteten Hühnerhund begleitet, ausgehen; ihn auch in Reviere führen, wo Hasen, Rebhühner, Wachteln u. dgl. nicht zu den Seltenheiten gehören, und zwar zu einer Jahres- und Tageszeit, wo diese gut vor dem Hunde aushalten, und in Gegenden, wo der junge Mann durch die örtlichen Verhältnisse nicht gezwungen wird übereilt zu schießen. Er wird ferner, wenn der Hund vorsteht und er dann bemerkt, daß das Blut des jungen Jägers zu sehr in Aufruhr ist, diesen durch Zureden zu besänftigen suchen, einigemal erst mit ihm ganz langsam und ziemlich entfernt vom Hunde kreisen, und endlich, wenn er an ihm kein sonderliches Zittern und Herzklopfen mehr bemerkt, den Hasen wo möglich von der Seite, die Rebhühner aber — nachdem die Regel gegeben worden ist, daß jedesmal nur auf ein einzelnes gezielt, nie unter das ganze Volk geschossen werden darf — so herausjagen, daß er von hinten darauf schießen kann. Nur dulde der Lehrer es nicht, daß der Lehrling die Flinte in die

Brustgegend oder gar an den Backen heraufziehe, ehe das Wild herausläuft oder fliegt. [1])

Sollten dennoch, was meistentheils der Fall ist, mehrere Fehlschüsse fallen, ehe getroffen wird, und schiene dadurch der Lehrling aus der Fassung zu kommen, so wird der Lehrer wohlthun, wenn er auf eine halbe oder ganze Stunde die Jagd unterbricht, dem jungen Mann sagt, daß solche Fälle zu zeiten dem geübtesten Schützen vorkommen, daß er also sich zu schämen nicht Ursache habe, und daß bei mehrerer Gelassenheit es gewiß bald besser gehen werde.

Aber selbst dann, wenn nach einem oder mehrern glücklichen Schüssen wieder Fehler folgen, werde lieber die Jagd abgebrochen; denn sicher tritt dann verdoppelte Unruhe ein.

Verfährt man so mit einem Anfänger und macht man ihn durch eine brutale Behandlung nicht schüchtern, so gelangt er — insofern ein gutes Auge und andere natürliche Anlagen nicht mangeln — zuverlässig bald zu einem gewissen Grad von Gelassenheit und Sicherheit im Abkommen.

Nun erst nehme man ihn in Gesellschaft mehrerer Schützen mit auf die Jagd, gebe ihm aber immer solche Nachbarn, die selbst ruhig schießen und jenem willig das Vorrecht lassen. Späterhin übe man ihn wieder in der Geduld, indem er seine Nachbarn zuerst schießen lassen muß, damit er in der Folge, von Hitze übereilt, keine Indiscretionsfehler gegen Personen, denen er Achtung schuldig ist, begehe.

Auf irgendeine Wildgattung über 40 Schritt weit mit der Flinte hinauszuschießen, dulde man bei jungen Leuten niemals; geschieht es, so muß dieser Fehler, selbst wenn die Erlegung glückte, nicht ohne Verweis hingehen.

Doch wie wäre es möglich, alle Fälle, die sich etwa ereignen können, anzuführen? Fortgesetzte Uebung, Ruhe und Geduld, Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, beständiges Wahrnehmen der gehörigen Schußweite und Berücksichtigung der oben ertheilten Vorschriften zum Abkommen, dies ist es — ich wiederhole es noch einmal —, wodurch der Anfänger

---

1) Dieses mehr als alles den Stümperschützen andeutende im voraus zum Schuß halb Fertigmachen führt in der Regel zum Fehlen, immer aber zum übereilten Schießen. Indessen kommen auch hierbei Ausnahmen von der Regel vor; z. B. beim Buschiren nach Hochwild in Dickungen oder in sehr geschlossenen Stangenhölzern, wo der Zeitpunkt zum Feuergeben mit dem Moment zusammentreffen muß, in welchem das Wild eine vielleicht einzige, kaum spannenbreite Lücke passirt; oder bei der Gänse- und Entenjagd, wenn der Schütze an der Bewegung des Schilfes wahrnimmt, daß etwas dergleichen einer Blänke nahet, in welchem Fall auch in dem Moment geschossen werden muß, wo der schwimmende Vogel sichtbar wird; oder bei der Annäherung eines Fuchses auf dem Treiben in einem Dickicht oder in dichtem Stangenholze, wo gleichfalls oft nur eine sehr kleine Lücke zum erfolgvollen Schießen benutzt werden muß und wo das gewisse Herumfahren des Fuchses in dem Augenblick des Aufnehmens der Flinte dem geübtesten Schützen das Fertigwerden in den allermeisten Fällen unmöglich macht. Unter den gedachten und ähnlichen Verhältnissen darf und soll das Gewehr im voraus an den Backen genommen, die Höhe, in welcher man abkommen soll, bei zeiten gesucht, in dieser dann auf der Lücke vorgehalten und endlich gedrückt werden, sobald das Wild auf derselben erscheint. W.

früher oder später, je nachdem er Lust, Liebe und Talent zur Sache hat, es in der Schießkunst zur Vollkommenheit bringen kann.

Besonders bei der Jagd mit der Flinte muß ein junger Mann es sich zum Gesetz machen, nicht nur mit Vorsicht zu schießen, sondern auch wieder zu laden. Ebenso nöthig aber ist es auch, daß er sich dabei eines anständigen Benehmens befleißige und keine Secunde Zeit ohne Noth vertrödle. Nichts ist für andere Schützen unangenehmer, als wenn die Unbeholfenheit und Langsamkeit eines Individuums die Jagd ohne Noth verzögert.

Schließlich erwähne ich noch, daß es sehr gut ist, wenn man sich beim Flintenschießen vorzüglich gleich anfangs gewöhnt, beide Augen offen zu halten, auch im Nothfall am linken Backen anzuschlagen, und daß endlich der, welcher die Doppelflinte mit glücklichem Erfolg führen will, es sich nicht erlauben darf, nach dem Schuß mit dem ersten Lauf den Kopf im Anschlag nur im mindesten zu verrücken, bis er gewahr wird, daß er den zweiten Schuß nicht nöthig habe. Aus eigener Erfahrung kann der Verfasser sagen, daß es fast unmöglich ist, späterhin von dem Aufblicken vom Lauf, um zu sehen ob man getroffen hat, sich zu entwöhnen.

Anmerkung zur vierten Auflage. In der Jagdzeitung, 1863, S. 23, befindet sich ein kurzer Aufsatz über das „Schießen mit Schrotbüchsen", der so richtig und trefflich diesen Gegenstand behandelt, daß ein jeder Waidmann ihn kennen und würdigen soll. Ich lasse ihn hier im Auszuge folgen:

„Gewiß wird wol schon mancher Jagdfreund darüber nachgedacht haben, wie es eigentlich möglich war, daß so mancher Schuß, den er mit Beobachtung aller Regeln abgegeben zu haben glaubte, ohne Resultat gewesen, und wie es denn eigentlich komme, daß nicht selten sich derselbe Fall wol auch noch wiederholte? Ein anderer Jagdfreund, der sich mit Passion dem Waidwerk widmet und die Güte seiner Waffe nach der Scheibe zu seiner vollsten Befriedigung erprobte, kann ungeachtet seines Gewehrs, das vortrefflich Stich hält, und des besten Willens, sich nicht über die Mittelmäßigkeit im Treffen aufschwingen, nie zur genügenden Sicherheit im Schuß gelangen; ja trotz der genauen Beobachtung aller Regeln, die in den vielen Abhandlungen über diesen Gegenstand vorkommen, bleiben seine Bemühungen unbefriedigt.

„Da nun das Schießen eine ganz mechanische Handlung ist, die, falls man ein gutes Gewehr, Kaltblütigkeit und ein verläßliches Auge hat, den beabsichtigten Zweck „das Treffen" erreichen muß, so drängt sich allerdings die Frage auf, wo eigentlich die Ursachen zu finden sind, welche geradezu das Gegentheil fördern? Untersuchen wir diesen Punkt. — Wir wissen,

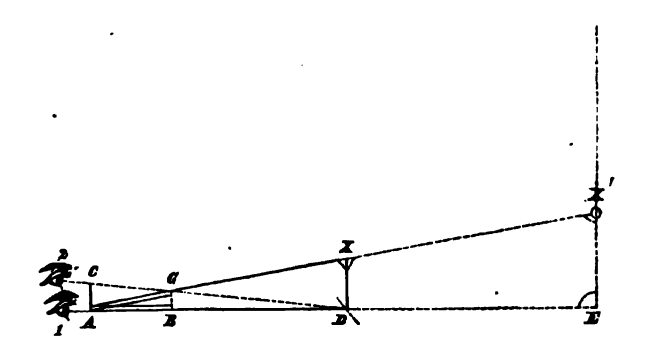
wie zum Treffen mit dem Stutzen, besonders beim Schießen nach der Scheibe, es hauptsächlich darauf ankommt, daß derselbe vorerst auf den Geradschuß eingeschossen ist. Hierzu ist das Stöckel unentbehrlich, ohne welches der Stutzenschütze nie auf eine nur beiläufige Sicherheit des Treffens rechnen kann. Da nun bei dem Schrotgewehr das den Geradschuß verbürgende Mittel, nämlich das Stöckel fehlt, so wird es dem Schützen schwer, auf seinem Gewehrlauf, bevor er noch den Treffgegenstand mit der Mücke aufsucht, vorerst die seinen Geradschuß bestimmende Mittellinie genau zu ermitteln, weil die schnelle Bewegung des Wildes hierzu nur wenig Muße gestattet; er wird daher von der Mittellinie seines Laufs leicht um eine Linie und auch mehr abweichen, wodurch auch der Schuß seitwärts des Treffpunkts eintreffen muß. Dieser Schwierigkeit, die Mittellinie des Laufs schnell aufzufinden, das heißt, das Stöckel zu ersetzen, kann durch Anbringung eines in der Mitte des Laufs, oder bei Doppelläufen in der Mitte beider Rohre zwischen den Hähnen angebrachten Stifts — in beiläufiger Gestalt der Mücke — am besten begegnet werden. Sieht nun der Schütze über diesen Stift, dann über die Fliege weg auf den zu bezielenden Gegenstand, so kann er wie der Stutzenschütze von seinem Geradschuß versichert sein und wird das gerade auf ihn zukommende Wild, sei es auf der Erde oder in der Luft, ohne viele Mühe treffen. Selbstverständlich ist es allerdings, daß der Schütze seinem Ziel mit gleicher Geschwindigkeit folge und beim Abdrücken ja nicht innehalte, sondern fortwährend am Züngel drückend mitfahre.

„Um den Schuß während der Seitenbewegung des Wildes anzubringen und selbes zu treffen, werden verschiedene Methoden befolgt und ebenso viele hierzu vorgeschlagen. Einige meinen, man müsse zwei Punkte auf der Erde ins Auge fassen, die so weit voneinander entfernt sind, als es die Schnelligkeit der Bewegung und die Entfernung des Wildes erfordert, und dann Feuer geben, wenn der Gegenstand bei dem ersten Punkt anlangt, somit also das Wild selbst in den Schuß rennt. Andere geben die Maße an, wieviel man vorhalten müsse, wenn der Hase oder ein anderes laufendes Wild auf eine gewisse Distanz entfernt ist und entweder vertraut kommt, oder, falls gejagt, in der vollsten Flucht anspringt. Noch viel weniger praktisch sind die Regeln, welche für das Schießen im Fluge gegeben werden; denn wie kann man den Punkt bestimmen, auf welchen man in der Luft vorhalten soll? Daß bei vieler Uebung ein Schütze sich eine gewisse Fertigkeit im schnellen Erkennen des Maßes im Vorhalten aneignen kann, hiervon geben wol manche sehr gute Schützen Zeugniß, obwol man doch gestehen muß, daß ihre Anzahl nicht so bedeutend ist, um für mehr denn bloße Ausnahmen zu gelten.

„Beim Flugschießen leistet dann wieder der erwähnte in der Mitte des Laufs oder der Läufe angebrachte Stift vorzügliche Dienste, da man hier, anstatt den Punkt, um wieviel man vorhalten soll, aufs gerathewohl in der Luft zu suchen, diesen Raum viel leichter und ganz sicher am Lauf des Gewehrs bestimmen kann, indem man weiter oder näher, rechts oder links neben dem Stifte über die Fliege, auf das fliegende Wild zielt.

„Nehmen wir an, in A sei der Stift mitten auf dem Laufe angebracht. Der Lauf A B sei 20 Zoll lang, in B die Fliege. Acht Klaftern, also zwanzig Schritt entfernt, sei ein nach links fliegender Gegenstand, den man zu treffen beabsichtigt. Anstatt nun demselben ohne einen Anhaltspunkt in der Luft aufs gerathewohl vorzuhalten, ziele man zwei Linien links vom Stifte, richte die Fliege direct auf den fliegenden Gegenstand, und indem man demselben stets mit gleicher Geschwindigkeit folgt und so lange fortdrückt, bis der Schuß losgeht, kann man dessen Treffens versichert sein; denn, indem man zwei Linien vom Stift A links von C auf D zielt, kommt die Fliege von B nach G, der Lauf erhält aber die Richtung nach A G x, wonach D x = 4″ $9^1/_2$‴, folglich auf 16 Klafter oder 40 Schritt E x = 9″ $7^1/_5$‴, also genau den Raum ausmacht, um den fliegenden Gegenstand in den Bereich des Mittelpunkts die Schrotladung zu bringen. Es ist nun klar, daß auf diese Weise jedes Vorhalten entbehrlich wird und hierdurch viel sicherer die Absicht zu erreichen ist, weil man sein Ziel stets auf der Mücke und auch dann fortwährend dort behält, selbst wenn die Schnelligkeit des Fluges oder Laufes sich während des Zielens vergrößert oder vermindert.

„Daß die Angaben der Entfernungen DX = 4″ $9^1/_2$‴ und EX = 9″ $7^1/_5$‴ richtig sind, ist nicht allein durch praktische Versuche, sondern



durch nachfolgende, auf die Aehnlichkeit der Dreiecke basirte Rechnung erwiesen.

Annahme:

$$AB = 20''.\ CG = AB = 20''.\ AC = 2'''$$
$$BD = GD = 8^\circ\ BE = GE = 16^\circ$$
$$CG:GD = AC:DX \text{ daher}$$
$$GD.\ AC = CG.\ DX \text{ also}$$
$$DX = \frac{GD.\ AC}{CG.}$$
$$DX = \frac{6912.\ 2}{240} = \frac{6912}{120} = 57^1/_2{}'''$$
$$DX = 4''\ 9^1/_2{}'''$$
$$CG:GE:AC:EX', \text{ daher}$$
$$GE.\ AC = CG.\ EX' \text{ also}$$
$$EX = \frac{GE.\ AC}{CG.}$$
$$EX' = \frac{13824.\ 2}{240} = \frac{13824}{120} = 115^1/_5{}'''$$
$$EX' = 9''\ 7^1/_5{}'''.$$

„Daß man bei Gegenständen, die von dem Schützen von links nach rechts laufen oder fliegen, auch rechts von dem Stift absehen müsse, ist wol selbstverständlich; ebenso wird es jedem Schützen ein Leichtes sein, je nach der Länge seines Gewehrlaufs die Entfernung des zu beschießenden Gegenstandes und zwar mittels einiger Schüsse praktisch zu erforschen, nämlich wie weit er auf die verschiedenen Distanzen vom Stift rechts oder links einzugehen habe.

„Die Vortheile dieser Einrichtung lassen sich demnach folgendermaßen resumiren: Das Visiren über Stift und Mücke gibt einen sichern Geradschuß. Bei einem rechts oder links laufenden oder fliegenden Gegenstand ist kein Vorhalten nöthig. Derselbe wird durch Aug' und Mücke, beim fortwährenden Drücken am Züngel, begleitet und kann selbst beim Nachbrennen des Schusses getroffen werden.

„Obwol jede Neuerung auf Schwierigkeiten stößt, so ist doch zu erwarten, daß gleich die ersten Versuche des angegebenen Verfahrens sich bei der praktischen Ausübung immerhin so vortheilhaft erweisen werden, um der Nachahmung Geltung zu verschaffen."

Viertes Kapitel.

Die am öftersten vorkommenden Krankheiten der Hunde und die dagegen anzuwendenden Heilmittel.

§. 1. Wer findet wol mehr Gelegenheit, den Werth des Hundes [1]), eines in vieler Rücksicht so nützlichen Thieres, gehörig schätzen zu lernen, als der Jäger, dem die Ueberzeugung von dessen Unentbehrlichkeit bei Ausübung des edlen Waidwerks gar nicht fehlen kann?

Williger und unbedingter als dieser wird daher nicht leicht jemand dem Lobe beistimmen, welches Buffon, Jester und viele andere dieser Thierart in Rücksicht ihrer Klugheit, ihres Muthes, ihres Gehorsams und ihrer Treue gegen ihren Herrn in ihren Werken gezollt haben. Mehr als er kann es aber auch niemand zu beklagen Ursache haben, daß vorzüglich in dem Zweige der Thierheilkunde, welcher Hundekrankheiten und deren Heilart betrifft, weniger noch als in andern geleistet worden ist; denn vergeblich wird er sich oft in einer Runde von mehrern Meilen nach ärztlichem Beistande für seinen erkrankten Gehülfen, Wächter und Liebling umsehen, wenn er es nicht wagen will, ihn durch Hirten und Quacksalber zu Tode martern zu lassen.

Jedem Besitzer eines guten Jagdhundes muß also, denke ich, daran liegen, sich in den Stand gesetzt zu sehen, bei dringenden Fällen und bei Mangel an Gelegenheit, bessere Hülfe zu finden, diese so gut als möglich selbst leisten zu können.

Das gegenwärtige Kapitel hat die Bestimmung, hierzu Anleitung zu geben. Kann ich auch in diesem Punkt meine Arbeit nicht für untadelhaft und den Gegenstand erschöpfend ausgeben, so darf ich doch versichern, daß vieles von dem, was hier gesagt wird, auf eigener Erfahrung oder auf Mittheilungen von achtungswerthen, sachverständigen Männern beruht.

Der Sache selbst wird hier noch Folgendes vorausgeschickt:

1. Bei den Heilmittelvorschriften ist das Medicinalgewicht angenommen, nach welchem 1 Pfund 12 Unzen, 1 Unze 2 Loth, 1 Loth 4 Quentchen oder Drachmen, 1 Quentchen 3 Scrupel, und 1 Scrupel 20 Gran hält.

2. Die jedesmalige Arzneigabe (Dosis) ist auf Hunde von mittelmäßiger Stärke, z. B. auf Hühnerhunde, Saufinder, Schweißhunde u. dgl.

---

1) Daß nur von der Art der Gattung Hund die Rede ist, welche wir unter dem Namen geselliger Hund (Canis familiaris) kennen, sage ich, um Misdeutungen vorzubeugen. W.

berechnet; sie muß daher bei schwächern (kleinern) und jungen Hunden verhältnißmäßig vermindert, bei stärkern (größern) hingegen vermehrt werden.

3. Flüssigkeiten sind dem Hunde schwer durch den Schlund beizubringen und deshalb für ihn pulverisirte Arzneimittel vorzüglich anwendbar. Solche kann man, wenn sie nicht gar zu übel schmecken und wenn der Hund sonst gut sich behandeln läßt, trocken mit dem Löffel einschütten; besser aber ist es, daraus mit Beihülfe von Honig, oder Wachholdersaft, oder Sirup, welcher Art er sei, oder ungesalzener Butter, Latwerge, oder besser noch Pillen zu machen. [1])

4. Alles, was in Latwergen gegeben werden soll, muß nicht in zu großer Quantität vorräthig gemacht werden, damit es sich, an kühlen Orten verwahrt, so lange hält, bis es verbraucht ist. Man nimmt beim Eingeben die erforderliche Gabe auf ein hölzernes Spätelchen, den Hund aber zwischen die Füße, drückt ihm, mit der linken Hand über die Nase greifend, hinter den Fängen in der Gegend der Mundwinkel so stark an den Oberkiefer, bis er den Rachen öffnet, streicht dann die Latwerge so weit als möglich hinten auf die Zunge und hält, wenn sich der Mund geschlossen hat, den Kopf so lange mit der Maulspitze in die Höhe, bis, bei fortwährendem leisen Kratzen an der Gurgel, der Patient geschluckt hat.

5. Täglich frischgemachte Pillen wirken schneller als solche, die längere Zeit aufbewahrt werden, weil letztere im Magen schwerer sich auflösen lassen. Man steckt sie dem Hunde einzeln so tief als möglich in den Schlund, und verfährt sonst wie bei der Latwerge.

§. 2. Der Hund ist unter allen Haussäugethieren den meisten Krankheiten ausgesetzt.

Man wird dies natürlich finden, wenn man bedenkt, wie sehr er jede Gelegenheit aufsucht, seinen Heißhunger nach Fleisch, selbst nach Aas zu stillen; wie wenig gemeiniglich von seiten seines Herrn auf eine geregelte Diät gesehen wird; wie sehr mit alledem die unnatürliche Lebensart, welche er führen muß, im Contrast steht, indem z. B. die meisten Jagdhunde zu manchen Zeiten ungeheuern Strapazen und damit verbundenen Erhitzungen und Erkältungen ausgesetzt sind, zu andern Zeiten aber fast ununterbrochen im eingeschränktesten Zustand, ohne hinlängliche Bewegung leben müssen; wenn man ferner überlegt, daß die Ausdünstung — dieser vorzügliche Weg zur Abführung der durch unordentliche Diät und Lebensart erzeugten fauligen, scharfen Säfte — beim Hunde wenig oder gar nicht durch die Haut, son=

---

1) Sie können die Größe einer Haselnuß haben. Sollen sie aufbewahrt werden, so nimmt man statt des Sirups Tragant oder arabischen Gummi, in Wasser aufgelöst, soviel als zur Bereitung des Teigs nöthig ist. Die Pillen selbst werden dann, wenn sie halb trocken sind, in Mehl oder in Süßholzpulver herumgekollert, um das Zusammenkleben zu verhüten. W.

dern fast einzig durch die Speicheldrüsen, und zwar nur bei heftiger Bewegung oder bei großer Hitze in bedeutendem Grade vor sich geht; daß endlich die natürlichen Ausleerungen dieses Thieres, selbst im gesunden Zustand, der Beschaffenheit seiner Gedärme gemäß nie ohne Zwang erfolgen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß im Körper des Hundes eine beständige Disposition zu Krankheiten, die aus Verdickung, Verderbniß und Stockung der Säfte entstehen, vorhanden sein müsse, und daß es daher fast wunderbar ist, wenn man ihn ein Alter von 12, 15 und mehr Jahren erreichen sieht.

Inwiefern durch gute Wartung und Pflege die Anlage zu Krankheiten gemildert werden könne, darüber ist an mehrern Orten des vorliegenden Werks Auskunft gegeben worden; im Verfolg des gegenwärtigen Kapitels aber soll von den Hundekrankheiten selbst, von den Symptomen (Anzeichen), durch welche die gewöhnlichsten sich kenntlich machen, und von den dagegen anwendbaren Heilmitteln die Rede sein. [1])

§. 3. Zuerst von der schrecklichsten aller Krankheiten, der Hundswuth oder Wasserscheu, welche wegen der unglücklichen Folgen, die der Biß und selbst der bloße Geifer des damit behafteten Hundes bei Menschen und Thieren haben kann, bekannt genug ist, leider aber nicht immer zeitig genug beachtet und erkannt wird.

Nach neuern Untersuchungen ist sie eine psychische Krankheit, die das Eigenthümliche besitzt, daß sie ein fixes, an dem Geifer der Maulschleimhaut vorzugsweise haftendes Contagium erzeugt, welches im Stande ist, diese Krankheit auf andere Thiere und auch auf den Menschen überzutragen.

Starke und öfters abwechselnde Erhitzung und Erkältung, Mangel an Saufen, der Genuß von faulem Fleisch in heißen Tagen, vorzüglich wenn der Hund, der Sonne ausgesetzt, an der Kette liegt, heftige Zahnschmerzen und öfteres Zurückhalten von der Befriedigung des Begattungstriebes sind Gelegenheitsursachen. Auch will man vor einigen Jahren (s. Reichsanzeiger, 1801, Nr. 20) bemerkt haben, daß Hunde von zerbissenen und verschluckten Kröten toll geworden sind. In den meisten Fällen wird jedoch diese Krankheit durch den Biß, welchen ein schon mit der Hundswuth befallenes Thier dem Hunde oder einem andern Thier versetzt, gleichsam eingeimpft.

Man macht einen Unterschied zwischen 1) der fahrenden (hitzigen, reißenden) und 2) der stillen (laufenden) Hundswuth.

---

1) Wie beim Menschen, so ist auch bei den Thieren das sogenannte Curpfuschen sehr schädlich und hat häufig den traurigsten Ausgang eines an sich unbedeutenden Leidens zur Folge. Ich kann daher nicht genug anempfehlen, bei einer bedeutenden Krankheit eines werthvollen Hundes unverzüglich einen geschickten Thierarzt (die doch gegenwärtig nicht mehr so sehr selten sind) zu consultiren. Jedenfalls rathe ich Jägern und Jagdliebhabern an, sich noch ein rationelles Handbuch der Thierheilkunde anzuschaffen, und empfehle z. B. „Anleitung zur Erkenntniß und Heilung der Krankheiten unserer Hausthiere, von Dr. F. M. Duttenhofer“ (Stuttgart 1847). T.

Für den Anfang, das Steigen und den völligen Ausbruch der fahrenden sowol als stillen Tollheit kann man drei Perioden annehmen, die aber zuweilen langsamer, zuweilen außerordentlich schnell einander folgen. Ich war Augenzeuge, daß ein Hühnerhund früh morgens noch gesund und frisch auf der Jagd seine Dienste that, mittags um 12 Uhr noch hinter seines Herrn Stuhl freiwillig Kunststücke machte, ohne das Fressen zu versagen, eine Viertelstunde darauf andere Hunde biß und ansteckte, und drei Stunden darauf vollkommen wasserscheu war.

Symptome der ersten Periode.

a) Solche, die bei beiden Arten der Hundswuth sich zeigen: Der Hund bezeigt sich traurig, verliert die Freßlust, äußert anfänglich heftigen Durst und säuft deshalb oft, aber wenig auf einmal; die Excremente, welche mit größerm Zwange als gewöhnlich abgehen, sind hart, meist immer schwarz gefärbt; er hat — wie bei andern Unpäßlichkeiten — eine warme, trockene, weißliche Nase; trübe, zuweilen gleich anfangs gebrochene Augen; einen schielenden Blick; er bellt entweder gar nicht, oder doch mit veränderter, hohler oder auch heiserer Stimme; er bezeigt sich gegen Liebkosungen, selbst wenn sein Herr sie ihm angedeihen läßt, gleichgültig; hört, wenn er fest (par force) dressirt ist, auf den Ruf seines Herrn in der Regel noch, naht sich aber schon weniger freundlich und rasch; hat er hingegen keine förmliche Dressur erhalten, so folgt er dem Rufe nicht leicht, verkriecht sich auch wol gar. Er schläft wenig oder gar nicht und fährt, wenn er ja einschläft, öfters zusammen.

b) Solche Symptome, welche allein, oder öfter doch, auf fahrende Wuth hindeuten: Der Hund äußert, nächst den unter a) angegebenen Merkmalen, einen ungewöhnlichen Grad von Falschheit, Bosheit und Trotz, wenn er nicht sehr gute Stubendressur hat, gegen seinen Herrn; er schnappt eigensinnig und mürrisch nach Fliegen und Schmetterlingen; fängt, wenn er auch sonst diese Untugend nicht hat, zahme Hühner und Enten und reißt sie in Stücken, ohne etwas davon zu fressen; thut erst sehr freundlich gegen andere Hunde, fällt sie aber, ohne weitere Veranlassung, bald darauf an, leckt sich öfters das Maul und klatscht mit der etwas inflammirten Zunge, verzerrt die Oberlefzen, wobei ihm zuweilen auch Wasser aus dem Maule läuft; schielt oft nach den Weichen (Flanken, Dünnungen); winselt auch wol laut.

Symptome der zweiten Periode bei beiden Arten der Hundswuth.

Unruhe und Schüchternheit vermehren sich auffallend; das Auge wird starr, wild und glühend; der Kopf schwillt um die Augen und die Backen

herum und hängt beim Gange fast immer zur Erde herab; die Zunge entzündet sich immer mehr und wird feuerroth; Geifer läuft auf beiden Seiten aus dem Maule. Nächstdem knurrt der Hund von Zeit zu Zeit ohne Veranlassung, bellt aber gar nicht mehr; verkennt seinen Herrn, achtet entweder auf keinen Zuruf, oder wendet, wenn er aus der Nähe gerufen wird, den Kopf so auf die Seite, als wenn er auf einen sehr entfernten Laut horchte [1]); lechzt nach Saufen, äußert aber Abscheu gegen alle Flüssigkeiten, vorzüglich gegen Wasser, und würgt sich, wenn er ja noch etwas, z. B. Milch, zu lecken versucht oder wenn sie ihm eingefüllt wird; er fällt sichtbar ab, besonders in den Weichen; legt sich fast gar nicht mehr, sondern schleicht mit schielendem Seitenblick und abwärts hängender Ruthe umher.

Symptome der dritten Periode, oder des wirklichen, größtentheils sehr schnellen Eintritts der Wuth.

a) Anzeichen bei der fahrenden Wuth:

Der Blick des glühenden Auges verräth Wildheit, die Pupille ist sehr erweitert, der Rachen offen und voll Geifer, die aus demselben herabhängende Zunge bläulich-grau, die Ruthe meistentheils, doch nicht immer stark zwischen die Keulen geklemmt. Im Freien läuft er im langsamen Trabe, wobei er die Läufe wie ein dummes Pferd sehr hoch hebt und überhaupt unregelmäßig tritt, durch Dick und Dünn meist so lange gerade aus, bis ihn ein unüberwindliches Hinderniß, z. B. ein Zaun, eine Mauer u. dgl., zu einer Wendung zwingt. [2]) Meistentheils äußert sich ein hoher Grad von Wasserscheu, sodaß er vor dem Glanze des Wassers taumelnd sich abwendet, vorzüglich wenn er hineintritt; doch will man Beispiele wissen, daß er auch gerade durchgegangen und geschwommen sein soll. Alles, was ihm von Menschen und Vieh in den Weg kommt, fällt er an. An der Kette befestigt, wankt er so weit als diese reicht, herum, legt sich aber auch öfters nieder und beißt nicht nur alle ihm sich nahenden Thiere, sondern auch in die Kette selbst und in das ihn umgebende oder vorgehaltene Holz und Geschirr. Gewöhnlich stirbt er nach Verlauf von neun Tagen unter fürchterlichen Convulsionen und Schmerzen. Letztere soll er auch da noch durch ein schreckliches Geheul äußern, was ich aber nie selbst gehört habe.

Der Biß des mit der fahrenden Wuth befallenen Hundes ist für alle

---

1) Die mit ausgezeichneter Schrift gedruckten Merkmale dürfen bei fest dressirten Hühnerhunden nicht sehr in Anschlag kommen; denn diese hören oft, selbst bei der vollen Wasserscheu, noch den stärkern Zuruf des Herrn. W.

2) Zuweilen legt er sich dann erst an solchen Stellen nieder und ruht. W.

Säugethiere, den Menschen mit eingeschlossen, und Vögel, wenn nicht auf das schnellste zweckmäßige Vorkehrungen getroffen werden, jedesmal, und selbst der Geifer dann ansteckend, wenn er nicht augenblicklich und mit größter Vorsicht abgewaschen wird. Gemeiniglich bricht die Wuth bei Thieren, die von einem andern wasserscheuen gebissen worden sind, den neunten Tag aus.

b) Anzeichen der stillen Wuth:

Beim wirklichen Ausbruch der Krankheit tritt dem Hunde weißer Schaum aus den Mundwinkeln hervor; die Augen sind, obwol entzündet, doch trübe und gebrochen; die blaue Zunge hängt weit aus dem Rachen. Mit eingeklemmter Ruthe geht er, wenn er entkommen kann, oft meilenweit taumelnd und langsam trollend, meist an oder auf Fahrwegen und Fußsteigen fort, und beißt Menschen und Thiere, die ihm in den Weg kommen. Zuweilen läuft er taumelnd im Kreise herum, fällt öfters nieder und schnappt in die Luft, ohne gerade nach etwas zu beißen. Letzteres soll ein Zeichen des geringern, minder gefährlichen Grades der Krankheit sein, die aber doch, wie immer, mit dem Tode des Hundes, oft viel später als den neunten Tag und in den meisten Fällen so plötzlich endigt, daß er mit einem mal im Laufen leblos niederfällt.

Leider haben traurige Erfahrungen uns aus dem Irrthum gerissen, daß die stille Wuth blos ein bösartiges Gallenfieber sei. Im Gegentheil ist es erwiesen, daß der Biß und Geifer, sobald letzterer sich dem Blut eines Thieres mittheilen kann, ebenso fürchterliche Folgen nach sich ziehen, wie bei der fahrenden Wuth, nur daß sie später und zu unbestimmten Zeiten sich äußern.

Heilung von dieser unglücklichen Krankheit, sobald sie einmal zum völligen Ausbruch gekommen ist, findet durchaus nicht statt; Pflicht ist es daher, um immer mögliches Unglück zu verhüten, den damit entschieden befallenen Hund je eher je lieber zu tödten; ja, der Verfasser stimmt sogar dafür, sobald die Symptome der ersten Periode nach der Anwendung der unten anzuführenden Heilmittel bedenklicher werden, oder gar die der zweiten sich äußern, auch den kostbarsten Hund lieber todt zu schießen, als sich und andere — sei es beim Eingeben von Arzneien oder auf andere Weise — der Gefahr, verletzt zu werden, auszusetzen.

Wenn aber der Besitzer eines guten, von einem mit der Wuth befallenen Thiere verletzten Hundes sich zur Tödtung desselben nicht entschließen kann, so verfahre er wie folgt:

Jeder auch nur muthmaßlich von einem wüthenden Thiere verletzte Hund, wie jeder, bei dem sich außerdem die oben angegebenen Symptome der ersten Periode zeigen, muß, selbst bei und nach dem Gebrauch der gerühmtesten äußerlichen und innerlichen Schutz- und Heilmittel, mindestens

neun Wochen lang, ganz und genau von Menschen und von andern Thieren abgesondert, an eine starke, in einer sehr dauerhaften Halsung unlösbar befestigte Kette gelegt und ihm jedes Heilmittel mit großer Vorsicht — wozu vorzüglich gehört, daß man starke lederne Handschuhe und Stiefeln dabei anzieht und die Schenkel mit einem Schurzfell verhängt — eingegeben werden.

Nach der Vorschrift des Dr. Roserus in Pyritz, dessen im Jahre 1795, wenn ich nicht irre, erschienene Abhandlung über die Hundswuth viel Aufsehen gemacht hat, soll man bei der Cur so verfahren:

In der ersten Periode der Krankheit gibt man dem starken Hunde ein zu Pillen geformtes, aus 8 Gran weißer Nieswurz und 8 Gran Ipecacuanha (Brechwurzel) bestehendes Brechmittel. [1])

In der zweiten Periode hingegen soll man 2 Gran mineralischen Turpith mit 10—12 Gran Cremor tartari verbinden, diese Portion in Pillenform von zwei zu zwei Stunden geben, bis Wirkung erfolgt. [2]) Sollten die übeln Anzeichen nicht sehr nachlassen und die bedenklichsten nicht verschwinden, so wird im letztern Fall den ersten Tag, im ersten Fall den andern Tag das Brechmittel noch einmal gegeben. Sollte die Gabe zu stark wirken, so gießt man dem Hunde, um dem Reize Grenzen zu setzen, frisches Leinöl ein. Bessert sich der Hund auffallend, so gibt man ihm vom andern Tage an dicke saure Milch (Schlappermilch), so viel er nur immer genießen will.

Daß die hier erwähnten Mittel vor den Folgen des Bisses eines schon wasserscheuen Hundes nicht schützen, fällt in die Sinne. Da aber für diesen Fall Dr. Roserus nichts verordnet hat, so will ich mittheilen, was ich darüber weiß, ohne jedoch den glücklichen Erfolg jedesmal verbürgen zu können.

1. Gleich auf frischer That hat man von folgender örtlicher Behandlung der verletzten Theile meist immer guten Erfolg zu erwarten: Die Wunde wird, wenn es die Oertlichkeit derselben erlaubt, möglichst tief ausgeschnitten; wenn dies nicht sein kann, scarificirt, d. h. mit einer Lanzette oder einem scharfen Messer häufig aufgeritzt und erweitert, dann mit verdünnter oxygenirter Salzsäure oder mit kaustischem Salmiakgeist, in Ermangelung dessen aber mit scharfem Essig oder mit stark gesättigtem Salzwasser ausgewaschen, hierauf spanisches Fliegenpulver hineingestreut, ein aus in Asche gebratener Zwiebel oder Knoblauch, Honig, Salz und Mehl

---

1) Bei kleinern, z. B. Dachshunden, ist die Hälfte hinlänglich; auch kann man von halben zu halben Stunden kleine Gaben reichen, bis Wirkung erfolgt. W.

2) Auch hier bekommen kleinere Hunde nur die Hälfte. Das Mittel wirkt stark und gewiß, nach Roserus bei der zweiten Gabe. W.

bereitetes Zugpflaster darauf gelegt und durch täglich wiederholtes Einstreuen des spanischen Fliegenpulvers und Auflegen des Pflasters die Wunde so lange als möglich in Eiterung erhalten.

Innerlich kann man zugleich

2. folgendes Mittel, das im Anhalt-Dessauischen von den meisten Aerzten selbst, nächst andern seit vielen Jahren mit dem glücklichsten Erfolg auch bei Menschen gebraucht worden ist [1]), anwenden. Es ist dort unter dem Namen Rübesamischer Eierkuchen bekannt und wird so bereitet:

Man gräbt im Monat December oder Januar wilde Rosenwurzel aus, schält sogleich die obere Schale davon ab und verwahrt sie an einem trockenen Orte. Im vorkommenden Fall schabt man von der zweiten Haut [2]), mit der die Wurzel überdeckt ist, so viel als zwischen drei Fingern gefaßt werden kann, ab und schneidet oder schabt diese so fein als nur immer möglich, vermengt sie mit einem halben Quentchen (30 Gran) geriebener Muskatennuß, fügt ein halbes Weinglas voll frischen Wallnußöls und drei frische Eier, wovon jedoch der Hahnentritt abzusondern ist, hinzu, rührt alles tüchtig untereinander und bäckt einen Eierkuchen (Pfannenkuchen) daraus. Diesen Eierkuchen muß der gebissene Mensch oder das Thier früh morgens, ganz nüchtern, völlig verzehren, darf auch binnen den nächstfolgenden 24 Stunden nicht das geringste an Essen oder Trinken zu sich nehmen.

Wird alles Vorgeschriebene pünktlich befolgt und dieses Mittel sobald als möglich, wenigstens vor dem achten Tage gegeben, so soll es (fast) unfehlbar sichern (?!). Die Cur wird durch einige Abführungsmittel beschlossen.

3. Ich gebe nächst dem Eierkuchen dem (starken) Hunde jeden folgenden Tag, bis nach dem neunten, ein Pulver, welches aus 6 Gran rohen Spießglanzes (Antimonium crudum), 3 Gran versüßten Quecksilbersublimats (Mercurius dulcis) und 4 Gran Tollkraut (Herb. belladonnae) besteht.

4. Ferner ward in der Landwirthschaftlichen Zeitung, 1803, Nr. 26,

---

1) Im Jahre 1805 ward öffentlich bekannt gemacht: dies Mittel habe in der Gegend von Wittenberg sich nicht bewährt gezeigt. Das kann nun überhaupt wol zuweilen der Fall sein, und deshalb möchte ich, bei Menschen ;vorzüglich, und ohne das Scarificiren, Schröpfköpfeaufsetzen, Spanischfliegenpulver und dergleichen Pflaster auflegen, und ohne Anwendung anderer Mittel dazu nicht rathen. Gewiß aber ist es auch, daß gemeine Leute aus alberner Weichherzigkeit die dabei zu haltende strenge Diät oft vernachlässigen und der guten Sache schaden. — Spätern von mir eingezogenen Nachrichten zufolge haben die Aeltern des gebissenen Kindes durch das ängstliche Flehen um einen Trunk sich hinreißen lassen, ihm vor Ablauf der gesetzten Zeit Wasser genießen zu lassen. Sonach beweist dieser Fall gegen die Wirksamkeit des Mittels nichts. W.

2) Es ist hierunter die zwischen der Oberhaut (Epidermis) und dem Bast (Liber) verbreitete eigenthümliche Rinde (Cortex) zu verstehen. W.

Beilage, folgendes Mittel angepriesen, dessen Wirksamkeit ich jedoch nicht zu untersuchen Gelegenheit hatte. Um andere, vorzüglich Aerzte, zur Prüfung desselben zu veranlassen, theile ich es mit.

„Wurzeln von der Krausdistel (Mannstreu, Eryngium campestre), Natterkraut (Echium vulgare) und kretische Melisse (Mel. Cretica) werden, sobald sie anfangen in den Samen zu schießen, im Schatten getrocknet, bis alle Feuchtigkeit heraus ist.

„Dann stößt man sowol die Krausdistelwurzel als jede Pflanze besonders zu Pulver, nimmt von einem Bestandtheil so viel als vom andern, mengt alles recht gut, siebt es sorgfältig durch, und verwahrt es in gut verstopften und mit Blase überbundenen Gläsern an einem trockenen Ort."

Unmittelbar nach der Verwundung, oder doch sobald als möglich, gebe man neun Tage nacheinander dem Menschen nach seiner Größe und Stärke 10—20 Gran, dem Thiere gleichfalls nach Verhältniß der Stärke 30 bis 60 Gran früh morgens und ebenso viel des Abends.

5. Der in allen Apotheken zu habende eingemachte Maiwurm ist als ein zuweilen gut wirkendes Sicherungsmittel vor den Folgen eines Bisses vom tollen Hunde bekannt. Endlich

6. will ich noch anführen, daß in dem anhaltischen Dorf Rießdorf ein Einwohner lebte, der ein Pulver verkaufte, welches in sehr vielen mir bekannten Fällen jedesmal unfehlbar geholfen hat. Unter andern biß ein toller Hund im Jahre 1804 mehrere Stück Vieh von der Heerde eines meiner Verwandten und alle seine Hunde, nachher einige Hunde im Dorf. Mein Vater ließ den Mann kommen, der dem ganzen Viehstamm das Pulver gab, weil man nicht genau wußte, welche Stücke gebissen waren. Die Bauern wollten ihren Hunden nichts reichen lassen, weil sie Hausmittel zu kennen wähnten. Richtig aber verfielen alle ihre Hunde in Tollwuth; von der Heerde meines Freundes, auch von seinen Hunden kein einziges Stück. Bei der Untersuchung des Pulvers durch einen Sachverständigen ergab sich, daß der Hauptbestandtheil desselben die weiße Pimpinellenwurzel war. [1])

Von der Gewohnheit, den Hunden den sogenannten Tollwurm zu nehmen, um sie sowol vor der Ansteckung durch den Biß, als vor dem Ausbruch der fahrenden Wuth durch andere Ursachen zu sichern, ist man seit geraumer Zeit zurückgekommen, weil die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens

---

1) Der berühmte Arzt, Dr. F. Lorinser, Primarius im k. k. Wiedner Krankenhause in Wien, hat mit Gründen der Wissenschaft und Erfahrung nachgewiesen, daß die Tollwuth von Hunden nicht auf Menschen übertragen werde und daß die krankhaften Erscheinungen, welche bei Menschen sich infolge des Bisses eines tollen Hundes zeigen, durchaus keine eigene Krankheit bilden, sondern in den meisten Fällen dem allerdings sehr gefährlichen Starrkrampf (Tetanus) angehören. T.

schon daraus hervorgeht, daß man den sogenannten Wurm als eine unter der Zunge liegende, blos den zur Hundegattung gehörigen Thieren eigene Sehne erkannt hat, deren Wegnahme nichts nützen, wol aber schaden kann.

Noch ist zu bemerken, daß, insofern man einen anscheinend tollen Hund begegnet, man nur im Unter- oder Seitenwind ihm einige Schritt aus dem Wege gehen darf, um vor seinen Anfällen gesichert zu sein. Anders verhält es sich, wenn man im Winde steht; denn alle Sinnesorgane des Hundes scheinen bei dieser Krankheit zerrüttet zu sein, nur der des Geruchs nicht. [1])

§. 4. Eine andere ansteckende, oft lebensgefährliche Hundekrankheit ist die sogenannte Hundeseuche (Hundestaupe, Rotz). Zuerst bemerkte man sie im Jahre 1746 in Frankreich, von wo sie nach England, aus diesen Ländern aber vermuthlich durch die englischen und französischen Jagdhunde, die zur Verbesserung der Parforcejagdmeuten zu uns herübergeholt wurden, nach Deutschland kam.

Sie ist ihrer Natur nach ein nervöses Katarrhalfieber.

Symptome.

Häufiges Niesen, Schnäufeln, Husten und öftere erfolglose Anwandlung von Erbrechen; eine trockene, heiße Nase, trübe Augen, Traurigkeit und immer mehr abnehmende Freßlust. Späterhin, wenn durch zweckmäßige Mittel dem Uebel nicht Grenzen gesetzt werden, zeigt es sich bald, ob die Krankheitsmaterie einen Ausweg durch die Nase nehmen oder sich auf die innern Theile werfen will. Im erstern Fall sträubt sich das Haar auf, der Kopf schwillt, die Augen entzünden sich, fangen an zu triefen und zu eitern, ein mehr oder minder eiterhafter Ausfluß geht aus der Nase, der Athem wird übelriechend, Betäubung und Schwindel nehmen überhand. Im letztern, schlimmern Fall erscheinen Krämpfe, Lähmungen im Kreuz und Abzehrung besonders in den Weichen. Oft stirbt unter solchen Umständen der Hund unter Krämpfen und Zuckungen. Nach dem Tode zeigt sich bei der Oeffnung die Lunge entzündet, der Magen und das Gescheide voll zähen Schleims und voll brauner Flecken.

Heilverfahren.

1. Ohne die weiter unten anzuführenden Heilmittel verwerfen zu wollen, kann ich doch folgende Curmethode mit vollem Grund empfehlen, indem von

---

1) Statt den langen Nachtrag des Verfassers in der zweiten Auflage hier wieder abzudrucken, bemerken wir nur, daß kein einziges der dort angeführten Mittel sich gegen die Tollwuth bewährt hat, und wiederholen die Worte des Verfassers eindringlich: „sobald die Symptome der ersten Periode der Wuth sich, ohne den zweckmäßigen Mitteln zu weichen, vermehren, sogleich auch den kostbarsten Hund zu tödten“.

Bei Menschen Heilungsversuche mit Hausmitteln machen zu wollen, ist gewissenlos. T.

vielen Hühner-, Wind- und Dachshunden, auf die ich sie angewendet habe, nicht ein einziger zu Grunde gegangen ist. Doch will ich gern zugeben, daß bei Hunden, die vorher öftern sehr heftigen und schnell wechselnden Erhitzungen und Erkältungen ausgesetzt waren, die Sterblichkeit größer sein kann.

Ich gebe nämlich dem Hund, sobald die Seuche sich bei ihm anzeigt, ein Laxirmittel, nach §. 38, Nr. 3 oder 4; kein Brechmittel, wie auf die Autorität anderer sonst sehr bewährter Männer hin in der ersten Ausgabe verordnet worden ist, obwol ich früher nie von diesem, sondern jederzeit von jenem, und zwar, wie gesagt, stets mit glücklichem Erfolg Gebrauch gemacht hatte. Spätere zu meinem großen Verdruß gemachte Erfahrung hat mich belehrt, daß das Brechmittel zu stark auf die bei der Seuche ohnehin gereizten Halsdrüsen wirkt, wodurch die Krankheit denn eher verschlimmert als gemildert wird.

Vom folgenden Morgen an reiche ich täglich dreimal einen gehäuften Theelöffel voll von der zu Pulver gestoßenen weißen Pimpinellenwurzel; über den fünften Tag aber wieder eins von den Abführungsmitteln, zu welchen man §. 38, unter Nr. 5 oder 6, die Vorschrift findet.

Sollten sich Krämpfe zeigen, so ist an den Tagen, wo kein Abführungsmittel gegeben wurde, dem Patienten nebst der Pimpinellenwurzel morgens und abends ein gehäufter Theelöffel voll von nachstehender Latwerge auf die Zunge zu streichen:

℞ Pulv. rad. gentian.,
» » valerian. ana ℥ij,
» » rhei ℥j,
Sulph. antim. aurat. gr. xxx,
Mell. commun. q. s.
M. F. Electuar.

Erfolgt baldige Besserung nicht, so lege man oben im Genick ein Eiterband. Zu dem Ende wird eine seidene Schnur dreifach geflochten, diese, nachdem sie in Oel getaucht worden, mit Spanischfliegenpulver bestreut, in eine Heftnadel eingefädelt und vermittels derselben drei Finger breit unter der Haut weggezogen und an jedem Ende der Schnur, die 3 Zoll länger sein muß als der Raum, den das eigentliche Eiterband einnimmt, ein Querhölzchen eingeknüpft. Täglich einmal wird die Suppuration weggewischt, die Schnur aber einigemal hin- und hergezogen und dabei in den ersten fünf Tagen jedesmal mit Spanischfliegenpulver bestreut.

2. Andere behandeln den Patienten so:

Sie purgiren ihn aller drei Tage, waschen ihn äußerlich mit Melissen-, Quendel- oder Rosmaringeist, geben ihm zur Beförderung der Ausdünstung

Holundersaft mit Siegelerde oder Krebsaugen vermischt, und hüllen ihn in Tücher ein. Nimmt die Krankheit zu, so erhält der Hund täglich den vierten Theil von folgendem Mittel in Pillen- oder Latwergenform:

℞ Merc. praecip. rub. gr. iv,
Antimon. crud. gr. iv,
Sal. ammon. gr. vj,
Rad. rhei gr. vj.

Oder man gibt von nachstehendem täglich einmal den vierten Theil, gleichfalls in Pillen- oder Latwergenzurichtung:

℞ Merc. dulc. gr. viij,
Antimon. crud. gr. xij,
Rad. rhei gr. xxx.

Erst einige Stunden nach dem Gebrauch darf der Hund saufen. Scheinen diese Mittel ihn zu sehr anzugreifen, so werden sie einen Tag um den andern ausgesetzt.

Will sich kein Ausfluß durch die Nase zeigen, entstehen Krämpfe und wird so der Hund kränker, so erhält er ein Abführmittel nach §. 38, Nr. 4, und jeden folgenden Tag ein aus 6 Gran Antim. crudum, 3 Gran Merc. dulc. und 4 Gran Herb. bellad. bestehendes Pulver.

Noch andere nehmen im letztern Fall 80 Gran zerstoßene Baldrianwurzel, 30 Gran Tollkraut und 5 Gran Spießglanzschwefel, und geben dies in Wasser des Morgens auf einmal [1]), oder sie wenden bei starken Zuckungen außer dem vorher erwähnten Eiterband folgendes Pulver in Pillen- oder Latwergenform an: 30 Gran gestoßene Wohlverleiwurzel, 30 Gran Tollkraut und 6 Gran Moschus, wovon jeden Tag der dritte Theil auf einmal genommen wird.

Vor Aderlassen warne ich, so sehr es auch in andern Schriften empfohlen wird.

Erreicht diese häßliche Krankheit den höchsten Grad, so grenzt sie nahe an stille Wuth, geht auch zuweilen in diese über; weshalb man beim Eingeben der Arzneien vorsichtig sein und starke Lederhandschuhe anziehen muß. [2])

---

1) Dreißig Gran Tollkraut, auf einmal dem Hunde gegeben, ist allerdings das sicherste Mittel, den Hund von der Staupe zu befreien, zugleich aber auch vom Leben. T.

2) Drei sehr traurige Erfahrungen machen es dem Verfasser zur Pflicht, zur höchsten Vorsicht anzumahnen. Er war nämlich Zeuge, daß zwei Menschen und ein Hund, die zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen im höchsten Grade seuchenkranken Hunden gebissen wurden, ungeachtet der schnellsten Anwendung der gerühmtesten äußerlichen und innerlichen Schutz- und Heilmittel gegen den Biß toller Hunde durch sehr geschickte Aerzte in der sechsten Woche starben, ohne jedoch von der Hundswuth befallen zu werden. Wol nahm man an beiden Menschen einen hohen Grad von Schwermuth, auch in der letzten Zeit sehr überspannte Gefühle wahr; der Hund hingegen unterlag heftigen Krämpfen, die den kräftigsten Mitteln nicht wichen. W.

In Rücksicht der Diät bemerke man, daß dünne Mehlsuppen, Fleisch- oder Schöpsenknochenbrühe mit nicht zu grobem Brot die besten Nahrungsmittel sind. Als Medicin ist es ferner zu betrachten, wenn man dem Patienten bei fortgehender Besserung täglich ein- oder zweimal einen kleinen Teller voll ungesalzener Butter, in welcher Majoran gekreischt wird, auflecken läßt. [1]) Bei Hunden, wo es auf Erhaltung der Reizbarkeit der Geruchsorgane ankommt, versäume man dieses Mittel ja nicht.

Sobald die ersten Anzeichen der Krankheit bei einem Hunde eintreten, muß er, von allen andern abgesondert, so viel als möglich temperirt warm gehalten, der Luft gar nicht ausgesetzt und keine Minute versäumt werden, besonders die unter 1. vorgeschriebenen Mittel anzuwenden.

Nach der Herstellung oder nach dem Tode des seuchenkranken Hundes muß der Stall oder das Behältniß, in dem er sich befand, vollkommen gut gereinigt, die Wände und der Boden müssen da, wo sie von dem Eiterausfluß aus der Nase befleckt sein können, abgewaschen oder beweißt, Thüren und Fenster mehrere Tage geöffnet und wenigstens drei Tage nacheinander darf das Ausräuchern mit Wachholderbeeren oder Essig nicht versäumt werden.

Sollte man an einem Ort leben, wo diese Krankheit zu grassiren anfinge, und könnte man zur Unterdrückung derselben sonst nichts beitragen, so hüte man nur seine Hunde vor der Gemeinschaft mit andern, gebe jedem ein leichtes Purgirmittel und hinterdrein, etwa acht Tage lang, die oben vorgeschriebene Dosis von der weißen Pimpinellenwurzel täglich zwei- bis dreimal als Vorbeugungsmittel. [2])

Außerdem wurden noch folgende Behandlungsweisen und Mittel anempfohlen, wobei ich bemerke, daß ein vorgesetztes † bedeutet, daß eigene Erfahrungen für einen günstigen Erfolg sprechen.

a) Als Schutzmittel gegen die Hundeseuche wurde im Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, herausgegeben von G. L. Hartig, 1807, Heft 3, S. 621, von einem Hrn. H. A. G. z. S. die Kuhpockenimpfung empfohlen.

Unter zehn Impflingen faßte die Lymphe bei sieben [3]), nachdem sie wasserhell, zwischen dem siebenten und zehnten Tag des Alters der

1) Nach vielfacher Erfahrung empfehle ich täglich ein paar mal eine Schnitte rohen Speckes zu geben. T.

2) Forstmeister v. Hänlein theilt in der Jagdzeitung, 1862, S. 637, einen Fall von rascher Genesung der Staupe durch Kaltwasserbehandlung mit. Die kranke Hündin wurde in drei- bis vierfache nasse, aber ausgewundene Leinentücher und darüber eine wollene Decke sorgfältig eingewickelt. Nach Verlauf einiger Stunden wurde sie ausgewickelt, mit einigen Kannen kalten Wassers begossen und dabei mit Strohwischen tüchtig frottirt. Täglich wurde dies Verfahren zweimal wiederholt, und nach 5—6 Tagen war das Thier vollkommen geheilt. Wir empfehlen dieses Verfahren zur Nachahmung, da es sehr einfach und der Heilapparat jedem Jäger bei der Hand ist. T.

3) Die drei, bei welchen dies nicht der Fall war, mochten, nach des Referenten Dafürhalten, die Hundeseuche früher schon überstanden haben. W.

Kuhpocke, auf einer abrasirten Stelle an der Stirn unter möglichster Vermeidung des Blutvergießens, nach gewöhnlicher Weise eingebracht war. Referent bemerkte an diesen Impflingen durchschnittsmäßig den zweiten Tag Niedergeschlagenheit, am dritten und vierten warme Extremitäten, vom vierten bis siebenten Rasseln beim Athmen, Husten, Schnupfen, Schleimabsonderung; vom siebenten bis elften sehr heiße Extremitäten, gar keine Freßlust und bestimmtes Fieber; zwischen dem elften bis zum sechzehnten Tage erfolgte völlige Genesung.

Allen diesen Hunden wurde zu wiederholten malen Schleim von andern seuchenkranken Hunden eingeimpft; man ließ sie mit diesen umgehen, sich lecken, beißen u. s. w.; dennoch wurde kein einziger angesteckt — was jedesmal geschah, ohne daß leichtere Krankheitssymptome bemerklich waren, bei Hunden, denen, ohne vorhergehende Kuhpockenimpfung, Seuchenschleim inoculirt wurde.

Für den Jäger wie für jeden Hundeliebhaber ist diese Erfahrungsmittheilung von Wichtigkeit. Der Verfasser hält sich verpflichtet, zur Wiederanregung und Prüfung der Sache hierdurch mitzuwirken. Er wünscht zugleich, daß recht viele mit ihm zu weitern Versuchen sich vereinigen und ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen über den Erfolg in einer der gelesensten Zeitschriften öffentlich bekaunt machen mögen.

†b) Donauer (vgl. Laurop's Annalen, a. a. O., S. 72) schreibt nachstehende Behandlung der Krankheit vor:

„Das Recept Nr. 1 dient bei gewöhnlichen Anfällen und wird bei dem Eintritt von Mangel an Eßlust, trüben Augen, heißer Nase, zähem Nasenschleim eingegeben; doch nur aller drei Stunden drei bis vier Pillen, damit die Purganz nicht zu heftig wirke. Sowie Laxiren erfolgt, setzt man aus und gibt die übrigen Pillen einzeln so nach, daß Abgang weicher Excremente unterhalten wird. Nr. 2 wird nur dann angewendet, wenn der kranke Hund zugleich mit Krämpfen befallen ist."

Nr. 1.

Man sehe die Vorschrift in §. 37, Nr. 3.

Nr. 2.

Zu den bei Nr. 1 bestimmten Stoffen wird noch pulverisirtes Belladonnenkraut ein halbes Quentchen zugesetzt, übrigens wie oben verfahren.

Der Verfasser hat in zwei Fällen obige Mittel mit Erfolg angewendet; im letzten mit desto besserm, indem er nach der ersten Purganz weiße Pimpinellenwurzel und Baldrianwurzel zu gleichen Theilen pulverisirt, täglich in drei Gaben von einem Theelöffel voll, mit Butter zu Pillen gemacht, miteintreten ließ und zwischendurch eine Pille vom Recept Nr. 2 gab, um weichen Excrementenabgang zu erhalten. Der Hund

war schon sehr krank und lendenlahm, litt dabei überhaupt an Krämpfen, wurde aber dennoch in 24 Tagen ganz hergestellt und arbeitete nach fernern 14 Tagen wieder als Vorsuchhund auf Hirsche, ohne bemerkbaren Verlust seiner vorher trefflichen Nase.

c) K. W. Ammon rühmt in seinem Allgemeinen Hausvieharzneibuch (Ansbach 1821), einer in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Schrift, die Erfolge, welche die Behandlung der Krankheit nach folgender Vorschrift des Professor Viborg zu Kopenhagen gekrönt haben sollen:

Den Anfang der Cur soll machen ein mit etwas Milch nach und nach zu gebendes Brechmittel, auf den Mittelhund 3—4 Gran weiße Nieswurzel oder Brechweinstein gerechnet, an dessen Stelle lieber die Purganz §. 37, Nr. 3, zu setzen sein möchte, nebst einer täglich einmal anzuwendenden Einreibung von folgender Salbe: Leinöl 3 Loth, Terpentinöl und Kampher von jedem 2 Quentchen, in einer Reibschale gut zusammenzureiben. Dadurch soll allein schon die Krankheit öfters gehoben werden; wo nicht, so soll man Angelikawurzel, Alantwurzel und Kampher gleichtheilig pulvern und mengen, und davon dem größten Hunde 20 Gran, dem mittlern 15 Gran, dem kleinen oder ganz jungen 5 Gran, in zwei gleiche Gaben getheilt und in Latwergen- oder Pillenform gebracht, täglich morgens und abends eine Gabe reichen. In noch schwerern Krankheitsfällen, die gewöhnlich von Verstopfungen begleitet sind, soll von Zeit zu Zeit ein Klystier nach der Vorschrift §. 38, Nr. 2, gegeben, auch das Auge, wenn es trübe und voll Eiter ist, mit lauwarmer Milch oft ausgewaschen werden.

†d) Bei der gewöhnlich eintretenden, oft hartnäckigen Lendenlähmung, wenn nicht bei zeiten den Vorschritten der Krankheit Einhalt gethan wird, hat der Verfasser Einreibungen mit Ameisenspiritus oder warme Ameisenbäder mit Glück angewendet. Letztere werden so zubereitet: Man nimmt dazu den größern, tief liegenden Theil eines Ameisenhaufens, thut ihn in einen Sack und gießt darauf siedendes Wasser. Die durchlaufende Brühe wird lauwarm zu Bädern oder Bähungen gebraucht.

Rohlwes setzt in seinem Vieharzneibuch, S. 332, an die Stelle des Ameisenspiritus eine Mischung von 8 Loth Kamphergeist, 2 Loth Salmiakgeist und 2 Quentchen spanischer Fliegentinctur. [1])

§. 5. Noch eine andere, nicht minder ansteckende Hundekrankheit wie die, von welcher im vorhergehenden Paragraph gehandelt worden, ist die **Raude** (Räude, Grind, Schabe, Krätze).

---

1) Den Hundebesitzern empfehle ich dringend den Theil, der über Hundekrankheiten handelt, in dem trefflichen Werke von Oswald, „Der Vorstehhund", in vorkommenden Fällen nachzulesen. T.

Man hat behaupten wollen, daß die Disposition zu derselben von den Aeltern auf die Kinder übergehen könne, und nach des Verfassers Ansicht mag dem wol so sein, wenn einer von beiden Gatten zu der Zeit der Begattung mit der Raude befallen war. Gewöhnlich aber ist sie eine Folge von Ansteckung, oder von schlechter Wartung, Pflege und Nahrung, d. h. sie wird im letztern Fall erzeugt durch Unreinlichkeit des Aufbewahrungsortes und der Lagerstätte, durch vernachlässigte Reinigung der Haut vermittels des Bades, des Waschens mit Seife und des Kammes nicht nur, sondern auch durch häufigen Genuß von rohem Fleisch, besonders wenn es weniger oder mehr in Fäulniß übergegangen ist; durch fetten oder aus Hülsenfrüchten (Erbsen, Linsen, Bohnen), aus Kartoffeln, vorzüglich wenn sie im Frühling schon Keime getrieben haben, oder aus anderm Gemüse bestehenden Fraß, wenn solcher anhaltend oder nur oft gereicht wird.

Der Verfasser sagte in der ersten Ausgabe dieses Werks, selbst Wasser könne zum Entstehen der Raude beitragen. Diese Aeußerung stützte sich auf folgende von ihm selbst gemachte Erfahrungen:

Er besaß einen Hund, der, wenn er auch der von andern angerühmten Kost von Wasser und Brot, als einer, seiner Ansicht nach, wenn der Hund gesund ist und stark gebraucht wird, für die Dauer allerdings etwas zu schmalen, nicht immer unterworfen, doch keineswegs durch ungesunden Fraß verdorben und noch weniger auf die Mast gestellt, sondern im eigentlichsten Sinn nur gut gefüttert war.

Dieser Hund begleitete seinen Herrn auf einer viertägigen, im Winter beim Schneeaufgang nöthig gewordenen Reise. Von dem Schneewasser wurden nicht nur die Läufe, sondern auch mehrere Stellen der Haut wund gefressen und es entstand daraus die sogenannte kleine rothe Räude so heftig, daß mehr als sechs Wochen vergingen, ehe die damals dem Verfasser bekannten Heilmittel Herstellung bewirkten.

Er gab einen andern gut gehaltenen, braven, ganz gesunden Hund an einen seiner Freunde, dessen Wohnort in dem Ruf stand, daß das Trinkwasser daselbst öfters bei dort nicht erzogenen Individuen einen krätzigen Ausschlag bewirke. Der Hund war kaum zwei Monat da, als er von der großen Raude befallen und davon nur mit Mühe befreit wurde, obwol er hinsichtlich der Wartung wie des Gebrauchs ganz so wie bei mir behandelt wurde.

Man nahm früherhin fünf Arten von Raude an, nämlich:

1. Die kleine rothe, bei welcher kleine röthliche Flecken und Bläschen auf der Haut, zuerst gemeiniglich am Halse und Kopfe zum Vorschein kommen, die dem Hund ein brennendes Jucken verursachen. Zugleich schwellen ihm die Läufe stark an, und nicht selten entstehen Lähmungen, vorzüglich am Hintertheil. Man hielt sie für die bösartigste.

2. Die große Raude. Sie zeigt sich stellenweise, nimmt aber an mehrern Orten handgroße Flecken ein, auf welchen die Haare ausgehen, die Haut aber schuppig und übelduftend wird. Bei ihr schwellen nicht sowol die Läufe an, als der Kopf, die Lenden und der Rücken. Das Jucken an den eingenommenen Theilen scheint noch heftiger zu sein als bei der ersten Art.

3. Die Speckraude. Bei ihr bilden sich auf der Haut Runzeln und Falten, aus welchen eine fettige Feuchtigkeit ausschwitzt, die oft so ätzend ist, daß sie die Haut durchfrißt.

4. Die gemeine Raude nimmt meist den ganzen Körper ein und überzieht diesen mit einer trockenen, schuppigen Kruste.

5. Die schwarze Raude äußert sich ganz so wie die vorige, nur bemerkt man auf der schuppigen Kruste einen schwarzen Staub. Wird ihr nicht bald Einhalt gethan, so fallen die Haare alle aus und der Hund wird völlig kahlhäutig. Jetzt wollen mehrere Thierärzte, z. B. Rohlwes, nur zwei Arten anerkennen, nämlich die gemeine und die Speckraude, indem sie die kleine rothe ganz ausmerzen, die große aber zu der gemeinen und die schwarze zur Speckraude rechnen. Der Verfasser suspendirt als Laie sein Urtheil um so mehr, da das Heilverfahren überall dasselbe ist.

Heilverfahren.

Besonders wirksam, vorzüglich gleich beim Entstehen der Krankheit, hat der Verfasser in mehrern Fällen das weiter unten, §. 37 unter 1. angeführte Nieswurzdecoct gefunden, womit der ganze Hund, wenn er vorher mit einem wollenen Lappen oder Strohwisch tüchtig gerieben ward, nach der am angezeigten Ort zu findenden Vorschrift zu waschen ist. Schon dieses Waschen wirkt sehr heilsam auf die Haut; die Hauptsache aber ist das Erbrechen, welches Folge des Leckens ist. Im Fall der Hund sich aber nicht leckt, wird die a. a. O. vorgeschriebene Nieswurzdosis nach und nach in Pillenform gegeben, außerdem aber ja nicht.

Gleich nach dem Waschen wird der Patient an einen warmen, trockenen Ort, der dem Luftzug durchaus nicht ausgesetzt sein darf, gebracht, auch, sobald das Mittel zu wirken anfängt, warm zugedeckt.

Binnen 24 Stunden wird sich der Ausschlag außerordentlich verstärken. Oft trocknet dieser binnen drei Tagen ohne weiteres ab und der Hund ist rein; wo nicht, so reibe man eine der folgenden Salben einen Tag um den andern einmal ein:

℞ Pulv. rad. bard.,
Herb. chelid. maj.,
Bacc. lauri,
Sulph. commun. ana ℥j.

Mit Leinöl einige Minuten unter beständigem Rühren gekocht.

Oder:

† Leinöl 10 Loth,
Essig 3 Loth,
Schwefel 1 1/2 Quentchen,
Kupferwasser 1 1/2 Loth,
Gallus 1 1/2 Loth,
Lorbern 1 1/2 Quentchen.

Das Leinöl wird in einem Tiegel heiß gemacht, dann der Essig hinzugeschüttet und beides über gelindem Kohlenfeuer eine Zeit lang unter stetem Rühren mit einem hölzernen Spatel gekocht. Hierauf thut man die übrigen Species pulverisirt hinzu und läßt die ganze Masse unter sehr emsigem Rühren und Abheben von den Kohlen, wenn sie überzulaufen droht, eine halbe Stunde lang gut durchkochen. Nach hinlänglichem Verkühlen wird die Salbe durch ein Läppchen abgeseiht und in einer steinernen Büchse, mit Schweinsblase zugebunden, gut verwahrt.

Oder:

Man rühre 4 Loth ungenetzten Schwefel mit 8 Loth Schweinefett zusammen zur Salbe. Gleich des andern Tags, nach dem Gebrauch des Nieswurzdecocts und jeden folgenden Tag reibe man die wunden Stellen mit der Salbe dreimal ein und streiche zugleich jedesmal einen gehäuften Theelöffel voll von der Salbenmasse dem Hunde auf die Zunge.

Bis zur gänzlichen Herstellung und selbst während der Nachcur, wie sie hiernächst vorgeschrieben werden wird, gebe man dem Hunde täglich dreimal einen gehäuften Theelöffel voll von folgendem Pulver:

† Weiße Pimpinellenwurzel 2 Loth,
Feldsteinmoos 2 Loth,
Schwefelblumen 1/2 Loth.

Dasselbe kann trocken eingeschüttet oder auf die bekannte Weise, zu Pillen geformt, gereicht werden.

Oder:

Man feuchtet täglich, nach Donauer's Vorschrift, 3 Quentchen Alantpulver insoweit mit Honig oder Sirup an, daß daraus vier Pillen geformt und dem Hund davon vormittags zwei und nachmittags zwei eingesteckt werden können.

Bei eintretender Verstopfung gibt man die §. 38, Nr. 4, vorgeschriebenen Pillen einzeln so, daß täglich eine einzige Ausleerung bewirkt wird.

Vor dem Einreiben ist der Hund jedesmal mit warmem Seifenwasser zu waschen.

Wenn der Ausschlag ganz abgeheilt ist, so reibe man fortgesetzt täglich einmal Fruchtbranntwein, worunter ein wenig spanische Fliegentinctur

gemischt ist, ein, oder man bähe den Rücken und die wund gewesenen Stellen täglich drei- bis viermal mit einer der folgenden jedesmal zu erwärmenden Abkochungen:

Kleingeschnittene Ulmenrinde 8 Loth, in 8 Pfund Wasser eine halbe Stunde lang zu kochen. [1])

Oder:

℞ Herb. absynth.,
» ruthae,
» millefol.,
» cent. min.,
» majoran. ana ℥j.

Dies alles in 8 Pfund Wasser eine halbe Stunde zu kochen.

Sollte der Ausschlag nach einiger Zeit sich wieder zeigen, was aber nicht leicht der Fall sein wird, wenn man ihn vorher nicht einwurzeln ließ, so wende man den Nieswurzabsud wie das erste mal an und reibe dann vom vierten Tage an täglich dreimal folgende Salbe ein:

℞ Ung. pomat. ℥j,
Flor. zinc.,
Sem. lycop. ana ʒß.

Oder:

Man gieße auf 4 Quentchen von getrockneten Stengeln des Bittersüß (Alpranken, kletternden Nachtschatten, Solanum dulcamara) 1 Pfund Wasser, lasse es eine halbe Stunde stehen und dann 7—8 Minuten kochen, gebe täglich dreimal einen Eßlöffel voll von diesem Absud innerlich und wasche ebenso oft die Haut damit.

In noch hartnäckigern Fällen, bei denen die bis hierher vorgeschriebene Curart das Uebel nicht aus dem Grunde hob, gebe man aller sechs bis acht Tage ein Abführungsmittel nach §. 38, Nr. 2 oder 3, an den freien Tagen aber innerlich täglich dreimal 10 Gran salzige Schwefelleber. Aeußerlich reibe man zugleich einen Tag um den andern Unguentum citrinum oder folgende Salbe auf den mit Ausschlag behafteten Stellen täglich einmal ein:

$1\frac{1}{2}$ Unze Quecksilber, 6 Quentchen venetianischen Terpentin, 2 Eßlöffel voll (knapp gemessen) Terpentinöl und 3 Unzen Schweineschmalz; alles so lange untereinandergerührt, bis das Quecksilber mit dem übrigen sich gänzlich vermischt hat.

Wenn der Ausschlag völlig abgeheilt ist, muß der Hund immer noch eine Zeit lang vor der Luft, besonders aber vor kalter Nässe geschützt bleiben,

---

1) Die Stelle der Ulmenrinde ist füglich, sogar mit Vortheil, durch Rinde von jungen Eichen, welche im Mai oder Juni geschält worden, zu ersetzen. W.

auch der Gebrauch des oben verschriebenen Bittersüßabsuds unter drei Wochen nicht ausgesetzt werden.

In Rücksicht der Diät bemerke man, daß ein zur Räude geneigter oder damit befallener Hund wenig oder gar kein Fleisch und durchaus kein Fett, welcher Art es sei, fressen darf. Alle im vorhergehenden Paragraphen vorgeschriebene Sicherungsmaßregeln vor Ansteckung anderer Hunde müssen auch hier in Anwendung gebracht werden. [1])

§. 6. Die Fallsucht (Epilepsie, böses Wesen, böse Staupe) ist eine bei den Hunden öfter als bei andern Hausthieren vorkommende Krankheit. Der Entstehungsursachen gibt es viele, z. B. Eingeweidewürmer, unterdrückte Hautausdünstung, übermäßiger Samen- oder Schweiß- (Blut-) Verlust, zurückgetriebene Räude. Einzelne Fälle ausgenommen, ist es schwer, den Entstehungsgrund der Krankheit mit Sicherheit auszumitteln; deshalb kann es auch nicht anders als schwierig sein, für einzelne Fälle passende Mittel zu wählen; daher denn auch wol das öftere, gänzliche Misglücken der Cur unter den Händen des geschicktesten Heilkünstlers.

Symptome.

Der im höhern Grade mit der Fallsucht behaftete Hund stürzt, wie jedes an derselben leidende Thier, jähling zu Boden, verdreht die Augen, knirscht mit den Zähnen; weißer Schaum tritt aus den Mundwinkeln hervor oder es entrinnt denselben wasserheller Speichel; Athem und Puls ist ungleich und geschwind. Wenn der Paroxysmus endigt, wird das Thier ruhig,

---

1) Blaine empfiehlt in hartnäckigen Fällen innerlich:

R. Ol. vitr. gtt. x,
Lact. sulph. ℥ß,
Conserv. rosar. ℥j,
M. f. M. P. ex qua form. pil. Nr. XII.
C. c. S. L. D. S. Täglich eine bis zwei Pillen.

Oder:

R. Hydrarg. subl. corros. gr. jjj,
Aq. destill. jjj,
M. D. S. Morgens und abends je 30—40 Tropfen.

Gegen veraltete rothe Räude äußerlich:

R. Carb. veget. pulv.,
Cret. alb. pulv. aa ℥j,
Sacch. satur. ʒi,
Merc. praecip. alb. ʒjj,
Fl. sulph. ʒjj,
Ax. porci ℥j.
M. D. S. Salbe.

Und gegen Speckräude:

R. Ung. citri ʒjj,
Sacch. satur. ℈j,
Fl. sulph. ℥ß,
Ax. porci ℥j,
M. D. S. Salbe. T.

liegt mehrere Minuten unbeweglich still, springt dann auf und läuft und springt dem gesundesten gleich.

Beim niedern Grad der Krankheit stürzt der Hund, wenn der Paroxysmus beginnt, nicht zu Boden, sondern taumelt entweder umher oder stemmt sich mit gekrümmtem Rücken an jeden ihm in der Nähe sich darbietenden Gegenstand, indem ein Lauf um den andern sich zuckend hebt und rasch wieder sich streckt, das Hintertheil hin- und herschwankt, der ganze Körper zittert und starkes Zusammenziehen in den Weichen bemerkbar wird. Das Auge ist mehr stier als gebrochen; Schaum tritt aus den Mundwinkeln nur selten hervor, und selbst der Speichelausfluß findet sich nicht immer oder doch nicht eben stark ein. Das Ende des Paroxysmus deutet sich an durch Nachlaß der vorbemerkten Krankheitsanzeichen und durch Wiedereintritt derjenigen Thätigkeit der Sinnes- und Bewegungswerkzeuge, welche dem Thier im gesunden Zustand eigen ist.

Heilverfahren.

a) Allgemeine Regel ist es, während des Paroxysmus lieber gar nichts zu thun, als denselben durch Anwendung von heftig wirkenden krampfstillenden Mitteln gewaltsam zu unterdrücken.

b) Sind Anzeichen vorhanden, daß Würmer die Krankheit verursachen, so wende man die §. 19 verordneten Mittel an und gebrauche zur Stärkung das folgende:

Angelikawurzel,
Kalmuswurzel, von jedem 4 Loth,
Asa foedita $1\frac{1}{2}$ Loth.

Alles zu pulverisiren, mit Wachholdersaft Latwerge daraus zu machen und täglich viermal 1 Quentchen davon zu geben.

c) Ist unterdrückte Ausdünstung als Grundursache bekannt, so halte man den Kranken warm, bade ihn täglich eine Viertelstunde ganz in lauwarmem Wasser, oder lege ihm ein Haarseil im Nacken und gebe innerlich folgendes Mittel:

Angelikawurzel 3 Loth,
Pfeffermünzkraut,
Wohlverleiblumen, von jedem $1\frac{1}{2}$ Loth,
Anissamen,
Kampher, von jedem 1 Loth.

Alles zu Pulver gemacht, gemengt, mit Wachholdersaft zur Latwerge bereitet; dem Hunde täglich viermal 1 Quentchen zu geben.

d) Die unter c) verordnete Latwerge, mit einem Zusatz von 2 Loth Chinarinde, wird sich wirksam bezeigen, wenn starker Samen- oder Blut-

verlust als Entstehungsgrund der Krankheit bekannt ist. Man gebe in diesem Fall täglich viermal 1 ½ Quentchen davon.

e) Ist die Fallsucht als Folge übelbehandelter Räude zu betrachten, so gebe man von nachstehendem Mittel täglich viermal 2 Quentchen:

Wachholderbeeren,
Enzianwurzel,
Alantwurzel,
Angelikawurzel,
Rohen Spießglanz,
Schwefelblumen, von jedem 2 Loth.

Alles gepulvert, gemengt, mit Wachholdersaft zur Latwerge zu machen.

Zugleich lege man im Nacken ein Haarseil und unterhalte dasselbe vier bis sechs Wochen.

Sollten die angezeigten Mittel das Uebel nicht heben, so bleibt freilich nichts übrig, als mit folgendem Recept Versuche zu machen:

† 1. Ingwer 4 Loth, mit Hagebuttensirup (Syr. ros. villos.) zur Latwerge zu machen und täglich dreimal ½ Quentchen zu geben. [1])

2. Baldrianwurzel 3 Loth,
Wermuthkraut 2 Loth,
Eisenfeile ½ Loth,
Stinkasand 1 ½ Loth.

Hiervon Pulver und dann Pillen, jede zu 1 Quentchen Gewicht zu machen und dem Hunde täglich dreimal zwei Stück zu geben.

3. Kraut vom rothen Fingerhut (Herb. digital. purp.) 1 ½ Quentchen.
Kardobenedictenkraut 2 Loth.

Hieraus Pulver und demnächst Pillen jede von 20—25 Gran Gewicht zu machen und dem Hunde morgens und abends eine zu geben. Kleine Hunde bekommen bis zur Hälfte herab weniger. Ein sehr gerühmtes, doch vorsichtig anzuwendendes Mittel.

4. Stinkasand,
Enzianextract, von jedem 1 Quentchen,
Steinöl 2 Quentchen,
Stahlfeile 1 Loth.

Wohl zu mischen, dem Hunde morgens und abends 1—2 Quentchen zu geben, ihn dabei fleißig in fließendem Wasser zu baden und in Bewegung zu erhalten.

---

1) Dieses vor einigen Jahren in einer englischen Zeitschrift als für Menschen hülfreich gepriesene Mittel hat sich dem Verfasser auch bei einem Hunde, der mit der Fallsucht behaftet war, als heilsam bewiesen. W.

Zu bemerken ist, daß alle in diesem Paragraph angezeigten Mittel, mit Ausschluß von Nr. 3, geraume Zeit hintereinander und ohne auszusetzen gebraucht werden müssen. [1])

§. 7. Alle Hunde, vorzüglich junge, sind zu Leibesverstopfungen geneigt. Sie entsteht bei jungen am gewöhnlichsten zu der Zeit, wo sie von der Muttermilch entwöhnt und an anderes Hundefutter gewöhnt werden; bei erwachsenen und bei alten erscheint sie gewöhnlich dann, wenn sie zu oft oder zu stark mit Hülsenfrüchten und anderm blähenden Gemüse genährt werden und dabei nicht hinlängliche Bewegung haben. Man erkennt die Krankheit leicht an den oftmaligen fruchtlosen Versuchen, sich zu lösen, wobei der Hund stark zittert, wol auch winselt. Ganz jungen Hunden gebe man dann einen Theelöffel voll Baumöl, worin eine Messerspitze voll Zucker aufgelöst worden; stärkern die doppelte, alten die dreifache Dosis aller zwei Stunden. Zugleich applicire man das bei Kindern gewöhnliche Seifenzäpfchen, und wenn dann noch keine Oeffnung erfolgt, alle Stunden eins von den §. 39, Nr. 2 und 3, vorgeschriebenen Klystieren, womit das Abführungsmittel Nr. 5 oder 6 in §. 38 zu verbinden ist, und zwar in der Maße, daß die ganze Gabe in drei Theile getheilt und alle halbe Stunden ein Drittel gegeben wird, bis Oeffnung erfolgt. Bei Kolikschmerz, welcher sich durch große Unruhe und stetes Winseln des Hundes andeutet, setze man zu jedem Klystier 10—15 Tropfen Mohnsafttinctur, oder nehme in deren Ermangelung das Klystier §. 39, Nr. 5.

§. 8. Der Durchfall entsteht größtentheils aus Erkältung, geht oft in Ruhr über, wenn Hülfe fehlt, und ist dann gefährlich, auch ansteckend.

Im Anfang der Krankheit leistet ein Brechmittel, das aus 10—12 Gran Ipecacuanha besteht und in Pillenform nach und nach, bis Wirkung erfolgt, zu geben ist, oder täglich zweimal 10—12 Gran Rhabarber, mit 20—24 Gran Magnesia vermengt, gute Dienste.

Nächstdem lasse man dem Patienten einen aus Bohnenmehl und 2 Scrupel Siegelerde oder weißer Magnesia gekochten Brei früh nüchtern fressen, sonst aber, solange die Krankheit dauert, gute Suppen von fetter Schöpsenfleischbrühe. Alles Getränk — wozu bei ruhrartigen Anfällen frische Kuhmilch allem andern vorzuziehen und oft zu geben ist — muß lauwarm vorgesetzt werden.

§. 9. Das Erbrechen, gewöhnlich eine Folge schlechter, unverdaulicher, oder unmäßig genossener Nahrung, gibt sich meistentheils von selbst, wenn die Natur durch diesen Ausweg den Krankheitsstoff fortgeschafft hat. Hält es aber an und hat der Hund eine trockene, warme Nase, Ekel vor gutem

1) Der vorliegende Paragraph ist, das Recept Nr. 1 abgerechnet, aus Ammon's Allgemeinem Hausvieharzneibuch (Ansbach 1821), Art. „Fallsucht" der Sache nach, entlehnt. W.
Die dritte Auflage ist in Ulm 1846 erschienen. T.

Fraß und thut er traurig dabei, so gebe man das Brechmittel §. 37, Nr. 2. Sollte der Zufall sich noch nicht geben oder das Mittel zu stark wirken, so wende man folgendes an: Eine Drachme (Quentchen) Zimmt, 6 Gran Kaskarillenextract, 6 Tropfen Citronenöl, 12 Gran Salpeter.

§. 10. Fieberanfälle, die sich durch Verdrossenheit, kalte Ohren, bleiche Lefzen und Mangel an Appetit anzeigen, werden meist von der Natur durch Durchfall oder Erbrechen gehoben; sonst, wenn sie anhalten, gibt man ein leichtes Abführungsmittel, wozu sich ein aus 15—30 Gran Rhabarber bestehendes, in gebackene Pflaumen gewickelt, am besten schickt.

§. 11. Eine der gefährlichsten Krankheiten, bei welcher nur in dem Fall Rettung zu hoffen ist, wenn Hülfe eintritt, ehe das Zäpfchen entzündet und die Zunge braun ist, öfter aber schnellen Tod nach sich zieht, ist die Bräune. Sie ist nicht selten eine Folge schnell abwechselnder Erhitzung und Erkältung, durch welche Stockung in den Blutgefäßen entsteht.

Symptome.

Mangel an Freßlust, Neigung zum Erbrechen, hervorgetretene, inflammirte Augen, beschwerliches Athmen, Entzündung des Zäpfchens, eine braune, angeschwollene Zunge.

Heilverfahren.

Unverzügliche Oeffnung einer Ader unter der Zunge oder an den Ohren, oder Blutegelansetzen am Halse. Dann einigemal wiederholtes Ab- und Ausreiben der Zunge, des Gaumens und des ganzen Rachens mit einem Gemenge von pulverisirter Salbei, Salz und Weizenmehl; öfteres Einreiben von flüchtigem Liniment, wie es in jeder Apotheke officinell ist, am Vorderhalse und Bestreichen des Zäpfchens vermittels eines Pinsels mit einem aus gleichen Theilen bestehenden Gemisch von Rosenhonig und Tormentilleessenz; alle zwei Stunden wiederholtes Eingeben eines gehäuften Eßlöffels voll Gummischleim, oder des Gelben von einem Ei, mit etwas Fleischbrühe verdünnt, und oft wiederholtes Vorsetzen und Eingießen, wenn es nöthig ist, möglichst vieler sauerer Molken (sauerer, geronnener Milch).

§. 12. Schwämme oder Geschwüre im Innern des Rachens entstehen durch unterdrückten Speichelausfluß und machen dem Thiere viel Schmerzen. Abführungsmittel (s. §. 38, Nr. 4) und öfteres Bestreichen mit einer aus Rosenhonig, Essig und etwas Gerstenmehl bereiteten Salbe oder mit dem §. 11 angezeigten Gemisch hebt das Uebel.

§. 13. Kopfschmerzen werden durch Vollblütigkeit, zähe Säfte, Unreinigkeit des Magens, sowie überhaupt durch alles, was zu starken Antrieb des Bluts nach dem Kopf hervorbringt, als durch enggeschnallte Halsung, oder starkes Angreifen des Hundes mit den Korallen bei der Dressur, besonders durch Liegen unter und in der Nähe des Ofens veranlaßt.

Symptome.

Mangel an natürlicher Munterkeit, stetes Sinkenlassen und Hitze des Vorderkopfs, Winseln.

Heilverfahren.

Wenn Andrang des Bluts die Grundursache der Krankheit zu sein scheint, Aderlaß und kalte Ueberschläge von Essig und Wasser zu gleichen Theilen; wenn diese aber im Magen liegt, was meistens der Fall ist, das Abführungsmittel §. 38, Nr. 4 oder 5.

§. 14. Verhaltene Blähungen, die durch blähende, unverdauliche Nahrungsmittel, Mangel an Bewegung u. dgl. verursacht werden, zeigen sich durch Aufstoßen, Beängstigung, Unruhe, Herzklopfen, aufgetriebenen Leib u. s. w. an. Klystiere nach §. 39, Nr. 4, nebst 6—8 Tropfen Kümmelöl, auf Zucker eingegeben, heben bald das Uebel; auch sind die Pillen, §. 38, Nr. 4, morgens und abends ein Stück sehr heilsam.

§. 15. Harn= oder Urinverhaltung wird durch krampfhafte Bewegungen in den Nieren und Urinwegen, öfter noch durch unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes verursacht und durch öftere erfolglose Versuche zu feuchten (uriniren), sowie durch augenscheinliche Schmerzensäußerungen, kenntlich.

Man gebe bei diesem nicht unerheblichen Zufall krampfstillende Klystiere (§. 39, Nr. 2, 3 oder 5) ohne Salz, mache warme Umschläge von Kamillenblumen und Leinsamen in Milch gekocht um den Leib, und lasse lauwarme Milch, vorzüglich Ziegenmilch, in welcher man zerquetschten Hanfsamen ausgedrückt hat, in Menge saufen. Nur hüte man sich vor dem Gebrauch des Spargelsafts und der Spargelsamenabkochung; wol aber mache man acht Pillen von gleicher Größe aus 1 Loth Baldrianwurzelpulver, 8 Tropfen Mohnsaft und so vielem Baldrianextract, als zur Teigmasse erforderlich ist, und gebe diese Pillen in zweistündigen Zwischenräumen nacheinander ein.

§. 16. Das Gegentheil der §. 15 erwähnten Krankheit, unwillkürlicher Harnausfluß, rührt von Erschlaffung des Blasenmuskels her, die größtentheils durch zu häufige Befriedigung des Geschlechtstriebes auf natürlichem oder unnatürlichem Wege entsteht.

Man wasche bei diesem Zufall die Zeugungstheile mit kaltem Wasser, nachdem man vorher in einem Maß 1 Loth Salmiak aufgelöst hat. Innerlich gebe man täglich einmal 12—15 Gran in Wasser aufgelösten Alaun; lösche auch glühendes Eisen im Saufen ab.

§. 17. Blutabgang durch die Nase, durch den Schlund oder auf den Harnwegen und durch den Mastdarm entsteht, wenn bei übermäßiger Erhitzung des Hundes ein inneres kleines Blutgefäß zerreißt.

Ist der Hund gut genährt und vollblütig, so lasse man ihm zur Ader; nächstdem gebe man alle Viertelstunden zwei bis drei Theelöffel voll vom Haller'schen sauern Elixir und mache Einspritzungen von scharfem Essig durch die Nase, bei Blutsturz durch den Schlund oder durch die Nase. An jedem folgenden Morgen stecke man eine Pille von der Größe einer Haselnuß, aus 1 Scrupel Salpeter, 10 Gran Krebsaugenpulver, 10 Gran Terra de Catechu und 8 Gran Alaun verfertigt, ein und lasse vom Mittag an viel sauere Milch saufen. Beim Blutabgang auf den Harnwegen oder durch den Mastdarm werden nur die Pillen gegeben. Nach Verlauf von vier bis sechs Tagen setze man alle Arznei beiseite.

§. 18. Der Husten rührt entweder von einer aus unmäßiger Erhitzung und gleich darauf erfolgter Erkältung entstandenen Stockung oder von organischen Fehlern in den Lungen her und heißt dann Lungenhusten, aber auch von zähem, im Magen vorhandenen Schleim, der einen Reiz im Schlunde und auf die Luftröhre macht, und dann ist es Magenhusten. Aber auch einen katarrhalischen Husten kann Erkältung hervorbringen. Symptome und Behandlung der Krankheit nach denselben sind verschieden.

1. Der Lungenhusten ist unheilbar, höchstens zu lindern bei organischen Fehlern; wenn die Stockung nicht bald gehoben oder beim Husten ein Auswurf nicht bewirkt wird, gefährlich, weil dann in den Lungen Tuberkeln (Knoten, Verhärtungen) sich bilden, die, wenn sie aufgehen oder zu eitern anfangen, Lungensucht erzeugen.

Er kündigt sich durch Engbrüstigkeit, kurzen Athem und durch Keuchen ohne Auswurf an.

Nach Jester soll ein Aderlaß am Halse oder unter der Zunge, oder statt dessen das Ansetzen von sechs Blutegeln unter der Brust, der Gebrauch von Klystieren, die aus Essig, Honig, von jedem zwei große Eßlöffel voll, und aus 1½ Quentchen Romei mit Wasser zu bereiten sind, und endlich der folgende kühlende Trank, von dem der Hund aller zwei Stunden einen gehäuften Eßlöffel voll bekommt, die besten Dienste thun: Man nehme eine Quantität süße Mandeln[1]) und etwas Mohnsamen, lasse beides in einem Mörser zerstoßen, dann Brunnenwasser hinzuthun und mache eine Milch daraus, in welcher 3 Gran Kampher und 1 Scrupel Salpeter beim Rühren aufgelöst wird.

Ich habe mit vielem Nutzen zwei Hände voll gestoßenen Leinsamen in zwei Maß Wasser so lange sieden lassen, bis nach erfolgtem Abseihen beim Verkühlen eine Gallerte sich bildete. Hiervon gab ich dem Hunde früh und abends einen Eßlöffel voll, und stellte ihn in kurzer Zeit für sein ganzes Leben her.

1) Der Genuß der bittern Mandeln ist für den Hund leicht tödlich; man muß daher jede einzeln kosten. W.

Vielleicht würde es dienlich sein, bei Verfertigung dieser Gallerte nur zwei Drittheile der vorgeschriebenen Quantität Leinsamen zu nehmen, das dritte aber durch isländisches Moos zu ersetzen. [1])

2. Der katarrhalische oder Magenhusten ist mit Heiserkeit, zum Theil mit Röcheln auf der Brust, oft auch mit Neigung zum Erbrechen verbunden. Im letztern Fall thut ein Brechmittel gute Wirkung; sonst kommt man auch wol mit einem aus Essig und Honig bereiteten Gemisch durch, wovon dem Kranken aller zwei Stunden ein Eßlöffel voll eingegossen wird; außerdem nehme man 15 Gran Serpentaria, 1 Scrupel Gummi ammon., $1^1/_2$ Scrupel Succ. liquir. inspiss., mache mit Honig Pillen von der Größe einer Haselnuß daraus und gebe aller vier Stunden eine.

Vortreffliche Dienste hat nachstehendes, von einem der berühmtesten praktischen deutschen Aerzte unserer Zeit herrührende Mittel bei sehr hartnäckigem, die Lungen als afficirend sich andeutenden Husten, für Menschen und, infolge eines vom Verfasser gemachten Versuchs, auch für einen Hund, dessen Husten andern Mitteln nicht weichen wollte, geleistet:

℞ Sulph. antim. aurat. gr. xij,
Sacch. lact.,
Pulv. rad. liquirit. ana drachm. ij,
Extr. hyoscyam. gr. viij.
M. d. f. pulv. Täglich dreimal, jedesmal eine Messerspitze voll, trocken zu geben.

Hiermit fast übereinstimmend, verordnet Ammon, a. a. O., für ähnliche Fälle Pillen, jede zu 2 Gran Gewicht, aus Goldschwefel, mit Süßholzsaft zu fertigen und morgens und abends eine zu geben. Rohlwes, a. a. O., schreibt gegen den katarrhalischen Husten vor:

Süßholzpulver,
Anissamenpulver, von jedem 3 Loth,

mit Fliedersaft oder Honig zur Latwerge zu machen und täglich dreimal dem Mittelhunde 3 Quentchen zu geben.

Gegen den nach einer Lungenentzündung durch Stockung der Säfte verursachten Husten:

Goldschwefel 10 Gran,
Ammoniakgummi 1 Loth,
Salmiak 3 Quentchen,
Wohlverleikraut und Blumen,
Baldrianwurzel, von jedem 2 Loth.

---

1) Nach Donauer sollen 2 Gran Belladonna- oder Bilsenkrautpulver, mit frischbackenem Brot zu Pillen geformt und alle halbe Stunden eine gegeben, wenigstens Linderung bald bewirken. W.

Alles zu Pulver zu reiben, gut zu mengen, mit Löwenzahnextract zur Latwerge, oder besser zu Pillen zu machen und dem Mittelhunde davon täglich drei Gaben zu reichen, wovon jede $1\frac{1}{2}$—2 Quentchen beträgt.

Dieses Mittel soll und wird, wo Hülfe möglich ist, sie leisten und demnach der Besitzer eines ausgezeichneten Hundes den nicht ganz geringen Preis desselben nicht achten.

§. 19. Die Hunde überhaupt, vorzüglich die jungen, werden oft nicht nur von Spul- und Fadenwürmern geplagt, sondern sie leiden auch sehr häufig am Bandwurm.

Symptome.

Herabhängen der Würmer aus dem Mastdarm, wenn der Hund sich gelöst hat (dies ist vorzüglich der Fall bei bevorstehender Wetterveränderung), mit ungewöhnlichem Heißhunger öfters abwechselndes Verschmähen des Fraßes, Traurigkeit, trübe Augen mit unnatürlich erweitertem Sehloch, innere Nasen- und Lippenhaut, Gaumen und Zunge blaß, öfteres Auslaufen von hellem Speichel aus beiden Mundwinkeln, Schwindel, Beißen in die linke Seite des Unterleibes bei gekrümmtem Rücken, öfteres Rutschen auf dem Hintern, Krämpfe, die bisweilen den höchsten Grad erreichen und der Fallsucht (Epilepsie) ähnliche Zufälle veranlassen. Der letzterwähnte Fall ist meist eine Anzeige des Bandwurms, wogegen ich folgendes Mittel empfehlen kann: Man koche 1 Quentchen Sennesblätter mit 4 Unzen Wasser, seihe es durch und setze der Auflösung 1 Quentchen pulverisirter Aloë spicat. und eine halbe Unze Cassia hinzu.

Hiervon gebe man jeden Morgen einen Eßlöffel voll, bis der getödtete Wurm, bei starkem Laxiren, stückweise abgeführt worden ist. Um dies beobachten zu können, muß der Patient eingesperrt werden.

Gegen Spul- und Fadenwürmer leisten nachstehende Mittel gewöhnlich gute Dienste:

a) Flachsschöben, einen gehäuften Eßlöffel voll in zwei Theetassen Milch gekocht, diese abgeseiht und jeden Morgen dem Hunde lauwarm zu trinken gegeben, erforderlichenfalls auch eingegossen.

b) Nimm Wermuth und Rheinfarrnkraut, von jedem eine Hand voll, und Pulv. sem. santonici ℥j; wenn dieses eine Stunde lang in einem mit einem halben Maß heißen Wassers angefüllten, gut verdeckten Topf gestanden hat, füge hinzu ʒiij Epsomer Salz und ℥j Meerzwiebelsaft. Hiervon jeden Morgen einen Eßlöffel voll gegeben, bis nach erfolgter Herstellung.

Jester [1]) schreibt gegen Würmer überhaupt folgendes Verfahren vor:

a) ℞ Semen et capsul. sabadillae ℈j,
Gummi guttae praep. ℈j,

nebst einer kleinen Beimischung von Rhabarber mit Sirup zu Pillen geformt.

b) ℞ Wermuthsaft,
Leberaloë, von jedem $1^1/_2$ Scrupel.
Hirschhorn,
Schwefel, von jedem 1 Quentchen.

Mit Nußöl zu Pillen gemacht.

c) ℞ Wurmsamen (Semen cinae), 1 Quentchen,
Korallenmoos $1^1/_2$ Loth.

Mit Nußöl, Honig oder Sirup zu Pillen geformt.

Man setze den Gebrauch einer von diesen Arzneien sechs bis acht Tage fort und gebe, um sie abzutreiben, zum Schluß das Abführungsmittel §. 48, Nr. 4.

Donauer a. a. O. rühmt, allen Arten von Würmern mit Erfolg entgegenwirkend, Pillen, die aus

1 Quentchen Aloë,
3 Quentchen Wermuthsextract und
2 Quentchen Kalmuspulver

bereitet werden. Von diesen Pillen soll alle zwei Stunden eine von der Größe einer kleinen Haselnuß dem starken Mittelhunde gereicht werden, bis die verlangte Wirkung erfolgt.

Rohlwes verordnet folgende Mittel zum Tödten und Abtreiben der Würmer:

a) Läusesamen,
Rheinfarrnkraut,
Tausendgüldenkraut, von jedem 2 Loth,

zu Pulver zu reiben und mit Honig zur Latwerge zu machen, dann täglich zweimal dem sehr starken Hunde 1 Loth, dem Mittelhunde 3 Quentchen, dem kleinen 2 Quentchen zu geben, bis Wirkung sich zeigt.

b) Rheinfarrnkraut,
Scammonium, von jedem 1 Loth,

gepulvert und mit 4 Loth Honig zur Latwerge zu machen, wovon der stärkste Hund täglich auf einmal 2 Quentchen, der Mittelhund $1^1/_2$ Quentchen, der kleine 1 Quentchen erhält.

---

1) Ueber die kleine Jagd (3. Aufl.), I, 160.

Gegen den Bandwurm räth Ammon a. a. O. an:

a) Schwefel und Schießpulver gleichtheilig gemengt, mit Butter zu Pillen gemacht, und täglich einmal vier Stück von der Größe eines welschen Nuß zu geben.

b) Gefeiltes englisches Zinn 1 Loth,
Gepulvertes Rheinfarrnkraut und
Wurmsamen, von jedem 1 Quentchen,
Jalappenharz 2 Scrupel,
Wermuthsextract so viel als nöthig ist, um Pillenteig zu bereiten, jede an Gewicht von 1 Scrupel morgens nüchtern und abends ein Stück jedesmal zu geben.

Gegen Würmer überhaupt verordnet derselbe:
Wermuth und
Rheinfarrnkraut, von jedem $1/2$ Loth,
Mineralmarmor 1 Quentchen.

Alles fein gepulvert, mit Kreuzdornsirup zu Pillen, jede zu 1 Scrupel Gewicht, zu machen und morgens und abends ein Stück zu geben. [1])

§. 20. Rheumatische Zufälle (Flüsse), die von scharfen, zähen und verdorbenen Säften herrühren und sich durch örtliche Schmerzen oder Lähmungen äußern, werden oft durch ein gelindes Reinigungsmittel und durch fortgesetzten Gebrauch von Pillen, die aus 4 Gran Spießglanz und 6 Gran Krebsaugen (beides pulverisirt) gemacht werden, geheilt, wenn der Hund dabei warm gehalten und an den leidenden Theilen mit einer gleichtheiligen Mischung von Seifen- und Kampherspiritus oft gewaschen wird.

Entsteht aber die Krankheit aus Erkältung, was oft der Fall ist, wenn Hunde in rauhem Wetter bei der Wasserarbeit stark angegriffen werden, so wende man zuvörderst den §. 37 unter Nr. 1 vorgeschriebenen Nieswurzdecoct an, bade den Patienten den andern und alle folgende Tage in einem lauwarmen Ameisenbade, oder in warmen Bädern von Weizenkleie und weißer Seife, und wasche die leidenden Theile oft mit einer gleichtheiligen Mischung von Wachholderöl und Ameisenspiritus, welches beides beim Gebrauch oft umgeschüttelt werden muß.

§. 21. Ebenso wie andere von Erkältung herrührende rheumatische Zufälle wird auch der Verschlag behandelt, der nicht selten vorfällt, wenn der sehr erhitzte Hund sich ins Wasser legt, zugleich viel trinkt und dann still liegt oder steht. Steifigkeit und Anschwellen der Läufe sind Anzeigen der Krankheit. Mehr hierüber ist bereits S. 317, §. 20, gesagt worden.

---

1) Auch gegen den Bandwurm der Hunde hat sich mir die Herba Kousso als das trefflichste Mittel bewährt. T.

§. 22. Von Gicht werden stark strapazirte Hunde im Alter oft befallen, aber auch dann selten hergestellt. Wohlthat ist es daher, sie durch einen gut auf den Kopf gerichteten Schuß aus der Welt zu schaffen, wenn die §. 20 vorgeschriebenen Mittel nicht wirken und durch häufigen Milchgenuß, unter Vermeidung aller fetten und nahrhaften Speisen, bedeutende Linderung der Schmerzen nicht bewirkt wird.

§. 23. Oft rutschen Hunde in sitzender Haltung viel auf dem Hintern herum. Bei Hündinnen ist dies meist ein Vorbote vom Läufischwerden und sonach ohne Bedeutung; oft ist, wie schon oben gesagt, dieser Zufall eine Anzeige von Würmern und er muß dann nach §. 19 behandelt werden; öfter ist es ein von Schärfe [1]) herrührendes brennendes Jucken am Mastdarm, was hierzu Veranlassung gibt. Im letztern Fall wird ein Abführungsmittel und öfteres Bestreichen des Mastdarms mit einer aus geriebenem Knoblauch und Baumöl verfertigten Salbe oder Einstreuen sehr fein pulverisirter Eichenspiegelrinde gute Dienste leisten. [2])

§. 24. Von den Krankheitszufällen läufischer, tragender, wölfender und säugender Hündinnen, sowie über die Behandlung ganz junger Hunde, ist früher schon vieles gesagt worden; ich trage deshalb hier nur folgende Vorschriften nach.

Zuweilen treten beim Wölfen (Gebären) viele schmerzhafte Wehen ein, und zwar entweder falsche oder wahre. Wenn bei den ersten keine Anzeige des wirklichen Wölfens erscheint, so gebe man ein Klystier von Hafergrütze oder Milch und Leinöl (s. §. 39, Nr. 1); bei übermäßiger Heftigkeit der wahren hingegen von einem Pulver, welches aus 12 Gran Austernschalen, ebenso viel Salpeter und einer gleichen Quantität Bibergeil zusammengesetzt und mit 25 Tropfen Laudanum vermischt ist, den dritten Theil auf einmal, und wiederhole nach Erfordern die Gabe von Viertel- zu Viertelstunde.

Um überhaupt bei schweren Geburten, besonders aber wenn die jungen Hunde todt sind, ehe sie zur Welt kommen, das Wölfen zu erleichtern, wendet man am besten nach Donauer (Laurop's Annalen, Bd. 4, Heft 1, S. 81, §. 16) folgendes Mittel an:

Salpeter 1/2 Quentchen,
Bilsenkrautextract 1 Scrupel,
Baldrian 1/2 Quentchen.

---

1) Oft auch von Fadenwürmern. T.

2) Verräth der Hund durch anhaltendes Winseln viel Schmerzen im Mastdarm, so gebe man ihm ein oder binnen drei Stunden zwei Klystiere aus zwei Händen voll Weizenkleie und einer Hand voll Mohnsamenkapseln in 2 Pfund Wasser gekocht, letzteres lauwarm abgeseihet und eine halbe Tasse voll Lein- oder Baumöl dazu gemischt. W.

Davon werden 10 Pillen gemacht und der Hündin viertelstündlich eine gegeben.

Sollte ein sogenannter Vorfall der Gebärmutter entstehen, so wird dieses Uebel durch Einreibungen von Leinöl und durch Umschläge von halb Wasser und halb Essig gehoben.

§. 25. Sollte man so glücklich sein, zeitig genug zu bemerken, daß ein Hund durch Zufall oder Bosheit Gift bekommen hätte, so gebe man ihm so viel Oel und Milch, als nur hinunterzubringen ist, und zugleich Klystiere von Kamillen, Flieder, Milch und Oel. [1]) Auf frischer That wird bei Anwendung dieser Mittel zuweilen Rettung möglich sein.

§. 26. Wie der Mensch und wie andere Hausthiere, ist auch der Hund mancherlei Augenkrankheiten ausgesetzt.

Unter diesen kommen folgende am öftersten vor: Augenverletzungen, Augenweh, Augentriefen, Augenfelle. Ebendeshalb, und weil sie diejenigen sind, gegen welche die Thierheilkunde auf der Stufe, wo sie gegenwärtig steht, in der Art wirksam zu sein vermag, daß bei zweckmäßiger Behandlung des Uebels gründliche Hebung desselben in den meisten Fällen zu hoffen ist, auch die mit der Cur verbundenen Kosten den absoluten Werth des Thiers — denn von dem relativen, nicht selten unbegrenzten Werthe eines Lieblingshundes kann hier die Rede nicht sein — nicht übersteigen, darf hier von den genannten Krankheiten und von dem dagegen einzuschlagenden Heilverfahren nur die Rede sein.

Wir sprechen demnach

1. Von den Augenverletzungen oder Augenwunden.

Sie treffen entweder das Augenlid oder den Augapfel.

Im ersten Fall sind sie meistentheils nicht schwer zu heilen; denn erstrecken sie sich nur über die äußere Haut, so erreicht man durch oftmaliges Waschen des verletzten Augenlides mit kaltem reinen Wasser den Zweck bald, sicher und vollkommen; sind sie aber von der Art, daß sie durch die ganze Augendecke gehen, so wird zwar in den meisten Fällen das Heften mit einer kleinen gekrümmten Heftnadel und eingefädelter Seide nöthig, wobei jedoch dahin zu sehen ist, daß beim Durchstechen von außen nach innen der Augapfel nicht beschädigt werde. Ist die Operation selbst glücklich vollendet, so bedarf es wieder blos des öftern Waschens mit kaltem Wasser, um baldige Heilung zu bewirken.

Augapfelverletzungen hingegen gehören jederzeit zu den gefährlichsten.

---

1) Gegen Pflanzensaftgifte soll starkes und fortwährend erneuertes Eingeben und öfteres Klystieren mit Essig sicherer wirken. In ungewissen Fällen hat man sich jedoch immer an die obigen Mittel zu halten. W.

Infolge derselben hält der Hund die Augenlider fortwährend verschlossen, und es läuft viele Feuchtigkeit aus dem verletzten Auge. Zieht man demnächst die Augenlider mit den Fingern nach oben und nach unten auseinander, so wird man ohne weiteres die Tiefe und Ausdehnung der Wunde in und auf der Hornhaut wahrnehmen und so ziemlich im voraus beurtheilen können, ob Erhaltung des Sehorgans stattfinden möge oder nicht.

Heilverfahren. Man wasche das Auge aller zwei Stunden mit folgendem Augenwasser:

Arquebusade 2 Loth,

Bleiextract 1/2 Loth, vermischt mit 5/4 Pfund Brunnenwasser.

2. Vom Augenweh.

Ursachen der Krankheit. a) Quetschung der Sehorgane durch den Hieb mit einer Ruthe u. dgl.; durch Bisse von andern Thieren; durch Einstoßen von Stroh- oder Heuhalmen; durch Einfallen von Sand, Staub, Holzsplittern und andern kleinen harten Körpern; Einfliegen und Hängenbleiben von kleinen Insekten. b) Anhaltende Einwirkung kalter, rauher Winde; Erkältung nach vorgängiger Erhitzung.

Krankheitsanzeige. Häufigere Bewegungung der Augenwimpern als sonst; Blinzeln mit den Augenlidern, oder ganz Verschlossenhalten derselben im Hellen und Halböffnung im Dunkeln; Augapfel mehr oder weniger getrübt, oder weiß, grau oder bläulich gefärbt. Gewöhnlich rinnen aus den Augenwinkeln Thränen; zuweilen das Weiße im Auge röthlich oder roth; brennende Hitze in den Augen, die, wenn man die Hand über die Augen legt, in derselben empfunden wird.

Heilverfahren. Aus den vorstehenden Anzeigen geht hervor, daß mit dem Augenweh jederzeit Entzündung verbunden ist. Die Wahl der Mittel zur Hebung der Entzündung und mit dieser des Augenwehs muß sich bestimmen nach der Ursache der Krankheit, inwiefern nämlich aus der Erforschung der Ursache sich ergibt, daß die Entzündung (nach a) eine reine, oder (nach b) eine rheumatische oder eine katarrhalische ist. Im ersten Fall, und wenn gleich beim Anfang der Krankheit ein zweckmäßiges Heilverfahren eingeleitet wird, hilft gewöhnlich öfteres Bähen der Augen mit kaltem reinen Wasser; insofern aber ein fremdartiger Körper zwischen dem Augapfel und den Augenlidern sich eingeklemmt hätte, wenn nur dieser herausgeschafft worden ist. Am leichtesten wird dies bewirkt, wenn man von dem äußern Augenwinkel aus einen kleinen Krebsstein hineinschlüpfen läßt. Infolge von selbst nothwendiger Bewegung der Augenlider umläuft dieser die Seitenwand des Augapfels, treibt, wo er auf das fremdartige Körperchen trifft, dieses vor sich her und im entgegengesetzten Augenwinkel heraus; diesem

folgt er endlich selbst.[1]) Hat die Entzündung einen so hohen Grad erreicht, daß der Augapfel getrübt oder unnatürlich gefärbt, das Weiße im Auge aber geröthet sich darstellt, so benetze man die Augenlider sehr oft mit folgendem Augenwasser:

Bleiessig $\frac{1}{2}$ Quentchen,
Destillirtes oder Rosenwasser 6 Loth (= 8 Loth Krämergewicht),
Kamphergeist 15 Gran; alles wohl zu mischen und beim jedesmaligen Gebrauch umzuschütteln;

oder, und das ist das Sicherste, man wende nachstehende Salbe an:

Zinkblumen $\frac{1}{2}$ Quentchen, mit 1 Loth ungesalzener, frischer Butter auf das innigste zusammenzureiben;

davon täglich viermal einer starken Linse groß, mit einer weich beposeten Feder in das Auge zu streichen, indem man beide Augenlider über der Feder sanft zusammendrückt.

Ist man darüber in Zweifel, ob die Entzündung eine reine sei, oder hat man über deren rheumatische oder katarrhalische Natur Gewißheit, so enthalte man sich des Gebrauchs jeden Augenwassers oder nassen Ueberschlags und wende eine der folgenden Salben nach Vorschrift an:

Rothen Quecksilberpräcipitat 15 Gran,

mit 2 Loth frischer, ungesalzener Butter innigst zu verreiben, in ein feines leinenes Läppchen zu schlagen, sodaß die Salbenmasse ein Knöpfchen bildet, über welchem ein Faden mehrmals fest umzuschlagen und zu verknüpfen ist. Demnächst steche man auf der vordern Seite des Knopfs mit einer spitzigen Schere ein kleines Löchelchen hinein, drücke täglich drei- bis viermal einer kleinen Erbse groß Salbenmasse heraus, bestreiche damit die Augenlider äußerlich und wasche nach Verlauf von einer Viertelstunde den Aufstrich mit lauwarmer Milch ab.

Oder in noch hartnäckigern Fällen nehme man

Weißen Quecksilberpräcipitat $\frac{1}{2}$ Quentchen,
Präparirte Tutia und
Armenischen Bolus, von jedem 1 Quentchen,
Schweinefett 2 Loth, reibe alles aufs genaueste untereinander und verfahre übrigens ebenso wie bei der obigen Salbe.

Unter letztgedachten Verhältnissen wird ein langsam und anhaltend wirkendes Abführmittel nach §. 38, Nr. 5 und 6, auch ein im Nacken zu

---

1) Es versteht sich, daß man bei obigem Verfahren dessen gewiß sein müsse, der fremdartige Körper sei von der Art, daß er, wenn er vorwärts gedrängt wird, die Hornhaut nicht verletzt. Wäre dem nicht so, so ist es allerdings gerathener, das Augenlid mit den Fingern der linken Hand vom Augapfel aufzuheben und mit einem ganz feinen Fischbeinstäbchen, an dessen Endspitze ein ganz kleines Stückchen Schwamm befestigt ist, das Fremdartige vorsichtig herauszuschieben. W.

legendes Eiterband (Haarseil) der Heilung sehr förderlich sein. Die Diät sei während der Cur mager, wenigstens mäßig; auch werde auf warmes Verhalten gesehen.

3. Vom Triefen der Augen.

Anzeigen. Die Augen sind matt und misfarbig; es findet dabei ein steter dünnflüssiger, wasserheller, oder zäher suppurationsähnlicher Ausfluß besonders am innern Augenwinkel statt; bei irgend anhaltendem Schlaf werden dadurch die Augenlider mehr oder weniger fest gleichsam zusammengekleistert; oft ist auch die austretende Flüssigkeit so ätzend, daß sie an den Stellen, über welche sie sich verbreitet, z. B. am Rande der Augenlider und in den Augenwinkeln, die Haare wegfrißt und die Haut wund macht.

Ursache. Fast immer eine vernachlässigte oder unrichtig behandelte Raude oder Augenentzündung; öfteres, auch allzu nährendes, fettiges Futter bei nicht verhältnißmäßig starker Bewegung im Freien, wodurch Verstopfung und Verschleimung in den kleinen Gefäßen, welche dem Auge die zu dessen Gesunderhaltung erforderlichen Säfte zuleiten, bewirkt und in diesen Säften selbst eine unnatürliche Schärfe entwickelt wird.

Heilverfahren. Ist die Krankheit noch mit Raude verbunden, so muß vor allem dieses Grundübel gehoben werden. In diesem Fall verliert sich das Triefen in der Regel von selbst, wo nicht, so ist das ganze Verfahren, welches zur Heilung der rheumatischen Entzündung oben vorgeschrieben wurde, zu befolgen. Doch muß hier möglichst häufige und starke Bewegung im Freien hinzukommen, dabei aber der Hund vor starker Erhitzung und noch mehr vor darauf folgender Erkältung während der Cur bewahrt werden.

4. Von den Fellen auf den Augen.

Anzeige. Es tritt zuerst gewöhnlich aus dem innern Augenwinkel eine weiße, weißbläulichgraue oder ganz graue häutige Masse hervor, welche, wenn nicht in zeiten vorgebeugt wird, nach und nach das ganze Vorderauge überzieht, sodaß dadurch das Thier auf dem damit afficirten Auge allmählich ganz erblindet. Dieses sogenannte Fell liegt in der Regel nicht fest auf dem Augapfel auf, sondern läßt sich aufheben, auch in Falten zusammen und wieder glatt auseinanderschieben.

Ursache. Vernachlässigte Augenentzündung oder katarrhalische Zufälle; da, wo mehrere Hunde in einem Stall beisammen liegen, wenn dieser zur Winterszeit der Kälte wegen selten gereinigt und in der Zwischenzeit nicht gelüftet wird, die sich entwickelnden scharfen Dünste; ungesundes Futter und Mangel an hinlänglicher Bewegung.

Heilverfahren. Vor allem muß, wenn Entzündung im Auge vorhanden ist, diese auf die unter Nr. 2 vorgeschriebene Weise ganz gehoben

werden. Wendet man hierzu eine der dort verordneten Salben, besonders die zuletzt erwähnte, an, so wird dadurch schon, besonders gleich anfänglich, das Fell öfters mit vertilgt; im Gegenfall nehme man 10 Gran gebrannten Alaun und 1 Quentchen feinen weißen Zucker, oder weißen Bolus, oder gereinigten weißen Vitriol, Cremor Tartari und Canarienzucker von einem soviel als vom andern, pulverisire alles äußerst fein, menge es genau und blase täglich einigemal eine kleine Messerspitze voll von dem Pulver vermittels eines Federkiels, wo in dessen dickstem Ende es aufgenommen wird, während man die Augenlider mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand auseinanderhält, sanft auf die mit dem Fell überzogene Stelle, drücke dann die Augenlider etwa eine Minute lang zusammen und wasche nach Verlauf einer Viertelstunde das Auge mit lauwarmer Milch oder mit folgendem Augenwasser aus:

Weißer Vitriol 2 Gran,
Rosenwasser 4 Unzen, in Mischung.

Schon Döbel [1]) rühmt das reine Fett von dem Fisch Asche als ein zum Vertreiben der Augenfelle dienliches Mittel, wenn täglich einmal von diesem Fett etwas vermittels eines weich beposeten Federchens auf das Fell gestrichen werde. Neuerlich ist dasselbe bei gleichem Verfahren, zu gleichem Zweck, von Ammon [2]) nach Laubender empfohlen worden. Rohlwes [3]) verordnet, wenn das Einblasen des obigen Pulvers nichts helfen wolle: Aeschen(Aschen)schmalz, Hechtschmalz, von jedem 1 Quentchen, zu mischen und morgens und abends davon etwas mit der Feder ins Auge zu streichen.

Aus eigener Erfahrung kann der Verfasser weder für, noch gegen die Sache sprechen; aber versuchenswerth erscheint ihm das Mittel um so mehr, weil das Einblasen von Pulver starken Reiz im Auge verursachen muß und hierdurch Entzündung leicht entstehen kann.

Endlich rathen noch andere an: eine halbe Drachme Rindergalle, 10 Tropfen Fenchelöl, 1 Unze Honig und 12 Gran pulverisirten Safran, alles gut durcheinander zu rühren und täglich zweimal mit einer Feder in das Auge zu streichen.

§. 27. Ohrenkrankheiten werden durch Stockung und Schärfe der Säfte, fast immer Folgen fehlerhafter Pflege und Mangels an Bewegung, oder durch örtliche Verletzungen und Quetschungen, am häufigsten aber durch

---

1) Jägerpraktica (Ausgabe vom J. 1783), Thl. 4, Kap. 8.

2) Allgemeines Hausvieharzneibuch, S. 98. Nach diesem höchst empfehlungswerthen Werke ist der gegenwärtige Paragraph größtentheils bearbeitet worden.

3) Allgemeines Vieharzneibuch, S. 299. Ein schon in den Händen der meisten Hauswirthe befindliches, mit Recht sehr geschätztes Werk.

das nicht seltene, unvernünftige Ziehen und Rupfen am Behänge, verursacht. Für uns kommen folgende in Betracht:

a) **Harthörigkeit.** Bemerkt man sie bei jungen Hunden, so liegen meistentheils Fehler im Organismus des Ohrs zum Grunde. In dergleichen Fällen kann begreiflicherweise von Hebung des Uebels nicht die Rede sein, ebenso wenig wenn die Taubheit aus Altersschwäche sich ankündigt. Selten nur wird Hebung des Uebels stattfinden, wenn brutale Behandlung dasselbe herbeigeführt hat.

Würde aber ein in seiner Art vorzüglich talentvoller Hund in seinem besten Alter zufällig von Harthörigkeit überfallen, so gebe man ihm zu Anfange der zu versuchenden Cur das Abführungsmittel §. 38, Nr. 4. Dann schere man alle Haare in der Gegend des Gehörganges ab und tröpfle täglich einmal einige Tropfen frisch ausgepreßten Zwiebelsaftes in denselben. Nach Verlauf von acht bis zehn Tagen befestige man am Ende eines dünnen Fischbeinstäbchens ein wenig Flachs oder feines Werch, schiebe das Knöpfchen mit Behutsamkeit in den Gehörgang und suche das durch das wiederholte Eintröpfeln erweichte Ohrenschmalz — denn, verhärtet vorliegend, verursacht selbiges oft die Harthörigkeit — vermittels sanften Drehens des Stäbchens herauszubringen.

An der Wurzel der Ohrmuschel kann man nächstdem von Zeit zu Zeit etwas Tinctur von spanischen Fliegen einreiben, auch täglich auf zweimal Stinkasandpulver, 15 Gran mit weichem Brot zu Pillen geknetet, eingeben.

Erfolgt nach einiger Zeit keine Besserung, so ist ein gut angebrachter Schuß das Beste für den Hund.

b) **Ohrenzwang,** Krampf im innern Ohre, welcher heftige Schmerzen, oft anhaltend, verursacht und dadurch den Hund zum Kratzen an dem Behang mit den Hinterläufen zwingt. Die unter a) angezeigte Einreibung nebst dem damit verbundenen Eingeben der Stinkasandpillen hilft oft; im Gegenfall nehme man zwei Stückchen Kampher von der Größe einer Erbse, wickele jedes in Baumwolle, binde einen Faden darum, lasse in jedes Ohr eins so ein, daß der Faden etwas heraushängt, und binde, damit der Hund den Kampher nicht herauszuschütteln vermöge, ein Tuch fest um den Kopf. In der Gegend um den Behang her reibe man täglich zweimal Kampheröl ein. [1])

c) **Geschwulst.** Man nehme ein Maß Milch, lasse selbige, nachdem eine halbe Hand voll Salbei und ebenso viel Kamillen hineingethan worden,

1) Man kann dieses Oel leicht selbst bereiten, indem man 30 Gran gepulverten Kampher mit 2 Loth Leinöl, das nach und nach aufgegossen wird, zusammenreibt, zuletzt aber 2 Loth Salmiakgeist hinzumischt. W.

aufkochen, rühre einen Eßlöffel voll Honig hinein und spritze es lauwarm ein, oder wasche damit.

Geht die Geschwulst in Eiterung über, so wird sie mit dem Messer geöffnet und die Wunde so gut als möglich mit Essig ausgewaschen, innerlich aber dem Hunde, zur Beförderung der Heilung, 1 Scrupel Gummi arabicum, 1 Scrupel Althäawurzel und 1½ Scrupel Senfsamen, gestoßen, mit Sirup zu Pillen geformt und täglich eine von der Größe einer starken Haselnuß gegeben, bis das Geschwür abtrocknet.

Nach Donauer soll man die geschwollene Stelle mit einem Absud von 1 Loth Eibischwurzel, 1 Loth Eichen(Spiegel)rinde in 1 Pfund Wasser welches bei der Anwendung lauwarm sein muß, täglich vier mal bähen, oder, wenn es die Oertlichkeit fordert, davon einspritzen. Bei erfolgender Eiterung soll die auf natürlichem Wege oder durch das Messer entstandene Wunde ebenso oft mit dem nämlichen Absud gereinigt und gewaschen werden, bis vollkommene Heilung erfolgt ist.

Nach Ammon soll man die oben angezeigte zertheilende Salbeiabkochung zum Bähen der geschwollenen Stelle anwenden, überhaupt nach jener Vorschrift verfahren, demnächst aber, bis das Uebel völlig gehoben ist, eine Messerspitze voll Spießglanzschwefel täglich einmal innerlich geben. [1])

d) Der **Krebs** oder **Wurm** am Behang (**Ohrenkrebs**, **Ohrenwurm**).

Es ist dies eine örtliche, durch Berührung ansteckende Krankheit, die entweder als Rassenfehler von den Alten auf die Jungen übergehend, oder infolge fehlerhafter körperlicher Disposition ohne alle äußere Veranlassung entsteht, oder welche, und dies ist am öftersten der Fall, durch unvermeidliches häufiges Anschlagen und Quetschen des Behanges an den Schnallen und metallenen Verzierungen der Halsung, vorzüglich aber an den eisernen Stiften der Korallenschnur, deren man sich bei der festen Dressur des Hühnerhundes bedient und oft bedienen muß, hervorgebracht wird. Die erste Anzeige derselben ist unter allen erwähnten Umständen dieselbe [2]), nämlich eine harte Geschwulst am vordern Rande des Behanges. Wird diese Geschwulst vernachlässigt, oder gelingt es bei Anwendung der Mittel, welche gegen die Behangsgeschwulst oben (unter c) angegeben sind, nicht, den Uebergang in Eiterung zu verhüten, so bildet sich an den Behangs-

---

1) Vorzüglich wirksam ist das Durchziehen eines Haarseils durch die Geschwulst, wenn sie anfängt durchscheinend zu werden. Dasselbe bleibt zehn bis zwölf Tage liegen und wird beim jedesmaligen Nachziehen mit etwas Digestivsalbe bestrichen. T.

2) Ist ein Erb- oder Constitutionsfehler Ursache der Krankheit, so erfolgt die Anzeige derselben gewöhnlich im Laufe des ersten Lebensjahres, oder doch in der ersten Hälfte des zweiten, und zwar, wie oben bemerkt, ohne alle äußere Veranlassung. Man achte hierauf genau, um das Heilverfahren danach einrichten zu können. W.

spitzen selbst, oder in dieser Gegend auf der innern Kehrseite des einen Behanges oder beider eine offene, abwechselnd eiternde und schweißende (blutende), mit einem Schorf sich überziehende Wunde, die, wenn Einhalt nicht geschieht oder nicht geschehen kann, immer weiter um sich frißt, um so mehr, je stärker das Jucken ist, wodurch der Hund zu heftigem Kopfschütteln und öfterm Kratzen mit den Hinterzehen an der wunden Stelle getrieben wird.

aa) Liegt der Krankheit ein Erbfehler zum Grunde, so ist gänzliche Hebung des Uebels für immer kaum zu hoffen. Um indessen das Mögliche zu versuchen, schreite man gleich bei der ersten Anzeige, ohne die Zeit mit vergeblicher Anwendung irgendeines andern Heilmittels zu verlieren, zur Operation, d. h. man schneide ein Merkliches tiefer, als Verhärtung fühlbar ist, im gesunden Theil des Behanges den geschwollenen Rand oder das schon entstandene Geschwür mit dem Messer aus und brenne, wenn die Wunde eine Zeit lang geschweißt (geblutet) hat, selbige mit dem weißglühenden, dabei, um Ankleben zu verhüten, stets zu bewegenden Eisen, bis das Schweißen (Bluten) ganz aufhört. Demnächst fessele man bis den andern Tag den Hund so, daß er sich nicht nur nicht kratzen, sondern auch von der Stelle sich nicht bewegen kann. Innerlich gebe man dabei nach der Operation vom zweiten Tage an, einen Tag um den andern, einem Mittelhunde ein halbes Quentchen Schwefelmoor mit Hollundermus und jedesmal über den fünften Tag ein Abführmittel nach §. 38, Nr. 4 [1]), und fahre so vier Wochen lang fort.

bb) Ist die Ursache der Krankheit in körperlicher Disposition (verdorbenen Säften, Stockungen in den Gefäßen) ermittelt, so schlage man das unter aa) angezeigte Heilverfahren gleichfalls unverzüglich ein, mit dem Zusatz, daß man vom dritten oder vierten Tag an fortgesetzt täglich einmal, nach Verhältniß des Umfangs der Wunde mehr oder weniger, von nachstehender Mischung einreibt:

> Reibe 1 Quentchen versüßtes Quecksilbersublimat mit dem Saft von einer Citrone in einer Reibeschale zusammen, dann 1 Loth Alaun und 1 Loth geschabte weiße Seife hinzu. Endlich mische noch ein halbes Pfund scharfen Weinessig unter beständigem Rühren hinzu und koche die ganze Masse in einem wohlverdeckten Topfe bis auf ein Drittheil ein.

An den vom Gebrauch der unter aa) verordneten innerlich anzuwen-

1) Infolge obiger Behandlung ist mir in einem Fall radicale Heilung gelungen, im andern, wo das Uebel aber schon mehr veraltet war erzielte ich nur an einem Orte gänzliche Heilung, am andern ist sie nicht erfolgt. W.

denden Mittel freien Tagen gebe man täglich einmal eine Messerspitze voll Spießglanzschwefel.

Wird beim Ausschneiden der vom Krebs schon angegriffenen Stelle tief genug in die noch gesund scheinende Umgebung eingegriffen, so darf man bei obigem Verfahren in den meisten Fällen gründliche Heilung hoffen, was nach der Erfahrung des Verfassers unter Anwendung jedes andern ihm bekannten äußern oder innern Mittels nicht ist.

cc) Wenn durch zufälliges Quetschen oder vielfältiges Anschlagen und Reiben an Halsungsverzierungen oder Korallenschnurenstiften an dem Behange eine Geschwulst entsteht und selbige, ehe sie sich verhärtet oder in Eiter übergeht, nach den oben unter c) gegebenen Vorschriften behandelt wird, so erfolgt mitunter gänzliche Hebung des Uebels, meistentheils nur scheinbare, indem es sich nach einiger Zeit wiedereinstellt, dann gewöhnlich den wiederholt angewendeten Mitteln schwerer, oder ohne weiteres den Charakter des krebsartigen Geschwürs annehmend gar nicht mehr weicht.

Ich habe in letzterm Fall alle in der ersten Ausgabe des vorliegenden Werks, nach Jester, Bechstein und andern angezeigte, auch viele andere mir bekannt gewordene Mittel versuchsweise in Anwendung gebracht, selbige aber sämmtlich als unzureichende erkannt und nur bei folgendem Verfahren mehrmals, jedoch nicht durchgängig, radicale Heilung bewirken können [1]):

Ist der Rand an der vordern Rundung des Behanges von der harten Geschwulst eingenommen oder diese schon in Eiterung übergegangen, so werden auf der ganzen afficirten Randfläche dicht nebeneinander mit einem sehr scharfen Messer seichte Einschnitte gemacht, welche Operation man in der Kunstsprache durch den Ausdruck scarificiren zu bezeichnen pflegt. Nach erfolgter Ausblutung der Einschnitte wird jeder einzelne derselben, wie auch

---

1) Selbst das von Donauer empfohlene täglich zweimalige Einreiben der Behänge an der unbehaarten Seite mit erwärmtem Schweinefett, nebst dem Bestreuen der angegriffenen wunden Theile mit Tormentillwurzel, und nebst dem fernern Bedecken der Behänge von der Mitte der äußern Seite bis zur Mitte der innern mit Leinwand, dem Aufkleben dieser Bedeckung mit Heftpflaster oder Tischlerleim, was beides nie gehörig anhaltend haften wollte, hat mich verlassen, obwol ich es nicht vergessen habe, den die innere Seite der Behänge bedeckenden Theil der Leinwand, nach Vorschrift, sechs- bis achtmal mit Tormentilleessenz zu befeuchten.

Nicht viel glücklicher war ich mit der sorgfältigsten Anwendung des, wenn ich nicht irre, in Laurop's Annalen als specifisch angepriesenen, neuerlich in Bechstein's Jagdzoologie aufgenommenen Heilmittels, indem die Wunde zwar heilte, das Uebel aber nach Verlauf von acht Wochen sich wiedereinstellte und dann erst durch das Messer und durch das Glüheisen ausgerottet wurde. Indessen verdienen beide hier erwähnte Mittel öfter als ich Gelegenheit dazu hatte, versucht zu werden. Das letztere besonders scheint mir Aufmerksamkeit zu verdienen; ich theile deshalb das Erforderliche darüber auch hier mit:

Terpentinöl, Spiköl und Scheidewasser, von jedem 2 Quentchen, gieße man in ein Glas und bestreiche, nach vorgängigem starken Zusammenschütteln, zweimal des Tags und acht Tage nacheinander die offene oder geöffnete Wunde, welche sich in dieser Zeit durch das stark Aetzende des Mittels zwar vergrößert, aber dann auch schnell und von selbst, der Angabe nach, heilt, meiner Erfahrung nach aber nur auf kurze Zeit verharscht. W.

die Zwischenräume, vermittels einer weichbeposeten kleinen Feder mehrmals mit Scheidewasser benäßt und dieses Aetzmittel an jedem der nächstfolgenden drei Tage einmal wiederholt angewendet. Vom vierten Tage an bis zum vierzehnten bestreiche man die ganze operirte Stelle täglich einmal mit dem unter bb) zu gleichem Zweck verordneten Gemisch. Sollte bis dahin gänzliche Heilung nicht erfolgt sein, so wird diese in den meisten Fällen bald erfolgen, wenn man die wunden Stellen täglich drei- bis viermal mit der §. 26, Nr. 2 b) vorgeschriebenen Salbe von rothem Quecksilberpräcipitat bestreicht. Wäre dies binnen acht Tagen nicht der Fall und wäre besonders bis dahin die Geschwulst nicht gänzlich verschwunden, so schreite man, ohne weitere Proben zu machen, unverzüglich zu der Operation des Ausschneidens und des ganzen Heilverfahrens, wie hierzu unter aa) Vorschrift ertheilt worden ist.

Ist ein Krebsgeschwür auf der breiten Fläche des Behanglappens vor kurzem erst entstanden, so gelingt es zwar auch mitunter, ein solches unter Befolgung der für die Randbehandlung gegebenen Vorschrift gründlich zu heilen; der Erfolg ist aber mehr gesichert, wenn an die Stelle des Scarificirens das flache Ausschneiden (Ausschälen) der angegriffenen Stelle bis über den ganzen Rand hinaus tritt, wozu indessen eine in dergleichen Operationen geübte Hand und ein äußerst scharfes Messer gehört, und wenn die frische Wunde nach einigem Ausbluten sogleich und an jedem der drei folgenden Tage einmal mit Höllenstein (Lapis infernalis) allerwärts stark getüpft, oder, und das ist das Sicherste, nach der Operation mit dem glühenden Knopfeisen einmal gebrannt wird. Im übrigen bleibt die Behandlung der Wunde ganz dieselbe wie beim scarificirten Behangsrande, und wie dort, wird auch hier das ungesäumte Ausschneiden des ganzen angegriffenen Behangsstückes nothwendig, wenn Heilung der Wunde binnen vier Wochen nicht erfolgen oder nach derselben ein neues Krebsgeschwür entstehen sollte, in welchem Fall dann wieder das nämliche Heilverfahren eintritt, zu welchem unter aa) Anweisung gegeben worden ist.

Schließlich glaubt der Verfasser noch die Anzeige hinzufügen zu müssen, daß er infolge der in öffentlichen Blättern gefundenen Nachricht, man habe sich bei der chirurgischen Behandlung von Krebsschäden des Holzessigs mit großem Vortheil bedient, mit diesem sehr einfachen Mittel einen recht glücklichen Versuch beim durch Ausschälung und Brennen operirten, schon sehr veralteten Ohrenkrebs gemacht hat. Er wusch nämlich täglich viermal die Wunde mit Holzessig aus, worauf sie binnen zehn Tagen ganz heilte. Jetzt, nach Verlauf eines Jahrs, hat sich noch keine Spur eines neuen Geschwürs gezeigt.

Strenge und magere Diät und Innehalten des Hundes ist zur Cur

des Ohrenkrebses unumgänglich nöthig. Auch muß während derselben einen Tag um den andern, mit Ausschluß derer, wo Abführmittel gegeben werden, ein lauwarmes Seifenbad in Anwendung kommen.

Unter anderm wird hierdurch, wie durch tägliches Kämmen, der Zweck erreicht, die Flöhe zu vertilgen und so beim Hunde den Reiz zum Kratzen mit den Hinterläufen zu vermindern, wonach durch alle mögliche Mittel hingewirkt werden muß, um Berührung der Wunde mit den Zehen und Nägeln zu verhüten. [1])

§. 28. Bei Nasengeschwüren muß man gleich zu Anfang jede Woche ein Abführmittel, sonst einen Tag um den andern, morgens und abends, einen gehäuften Theelöffel voll von der pulverisirten weißen Pimpinellwurzel und zwischendurch täglich zweimal einen starken Eßlöffel voll von folgendem Mittel geben: Man koche so viel Löffelkraut und Brunnenkresse, als man zwischen vier Fingern fassen kann, in einem Maß Wasser, mische drei Eßlöffel voll Honig hinzu und lasse ihn mit versieden. Dann seihe man den Absud durch.

Auch können die §. 27 unter c) angezeigten Einspritzungen täglich viermal gemacht werden, wenn öfteres Auswaschen mit Goulard'schem Wasser nicht anwendbar wäre. [2])

Sollten die Geschwüre hierauf nicht bald sich verlieren, so muß man bei zeiten zum Scarificiren und Touchiren der angegriffenen Stellen mit Höllenstein schreiten, sonst werden sie leicht krebsartig und unheilbar.

§. 29. Zuweilen zeigen sich im Halse kleine Geschwüre, die mit den Schwämmen Aehnlichkeit haben. Man nehme dann drei Galläpfel, etwas verbranntes Papier und eine Drachme Sal ammoniacum, pulverisire dies alles, mische es unter ein Weinglas voll Essig und einen Eßlöffel voll Honig, und bestreiche vermittels eines weichen Pinsels die Geschwüre damit von Zeit zu Zeit.

Gaumenentzündungen bestreicht man oft mit einer Mischung aus ungesalzener Butter und Honig.

---

1) Gute Dienste leistet beim Ohrenkrebs das häufige Auswaschen der Geschwürsfläche mit einem der beiden folgenden scharfen Wundwasser:

R. Mercur. subl. corros. gr. vj,
Aq. destill. ℥vj,
M. D. S. Wundwasser.

Oder

R. Argent. nitr. fusi gr. xviij,
Aq. destill. ℥vi.
M. D. S. Wundwasser.

T.

2) Donauer empfiehlt zu Einspritzungen: Tormentillwurzelabsud, auf jeden Eßlöffel voll einen Tropfen wässerigen Salmiakgeistes hinzugemischt; Ammon: eine Abkochung von Wermuth, mit einem Zusatz von Honig; letzterer auch dabei täglich eine Messerspitze voll Spießglanzschwefel im Gemenge mit ebenso viel Anissamenpulver innerlich zu geben. W.

Entstünden an eben diesem Theile Verhärtungen, so thut das Einreiben einer aus Salz, Myrrhen und Essig bereiteten Mischung gute Dienste.

Bliebe dem Hunde ein Knochen im Halse stecken, sodaß er mit den Fingern nicht herauszuziehen wäre, so schütte man ihm Oel ein und halte, um Husten zu erregen, Maul und Nase zu, oder man sperre ihm den Rachen weit auf und überfülle ihn mit warmem Wasser, bis er hustet oder sich erbricht. Wird dadurch der Knochen nicht ausgeworfen, so löse man 3 Gran Brechweinstein in einer halben Tasse voll Wasser auf, theile dies in drei Theile und schütte von Viertel- zu Viertelstunde einen Theil ein, bis förmliches Brechen erfolgt. Erreicht man auch hierdurch den Zweck nicht, so nehme man rundes biegsames Fischbein, bohre an dem einen Ende ein Loch durch, befestige da ein um das Fischbein gelegtes Stückchen Schwamm von der Größe einer starken Haselnuß und stoße damit den Knochen hinunter in den Magen. Entsteht dabei eine Verletzung, so gießt man Baumöl ein, um sie zu heilen.

Bei innerer wie bei äußerer heißer Halsgeschwulst wendet man einen warmen Umschlag von in Essig gekochten Linsen an. [1])

Wirkliche Kröpfe und verhärtete kalte äußere Geschwülste werden geheilt, indem man täglich zweimal und acht bis zehn Tage hintereinander mit einem wollenen Lappen folgende Salbe äußerlich tüchtig einreibt:

℞ Sp. Sal. ammon. caust. ℥ß,
Camphor. ℥ß,
Ol. olivar. ℥ij,
M. f. Linim.

Auch kann innerlich von dem officinellen Kropfpulver täglich zweimal ein kleiner Theelöffel voll gegeben werden.

§. 30. **Warzen, Blutgeschwüre und Flechten** vertreibt man durch öfteres Waschen mit Aqua phagedaenica; nur muß das Lecken durch Umschnallen eines Maulkorbes verhindert werden, weil das Mittel innerlich als Gift wirkt.

§. 31. **Eitergeschwüre** (Abscesse) werden durch einen Umschlag aus Honig, Roggenmehl und gebratener Zwiebel, oder durch täglich viermaliges Einreiben von Hasenfett bis dahin zusammengezogen, wo eine leichten Eindrucks mit dem Finger fähige Stelle bemerklich macht, daß und wo der Eiter sich gebildet hat. Unverzüglich ist dann zur Oeffnung dieser Stelle mit dem Messer zu schreiten, hiernächst aber, wenn der Hund das Geschwür

---

1) Noch bessere Dienste thut, nach des Verfassers Erfahrung, ein warmer Breiumschlag, bestehend aus einem Schwalbenneste, in Milch gekocht. W.

nicht belecken kann, dasselbe bis zur Heilung oft mit Wasser auszuwaschen und zu reinigen.

§. 32. Verrenkungen, wenn sie leicht sind, werden, nach erfolgter Einrichtung, durch öfteres Waschen mit einer gleichtheiligen Mischung von Seifenspiritus und Kamphergeist gehoben. Bei hartnäckigen Blatt- oder Keulenlähmungen, die bald Schwund zur Folge haben, muß man einen Tag um den andern Kienöl einreiben, auch wol an der leidenden Stelle ein nach §. 4 eingerichtetes Eiterband legen.

§. 33. Maulverrenkungen, die bei Hetzhunden oft vorkommen, hebt man mit warmen Umschlägen von Kamillen, Fliederblüten, Salbei und Majoran in Milch gekocht. Auch wäscht man die Kinnladen mit einer Abkochung von Kamillen und Schafgarbenblättern mit Essig.

§. 34. Von der Behandlung der gefährlichsten Fleischwunden, der Sauschläge, ist schon beim Wildschwein gesprochen worden. Hier nur noch soviel: Ist bei solchen Schlägen kein edler innerer Theil und das Netz nicht verletzt, so wird der Hund, insofern die Wunde gehörig und mit Vorsicht erweitert und das bei Unterleibsschlägen oft heraustretende Gescheide ordentlich reponirt, auch das Heften [1]) gut verrichtet wurde, meist davonkommen. Zeigt sich starke Geschwulst und Entzündung, so müssen kalte Ueberschläge von Essig und Wasser, worin viel Salz aufgelöst wird, oft gegeben werden. Die Diät darf nicht anders als mager sein.

Andere Fleischwunden an Körpertheilen, die der Hund belecken kann, bedürfen keiner fremden Hülfe. Wo aber die Zunge des Hundes nicht hinreichen kann, ist nur für Reinhalten und öfteres Waschen mit eiskaltem Flußwasser, höchstens mit blauem oder mit Goulard'schem Wasser zu sorgen.

§. 35. Ueber Beinbrüche, die ich nie behandelt habe, lasse ich Jester [2]) sprechen.

„Man suche zuvörderst die gebrochenen Knochen — und es kann dies nicht füglich eine Person allein verrichten — in ihre natürliche Lage zu bringen, welches dadurch bewirkt wird, daß man den Hund niederstreckt und das gebrochene Bein oben etwas über dem Bruch, eine zweite Person aber an dem andern Ende anfaßt und mit gleicher Kraft sanft ausdehnt, dann

1) Das Heften muß auch bei allen großen und tiefen Fleischwunden, deren Lippen sich ohne dieses nicht würden vereinigen können, stattfinden. Es geschieht, indem man mit einer gekrümmten Heftnadel, in deren langem Oehr ein seidener Faden, doppelt genommen, befindlich ist, die Haut der gegeneinander überstehenden Wundlippen durchsticht, diese mit dem Faden zusammenzieht, selbigen mit einem doppelten Knoten fest zusammenschürzt, dann abschneidet und so in gleichen Abständen, vom höherstehenden Ende der Wunde anfangend bis gegen das untere, wo eine Oeffnung zum Abfluß des Eiters bleiben muß, fortfährt. Wo Blutstillung nöthig und ohne Aderunterbindung möglich ist, dient dazu der sogenannte Bofist. W.

2) Ueber die kleine Jagd (3. Aufl.), IV, 169; I, 69.

aber allmählich nachläßt, damit die gebrochenen Theile wieder aufeinander kommen. Auf den Fall, daß lose, zum Theil abgebrochene Splitter hervorragen, muß die Wunde erweitert und der Splitter mit einem scharfen Messer abgelöst werden.

„Ist die Einrichtung geschehen, so wird, damit die gebrochenen Theile in der eingerichteten Lage bleiben, der Verband angelegt. Hierzu sind Schienen, Binden und Compressen nöthig, und diese müssen, noch ehe die Einrichtung geschieht, bereit gelegt werden. Die Schienen, welche von Pappendeckel verfertigt und nach der Größe des Bruchs abgepaßt werden müssen, werden zuerst auf folgende Weise angelegt:

„Man hält die Hand auf der eingerichteten Stelle, damit sie nicht aus der Lage kommt, dagegen der andere alle ungleichen Stellen mit Compressen ausfüllt und nun die Schiene so anlegt, daß die gebrochenen Theile nirgends ausweichen können, aber auch nicht zu sehr gedrückt werden. Hierauf werden die Binden, die gehörig lang und breit sein müssen, behutsam umgewickelt, wobei jedoch dafür gesorgt werden muß, daß sie weder zu fest noch zu locker angelegt werden. Ist etwa — und dies muß nicht übergangen werden — eine starke Geschwulst vorhanden, die die Einrichtung verhindert, so muß solche, ehe man etwas vornimmt, mit einem warmen Umschlage von Kamillen, Fliederblüten, Rosmarin und Thymian, die man im Wasser kocht [1]), zertheilt und dann mit der Einrichtung und dem Verbande vorgegangen werden. Man muß dahin sehen, daß der Hund sich ruhig halte und nicht bewege, damit desto eher eine Schwiele sich ansetzen kann. Der erste Verband darf unter 48 Stunden nicht abgenommen werden, es sei denn, daß der Hund starke Schmerzen empfindet, welches ein Zeichen ist, daß der Verband zu fest angelegt ist; da man denn nachsehen und dem Uebel abhelfen, auch den Verband bei großen Schmerzen öfters von außen mit Essig und Branntwein (besser kaltes Wasser und Essig) anfeuchten muß. Mit dem zweiten Verbande geht man nach 48 Stunden vor, legt dann nach 24 Stunden den dritten an und fährt damit bis zur Heilung fort, welche binnen vier Wochen durch Verknorpelung zwar erfolgt, jedoch das Anlegen eines neuen, dem vorigen ähnlichen Verbandes immer noch räthlich macht, bis nach weitern 14 Tagen der Knorpel hinlängliche Festigkeit erhalten hat, um dem Hunde jede freie Bewegung gestatten zu dürfen."

§. 36. Wird ein Hund von einem giftigen Thier gestochen oder gebissen, so ist Scarificiren der Wunde, Auswaschen derselben mit Salzsäure, die mit Wasser verdünnt wird, Auflegen eines mit spanischem Fliegenpulver

1) Ich glaube, Goulard'sches oder kaltes Brunnenwasser mit Essig und Salz oft übergeschlagen, wirkt besser. W.

bestreuten Heftpflasters und Unterhaltung der Eiterung durch eben dieses Mittel nöthig.

Dabei gebe man dem Patienten nichts als sauere dicke Milch in Menge zu fressen.

Unter neun Tagen lasse man die Wunde nicht zuheilen.

Zum Naschen geneigte, frei umhergehende Hunde verbrühen sich oft, indem sie auf den Küchenherd springen und Fleischtöpfe umreißen, um sich den Inhalt anzueignen; andere werden von dem Gesinde entweder aus Bosheit oder aus Unvorsichtigkeit verbrüht.

Rohlwes verordnet für diesen Fall, man solle gleich auf frischer That die verletzte Stelle mit frischem Kuhmist bestreichen, dieses Verfahren während der ersten Stunde und bis dahin, wo die Entzündung und mit ihr der Schmerz nachläßt, recht oft, späterhin aller zwei Stunden wiederholen, bis die Entzündung gänzlich unterdrückt ist.

Als ein noch wirksameres Mittel empfiehlt besagter Schriftsteller: Kalkwasser und Baumöl, von einem soviel als vom andern, in einem Glase so lange umzuschütteln, bis das Gemisch eine zähflüssige weiße Salbe gibt, damit die verletzte Stelle aller fünf Minuten frisch zu bestreichen, bis Entzündung und Schmerz vertilgt ist.

Nach Ammon leisten Ueberschläge von Weinessig, auch von frischen geriebenen Kartoffeln, wenn sie, bis die Entzündung gewichen ist, oft erneuert werden, bei Hunden wie bei Menschen gute Dienste. [1])

Uebrigens geht bei diesem wie bei jedem andern gegen Brandschaden angerühmten Mittel das Haar auf den verletzten Stellen für immer verloren.

§. 37. Hier folgt die Anzeige verschiedener Brechmittel:

1. Nieswurzabkochung oder Absud. Die Bereitung derselben ist schon im Kapitel vom Hasen, §. 20, gelehrt worden. [2])

   Soll dieselbe als Brechmittel wirken, so muß der Hund sich nach dem Waschen lecken; um dies zu bewirken, tauche man einen Schwamm in den lauwarmen Absud und drücke ihn, etwa 12 Zoll hoch über den Kopf des Hundes gehalten, aus, sodaß die Flüssigkeit auf den Scheitel tröpfelt, und so ziehe man mit der Hand von da an immer weiter nach hinten, bis über das Kreuz. Meistentheils fängt der Hund augenblicklich zu lecken an; dann kann man, wo es die Umstände verlangen, zum Einreiben der Flüssigkeit an den übrigen Körpertheilen fortschreiten.

---

1) Ebenso in Wasser aufgelöste Seife ziemlich dick aufgetragen. T.

2) a. a. O. ist weiße Nieswurz (weißer Germer, Veratrum album) dazu verordnet; die schwarze Nieswurz (schwarzer Germer, Veratrum niger) soll jedoch, besonders in den Fällen, wo auf die Haut gewirkt werden muß, noch bessere Dienste thun. W.

Sollte der Patient aber gar keine, oder nicht hinlängliche Lust zum Lecken bezeigen, so gibt man ihm 6—8 Gran pulverisirter Nieswurz, welche in drei gleich schwere Pillen getheilt werden und von halber zu halber Stunde eine davon eingesteckt wird, bis Erbrechen erfolgt. Zuweilen scheint während der Wirkung des Mittels der Hund völlig lenden- und kreuzlahm zu sein; das läßt aber bald nach, und seine Mehlsuppe wird ihm am Abend gewiß noch gut schmecken.

2. Acht Gran weißer Nieswurz und ebenso viel Ipecacuanhawurzel pulverisirt, untereinander gemengt und zu 5—6 Pillen geformt. Von halber zu halber Stunde gibt man eine, bis Wirkung erfolgt. Man kann aber auch jedes allein und zwar 8 Gran Nieswurz, oder 10—15 Gran Ipecacuanha reichen; doch auch nicht auf einmal.

3. Drei bis vier Gran Brechweinstein in einer halben Tasse warmen Wassers aufgelöst und von halber zu halber Stunde zwei Theelöffel voll eingegossen, bis der Hund sich erbricht. [1])

Auch hier will ich noch einmal bemerken, daß, wenn ein Brechmittel allzu stark den Hund anzugreifen scheint, der Wirkung desselben durch Einschütten von einem bis zwei Eßlöffel voll frischen Leinöls Einhalt geschehen kann.

§. 38. Verschiedene Abführungsmittel (Laxanzen):

1. Ein behaarter, in kleine Stücken zerschnittener Hasenbalg, vorzüglich ein frischer, in einem Maß Milch zu Brei gekocht und lauwarm dem Hunde zu fressen gegeben, wirkt, meiner Erfahrung zufolge, gelinde und sicher; doch versteht es sich, daß dies nur der Fall bei Hunden sein kann, die noch einige Freßlust bezeigen.

   Von gemeinen Jägern habe ich auch gesehen, daß sie im Nothfall Borsten von einer alten Schuhbürste mit sammt darin hängender Schmiere sehr klein schnitten und in Butter brieten. Der Hund leckte dies freilich nicht eben appetitliche Gericht gern auf und das Mittel wirkte gut.

2. Gummi guttae 12—15 Gran, wirkt zuverlässig, aber sehr stark.

3. Jalappenwurzelpulver 20—30 Gran und Rhabarber 10—15 Gran, mit Butter zur Pille geformt und eingesteckt, thut immer gute Dienste.

4. Weinsteinsalz 1 Quentchen,
   Pulverisirte Aloë 2 Scrupel,
   » Alantwurzel 3 Quentchen,

1) Keine Arznei wirkt bei Hunden glücklicher und schneller als das Brechmittel; bei keiner muß man aber vorsichtiger mit der Gabe sein. Deshalb hier noch einmal die Bemerkung, daß die oben angezeigte Dosis auf einen mäßig starken Hühnerhund und auf andere Rassen von gleicher Stärke berechnet ist. Dachshunde u. dgl. vertragen kaum die Hälfte. W.

Wachholderbrei oder Runkelrübensirup so viel als erforderlich, um Pillen, die für Mittelhunde die Größe einer mittelmäßigen Haselnuß haben, für schwächere aber verhältnißmäßig kleiner sein müssen, daraus zu fertigen.

Von diesen Pillen alle drei Stunden drei bis vier Stück zu geben, bis Laxiren erfolgt.[1] Wirkt sehr gut und greift doch nicht übermäßig an.

5. Rhabarber 25—30 Gran und Glauber= oder Seidschützer Salz, 10—15 Gran, in gebackene Pflaumen oder Pflaumenmus gewickelt, ist mit Nutzen in Fällen zu geben, wo der Kranke Hitze hat.

6. Zerfallenes Glaubersalz 1 Loth,
Rhabarber $1/2$ Quentchen,
Sennesblätter 10 Gran,
Cremor tartari 10 Gran, gemischt und in Pillenform oder als Latwerge gegeben, bewirkt gelindes Laxiren und greift gar nicht an.[2]

§. 39. Vorschriften für Klystiere:

1. Abgeklärte Hafergrütze oder lauwarme Milch, so viel als die Spritze faßt, wozu ein Eßlöffel voll Leinöl gerührt wird. Dies ist das am wenigsten Reizende.

2. Sennesblätter 3 Quentchen,
Kamillen und
Eibischkraut, von jedem drei Hände voll,
Anissamen, zerstoßen, 1 Loth.

Alles in einem Aufguß von einem Maß Kofent oder Bier gekocht und wenn dieses abgeseihet worden, einen halben Eßlöffel voll Küchensalz und 2 Loth Leinöl hinzugerührt.

3. Kamillenknospen eine Hand voll,
Eibischwurzel und
Fenchelsamen, von jedem 1 Loth, in einem Maß (2 Pfund) Wasser gekocht, durchgeseihet und 2 Unzen Leinöl, ingleichen, wenn es etwas reizen soll, einen halben Eßlöffel Salz hinzugefügt.

Nr. 2 und 3 thut in Koliken sehr gute Dienste, besonders wenn statt des Salzes in jedes Klystier 10—15 Tropfen von der Opiumtinctur gemischt werden.

4. Kümmelsamen und
Polychrestsalz, von jedem 2 Loth, in Wasser gekocht, durchgeseihet und 2 Loth Oleum chamom. coct. nebst 2 Unzen Olivenöl hinzugethan.

1) Nach Donauer's Vorschrift in Laurop's Annalen, Bd. 4, Heft 1, S. 73, Nr. 1.
2) Auch hier ist die Gabe auf Hunde von mittlerer Stärke berechnet.

5. Ein halbes Loth Seife und 1 Quentchen Anisöl in Milch gekocht und eine mäßige Quantität Sirup und Salz hinzugethan. Ist reizend.

6. Kamillenblumen 2 Loth,
   Eibischwurzel und
   Fenchelsamen, von jedem $1/2$ Loth,
   Mohnköpfe, grün abgeschnittene, getrocknete, 1 Loth, in 2 Pfund Wasser gekocht, durchgeseihet und zwei Eßlöffel Baumöl hinzugesetzt.

Ist, ohne zu reizen, erweichend, krampf- und schmerzstillend, also bei Kolik und bei andern, Entzündlichkeit anzeigenden Fällen vorzüglich zu wählen.

Alle obigen Klystiere sind lauwarm zu geben. Der Stempel darf dabei nicht in einem fort, sondern in kleinen Absätzen in den Spritzencylinder hineingeschoben werden.

Deutsch-französisches

Wörterbuch der Jägersprache,

welches besonders die

bei der Hirschjagd

gebräuchlichsten Ausdrücke enthält.

Vorerinnerung.

Nachstehendes Wörterbuch ist das Werk eines Mannes, welcher zufolge vieljähriger Erfahrung eher als mancher andere im Stande war, die wenig bekannte französische Jägersprache in die deutsche, wie sie vorzüglich im Dessauischen üblich ist, überzutragen.

Der würdige, schon vor mehrern Jahren verstorbene Verfasser bestimmte es ursprünglich nur als Manuscript zum Privatgebrauch der Herren und Damen am dessauischen Hofe, gab aber meiner Bitte, auch meinen Lesern ein Geschenk damit zu machen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sein Vorbericht wörtlich abgedruckt würde, gefälligst nach. Hier ist er:

„Jede Kunst und Wissenschaft hat für die Dinge, mit denen sie sich beschäftigt, sowie für ihre Beschäftigungen selbst, ihre eigenthümlichen Benennungen. Die Jagd hat sie auch, in der französischen sowol als in der deutschen Sprache.

„Da nun die französischen Kunstwörter der Jagd wenig bekannt sind und die Herren und Damen unsers Hofes dennoch oft in den Fall kommen, daß sie sich mit Ausländern, welche die hiesige Jagd besuchen, in französischer Sprache von derselben unterhalten müssen, so liefere ich ihnen hier ein kleines Wörterbuch zu diesem Behuf.

„Für die Richtigkeit der darin enthaltenen Ausdrücke getraue ich mir insofern zu stehen, als ich sie fast alle aus zwei französischen Schriften über die Jagd mit allem Fleiß gezogen habe. Die erste führt den Titel: «Les Dons des Enfans de Latone: la Musique et la Chasse du Cerf, Poëmes dédiés au Roi» (Paris 1734), deren zweite Hälfte ein völliges System der Parforcejagd in Form eines Lehrgedichts in sechs Gesängen enthält. Das andere Werk heißt: «Amusemens de la Chasse et de la Pêche etc.» (2 Thle., 5. Aufl., Amsterdam und Leipzig 1743).

„Da ich aber bei meinem Studium der französischen Jägersprache fast nur auf diese zwei kleinen Werke eingeschränkt war und mir die

größern eines Fouilloux und eines Salnove nicht zu Gebote standen, so war es mir unmöglich, dieser Sammlung eine größere Vollständigkeit zu geben.

„Eine andere Ursache des Mangels an französischen Benennungen gewisser, bei unserer Jagd eingeführter Sachen liegt in der Verschiedenheit des Klimas und der Gebräuche. Wenn bei einem Volk die Sache oder Sitte selbst nicht bekannt ist, so hat es auch kein Wort dafür in seiner Sprache. Man wird sich also in solchen Fällen mit Umschreibungen behelfen müssen, dergleichen ich auch einige hier vorgeschlagen habe.

„Um, besonders meinen Leserinnen, den Gebrauch dieses Wörterbuchs zu erleichtern, habe ich vielen Wörtern sogleich ganze Redensarten oder Phrasen beigefügt, die sie in Verbindung mit andern zeigen. Deren sind viele aus den obengenannten Schriften entlehnt, andere aber nach der Analogie gebildet.

„Indem ich nicht zweifle, daß diese Sammlung in der Folge noch um vieles verbessert und vermehrt werden kann, hoffe ich doch auch dem ersten Bedürfnisse durch sie abgeholfen zu haben; und so empfehle ich sie sammt ihrem Verfasser der Nachsicht und Gewogenheit derer, welche mich zu dieser Arbeit ermuntert haben.

Dessau, den 1. September 1802.

— —“

Weit entfernt von der Anmaßung, etwas an dieser Arbeit verbessern zu wollen, glaube ich doch dem Verfasser keineswegs zu nahe zu treten, wenn ich da, wo die von ihm gewählten deutschen waidmännischen Ausdrücke von denen in Kursachsen eingeführten abweichen, dies in einer Note anzeige.

aus dem Winckell.

A.

Abfangen, Donner le coup d'épée. Wer hat den Hirsch abgefangen? Qui a donné le coup d'épée au cerf?

Abkommen von der Fährte, verlieren, Tomber en défaut, Être en défaut. Die Hunde haben verloren, sind abgekommen, Les chiens sont en défaut, ils sont tombés en défaut.

—. Der **Ort**, wo man abgekommen ist, le défaut. Wir haben den Ort verbrochen, wo wir abgekommen sind, Nous avons brisé le défaut.

Abkommen von der Jagd (von den mitreitenden oder fahrenden Dilettanten), s'écarter de la menée. Unvermerkt war ich abgekommen, Insensiblement je m'étais écarté de la menée.

Ablösen, bei der Cüree, Enlever. Löset die Keulen ab, Enlevez les cuisses. Man löset sogleich den rechten Vorderlauf ab, um ihn dem Fürsten zu überreichen, On enleve d'abord le pied du cerf pour le présenter au maître.

Abnehmen die Hunde, Enlever la meute. Man nimmt die Hunde ab, wenn sie falsch jagen, On enlève la meute quand elle prend le change.

Abrufen (fortführen) die Hunde, Entrainer la meute. Jetzt ruft man die Meute ab, um sie zur Anjagd zu führen, A présent on entraîne la meute pour le conduire au laisser-courre.

Abwerfen das Gehörn, Mettre bas, Jetter sa tête. Dieser Hirsch hat noch nicht abgeworfen, Ce cerf n'a pas mis bas encore.

Das Abwerfen und Wiederaufsetzen der Hirsche zusammen heißt Changer de tête, auch Muer. Les cerfs muent au commencement de Mars, et leur tête ne se refait que vers la mi-Juillet; s. **Aufsetzen**.

Aesen, Viander. Le cerf ne mange pas, il viande.

Aesung, le Viandis. Das Rothwild hat jetzt schlechte Aesung, Le fauve maintenant a peu de viandis.

Aesung auf den Feldern, les gagnages. Der Hirsch tritt des Nachts heraus, um auf den Feldern zu äsen, Le cerf débuche pendant la nuit pour aller aux gagnages.

Aesung des Schwarzwildes, les mangeures, le mangis. Das Schwarzwild thut den Feldern durch die Aesung großen Schaden, Les bêtes noires sont nuisibles aux champs à cause des mangeures quelles y cherchent.

Angehendes Schwein, un sanglier en son quartan.

Anjagen, Attaquer. Welchen Hirsch wird man heute jagen? Quel est le cerf qu'on attaquera aujourd'hui? Es war nicht der Hirsch, den man angejagt hatte, Ce n'était pas le cerf qu'on avait attaqué.

—. Der **Ort der Anjagd**, le laisser-courre. Wenn der Hirsch hier herausgeht, so wird diese Wiese eine schöne Anjagd machen, Si le cerf débuche ici, ce pré sera un beau laisser-courre. Ich habe dasselbe Pferd von der Anjagd bis zum Halali geritten, J'ai monté le même cheval depuis le laisser-courre jusqu'à la mort du cerf.

Anlegen, Donner — Livrer le cerf aux chiens. Man hat um zehn Uhr angelegt, C'était à dix heures qu'on a donné le cerf aux chiens. Waren sie bei dem Anlegen? Y-étiez-vous quand on donnait le cerf aux chiens?

Ansprechen, Juger des ages d'une bête. Es wird von einem guten Jäger erfordert, daß er das Wild richtig anzusprechen verstehe, Il est essentiel à un bon chasseur de savoir bien juger des ages d'une bête.

In vielen Fällen muß Ansprechen mit Dire ausgedrückt werden, z. B. Zwei Jäger hatten ihn für einen Hirsch vom ersten Kopf jagdbar angesprochen; er war aber nur schlecht jagdbar, Deux chasseurs l'avaient dit cerf de dix-cors, mais il n'était que cerf de dix-cors jeunement.

Anstand, l'affût. Auf den Anstand **gehen**, Aller à l'affût, Prendre un affût. Auf dem Anstand **stehen**, Se tenir à l'affût.

Athem. Die Hunde und Pferde in Athem setzen, Mettre les chiens et les chevaux en haleine.

Aufbrechen das Wild, Fendre, Ouvrir.

Aufnehmen (von den Hunden), Rencontrer, Assentir la voie. Hier nehmen die Hunde auf, C'est ici que les chiens rencontrent. Die Hunde wollen nicht aufnehmen, les chiens n'assentent pas la voie.

Aufsetzen das Gehörn, Refaire les bois, Revenir de tête, Renouveler la tête. Dieser Hirsch hat schon wieder aufgesetzt, Ce cerf est déjà revenu de tête, oder il a déjà du refait, oder son bois est refait.

—. Das **neuaufgesetzte Gehörn**, le refait. Mein Namenshirsch hat dieses Jahr ein besseres Gehörn, Ce cerf qui porte mon nom a le refait plus paré cette fois, oder son Refait porte plus d'andouillers cette fois, oder il a poussé des cors plus hauts et plus nombreux.

Aufsprengen, Faire bondir. Die jungen Hunde haben einen frischen Hirsch aufgesprengt, Les jeunes chiens ont fait bondir un cerf frais.

Bondir kann man nur von großem Wild bis zum Reh, aber nicht vom Schwarzwild sagen. Von diesem heißt es Faire partir oder Débucher. Vom kleinen, als von Hasen, Rebhühnern u. dgl. heißt es Faire lever.

Augensprosse, l'andouiller.

Die Enden des Gehörns heißen zwar auch sämmtlich andouillers. Braucht man dieses Wort aber im engern Verstande und in der einzelnen Zahl, so bedeutet es die Augensprosse; z. B.: Der rechte Hirsch hat sehr lange Augensprossen, Le cerf de meute a l'andouiller très-long.

Auseinander (von der Meute), la meute est débandée.

Ausführen, die Hunde, Mener les chiens à l'ébat.
Auswammen, Vuider le ventre.
Ausziehen [1]), das Wild, Dépouiller. Man zieht den Hirsch aus, um Cüree zu machen, On dépouille le cerf pour faire la curée.

B.

Bache, la laie. Eine junge oder jährige Bache, Une bête de compagnie.
Bau, des Fuchses, la tannière; des Dachses und des Kaninchens, le terrier. Zu Baue gehen, Se terrer. Der Fuchs geht zu Baue, sobald er Hunde wittert, le renard se terre dès-qu'il a le vent des chiens.
Bestätigen, Détourner. In Frankreich jagt man keinen Hirsch, ohne ihn vorher bestätigt zu haben, en France on ne court pas le cerf, qu'il n'ait été détourné. Das **Holz**, wo das bestätigte Wild steht, heißt l'enceinte.
Bett des Hirsches, le lit, la reposée.
Betze von Parforcehunden, la lice.
Blatt, als eine Strafe der Jäger oder Jagdliebhaber. Auch dafür findet sich kein Ausdruck in den beiden französischen Schriften, die ich vor mir habe. Vermuthlich kennt man diese Bestrafung in Frankreich gar nicht, sondern die Jagdliebhaber büßen ihr Versehen durch eine an die niedere Jägerei zu zahlende Geldstrafe. Auf diese Vermuthung führt mich folgende, in dem Gedicht „Diane, ou les Loix de la Chasse du Cerf", Gesang 6, Note a, S. 265, angebrachte Bemerkung: „On ne doit point avoir de gants pendant la curée; et quand les valets de chiens surprennent quelque jeune veneur avec ses gants, ils sont en droit de lui demander de quoi boire." Hier wäre offenbar der Fall, wo die Strafe des Blattes eintreten sollte, wenn sie in Frankreich bekannt wäre. Das schon erwähnte „Dictionnaire à l'usage des deux nations" enthält über diesen Artikel Folgendes: „Das Waidmesser bekommen: Recevoir des coups de plat d'un couteau sur le derrière pour avoir commis quelque faute contre les règles de la chasse." Diese Umschreibung drückt wenigstens die Sache deutlich genug aus.
Blatt oder **Waidmesser**. Da ich dafür kein Wort in den französischen Schriften über die Jagd finde, so schreibe ich Folgendes aus dem „Dictionnaire à l'usage des deux nations" ab: „Waidmesser, Couteau de chasseur [2]) pour éventrer la bête", und überlasse es den Lesern, ob sie sich dieser Umschreibung, in Ermangelung eines kürzern Ausdrucks, bedienen wollen.
Blätter des Wildes, les epaules.
Brechen (von dem Schwarzwild), Fouiller. Die wilden Schweine haben in diesem Felde gebrochen, Les sangliers ont fouillé ce champ. Das

---

1) Dieser Ausdruck ist meines Wissens nur im Dessauischen üblich. Sonst pflegt man zu sagen „die Haut ablösen". W.

2) Nach dem „Grand Dictionnaire Royal" (Frankfurt a. M. 1690): Couteau de veneur. W.

Land, welches die Sauen aufgebrochen haben [1], le boutis. In diesem Forste haben die Sauen stark gebrochen, Cette forêt est toute remplie de boutis. Diese Wiese ist ganz aufgebrochen, Ce pré n'est que boutis.

Bruch, als eine Zierde der Jäger und Jagdliebhaber, die bei dem Fang zugegen gewesen sind. Dafür gibt es kein französisches Wort. Höchst vermuthlich ist es in Frankreich gar nicht Sitte, Brüche zu nehmen. In dem Gedicht „Diane, ou les Loix de la Chasse du Cerf", welches doch die Cüree mit allen in Frankreich gebräuchlichen Umständen beschreibt, wird nichts von einem solchen Ehrenzeichen erwähnt. Da nun die Wörterbücher auch davon schweigen, so wird man sich auch hier gegen Ausländer der Umschreibung bedienen müssen. Vielleicht drückte folgende die Sache kurz und deutlich aus: Le Rameau dont se parent les chasseurs après la mort de la bête courue.

Bruch, um etwas bei der Jagd zu bezeichnen, la brisée. Liegt der Zweig auf der Erde, so heißt er basse-brisée; hängt er noch eingeknickt an dem Baum, so heißt er haute-brisée.

Brunft, Brunftzeit [2], le rut. Der Hirsch tritt im Anfang des September auf die Brunft, und tritt in der Hälfte des October wieder ab, Les cerfs entrent en rut au commencement du mois de Septembre, et le finissent à la mi-Octobre.

Der Anfang der Brunft, wo der Hirsch nach den Thieren zieht, heißt la muse.

Brunften, auf der Brunft stehen, Être au rut. Einige Hirsche stehen noch auf der Brunft, Quelques cerfs sont encore au rut. Die Thiere brunften später [3] als die Hirsche, Les biches entrent plus tard dans le rut que les cerfs.

Brunfthirsch, un cerf au rut.

C.

Change, le change. Change nehmen, Prendre le change. Durch Change gut fortjagen, Garder le change. Der Hirsch steht bei Change, le cerf est accompagné de change.

Contrafährte, le contre-pied, le retour. Die Contrafährte nehmen, Prendre le contre-pied, Prendre le pied à reculon. Dieser Hund hat die Contrafährte gut ausgemacht, Ce chien a su démêler le contre-pied.

Cüree, la curée, la mouée.

Cüree machen, Faire curée, Donner la curée aux chiens. Man sagt aber auch Faire la curée, z. B. On fait la curée du lièvre aussi bien que du cerf. Die Hunde bei der Cüree bis zum Signal zurückhalten, Défendre la curée. Zur Cüree blasen, Sonner la curée.

---

1) Das Gebrech. Doch wird dieser deutsche Ausdruck — dann aber Gebräch zu schreiben — auch von dem Theil des Kopfs an der wilden Sau gebraucht, welcher beim zahmen Schwein Rüssel heißt, und dann im Französischen durch Hure oder Boutoir gegeben. Vgl. „Grand Dictionnaire Royal" (Frankfurt a. M. 1690). W.

2) Nach Cuvier Temps du Rut. W.

3) Oder vielmehr der Brunfttrieb erwacht später beim Thiere. W.

La mouée macht eigentlich nur den ersten Theil der französischen Cüree aus und besteht aus dem Schweiße des Hirsches mit Brot und Milch vermengt, welcher den Hunden auf der Haut des gejagten Hirsches gegeben wird. Den zweiten Theil macht das Gerippe des Hirsches aus, welches le coffre heißt und 30 Schritt von der mouée entfernt liegt. Der dritte Theil enthält das Gescheide, welches auf einer hölzernen Gabel steckt und den Hunden mit einigen Umständen gereicht wird.

D.

Dachs, le taisson. Hundedachs, un taisson canin. Schweinedachs, un taisson porcin.[1])

Dachsgraben, Creuser le terrier d'un taisson.

Dachshund, le basset.

Damhirsch, le daim. Damthier, la daine. Die französischen Jäger sprechen dine aus.

Dickicht, le fort. Der Hirsch ist wieder in das Dickicht gegangen, Le cerf est rentré dans le fort. Er will nicht aus dem Dickicht gehen, Il se fait battre dans le fort.

Durchgehen (von den Hunden), s'emporter. Mit etwas durchgehen, s'emporter sur quelque bête. Die Hunde sind mit einem andern Hirsch durchgegangen, Les chiens se sont emportés sur un autre cerf.

Durchsuchen, Fouler, Battre. Wir wollen das Ufer der Elbe durchsuchen, um dem Hirsch wieder auf die Spur zu kommen, den man hat aussteigen sehen, Nous irons fouler le rivage de l'Elbe, pour retrouver la voie du cerf qu'on a vu sortir de la rivière. Die Jäger durchsuchen mit einigen Hunden das Holz, wo der Hirsch hineingegangen ist, Les chasseurs avec quelques chiens battent le pays où le cerf s'est rembuché.

E.

Eisbein, les flancs.

Enden des Gehörns, les cors, les andouillers, les chevilles, les doigts, les epois. Die gebräuchlichsten sind cors und andouiller. Ein Hirsch von vierzehn Enden, Un cerf de quatorze cors.

Richtiger ist es aber gesprochen, wenn man sich bei Erwähnung der Zahl der Enden der Wörter Tête und Porter bedient; z. B.: Wie viel Enden hatte der Hirsch? Er hatte sechzehn ungerade, Combien portait la tête du cerf? Elle portait seize mal-semés.

Enden oder **Endigen**, Rendre les derniers abois. Sie kommen zu spät, der Hirsch hat schon geendet, Vous arrivez trop tard, le cerf a déjà rendu les derniers abois.

F.

Fährte, besonders des Rothwildes, Damwildes und Rehes, la voie, le pied (der Tritt), l'erre. Das gebräuchlichste ist la voie. Fährte im

---

1) Obiger Unterschied findet bekanntlich in der Natur nicht statt. W.

Grase oder Laub, la foulée und foulure.[1]) Fährten auf dem Schnee, les surneigées, auf beregnetem Boden, les surplues.[2]) Folgende Redensarten sind von den Hunden gebräuchlich: Auf die Fährte kommen, Rencontrer. Hier kommen die Hunde auf die Fährte, Ici la meute rencontre. Auf der Fährte bleiben, Tenir la voie. Emsig auf der Fährte jagen, Se coler sur la voie. Fest auf der rechten Fährte bleiben, und nicht Change jagen, Garder le change. Die Fährte verlieren, davon abkommen, Perdre la voie, Tomber en défaut. Wieder auf die Fährte kommen, Reprendre la voie. Die Hunde wieder auf die Fährte bringen, Remettre les chiens sur la voie.

Fährte des Fuchses, le pied; — Hasen, les voies; — Schwarzwildes, la trace.

Fangen, Prendre.

Farbe des Wildes, le pelage. Der rechte Hirsch ist von dunkelbrauner Farbe, Le cerf que l'on court a le pelage brun foncé. Farbe der Hunde, la robe. Dieser Hund ist schön gezeichnet, Ce chien a une belle robe.

Fegen, s. **Schlagen**.

Fehlen, Nicht fangen, Demeurer en défaut. Die Jagd ist nicht gut gegangen, sie haben nicht gefangen, Les chasseurs n'ont pas été heureux, ils sont demeurés en défaut.

Man bemerke den Unterschied zwischen Tomber en défaut und Demeurer en défaut. Das erste wird gebraucht, sobald Jäger und Hunde von dem rechten Hirsch abkommen; das zweite nur, wenn sie ihn gar nicht wiederfinden und also eine Fehljagd machen.

Feist (das), la venaison. Der Hirsch war sehr feist, Le cerf était rempli de venaison. Im Monat August sind die Hirsche am feistesten, C'est au mois d'août que les cerfs ont le plus de venaison. Wollen Sie ein feisteres Stück? Désireriez-vous un morceau qui ait plus de venaison?

Feistzeit, la venaison; — des Rothwildes, la cervaison; — des Schwarzwildes, la porchaison.

Flüchtig gehen, Aller fuyant, Hâter son erre. Da ist unser Hirsch; wie geht er flüchtig, Voilà le cerf de meute, ah! qu'il hâte son erre.

Fortziehen, Geradeausgehen (vom Wild), Tirer le long. Nachdem der Hirsch ein paarmal im Kreise herumgezogen war, entschloß er sich, fortzugehen, Le cerf après avoir tourné deux ou trois tours à l'entour du même lieu, prit son parti de tirer de long.

Wenn dieses, wie gewöhnlich, nicht fern vom Anlegen geschieht, und die Hunde gut beisammen sind, so nennen es die französischen Jäger une bonne rendonnée.

Frischling, le marcassin.

Fuchs, le renard. Der Fuchs kriecht zu Baue, Le renard se terre.

Fuchsgraben, Fouiller le renard. Den Fuchs ausgraben, Déterrer le renard, le tirer du fort. Man hat die Füchsin mit vier Jungen ausgegraben, On a déterré la renarde avec quatre renardeaux.

---

1) Dieser Ausdruck wird meines Wissens überall gebraucht, wo von Fährten die Rede ist, welche sich im Erdboden ausgedrückt haben. W.

2) Sollte dieser Ausdruck nicht vielmehr von Fährten gelten, in welche es geregnet hat? W.

G.

Geäfter oder Oberrücken des Rothwildes, les os.
Gefege, la frayeure, les lambeaux. Der Hirsch äset sein Gefege, Le cerf viande ses lambeaux. Der Schweiß, welcher zuweilen noch an den Bäumen zu sehen ist, woran der Hirsch geschlagen hat, heißt les rougeurs.
Gehörn, Geweih, la tête, le bois. Ein ansehnliches Gehörn, une belle tête. Ein gut verecktes Gehörn, une tête bien née. Ein gerades Gehörn (mit gleicher Anzahl von Enden auf jeder Stange), une tête bien semée, bien chevillée. Ein ungerades Gehörn, une tête mal-semée. Ein weites Gehörn, une tête ouverte. Ein enges Gehörn, une tête rouée. Ein Kronengehörn, une tête couronnée. Ein Handgehörn, une tête paumée.
Gejagt (vom Hirsche), Mal-mené. Ich habe einem gejagten Hirsch begegnet, J'ai rencontré un cerf mal-mené; s. Müde gejagt.
Gejackt (von den Hetzhunden), Chiens armés.
Gelünge oder Geräusche, les menus-droits.
Gescheide, besonders des Hirsches, le forhu.
Gestalt des Hirsches (seine Größe und Stärke), le corsage.
Gewehr des wilden Schweines, les défenses.

H.

Hase, le lièvre. Häsin, la haze. Ein junger Hase, un jeune lièvre. Ein kleiner Hase, un levraut. Ein Hase im Lager, un lièvre au gite, un lièvre en forme.
Hauendes Schwein, un sanglier miré. Ein Hauptschwein, un vieux sanglier miré.
Haut (vom Roth- und Damwild und vom Reh), la nappe.
Helfen, wie die Jäger bei der Parforcejagd thun, indem sie die Hunde beobachten, ihnen zusprechen u. dgl., Appuyer les chiens; s. Hülfe.
Hesse, le jarret. Die Hunde liegen ihm (dem Hirsch) in den Hessen, Les chiens mangent le jarret.
Hessen, die Hessen abschlagen, Couper le jarret.
Hetze, le courre. Doch bedeutet dieses mehr den Ort, wo die Hetze steht, als die Hunde. So z. B. Hier ist ein schöner Platz zum Hetzen, Voilà un beau courre.
Hetzen, Chasser au levrier, Chasser à sourre. Sauen hetzen, Chasser les sangliers à courre. Hasen hetzen, Chasser les lièvres au levrier. Hier jagt man die Hasen nicht parforce, man hetzt sie, Ici on ne court pas les lièvres, on les chasse au levrier.
Hetzhund, le levrier.

Levrier bedeutet gar nicht allein den Windhund, sondern jede leichte und schnelle Gattung von Hunden, die man zum Hetzen gebraucht. So belehren mich die „Amusemens de la Chasse et de la Pêche" (5. Aufl.), Thl. 2, sowol in dem diesem Theil angehangenen „Dictionnaire des termes de Chasse", als auch S. 96 und 151, wo unter der Benennung Levrier unsere Hetzhunde ganz genau beschrieben sind. Nach diesem Buche heißen die

Hetzhunde, wie sie hier zur Saujagd gebraucht werden, Levriers à sang-

liers. Die schwerere Gattung von Hunden, die man anderwärts zur Unterstützung der Hetzhunde gebraucht, als Bullenbeißer u. dgl. heißen dogues.

Hetzleine, la lesse. Diese Hunde lassen sich noch nicht gut an der Leine führen, Les chiens ne sont pas encore instruits à aller en lesse.

Hirsch oder Rothhirsch, le cerf. Ein guter Hirsch, un vieux cerf. Ein starker oder Kapitalhirsch, un grand vieux cerf. Der Hirsch hat sich zu andern gesellt, le cerf est accompagné de change. Das übrige s. bei Kopf.

Hirschkalb, un faon. (Man spricht Fan aus.)

Holz, le bois. Ein Theil des Waldes, ein Gehölz, un pays. Sie sind von diesem Theil in einen andern gezogen, Ils sont passés de ce pays dans un autre. Ein großes Holz, oder großer Theil des Waldes, un grand pays. Ein kleines Gehölz, un buisson. Vorholz, Ende oder Spitze eines Waldes, les aculs d'une forêt. Hochstämmiges Holz, les futaies, un bois de haute futaie. Ein Hauicht, un taillis. Ein lichtes Gehölz, Theil des Waldes, der sehr ausgeholzt ist, une clairière. Junger Anflug, la spée. Aus dem Holze ziehen (vom Wilde), Débucher. Dort geht das Schwein heraus, Voilà le sanglier qui débuche. Wieder in das Holz ziehen, Se rembucher. Der Hirsch ist wieder in das Holz gegangen, Le cerf s'est rembuché.

Rembucher wird auch activ gebraucht und bedeutet das Wild zu Holze treiben, es bis wieder dahin begleiten. So z. B. Weil Sie zu früh hetzten, haben Sie das Schwein wieder in das Holz gejagt, Ayant laissé-courre trop tôt, vous avez rembuché le sanglier.

Hühnerhund, le chien d'arrêt, le chien ferme, chien couchant.

Hülfe des Jägers bei den Hunden, l'Appui. Mit der Hülfe eines Jägers würden diese Hunde den Hirsch bald relanciren, Avec l'appui d'un chasseur ces chiens relanceraient bientôt le cerf.

Hunde, die folgsam und gut zusammengehen, Chiens bien ameutés; — welche nicht gut zusammengehen, Chiens mal-ameutés. Kluge, vorsichtige Hunde, welche gut durch Change jagen, Chiens de tête, chiens sages. Sichere Hunde, Chiens de confiance, chiens de créance. Hunde, die nicht Fährte halten, Chiens dont le nez voltige. Ein schön behangener Hund, un chien bien coiffé. Diese Hunde jagen hitzig, Ces chiens s'échauffent sur la voie. Die Hunde wollen nicht in das Wasser, Les chiens répugnent à l'eau. Die Hunde sind dicht an dem Hirsch, La meute est aux talons du cerf.

J.

Jagd, la chasse. So bekannt dieses Wort ist, verdient es doch noch folgende Bemerkung. La chasse, mit dem Genitiv des Wildes gebraucht, bedeutet meistens die Parforcejagd, oder daß dieses Wild forcirt wird; mit dem Dativ bedeutet es jede andere Art von Jagd. Also: die Hasenparforcejagd, la chasse du lièvre, die Hasenjagd mit der Flinte und dem Hühnerhunde, oder Klapperjagd, la chasse au lièvre; s. Jagen und Parforcejagd.

Jagd, soviel als der Gang, den sie nimmt; den Weg, den das Wild mit der Meute bis zu Ende macht, la menée. Er hat die ganze Jagd mitgemacht, Il a toujours été à la menée. Ich bin immer bei der Jagd geblieben, Je ne me suis pas éloigné de la menée. Man muß gute Pferde haben, um bei der Jagd bleiben zu können, Il faut des bons chevaux pour suivre la menée.

Jagd (ein Collectivum), soviel als die sämmtlichen zur Jagd gehörigen Leute, Hunde und Pferde, l'equipage de chasse. Die Jagd kommt zurück, l'equipage rentre.

Jagdbar (vom Hirsch), Cerf de dix-cors, oder Cerf dix-cors. Schlechtjagdbar, Cerf dix-cors jeunement.

Jagdpferd, Cheval de chasse. Unsere heißen aber richtiger des coureurs. Denn so heißen bei der französischen Jagd alle englisirte oder coupirte Jagdpferde. Man muß die leichtesten Pferde auf Relais in der hohen Heide stellen, Il faut placer un relais de coureurs bien vites dans les futaies.

Jagen, Chasser. Dieses Zeitwort wird bald mit dem Dativ, bald mit dem Accusativ des Gegenstandes der Jagd gebraucht. Ist die Rede von der sogenannten kleinen Jagd, vom Hasen- oder Rebhühnerschießen, vom Tirassiren u. dgl., wozu keine großen Anstalten nöthig sind, so braucht man es mit dem Dativ. Z. B. Je vais à la campagne de mon ami pour y jouir des plaisirs de la chasse. — A quoi chasserez-vous? — Aux perdrix, aux lièvres, aux canards etc. Braucht man es aber von großen, mit mehrerm Aufwand verbundenen Jagden, als von der Sauhetze, und besonders von der Parforcejagd, so nimmt es den Accusativ zu sich. Z. B. J'entends parler de la chasse et de la meute du prince de D. Qu'y chasse t-on? — On y chasse le cerf. Autrefois on y chassait le lièvre, puis le renard et le daim. On y chasse aussi les sangliers avec le vautrail et à courre.

Juchen, um jemanden herbeizurufen, Houper. Es wird mit dem Accusativ gebraucht. Seinem Kameraden juchen, Houper son camerade.

K.

Kaninchen, le lapin. Zahme Kaninchen, Lapins de clapier. Wilde Kaninchen, Lapins de garenne. Kaninchen frettiren, Chasser au lapin avec le furet, oder Chasser le lapin au furet, oder fureter.

Kehlbraten, les noeuds.

Keiler, wenn er zwei und ein halbes Jahr alt ist, le sanglier; wenn er jünger ist, le ragot; wenn er über drei Jahre ist, un sanglier en son tieran; wenn er über vier Jahre alt ist, un sanglier en son quartan; s. **Angehendes Schwein**.

Die Benennung Sanglier kommt also nach der französischen Jägersprache dem Keiler nur eine kurze Zeit ganz allein zu, da sie ihn vor diesem Alter Ragot und nachher mit Beifügung der Jahre benennt.

Kennzeichen, woran man einen Hirsch oder irgendein Wild von dem andern dieser Art unterscheidet, les connaissances. Er kennt unsere Hirsche sehr genau, Il ne lui échappe aucune connaissance de nos cerfs. Die

46*

Kennzeichen angeben, beschreiben, Déclarer les connaissances. Er hat uns den Hirsch genau beschrieben, Il nous a déclaré toutes les connaissances sur le cerf en question.

Dasjenige, woran man ein Wild von dem andern unterscheidet, wird durch par mit connaissance verbunden. So z. B. die Kennzeichen am Geweihe, an der Fährte, an der Losung u. dgl., les connaissances par la tête, par le pied, par les fumées etc.

Kopf, als eine Bezeichnung des Alters der Hirsche. Davon gibt es folgende Benennungen:

—. Hirsch vom zweiten Kopf, Cerf à sa seconde tête, oder Cerf de refus.

—. Hirsch vom dritten Kopf, Cerf à sa troisième tête, oder un porte-six.

—. Hirsch vom vierten Kopf, Cerf à sa quatrième tête.

Vom Spießer an bis zum fünften Kopf heißen sie auch sämmtlich jeunes cerfs.

—. Hirsch vom fünften Kopf, oder schlecht jagdbar, Cerf de dix cors jeunement, oder Cerf dix cors jeunement.

—. Hirsch vom ersten Kopf jagdbar, Cerf de dix cors, oder Cerf dix cors.

—. Hirsch vom zweiten Kopf jagdbar, vieux cerf.

Noch weiter hinaus heißt der Hirsch bei den französischen Jägern ohne Unterschied grand vieux cerf.

Kreisen, wie die Hunde zu thun pflegen, um der Fährte gewiß zu sein, Faire le renceint.

Krone am Gehörn, l'empaumure.

Kummer [1]) des Wildes, l'ennui. Ein Kümmerer, un cerf qui a de l'ennui.

Kuppeln (die Hunde), Harder les chiens. Loskuppeln, Découpler.

Kurzwildbret, les daintiers.

L.

Lager des Schwarzwildes, la bauge; — des Hasen, le gite.

Lauf eines Wildes, le pied. Der rechte Vorderlauf, welcher nach geendeter Hirschjagd dem Fürsten überreicht wird, heißt schlechtweg le pied du cerf.

Laut der Parforcehunde, la Menée. Dieser Hund hat eine treffliche Stimme, oder Laut, Le chien a la menée éclatante, oder Il a bonne gorge, Il a grand son de voix.

Laut jagen (von den Hunden), Chasser de gueule. Mit vollem Geläute, mit vollem Halse jagen, Chasser à grands cris.

Laut sein oder laut werden (von den Jagdhunden), Crier. Les chiens courants n'aboyent pas, ils crient. Laut sein zur Unzeit, Clabauder, caqueter.

Leithund, le limier, oder Chien de trait.

List oder Finten des Hirsches oder andern Wildes, la ruse. Der Ort, wo der Hirsch nach verschiedenen Retouren und Finten anfängt gerade fortzugehen, heißt le bout de la ruse. Nachdem dieser alte Hund oft umgekehrt war, machte er den Ort aus, wo der Hirsch gerade fortgegangen

1) Das Kümmern.

war, und jagt nun vorwärts, Ce vieux chien après avoir fait bien de retours sur soi, a démêlé le bout de la ruse et suit en avant sa quête; s. Schleichen.

Listig, oder arglistig, Rusé. Der Hirsch, den man heute jagen will, wird für sehr arglistig gehalten, Le cerf qu'on va attaquer aujourd'hui passe pour être très rusé.

Loslassen, die Hunde, Loshetzen, Laisser-courre. Bei der Sauhetze muß man ja nicht zu zeitig hetzen, A la chasse du sanglier on doit se garder de ne pas laisser-courre trop tôt.

Losung des Rothwildes, les fumées; — des Schwarzwildes, les laissées. Man kann den Hirsch an der Losung spüren, On revoit du cerf par les fumées.

M.

Mehrbraten, Les petits filets.

Les grands filets, oder kurz le filet, bedeutet den Rücken. Das Rückgrat selbst sammt den daran sitzenden Rippen heißt le coffre und wird den Hunden gegeben. Das Wildbret aber gehört dem Herrn der Jagd. So heißt es nach französischem Jägerrecht: Les droits du Seigneur sont le filet, les couisses et le cimier avec toute la tête.

Müde gejagt (vom Hirsch), Outré. Dieses bedeutet schon mehr als Malmené, s. Gejagt. Wird er noch matter, so heißt es: Il est sur ses fins, il est aux abois, und noch näher am Ende: Il est aux derniers abois.

N.

Niederthun, se reposer. Der Hirsch hat sich niedergethan, Le cerf se repose. Voilà le cerf à la reposée.

Niederziehen (von den Hunden), Porter le cerf à terre.

P.

Packen (von den Hunden, wenn sie ein Schwein am Gehör packen), Coiffer (un sanglier).

Wenn die Hunde nicht am Gehör packen, kann man dieses Wort nicht gebrauchen, sondern muß Prendre oder Tenir sagen.

Parforcehund, le chien courant.

Parforcejagd. Ungeachtet dieses Wort selbst schon halb französisch klingt, gibt es doch in der französischen Sprache kein eigenes einzelnes Wort für dieses Vergnügen, sondern man muß das Wort Chasse mit der Benennung des zu jagenden Wildes im Genitiv dafür gebrauchen. Das große französische Lehrgedicht von der Parforcejagd, dem diese Sammlung vieles zu danken hat, führt selbst den Titel „La Chasse du Cerf". Wir können also die hiesige (dessauische) am sichersten und richtigsten la chasse du cerf nennen. Sonst ist auch noch die Benennung la chasse aux chiens courans richtig und gebräuchlich.

Es gibt Fälle, in denen man der Deutlichkeit wegen beide Benennungen gebrauchen muß. So würde z. B. die Parforcejagd des Kurfürsten von

Sachsen am richtigsten la chasse du sanglier aux chiens courans heißen, um sie von der Sauhetze genugsam zu unterscheiden.

Parforce jagen, Courir oder Courre une bête, Forcer une bête. Wird man Morgen parforce jagen? Wird Morgen Parforcejagd sein? Courra-t-on le cerf demain?

Parforcejäger, le piqueur.

Perlen an den Stangen des Gehörns, la perlure, an der Rose und am Rosenstock [1]), la pierrure.

R.

Recht. Der rechte Hirsch, le cerf de meute, le cerf que l'on court. Rufen Sie nicht Taïaut; Sie wissen nicht, ob dies der rechte Hirsch ist, Ne criez pas taïaut, vous ne savez pas si c'est là le cerf de meute. Auf der rechten Fährte sein (von den Hunden), Prendre, Tenir le droit. Diese Hunde jagen auf der rechten Fährte, Ces chiens tiennent le droit. Recht haben (von den Hunden), Dire vrai. Ich glaube, daß jene Hunde, die man abnahm, recht hatten, Je crois que ces chiens qu'on enlevait disaient vrai.

Rehbock, le chevreuil. Rehricke, la chevrette. Ein junges Reh, un Chevraut.

Reiten (von den Parforcejägern), Piquer, Courir, Percer. Vor den Kopf reiten, um Hirsche zu separiren, Piquer en tête.

Percer wird besonders vom herzhaften Reiten im Holz gebraucht. Ce piqueur perce bien. Vom Durchbrechen durch Gesträuch oder verwachsene Aeste wird Brosser gesagt.

Relanciren, Relancer, Redonner le cerf aux chiens.

Rinnen oder Risse am Gehörn, les gouttières.

Roththier, la biche.

Rothwild, le fauve. Haben Sie hier viel Rothwild? Y a-t-il ici beaucoup de fauve?

Le fauve begreift aber auch das Damwild und die Rehe unter sich.

Rotte oder Rudel [2]) Sauen, une compagnie de bêtes noires. Dort geht eine ganze Rotte heraus, Voilà toute la compagnie des bêtes noires qui débuche.

Rudel, Wild oder (sächsisch) Trupp, une harde. Der Hirsch hat sich unter ein Rudel Wild gemischt, Le cerf s'est jetté dans une harde de biches.

S.

Sauen, s. Schwarzwild.

Saufinder, wie wir sie hier (in Dessau) haben, le matin.

Sauhetze, Saujagd, la chasse du sanglier.

Saujagd-Equipage, als alle Hunde, die dazu gehören und ihre Führer, le vautrail.

---

1) Diese werden von den deutschen Jägern gemeiniglich Steine genannt. W.

2) In Sachsen nur Rudel, weil Rotte von den Wölfen gebraucht wird. W.

Schalen des Laufs, les pinces.
Schießen gehen, besonders auf die sogenannte kleine Jagd, Giboyer.
Schießjagd, la chasse au fusil.
Schlag Hunde, un ordre. Dies ist ein schöner Schlag Parforcehunde, Voilà un bel ordre de chiens courans.
Schlag von einem wilden Schwein, une décousure. Dieser Hund ist stark geschlagen worden, Ce chien a remporté une terrible décousure.
Schlagen oder Fegen (von dem Hirsch), Frayer, Toucher au bois.
Schleichen (vom Hirsch, wenn er oft Retouren oder Contrafährte macht), Ruser. Unser Hirsch ging nicht viel vorwärts; er schlich nur immer, Notre cerf perçait rarement; il ne faisait que ruser.
Schreien (vom Hirsch in der Brunstzeit), Raire. Les cerfs ne crient pas, ils réent. Das Schreien der Hirsche, le raire.
Schritt des Hirsches oder des Wildes überhaupt, l'allure.
Schwarzwild, les bêtes noires.
Schwein, s. Keiler, Angehendes, Hauendes und Hauptschwein.
Schweiß, le sang.
Setzen, vom Roththiere, Damthiere und Reh, Faonner; auch Mettre bas; von andern wilden Thieren, Mettre bas, Faire des petits.
Siele oder Suhle der wilden Schweine, le souille.
Spieße (eines Spießers), les dagues.
Spießen, Donner, Porter des coups d'andouiller. Er ist vom Hirsch gespießt worden, Il a été blessé d'un coup d'andouiller. Zwei Hunde sind todtgespießt worden, Deux chiens ont été éventrés des coups d'andouiller.
Spießer oder Spießhirsch, le daguet.
Spur, s. Fährte.
Spüren, nach der Spur urtheilen, Revoir. Es wird mit dem Genitiv des Gegenstandes gebraucht. So: Einen Hirsch, eine Bache spüren, Revoir d'un cerf, d'une laye. Ich spüre ihn an der Fährte, an der Losung, auf dem Grase u. s. w., J'en revois par le pied, par les fumées, par les foulées etc.
Stand (des Hirsches), l'arrêt, l'assiette, le buisson du cerf, le lieu ou le cerf se repose. Wenn der Hirsch auf die Brunst tritt, hat er keinen gewissen Stand, Le cerf quand il entre en rut n'a pas arrêt. Der Hirsch hat seinen Stand verändert, Le cerf a quitté son assiette. Stand des Schwarzwildes, la demeure.
Stange des Gehörns, la perche.
Stehen oder Vorstehen (vom Hühnerhund), Arrêter. Es wird mit dem Accusativ des Gegenstandes gebraucht, vor dem der Hund steht; z. B. Der Hund steht vor einem Hasen, Le chien arrête un lièvre. Mein Hund steht vor allem, vor Hasen und Hühnern, Mon chien arrête poil et plume.
Stehen (vom Wild), Avoir son buisson, son arrêt. Weiß man, wo der Hirsch steht, den man jagen will? Connait-on le buisson du cerf qu'on va attaquer? Sait-on le lieu où le cerf se repose? Er steht in einem jungen Hauicht, Il a bris son buisson dans un jeune taillis. Der Hirsch steht bei Wildbret, Le cerf est hardé.

daß die Hunde sie ohne Mühe spüren, La voie d'un cerf mal-mené est si vive, que les chiens la sentent sans mettre le nez à terre.

Z.

Zerwirken (zerlegen), Défaire. Ehe man Cüree macht, muß der Hirsch ausgezogen und zerwirkt werden, Avant de faire curée il faut dépouiller et défaire le cerf.

Zeug, oder Tücher zum Stellen, les toiles.

Ziemer, Zimmer (vom Hirsch oder anderm Wild), le cimier.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

